M. med. 353 b/2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ex donat. Molliana.

M. med. 353 b-2

<36619978330013

<36619978330013

Bayer. Staatsbibliothek

Stephan Franz Geoffroy,

der Arzneygelahrheit Doctor, der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, und der Königlichen Geſellſchaft zu London Mitglied, wie auch Profeſſor der Chemie in dem Königlichen Garten, und der Medicin in dem Königlich-franzöſiſchen Collegio,

Abhandlung

von der

MATERIA MEDICA,

oder

von der Kenntniß, der Kraft, der Wahl, und dem Gebrauch einfacher Arzneymittel.

Zweyter Theil,

von den ausländiſchen Pflanzen.

Aus dem Lateiniſchen überſetzt.

Leipzig,
bey Carl Ludwig Jacobi, 1761.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verzeichniß
der Kapitel
Materia Medica. Zweyter Theil.
Von den Pflanzen.

Erſter Abſchnitt. Von den ausländiſchen Arzneymitteln.
1. Kapitel, von den Wurzeln.
1. Artikel, von der rechten Ackerwurz, Indianiſchen Ackerwurz und falſchen Ackerwurz S. 5
2. Art. von der Angelik 11
3. Art. von der Wolfswurz oder Giftheylwurz 15
4. Art. von der runden Hohlwurz, langen Hohlwurz, gemeinen langen Hohlwurz und kleinen Hohlwurz 18
5. Art. von der weißen und rothen Behenwurzel 28
6. Art. von der Americaniſchen Grießwurzel 31
7. Art. von der Eberwurz 38
8. Art. von dem Caſſumunar 44
9. Art. von der Pokenwurzel 45
10. Art. von der Peruvianiſchen Giftwurzel 54
11. Art. von den Coſtuswurzeln 60
12. Art. von der Gelbſuchtwurzel oder dem gelben Ingwer. 67
13. Art. von der langen und runden Cyperwurzel 72
14. Art. Von dem weißen Diptam 76

* 15. Art.

15. Art. von der Gemſenwurz oder Schwindelwurzel S. 80
16. Art. von der kleinen und großen Galgantwurzel 87
17. Art. von der Enzianwurzel 92
18. Art. von dem Süßholz 95
19. Art. von der weißen und ſchwarzen Nießwurzel 100
20. Art. von den Hermodatteln 116
21. Art. von der Jalappa 121
22. Art. von der Meiſterwurz 129
23. Art. von der Ipecacuanha 133
24 Art. von der Florentiniſchen Veilchenwurzel, und von der unſrigen 145
25. Art. von der Mechoacanna oder weißen Rhabarbar 151
26. Art. von der Bärwurzel oder Mutterwurzel 155
27. Art. von verſchiedenen Narden 159
28. Art. von dem Rinzin und Ginſeng 167
29. Art. von dem Bertram oder der Speichelwurz 177
30. Art. von der Rhabarbar und Rhapontic 182
31. Art. von der Sarſaparille 195
32. Art. von der Senekawurzel 203
33. Art. von der Virginianiſchen Schlangenwurzel 209
34. Art. von der Turbithwurzel 215
35. Art. von der Zittwerwurzel und dem Zerumbeth 221
36. Art. von dem Ingwer 231

2. Kapitel, von den Rinden.

1. Artikel, von den Zimmet 237
2. Art. von der Caſſienrinde oder dem Mutterzimmet 253
3. Art. von der Nelkenrinde oder dem Nelkenzimmet 255

4. Art.

4. Art. von dem weiſſen Zimmet S. 257
5. Art. von der Winteriſchen Rinde 261
6. Art. von der Fieberrinde oder China China und der Schakarille 264
7. Art. von der Codaga=Pala 308
8. Art. von der Simarouba 311

3. Kapitel, von den Hölzern
1. Artikel, von dem Paradieß=oder Aloes=Holze 315
2. Art. von dem Rhodiſer Dornholz und dem Roſenholze 323
3. Art. von dem Franzoſenholze 329
4. Art. von dem Grießholze 351
5. Art. von dem gelben, weiſſen und rothen Sandelholze 354
6. Art. von dem Saſſafras oder Fenchelholze 361

4. Kapitel, von einigen Meerpflanzen
1. Artikel, vor den Corallen und der Madrepore 366
2. Art. von dem Corallenmoos 382

5. Kapitel, von einigen Zweigen, Blättern und Blumen.
1. Artikel, von dem aromatiſchen Rohre 384
2. Art. von dem Cameelheu 387
3. Art. von dem Indianiſchen Blatte 391
4. Art. von den Sennesblättern 394
5. Art. von dem Cretiſchen Diptam 404
6. Art. von dem Thee 407
7. Art. von den Stöchasblumen oder der welſchen Lavendel 416
8. Art. von dem Saffran 419
6. Kapitel, von den Früchten und Saamen.

1. Artikel, von den Datteln 432
2. Art. von den rothen Bruſtbeeren 456
3. Art. von den ſchwarzen Bruſtbeeren oder den Sebeſten 463

4. Art. von den Roſinen S. 469
5. Art. von den trocknen Feigen 475
6. Art. von den Myrobalanen 486
7. Art. von der Coloquinte 497
8. Art. von der Caſſie 512
9. Art. von den Tamarinden 528
10. Art. von der Vanille 535
11. Art. von den Cardamomen 540
12. Art von den Amomen 551
13. Art. von den Cubeben oder Schwindelkörnern 556
14. Art. von dem Pfeffer und den Arten deſſelben 559
15. Art. von den Würznelken, Mutternelken und der königlichen Würznelke 576
16. Art. von den Elephantenläuſen 584
17. Art. von der Acajou-Nuß 589
18. Art. von der Ben-Nuß 594
19. Art. von dem Cacao 605
20. Art. von den Piſtacien 614
21. Art. von den Pinien 618
22. Art. von den Purgierkörnern des Wunderbaumes und den Barbados-Nüſſen 621
23. Art. von dem Caffe 636
24. Art. von der Muſkaten-Nuß und Blüthe 646
25. Art. von dem Krähen-Auge, Schlangen-Holze und der St. Ignatius-Bohne 661
26. Art. von dem Safflohr oder wilden Saffran 682
27. Art. von dem Wurm-Saamen oder Zittwer-Saamen 689
28. Art. von dem Stern-Anis oder Badian 694

7. Kapitel, von den flüßigen und verdickten Säften der Pflanzen 697

Von den flüßigen Harzen.

1. Artikel, vom Balſam von Mecha 699
2. Art. vom weißen und ſchwarzen Peruvianiſchen Balſam 712
3. Art. vom Balſam von Tolu 716

4. Art.

4. Art. vom Balſam von Copaiva 718
5. Art. vom flüßigen Amber 725
6. Art. vom flüßigen Storax 728
7. Art. vom Terpenthin und den verſchiedenen Arten und Producten deſſelben 732

Von den trocknen Harzen

1. Artikel, von dem Anime und Copal 757
2. Art. von dem Benzoin 764
3. Art. von dem Kampfer 769
4. Art. von der Caranne 784
5. Art. von dem Elemi 786
6. Art. von dem Epheu-Harz, ſo gemeiniglich Epheu-Gummi genennt wird 791
7. Art. von dem Ladan 798
8. Art. von dem Maſtix 805
9. Art. von dem Weyhrauch 812
10. Art. von dem Sandarach 819
11. Art. von dem Drachenblute 825
12. Art. vom trocknen Storax 835
13. Art. vom Tacamahac 842

Von den gummöſen Säften.

1. Artikel, vom Arabiſchen Gummi, Gummi Senegal, und unſerm Kirſch-Gummi 846
2. Art. vom Gummi Traganth 854
3. Art. von der Manne 860

Von den Gummi-Harzen.

1. Artikel, vom Ammoniac 890
2. Art. vom Teufelsdreck oder ſtinkenden Aſand 898
3. Art. von dem Bdellium 921
4. Art. von dem Euphorbium 927
5. Art. vom Galban 935
6. Art. von der Myrrhe 940
7. Art. von dem Opopanax 950
8. Art. vom Sagapen 953
9. Art. von der Sarcocolle 958
8. Kapitel, von einigen durch die Kunſt aus den Pflanzen gezogenen Säften 961

1. Artikel, von der Aloe S. 962
2. Art. von dem Scammonium 988
3. vom Gummi=Gutt 1009
4. Art. vom Mohnſafte 1025
5. Art. vom Egyptiſchen Schotendorn und dem Schlehendorn 1069
6. Art. von dem Hypocyſten Saft 1076
7. Art. von der Japoniſchen Erde und dem Lycio der Alten 1079
8. Art. vom Lucrizen=Saft 1092
9. Art. vom Zucker 1095
10. Art. von dem Weinſtein und deſſen Bereitungen 1133
9. Kapitel, von Erdſchwämmen und einigen Subſtanzen, ſo auf den Pflanzen wachſen
1. Artikel, von den Hirſchſchwämmen 1149
2. Art. von dem Hollunder=Schwamm 1152
3. Art. von dem Lerchen=Schwamm 1153
4. Art. von den Galläpfeln 1165
5. Art. von den Scharlachbeeren und der Coccinelle 1171

Anmerkung.

Da die Beſtimmung der Gewichte in dieſem und den folgenden Bänden von den, bey uns gebräuchlichen Gewichten in etwas verſchieden iſt: ſo achten wir für nöthig, ſolches kürzlich anzumerken. Es enthält nämlich ein Scrupel vier und zwanzig Gran; eine Drachme drey Scrupel; eine Unze acht Drachmen, und ein Pfund ſechzehn Unzen.

MATERIA MEDICA

Zweyter Theil.

Von den

ausländiſchen Pflanzen.

MATERIA MEDICA

Zweyter Theil.

Von den Pflanzen.

Nachdem wir den erſten Theil dieſer Abhandlung, welcher von den Foßilien handelt, zu Ende gebracht haben, ſo wenden wir uns zu dem zweyten, in welchem wir von denjenigen Arzneymitteln, die das Pflanzenreich darbietet, handeln werden. Die faſt unzähligen Arzneymittel aus dieſem Reiche ſind entweder ausländiſche, die nämlich aus fremden Ländern zu uns gebracht werden; oder innländiſche, die unter unſerm Himmelsſtriche wachſen. Da man nicht ganze ausländiſche Gewächſe zu uns bringt, ſondern nur einige Theile derſelben, die zum Gebrauch in der Arzneykunſt dienen: ſo wollen wir nach der Ordnung der Theile,

aus welchen die Pflanzen beſtehen, die ausländiſchen Arzneyen in verſchiedene Klaſſen theilen: in der erſten ſollen die Wurzeln; in der zwoten die Rinden; in der dritten die Hölzer; in der vierten die Blätter; in der fünften die Früchte und Saamen; in der ſechſten die flüßigen und verdickten Säfte; in der ſiebenden die zufällig angewachſenen Subſtanzen; in der achten einige aus dieſen Theilen verfertigte Arzneyen abgehandelt werden.

Was aber die innländiſchen Pflanzen betrifft, welche oft ganz zu Bereitung der Arzneyen genommen werden, und die man durch einige Kennzeichen leicht unterſcheiden kann, welche die Kräuterverſtändigen gemeiniglich von den Blumen und Saamen hernehmen: ſo wollen wir dieſelben nach alphabetiſcher Ordnung abhandeln.

Erſter

Erſter Abſchnitt.

Von den ausländiſchen Arzneymitteln, die aus dem Pflanzenreiche genommen werden.

Das erſte Kapitel.

Von den Wurzeln.

Erſter Artikel.

Von der rechten Akerwurz, indianiſchen Akerwurz und falſchen Akerwurz.

Was die Akerwurz, Acorum oder Acorus bey den alten Griechen geweſen, darüber iſt ein nicht geringer Streit unter den Schriftſtellern entſtanden. Denn einige, wie Braſſavolus, glauben, das Acorum des Dioſcorides ſey unſer kleiner Galgant; andre halten mit Fuchſen dafür, daß es der große Galgant ſey; noch andre halten es vor die Wurzel einer Schwerdlilie (Iris), welche Pſeudoacorus *Matthioli* genennt wird. Allein von dem Anguillara und Matthiolus iſt der ganze Streit entſchieden worden. Heut zu Tage wird der Name Acorus

dreyen verſchiedenen Wurzeln zugeſchrieben, welche alſo unterſchieden werden: rechte Akerwurz, indianiſche oder aſiatiſche Akerwurz und falſche Akerwurz.

Die rechte Akerwurz, Acorus verus, Officinis falſo Calamus aromaticus, Gerard. Ἄκορον *Dioſcoridis* & *Galeni*. Acorus verus oder Calamus aromaticus officinarum *C. B. P.* Calamus aromaticus vuglaris, multis Acorum, *J. B.* iſt eine Wurzel, welche die neuern Griechen Κάλαμον ἀρωματικὸν genennt haben, ob ſie ſchon vom Calamo aromatico des Dioſcorides gänzlich unterſchieden iſt. Die Araber, von welchen die Schriften des Dioſcorides ſind erklärt worden, haben das Acorum der Griechen Ugi oder Vegi genennt, ſie ſcheinen aber dieſe Pflanze nicht gekannt, ſondern eine andre vor das Acorum angenommen zu haben; indem Avicenna dem Ugi einen ſehr widrigen und faſt unerträglichen Geruch zuſchreibt, welches aber von dem Acoro *Dioſcoridis* und von unſrer rechten Akerwurz nicht geſagt werden kann. Zu des Plinius Zeiten wurde von einigen der Name Acorus nicht allein der Wurzel des Acori der alten Griechen, ſondern auch der Wurzel einer Pflanze, welche Oxymyrſina hieß, gegeben, und ſie nennten dieſelbe Acorum agrion.

Die Akerwurz iſt eine lange, ſchiefe, durch öftere Knoten gegliederte, eines Fingers dicke, etwas platte Wurzel, wenn ſie friſch iſt, fällt ſie auswendig aus dem weißen ins grüne, hernach wird

ſie

ſie gelbröthlich, innwendig iſt ſie weiß und ſchwammig, von Geſchmack ſcharf, bitter, aromatiſch, welcher jedoch dem Lauch oder Knoblauch etwas nahe kömmt, von Geruch angenehm und aromatiſch. Man erwählt diejenige, welche friſch, wohlriechend und weder ſchimmlich noch angefreſſen iſt. Aus den Wurzeln, welche ſich nach der Oberfläche der Erde richten und ſchief fortlaufen, wachſen Blätter, die eine Elle oder anderthalb Ellen lang ſind, und der ſchmalblätterigen Schwerdlilie gleichen, flach, ſpitzig, angenehm grün, glatt, vier bis fünf Linien breit, ſcharf, aromatiſch, etwas bitter, und wenn man ſie zwiſchen den Fingern reibt, geben ſie einen Geruch. Tournefort hat die Blumen dieſer Pflanze in ſeinen Inſtitutionibus rei herbariae nicht beſchrieben, allein Herr Petit, königlicher Arzt bey dem Hoſpitale zu Namur, welcher der Kräuterwiſſenſchaft ſehr kundig iſt, beſchreibt ſie alſo: Die Blumen ſind blätterlos, beſtehen aus vielen (ſechs) Staubgefäßen und machen eine dicht zuſammengedrängte Aehre aus: zwiſchen dieſen Staubgefäßen entſtehen Eyer, welche mit kleinen platten Blättern oder Schuppen umgeben ſind. Aus jedem dieſer Eyer wird ein viereckiger Saame. Alle dieſe Theile hangen an einer dicken Achſe und machen eine Kegel- oder Hornförmige Aehre aus, die in einem furchigen Blatte liegt, welches dicker als die andern iſt. Dieſe Wurzel wächſt in Litthauen und in der Tartarey an feuchten Orten, und in den Niederlanden und England an den Flüſſen. Durch die Deſtil-

 lation

lation giebt die Akerwurz eine ziemliche Menge weſentliches Oel und etwas flüchtigen urinöſiſchen Spiritum, woraus man ſiehet, daß ſie von einem flüchtigen, aromatiſchen Salze voll iſt.

Dioſcorides eignet der Akerwurz eine erhitzende Kraft zu, ſie ſoll den Urin treiben, die Schmerzen der Seite, Bruſt und Leber lindern; der Verhärtung der Milz abhelfen, das Bauchgrimmen dämpfen, das ſchwere Harnen, und die Schlangenbiſſe heilen, und den Gegengiften nützlich beyzumiſchen ſeyn. Zu Stärkung des Magens, zu Zertheilung der Blähungen, das Bauchgrimmen zu lindern, den Verſtopfungen der Gebährmutter und der Milz abzuhelfen, die Monatzeit zu befördern, und die Bewegung des Blutes und der Lebensgeiſter zu vermehren, wird ſie faſt von allen Aerzten angeprieſen, und überhaupt für ein alexipharmacum gehalten.

Die Akerwurz pflegt entweder in Subſtanz von zwölf Gran bis zu einer halben Drachme, oder im Infuſo zu zwo Drachmen gegeben zu werden.

Nimm von der Akerwurz funfzehn Gran, von Alantwurz zehn Gran, grauen Ambra drey Gran, Zuckerkand einen Scrupel. Vermiſche es, mache ein Pulver, welches in Schwachheit des Magens vortrefflich iſt, oder vermiſche daſſelbe mit genugſamer Menge Syrupi Cydoniorum oder Menthae, und mache einen Bolum.

Nimm

Nimm von der in Stückchen geſchnittenen Akerwurz, zwo Drachmen, gieße ſechs Unzen guten Wein oder warmes Waſſer darüber, der Kranke trinke davon, um den Appetit zu erwecken, die von Blähungen entſtandnen Colikſchmerzen zu lindern, und ſich vor anſteckenden Krankheiten zu verwahren. Die mit Zucker überzogne Akerwurz iſt dem Geſchmack und Magen ſehr angenehm. Man rühmt ſie auch wider die Catarrhe, und die Türken eſſen ſie des Morgens wider die anſteckende und verdorbne Luft.

Die Akerwurz wird zum Pulvere cephalico odorato D. Charas, wie auch zum Mithridatio, Orvietano, Theriaca, El. de Baccis Lauri und zu den Trochiſcis de Capparidibus genommen.

Die indianiſche oder aſiatiſche Akerwurz Acorus Indicus vel Aſiaticus, *Officinarum.* Acorus verus ſive calamus aromaticus aſiaticus, radice tenuiore, *Herrmann. Catal. H. Lugd. Bat.* Calamus aromaticus, *Garziae ab horto.* Te-hianpon, *Sinenſium.* Capicatinga, aliis Jacarecatinga, Acori ſpecies, *Piſonis.* Vazabu und Vazumbo *Ceylanens.* Va-Embu, *H. Malab.* Bembi *Bramannum* iſt eine Wurzel, die der rechten Akerwurz ſehr ähnlich iſt, nur etwas dünner, von einem angenehmern Geruch, und bittern, nicht unangenehmen und aromatiſchen Geſchmack, welcher die Zunge reizt. Es ſcheint, daß die Alten dieſe Pflanze nicht gekannt haben.

Sie wächſt in beyden Indien, die braſilianiſche iſt an äußerlicher Geſtalt, nur nicht an Größe, der europäiſchen ähnlich, nach des Piſo Zeugniß.

Man braucht dieſe Wurzel entweder allein oder mit andern Arzneyen vermiſcht, nicht nur die ſchleimigten und dicken Säfte zu zertheilen, ſondern auch vornehmlich wider die Gifte.

Die falſche Akerwurz, Acorus adulterinus und Pſeudo Acorus *Officinar.* iſt eine knotige, von außen und innen rothe Wurzel, ohne Geruch; wenn ſie noch grün iſt, hat ſie anfangs einen ſchwachen Geſchmack, der aber nach kurzer Zeit eine große Schärfe in dem Munde zurück läßt.

Es iſt die Wurzel einer Pflanze, die eine Art der Schwerdlilie iſt, und Iris paluſtris lutea *Tabernaemontan.* heißt. Acorus adulterinus, *C. B. P.* Acorum falſum *Camerarii*, *Epiſtol. 6.* Faſt alle Wurzelkrämer haben ſie lange Zeit vor die rechte Akerwurz gebraucht, als noch die Kräuterwiſſenſchaft in einer großen Unwiſſenheit verhüllt war. Indeß iſt dieſe Wurzel nicht gänzlich unnütz. Denn nach dem Zeugniß des Dodonäus hemmt ſie die rothe Ruhr und andre Bauchflüſſe, wie auch die zu häufige Monatzeit und alle Blutflüſſe, wenn man ſie im Decocte oder auf andre Art nimmt.

Zwey=

Zweyter Artikel.

Von der Angelik.

Die Angelica und Archangelica iſt eine Pflanze, welche den alten Griechen unbekannt geweſen zu ſeyn ſcheinet, obſchon einige Kräuterkundige verſichern, daß ſie das Sylphium *Dioſcoridis*, andre das Smyrnium, andre das Panax heracleum, noch andre, daß ſie die Myrrhis geweſen ſey, doch alle ſtützen ſich auf ſchwache Gründe.

Der Name Angelica wird heut zu Tage einigen, etwas von einander unterſchiednen Pflanzen gegeben; diejenige, welche in unſren Apotheken am öfterſten gebraucht wird, heißt Angelica ſativa *C. B. P.* Imperatoria ſativa, *Inſtitutionum R. H.* Radix Spiritus ſancti agyrtarum, *C. Hoffmann.* Archangelica, *quorundam.* Ihre Wurzel iſt drey Finger dick, ſehr zaſerig, von außen ſchwarz und runzlich, innwendig weiß, weich, ſaftig, ſcharf, bitter, und giebt einen ſehr lieblichen aromatiſchen Geruch; ihr Stengel wächſt über eine Elle hoch, er iſt hohl und hat viele Zweige mit großen Blättern, die dem Waſſereppich gleichen, nur ſind ſie viel ſpitziger. Die Blumen ſtehen in Form eines Schirms, jede hat fünf weiße Blätter, der Kelch verwandelt ſich in eine Frucht, die aus zween länglichen geſtreiften Saamen beſteht,

ſteht, welche mit einem ſehr kleinen Blättchen umgeben ſind. Die Wurzel wird getrocknet aus Böhmen, von den Alpen und Pyränäen, wie auch von den Bergen aus Auvergne zu uns gebracht. Man erwähle diejenige, welche dick, auswendig braun, innwendig weiß, nicht angefreſſen, von einem lieblichen und dem Moſche ähnlichen Geruch, und von Geſchmack ſcharf und aromatiſch iſt.

Es giebt noch eine andre Art der Angelik, welche Archangelica, *I. B.* Imperatoria Archangelica dicta, *Inſtitut. R. H.* heißt. J. Bauhin berichtet, daß ſie einige die norwegiſche und ſchoniſche Angelik nennen, und ſagt, nach dem Lobel und Dodonäus, ſie ſey viel größer, aber nicht ſo wohlriechend. Jedoch erzählt Simon Pauli, ein ſehr gelehrter und aufrichtiger Mann, daß er einige Wurzeln von der ſchoniſchen Angelik aufbehalten habe, die ſchon einige Jahre vorher ausgeleſen und getrocknet worden, und die einen ſo angenehmen Geruch gegeben, daß ſie die böhmiſche Angelik weit übertroffen hätten, auch von einem angenehmern aromatiſchen Geſchmacke geweſen wären. Vielleicht kömmt dieſer Unterſchied des Geruchs und Geſchmacks von der Verſchiedenheit des Erdreichs her.

Tournefort zählt dieſe Arten der Angelik zum Geſchlecht der Meiſterwurz, (Imperatoria) wegen der Uebereinſtimmung in den Blumen und Saamen.

Aus vier Pfunden und vierzehn Unzen friſcher Angelikwurzeln hat man durch die chemiſche Analyſin

lyſin ungefähr zehn Unzen urinöſes Phlegma, drey Pfund und ſechs Unzen ſaures Phlegma, eine Unze ſowohl weſentliches als dickes Oel bekommen; das Caput mortuum betrug ſechs und eine halbe Unze, woraus man drey Drachmen und vier und funfzig Gran ausgelaugtes alkaliſches Salz, und ſechs Drachmen zwölf Gran unſchmackhafte Erde erhalten. Es hat ſich kein flüchtiges feſtes Salz gezeigt; die Blätter aber, wenn ſie deſtilliret worden, haben einige Gran dergleichen Salz gegeben.

Aus dieſer Analyſi, wie auch aus dem ſcharfen, bittern, aromatiſchen Geſchmack und dem angenehmen Geruch erhellet, daß die Angelikwurzel ein Salz enthalte, welches dem Salmiak beykömmt, und mit einer ziemlichen Menge Oel und ſehr wenig Erde vermiſcht iſt, doch ſo, daß dieſe Principia nicht ſo gar genau mit einander verbunden ſind, wie, zum Exempel, die Vermiſchung eines flüchtigen öligten Spiritus mit Spiritu Vitrioli oder Salis dulcificati ſeyn würde, wenn ſie mit einem ſehr kleinen Theil Erde zu einem feſten Körper gemacht würden.

Die Angelik wird für ein Magen- und Herzſtärkendes auch ſchweißtreibendes Mittel gehalten, nicht weniger ſoll ſie in Wunden und wider den Giſt dienen. Sie heilt bösartige Krankheiten und ſelbſt die Peſt. Die Wurzel und der Saame werden zum Gebrauch in der Arzneykunſt, den übrigen Theilen der Pflanze vorgezogen. Um ſich vor der Peſt zu verwahren, macerirt man die

Wurzeln in Eßig, und hält ſie entweder an die Naſe oder man kauet ſie im Munde, oder trinkt nüchtern den Eßig, in welchem ſie macerirt worden. In Peſtzeit ſtreuet man das Pulver von dieſer Wurzel auf die Kleider, um nicht ſo leicht angeſteckt zu werden.

Nimm vom Pulver Angelikwurzel eine Drachme, der Kranke nehme ſie in einem Glaſe guten Weins. Oder:

Nimm von der Angelikwurzel eine halbe Drachme, Theriak eine Drachme, gieb es dem Peſtkranken in Cardobenedikten= oder Angelikwaſſer; wiederhole dieſen Trank alle ſechs Stunden, den Schweiß zu befördern und die Peſt zu heilen.

Man rühmt auch die mit Zucker überzogene friſche Wurzel und die abgeſchälten Stiele der Blätter, wenn man ſie des Morgens einnimmt, wider die Peſt und anſteckende Luft, wie auch alle kalte Bruſt= und Lungenbeſchwerungen. Man kauet ſie auch, um den ſtinkenden Athem zu verbeſſern.

Die Angelikwurzel wird zu dem Orvietan des Charas und zu dem Gegengifte Orvietan, mens, Friedrich Hoffmanns, genommen; ferner unter das Pulver wider die Peſt oder das Bezoarpulver des Renodäus, zu dem Meliſſenwaſſer, welches gemeiniglich *Eau des Carmes* genennt wird und zu *D. Charas* emplaſtro ad ganglia.

× ❋ ×

Drit=

Dritter Artikel.

Von der Wolfswurz oder Giftheylwurz.

Die Wolfswurz oder Giftheylwurz, Anthora und Antithora, *Offic.* Algieduar oder Zedoaria *Avicen.* vielleicht Bisbua oder Bismuxbua; nämlich Napellus *Moyſi, Arab.* Contrayerva Germanica *quorumd.* franzöſiſch, Anthore oder Maclou; iſt eine ungefähr einen Zoll dicke, knollige, bald gewundene, bald längliche Wurzel, ſie gleicht faſt den Cyperwurzeln oder der Stendelwurz, ſie iſt zaſerig, auswendig braun, inwendig weiß, hat einen bittern und die Kehle zuſammenziehenden Geſchmack; wenn ſie trocken iſt, läßt ſie ſich nicht leicht zerbrechen, aber dennoch leicht zerreiben.

Sie iſt die Wurzel einer Pflanze, welche auf den Graubündter- Savoyiſchen- und Schweitzer-Alpen, wie auch auf den Bergen in Ligurien und im Delphinat häufig wächſt. Sie heißt Aconitum ſalutiferum ſeu Anthora, *C. B. P.* Antithora flore luteo Aconiti, *I. B.* Anthora Zedoaria, Aconitum ſalutiferum, *Tabern.* und von dem Tournefort wird ſie unter die Arten des Aconiti gerechnet. Man findet von ihr bey den alten Griechen keine Meldung. Dieſe Pflanze wächſt

neun

neun Zoll hoch, auch zuweilen über eine Elle, ſie hat nur einen einfachen Stengel, welcher ſteif, eckigt und etwas rauch iſt, die Blätter ſtehen eins ums andre daran, und gleichen dem Napello, nur haben ſie feinere Einſchnitte und ſind nicht ſo glänzend, auf der untern Seite weißlicht oder der Nigellae etwas ähnlich und von einem bittern Geſchmacke: die Blume iſt vielblättrig, unähnlich, oder beſtehet aus fünf unähnlichen Blättchen, und ſtellt faſt einen Menſchenkopf mit einem Helme für, von Farbe weißgelblich, ihr Geruch iſt nicht unangenehm; der Stempfel verwandelt ſich in eine Frucht, die aus häutigen und hornförmigen Scheiden, voll eckiger, runzlicher und ſchwärzlicher Saamen, zuſammengeſetzt iſt. Die Wurzel beſteht aus einem zwey- oder dreyfachen Knollen, ſelten aus einem einzigen, welcher bald lang, bald rund oder gewunden, zaſerig, von außen braun, von innen weiß und von bitterm ſcharfen Geſchmack iſt.

Es giebt noch eine andre Art des heilſamen Aconiti, die viel größer iſt und Aconitum ſalutiferum elatius Pyrenaicum, foliis atrovirentibus, flore majore *I. R. H.* genennt wird.

Giftheylwurz, Anthora oder Antithora heißt ſie deswegen, weil man glaubt, daß ſie ein beſonderer Gegengift wider das ſchädliche Aconitum ſey, welches man Thora nennt, und wovon es zwo Arten giebt, nämlich: Ranunculus Cyclaminis folio, Aſphodeli radice, major, *I. R. H.* Aconitum Pardalianches primum, ſeu Thora major, *C. B.*

C. B. P. & Ranunculus Cyclaminis folio, Aſphodeli radice, minor, *I. R. H.* Aconitum Pardalianches alterum, ſive Thora minor, *C. B. P.*

Die Giftheilwurz wird nicht allein für ein Gegengift wider das Aconitum, ſondern auch wider andre Gifte, ja ſelbſt wider den Biß der Ottern und andrer giftiger Thiere, gehalten. Man rühmt ſie auch in bösartigen und Fleckfiebern, und ſelbſt in der Peſt. Im Delphinat braucht man dieſe Wurzel öfters wider die Würmer und das Grimmen im Leibe.

Cluſius hält den Gebrauch dieſer Wurzel für verdächtig und glaubt, es ſey beſſer ſich ihrer gänzlich zu enthalten. J. Bauhin erinnert auch, ſie behutſam zu gebrauchen und verſichert, daß ſie ſehr ſtark purgiere. Allein Conrad Gesner ſagt in ſeinen Briefen, daß er den dünnen Trank dieſer Wurzel mit Honigwaſſer ohne Schaden getrunken habe. Auch ich habe eine ſolche purgierende Kraft in dieſer Wurzel nicht gefunden, ob ich ſie ſchon öfters ſowohl in bösartigen Fiebern, als auch wider die Würmer gegeben. Vielmehr habe ich dieſe Wurzel mit gutem Erfolge vornehmlich in denjenigen bösartigen Fiebern gebraucht, die von einer ſchleimichten Materie im Magen und in den Gedärmen entſtehen, und die meiſtentheils Wurmfieber ſind. Denn durch das ſcharfe und ſubtile Salz, welches mir dieſe Wurzel zu beſitzen ſcheint, zertheilet und verdünnet ſie die zähen und ſchleimichten Säfte. Man verordnet ſie von ei-

nem Scrupel bis zu einer Drachme wider das Grimmen in den Gedärmen und wider die Würmer. In bösartigen Fiebern wird die Doſis zwey bis dreymal des Tages wiederholt. Wegen ihrer großen Bitterkeit oder vielmehr Schärfe, giebt man ſie in Form eines Boli, mit Gold- oder Silberblättchen oder mit Oblaten überzogen. Sie wird auch zum Antidoto Orvietano oder Theriacali *Pharmacop. Tholoſanae* gebraucht.

Vierter Artikel.

Von der runden Hohlwurz, langen Hohlwurz, gemeinen langen Hohlwurz und kleinen Hohlwurz.

Cicero ſagt, daß die Hohlwurz, Ariſtolochia, ihren Namen von einem gewiſſen Ariſtolocho, welcher ſie erfunden, empfangen habe; Ariſtoteles aber will, daß dieſer Name von einer Weibsperſon, die Ariſtolochia geheißen, herkomme. Allein Dioſcorides leitet den Namen dieſer Pflanze von ihrer Tugend her, weil ſie die Reinigung der Weiber nach der Geburt befördert, *ἄριϛη ταῖς λοχείαις*, und dieſes iſt viel wahrſcheinlicher.

Den Namen Ariſtolochia haben Dioſcorides und Galen dreyen Pflanzen gegeben, Plinius aber

aber vieren. Wir wollen von jeder beſonders reden.

Die runde Hohlwurz, Ariſtolochia rotunda, *Offic.* Ἀριϛολοχία ϛρογγύλη *Dioſc.* & *Gal.* Ariſtolochia prima ſeu femina *Plin.* franzöſiſch, Ariſtoloche ronde; iſt eine knollige, feſte, drey Zoll dicke, runde, runzlichte, mit einigen Zaſern verſehene Wurzel, auswendig braun, innwendig blaßgelb, mit einer dicken Rinde nmgeben, ſcharf, aromatiſch und läßt eine widrige Bitterkeit auf der Zunge zurück. Sie wird aus Languedoc und Provence zu uns gebracht.

Man wähle diejenige, welche gut verwahret worden, nicht zu tiefe Runzeln hat, ſchwer, fleiſchich und feſt iſt, von ſtarkem Geruch und Geſchmack, welcher ihr eigen iſt. Wenn man ſie zerbricht, muß ſie nicht ſtaubig werden, ſie muß weder ſchimmlicht noch von Würmern angefreſſen ſeyn. Dieſe Kennzeichen der Güte gelten auch von den andern Wurzeln.

Die Pflanze heißt Ariſtolochia rotunda flore ex purpura nigro, *C. B. P.* Ariſtolochia rotunda *I. B.* Ihre Wurzel treibt viele äſtige Stengel, eine halbe Elle hoch; die Blätter haben viele Adern, ſind ein wenig rund, dunkelgrün und ſtehen eins ums andre faſt ohne Stiel an dem Stengel, ſo, daß ſie dieſen mit ihren ohrförmigen Enden gleichſam umfaſſen. Die Blumen entſtehen aus dem Winkel, den die Blätter mit den Stengeln machen, und ſind einblättrig, ungleich, röhrig, an ihrem äußerſten und mittelſten Theile zun-

genförmig; ihre Farbe fällt aus dem dunkelrothen ins ſchwarze; der Kelch verwandelt ſich in eine rundliche, häutige Capſel, die in ſechs Zellen getheilt iſt, worinnen ſchwarze, breite und platte Saamen enthalten ſind, die über einander liegen und durch einige Häute, wie auch durch eine weiße ſchwammichte Materie, die zwiſchen jedem Saamen befindlich iſt, von einander geſchieden werden; welches ſich auch mit den andern Arten der Hohlwurz alſo verhält.

Die lange Hohlwurz, Ariſtolochia longa, *Offic.* Ἀριστολοχία μακρὰ δακτυλῖτις, *Dioſc.* & *Gal.* Ariſtolochia altera ſeu Mas, *Plin.* franzöſiſch, Ariſtoloche longe; iſt eine länglich runde, Daumens- und bisweilen Armsdicke und einen Fuß lange Wurzel; runzlich, auswendig braun, innwendig gelblich, von Geruch und Geſchmack der runden Hohlwurz ähnlich, doch etwas ſchwächer. Man bringt ſie aus eben denſelben Ländern zu uns, aus welchen wir die erſtere bekommen: Die Pflanze dieſer Wurzel heißt, Ariſtolochia longa vera, *C. B. P.* Ariſtolochia longa, *I. B.* Ihre Stengel ſind viereckig, eine halbe Elle hoch, in viel Aeſte getheilt, die auf der Erde hinlaufen; die Blätter ſind kleiner, als die von der runden Hohlwurz, doch feſter und von hellerer Farbe, und haben einen längern Stiel; die Blume iſt auch einblätterig, röhrig und zungenförmig, von Farbe aus dem grünen ins weiße, doch auswendig grasgrün, innwendig wie die übrigen Arten, rauch; die Frucht hat die Geſtalt einer Birne und ſpringt,

wenn

wenn ſie reif iſt, von einander, die Saamen ſind breit, roth und braun. Die ältern Wurzeln ſind gemeiniglich an ihrem äußerſten Theile ſtumpf, und faſt durch und durch von einerley Dicke, zuweilen aber haben ſie ein zweigichtes Ende; die jüngern Wurzeln ſind dünne, und haben viele Faſern.

Die gemeine lange Hohlwurz, Ariſtolochia Clematitis, *Offic.* Ἀριστολοχία κληματῖτις, *Dioſc.* & *Gal.* Ἀριστολοχία λεπτή, id eſt, tenuis, *ejusdem Gal.* & *Androm.* Ariſtolochia tertia ſeu Clematitis, *Plin.* franzöſiſch, Ariſtoloche Clematite; iſt eine lange kriechende Wurzel, in viele Aeſte getheilet, zaſerig, dünne oder mittelmäßig dicke, kaum wie eine Schreibfeder, braun, innwendig gelb, von ſtärkerm Geruche als die vorhergehenden, von Geſchmack bitter und ſo durchdringend, daß, ſo bald man ſie koſtet, der ganze Mund davon voll wird.

Die Pflanze, welche Ariſtolochia Clematitis recta, *C. B. P.* Ariſtolochia Clematitis vulgaris, *I. B.* Ariſtolochia Sarracenica, *Dod.* genennt wird, treibt aus einer ſich weit ausbreitenden, tief in die Erde ſteigenden und ſich vielfach fortpflanzenden Wurzel, zweigichte Stengel, welche höher und feſter als der andern Arten, rund und ſtreificht ſind; die Blätter ſind größer, als der andern ihre, und haben viele Adern; ſie ſind blaßgrün, mit längern Stielen, als die andern verſehen, und gleichen an Geſtalt den Blättern der langen Hohlwurz; die Blumen ſind blaß, und entſtehen häufig an den Winkeln der Blätter, da ſie hingegen bey

den andern nur einzeln kommen; ſie gleichen ebenfalls den Blumen der langen Hohlwurz, nur ſind ſie kleiner. Die Früchte ſind von der langen nicht weiter unterſchieden, als daß ſie größer, faſt von der Größe eines kleinen Apfels ſind; die Saamen ſind auch größer. Dieſe Pflanze wächſt häufig in Languedoc bey Montpellier, woher man die Wurzel getrocknet zu uns bringt. Man findet ſie auch auf den Feldern um Paris.

Die kleine Hohlwurz, Ariſtolochia tenuis vel Piſtolochia, *Offic.* Ariſtolochia quarta, ſeu Piſtolochia & Polyrrhizos, *Plin.* franzöſiſch, Petite Ariſtoloche; beſtehet aus vielen langen, dünnen und faſerichten Wurzeln, die in einen gemeinſchaftlichen Knollen zuſammenlaufen, hat einen angenehmen aromatiſchen Geruch und ſcharfen bittern Geſchmack. Sie wird auch aus Languedoc zu uns gebracht. Man nennt ſie Polyrrhizos wegen der Menge ihrer Wurzeln. Es ſcheint, daß Dioſcorides und die alten Griechen dieſe Art der Hohlwurz nicht gekannt haben.

In den Apotheken braucht man oft an ſtatt dieſer letztern Art die Wurzel einer Pflanze, welche Meliſſe heißt, Meliſſa humilis latifolia, maximo flore purpuraſcente. *I. R. H.* Meliſſa, *Trag.*

Die Pflanze, welche Ariſtolochia Piſtolochia, *C. B. P.* Ariſtolochia polyrrhizos, *I. B.* Piſtolochia *Dod.* heißt, hat kleine, ſelten über neun Zoll lange, zarte, eckichte oder geſtreifte, zweigichte Stengel. Die Blätter ſind den Blättern der langen Hohlwurz ähnlich, doch viel kleiner, runzlichter

lichter und am Rande ein wenig ausgeſchnitten; die Blumen haben eben die Geſtalt, wie der runden Hohlwurz ihre, doch ſind ſie kleiner, bisweilen ſchwarz, bisweilen fallen ſie aus dem grünen ins gelbe; die Früchte ſind auch der runden ihren ähnlich, aber kleiner, und wenn ſie reif ſind, öffnen ſie ſich an dem Theile wo ſie an dem Stiele hängen; die Saamen ſind gleichfalls der runden ihren ähnlich.

In der chemiſchen Analyſi geben die Hohlwurzeln ſehr viel Oel und Erde; nichts von flüchtigem feſtem Salze, eine mittelmäßige Menge urinöſen Spiritum, aber ſehr viel ſaures Phlegma. Das aus der Aſche ausgelaugte fixe Salz macht die Solution des corroſiviſchen Sublimats trübe und milchig, und nicht gelbe. Noch mehr, der Saft dieſer Wurzeln färbt das blaue oder mit dem Safte der Sonnenwende gefärbte Papier, roth. Hieraus erhellet, daß die Kraft der Hohlwurzel von einem gewiſſen weſentlichen Salze herrühret, welches aus einer mit ſaurem Salze überflüßig geſättigten Erde beſtehet, die mit einem mäßigen Theile Salmiak und vielem Schwefel verbunden iſt.

Die runde und lange Hohlwurz werden ſehr häufig gebraucht, die beyden andern aber ſelten. Jene ſind zertheilend, verdünnend, eröffnend und reinigend. Jedoch wird die runde für wirkſamer gehalten, und man ſchreibt ihr viel feinere Theile zu. Daher iſt nach dem Galen die lange in ſolchen Fällen bequemer, wo man eine mäßige Reinigung

nigung braucht, nämlich in Fleiſchgeſchwüren und zu Bähungen der Gebährmutter. Wo aber verdickte Säfte zu verdünnen ſind, da brauche man die runde.

Dieſe Hohlwurzeln alle dienen dem Kopfe, der Bruſt, der Mutter, ſie ſind in Wunden und als alexipharmaca zu gebrauchen. In der That aber beſitzt die runde nach aller Zeugniß eine weit mehr verdünnende Kraft, als die lange; hingegen hat die lange in Anſehung ihrer reinigenden Kraft den Vorzug vor der runden. Man muß alſo in Catarrhen und in Bruſtbeſchwerungen, die von dicken Säften herrühren, in Blähungen, Colikſchmerzen, in Verſtopfungen der Milz, der Mutter, in ausbleibender Monatzeit und Reinigung nach der Geburt und in Zerreißungen der Gefäße, das geronnene Geblüte zu zertheilen, die runde gebrauchen: denn ſie führt durch den Urin, durch die Haut oder durch das monatliche, allerley Unreinigkeiten ab. Hingegen zu Reinigung der Wunden und unreinen Geſchwüre, in der Krätze und andern Krankheiten der Haut, iſt die lange vorzüglicher; man kann auch die Fiſteln bequem damit reinigen. Allein die vornehmſte Eigenſchaft dieſer beyden Wurzeln iſt dieſe, daß ſie die Monatzeit befördern und die Mutter nach der Geburt reinigen; wozu ſie auch vom Hippocrates in dem Buche von den Krankheiten der Weiber angeprieſen werden. Man muß aber ſchwangere Weiber dieſe Wurzeln innerlich nicht gebrauchen laſſen, denn ſie verurſachen eine unzeitige Geburt.

In ſcorbutiſcher Engbrüſtigkeit räth **Simon Pauli** das Decoctum der runden Hohlwurzel den zähen Schleim aufzulöſen. **Friedrich Hoffmann** rühmt das Infuſum von den Blättern der langen Hohlwurz, um der Lungenſucht oder einem Lungengeſchwüre vorzubeugen, welches nach einer Blutſtürzung mit Huſten zu erfolgen pflegt. Er giebt dieſes Infuſum auf folgende Weiſe:

Nimm Hufflattichblumen-Waſſer zwo Unzen, gieß es den erſten Tag auf ein Blatt der langen Hohlwurzel, und laß es die Nacht über ſtehen; den andern Tag nimm zum Infuſo zwey Blätter, den dritten drey, den vierten vier, den fünften fünf, den ſechſten ſechs, den ſiebenden ſieben, den achten ſechs, den neunten fünf, den zehnten vier, den eilften drey, den zwölften zwey, den dreyzehnten ein Blatt.

Aeußerlich wird das Pulver der langen Hohlwurz mit Ehrenpreißwaſſer gekocht, in Geſchwüren der Schenkel, von **Simon Pauli** ſehr gerühmt. **Tragus** räth das Decoctum mit Wein von eben dieſem Pulver, die Geſchwüre der Geburtsglieder zu heilen.

Da die Hohlwurz wegen ihrer ſtarken Bitterkeit dem Geſchmacke zuwider iſt, ſo wird ihr Infuſum oder Decoctum ſelten innerlich zu nehmen verordnet; das Pulver aber öfter, von einem Scrupel bis zu zwo Drachmen.

Nimm runde Hohlwurz drey Drachmen, Zimmt eine Drachme, Saffran einen Scrupel; mache mit Beyfußſyrup ein Opiat, davon gieb alle

vier Stunden eine Drachme, die ausbleibende Reinigung nach der Geburt zu befördern.

Nimm Althäawurzel, Zaunrübenwurzel (Bryonia), lange und runde Hohlwurz, von jeder zwo Unzen, Bingelkraut (Mercurialis) Beyfuß und Seevenbaumblätter, von jedem eine Handvoll, Chamillen, Steinkleeblumen (Melilotus) und Rheinfarrnblumen, von jedem ſo viel als man mit drey Fingern faſſen kann. Stoße und zerſchneide ſie, koche ſie in gnugſamer Menge Brunnenwaſſer, thue es alsdenn in Säckchen, und lege dieſe auf den Unterleib und die Schaamglieder in ausbleibender Reinigung nach der Geburt.

Man kann die gemeine lange Hohlwurz (Ariſtolochia Clematitis) ganz wohl an ſtatt der langen gebrauchen. Doch behauptet Galen, daß ſie an Kräften der runden und langen nicht gleich komme, ungeachtet ſie ſtärker rieche, welches zu verwundern iſt. Denn der Geruch und Geſchmack ſcheinen ſowohl die Menge als die Kraft der wirkſamen Principiorum zu beſtimmen. Galen ſagt daher mit Recht, daß ſie nicht ohne Wirkung, ob ſchon ſchwächer als die andern, ſey: und vielleicht wird ſie wegen ihrer gemäßigtern Kräfte vom Andromachus und Galen den andern vorgezogen und zum Theriak genommen.

Es iſt noch ein großer Streit unter den Autoren, ob dieſe Hohlwurz, von welcher wir reden, oder ob die andre kleine, Piſtolochia genannt, zum Theriak gebrauchet werden ſoll. Der ältere Androma-

dromachus bedient ſich derjenigen Hohlwurz, welche λεπτὴ heißt; allein durch dieſes Wort bezeichnet er keine andre Art der Hohlwurz, die von der gemeinen langen verſchieden wäre, vielmehr verſteht er eben dieſe, welche damals ihrer Wurzeln wegen die kleine oder dünne genennt wurde, und Dioſcorides nennet ſelbſt in der Beſchreibung der Clematitidis ihre Wurzeln länger und dünner, ῥίζας μακρότερας λεπτάς. Wir wollen alſo den Galen ſelbſt Richter ſeyn laſſen, welcher im erſten Buche von Gegengiften, wo er die Wahl der Arzneyen erklärt, die zum Theriak gebraucht werden, die Hohlwurzel anführt: Diejenige, ſpricht er, welche Andromachus die dünne genennt hat, weil die andre eine dicke und die dritte eine runde Wurzel hat. Dieſes kömmt mit den drey Arten der Hohlwurzel überein, welche er im ſechſten Buche von den Kräften der einfachen Arzneyen beſtimmt, wie auch mit denen drey Arten, die Dioſcorides anführt.

Die gemeine lange Hohlwurzel, Ariſtolochia Clematitis wird alſo zum Theriak des ältern Andromachus gebraucht. Die runde Hohlwurz kömmt zur Theriaca, Diateſſaron *D. Charas*, wie auch zur Hiera Diacolocynthidos, zu den Trochiſcis de Capparibus, zum Oleo Scorpionum compoſito, Unguento Apoſtolorum & Emplaſtro divino.

Die lange und runde wird zum Emplaſtro ad herniam ſeu contra rupturam, die lange zum Empla-

Emplaſtro manus Dei *D. Charas* und zum Wundwaſſer des *Lemery* genommen. Die kleine runde Hohlwurz kömmt zu dem Gegengifte Orvietano *D. Charas.*

Fünfter Artikel.

Von der weißen und rothen Behenwurzel.

Die weiße Behenwurzel, Behen album *Offic.* Behen aut Behmen Abiad *Avicen.* & *Serap.* Ἑρμοδάκτυλος λευκὸς, *Actuar*, *Nicol. Myrep* & *Graec. recentior.* Unter dieſem Namen findet man in den Officinen holzige Stücken oder vielmehr lange Wurzeln, die Fingersdick, durch die Austrocknung zuſammengeſchrumpft, runzlicht und fleiſchicht, von außen aſchfarbig, von innen weißlicht, wohlriechend und von Geſchmack ſehr ſcharf ſind.

Die rothe Behenwurzel, Behen rubrum *Offic.* Behen vel Behmen Ackmar, *Avicen.* & *Serap.* Ἑρμοδάκτυλος ἔρυθρος, *Actuar.* & *Nicol. Myrep*, iſt eine Wurzel, welche man in Stücken geſchnitten zu uns bringt, wie die Jalappa, trocken, dicht, dunkelroth, von Geruch und Geſchmack wie die weiße Behenwurzel, doch ſchwächer. Man bringt uns dieſe beyden Wurzeln getrocknet von dem Berge

Libanon

Libanon und aus andern Gegenden in Syrien. Die weiße und rothe Behenwurzel ſcheinet den ältern Griechen unbekannt geweſen zn ſeyn, und ſie ſind nur bey den neuern Griechen und den Araber im Gebrauche geweſen. Allein ſie haben uns ſowohl von dieſen Wurzeln, als von den übrigen einfachen Arzneymitteln ſo unvollkommene und fehlerhafte Beſchreibungen hinterlaſſen, daß man nichts gewiſſes davon weis. Daher kömmt dieſe große Dunkelheit und Unwiſſenheit in der Materia Medica. Daher kommen auch die ſo verſchiednen Meynungen der Schriftſteller. Nichts hat eine ſo große Verſchiedenheit der Meynungen verurſacht, als der Urſprung dieſer Wurzeln.

Einige glauben, die weiße Behenwurzel ſey die Wurzel der Lychnidis ſylveſtris oder des Papaueris ſpumei, *Lobel.* Andre, ſie ſey die Angelik, die Mannstreu- (Eryngium) die Zittwer- oder die wilde Paſtinakwurzel. Die rothe Behenwurzel halten einige vor die Wurzel des Limonii maritimi; andre vor die rothe Baldrian, die Schlangenwurz, (Biſtorta) die Tormentill- und die Benediktwurzel (Caryophyllata). Einer ſolchen Verwirrung konnte nicht anders abgeholfen werden, als wenn man bey den Arabern ſelbſt unterſuchte, ob ſie durch einige Tradition eine Kenntniß von dieſen Dingen bekommen haben. Und in der That hat **Leonhard Rauwolf**, welcher dieſe Länder durchgereiſet, die weiße Behenwurzel, die noch itzt bey den Arabern Behmen Abiad heißt, an dem Fuße des Berges Libanon geſehen, abgezeichnet

und beſchrieben. Der gelehrte Tournefort hat aus den morgenländiſchen Gegenden die Saamen von eben dieſer Pflanze mitgebracht, und ſie in dem königlichen Garten zu Paris geſäet, unter dem Namen Jaceae Orientalis; er hat auch dieſelbe ſeinem Corollario Inſtitutionum rei herbariae eingeſchaltet. Vaillant, ein ſehr gelehrter Botanikus und königlicher Demonſtrator der Pflanzen hat nachher dieſe Pflanze mit der Beſchreibung des Rauwolfs verglichen und erkannt, daß ſie das *Behmen* Abiad Arabum, *Rauwolſii*, ſey. Die weiße Behenwurzel iſt alſo die Wurzel einer Pflanze, welche genennt wird Jacea Orientalis, patula, Carthami facie, flore luteo, magno, *Corol. I. R. H. Behmen* Abiad Arabum, das iſt, Behen album, *Rauwol.*

Die weiße Behenwurzel iſt lang, knotig, ohne Zaſern; ſie kriecht wie die Süßholzwurzel, welcher ſie an Geſtalt und Dicke ähnlich iſt; doch innwendig mehr weiß als gelbe; ſie treibt einen einzigen Stengel, eine halbe Elle hoch, aus deſſen unterſten Theile Blätter wachſen, die mit langen Stielen verſehen, groß, lang und dicht ſind, wie die Blätter der Grindwurzel (Oxylapathum) an ihrem unterſten Theile haben ſie vier Lücken, zwo und zwo auf jeder Seite; die Blätter aber, welche an dem obern Stengel ſtehen, umfaſſen denſelben ohne Stiel, wie in dem gemeinen Durchwachs und cretiſchen Großerpſſich (Smyrnium Creticum). An der Spitze des Stengels ragen kleine Zweige mit kleinern Blättern hervor, deren jedes eine

Blume

Blume trägt, die aus vielen, tiefeingeſchnittenen gelben Blümchen beſtehet, welche auf Eyern ſitzen und mit einem ſchuppichten ſtachelloſen gelben Kelche umgeben ſind. Das Ey verwandelt ſich nachher in einen wolligen Saamen.

Was die rothe Behenwurzel betrifft, ſo wollen wir von ihrem Urſprunge ſchweigen, bis wir etwas gewiſſers davon wiſſen, da bey den Schriftſtellern nichts gewiſſes von ihr zu finden iſt.

Nach der Araber Meynung ſind beyde Behenwurzeln ſtärkend, ſie machen fett, vermehren den Saamen, dienen wider das Zittern und ſind zu vielem andern gut. Man braucht ſie aber ſelten, und ſie werden nur zum Electuario de Gemmis *Meſuae* genommen, oder zu andern Compoſitionen der Araber, die nicht mehr im Gebrauche ſind.

Sechſter Artikel.

Von der amerikaniſchen Grieswurzel.

Die amerikaniſche Grieswurzel, Butua & Pareira brava, *Offic.* & *P. Pomet.* Boutova & Membrocq *Braſilienſ.* Pareira brava *Luſitan.* Butua, Brutua, Zanon & forte Ambutua *R. P.* Jo. Anton. Montecucoli, *Ejusd.* iſt eine holzichte, harte, gewundene Wurzel, auswendig braun, rauh und mit langen und zirkelförmi-

förmigen Runzeln verſehen, wie die Wurzel der Thymeläa; innwendig dunkelgelb, mit verſchiednen holzichten Zaſern; ſo daß, wenn man ſie quer durchſchneidet, viele concentriſche Zirkel zum Vorſchein kommen, welche durch viele, vom Mittelpunkte bis zum Umfange fortgehende Zaſern abgeſchnitten werden. Sie hat keinen Geruch, ſchmeckt ein wenig bitter mit einiger Süßigkeit, wie die Süßholzwurzel, und iſt eines Fingers oder zuweilen eines Kinderarms dick.

Die Portugieſen bringen dieſe Wurzel aus Braſilien und ſagen, daß ihre Pflanze eine Art von wildem Weinſtock ſey. Noch kein Schriftſteller, nicht einmal Piſo, hat ſie beſchrieben, wenigſtens nicht unter dieſen Namen, ausgenommen Zanoni, welcher eines gewiſſen Holzes, Butua, Brutua & Ambutua genannt, Meldung thut, allein ſehr dunkel und ungewiß. Indeß kann das, was er davon ſagt, mit unſrer Wurzel übereinkommen.

Die Braſilienſer und Portugieſen erheben die Tugend dieſer Wurzel aufs höchſte: ſie treibt den Urin, löſt den Stein auf, dient in Wunden, iſt Herz- und Magenſtärkend, ein alexipharmacum: und kurz, ſie halten ſie für die größte Panacee. Die Braſilienſer pflegen dieſelbe mit Waſſer angefeuchtet auf einem Wetzſteine zu Brey zu reiben, und ſie hernach mit Waſſer oder Wein verdünnt den Kranken zu geben, oder den kranken Theilen, entweder allein, oder mit etlichen Oelen vermiſcht, aufzulegen. Innerlich eingenommen

men, hemmt ſie den Durchfall, die Dyſenterie, die Gonorrhoe, den weißen Fluß, die Blutſtürzung und andre Blutflüſſe. In dem Seitenſtechen und in der Bräune wird ſie ſowohl innerlich eingenommen, als auch in Form eines Breyumſchlages dem ſchmerzhaften Theile aufgelegt. Sie hilft wider innerlich genommne Gifte, wider den Biß giftiger Thiere und wider die Wunden von vergifteten Pfeilen. Vornehmlich aber wird ſie in der Nierencolik, in zurückgehaltenem Urin und wider den Nieren- und Blaſenſtein vor ein groſſes Specificum gehalten.

In der That habe ich dieſes Mittel in der Nierencolik und im zurückgehaltenen Urin öfters mit glücklichen Erfolge gegeben, und bisweilen habe ich den Kranken faſt augenblicklich, durch häufig erfolgten Abgang des Urins von ſeinen Schmerzen befreyt geſehen. Doch weit gefehlt, daß ich glauben ſollte, es könne durch dieſe Wurzel ein Stein aufgelöſet werden, welcher in den Nieren oder in der Blaſe zuſammen gewachſen iſt und verhärtet worden: obgleich nach dem Gebrauche dieſes Mittels vieler Sand oder auch kleine Steine mit einer großen Menge Urin weggehen. Allein die Art dieſes Mittels zu wirken ſcheint mir darinnen zu beſtehen, daß es die ſchleimichte und zähe Lympham verdünnet und zertheilt. Wenn alſo die Nierencolick oder die Zurückhaltung des Urins von einer ſchleimichten Lympha herrühret, welche die erſte Materie des Grießes und Steins iſt, und die Abſonderungswege in den Nie-

ren verſtopft, oder wenn ſie von der Zuſammenhäufung des Grießes entſtehet, welcher vermittelſt dieſes Schleims vereinigt geworden, und ſich nach und nach zu einem Steine verhärtet hat; alsdenn öffnet die amerikaniſche Grieswurzel, indem ſie dieſen Schleim auflöſet, die Uringänge, und treibt den zertheilten Grieß mit häufigem Urine fort.

Ich habe mehr als einmal die Wirkſamkeit dieſer Wurzel bewährt befunden, die Geſchwüre der Nieren und der Blaſe zu reinigen und zu heilen; da der verſchleimte und eiterige Urin kaum abflieſſen wollte und nicht anders als mit der größten Beſchwerlichkeit gelaſſen wurde. Die Kranken wurden durch den Gebrauch der amerikaniſchen Grieswurzel von der Beſchwerlichkeit den Urin zu laſſen oder von deſſen gänzlichen Zurückbleibung ſehr bald befreyet, der Urin gieng häufig und wäßrig ab, das Geſchwür wurde gereiniget und gänzlich geheilt, indem man ein wenig Copaiva-Balſam mit dieſer Wurzel vermiſchte.

Weil ich nun in der Amerik. Grieswurzel die Kräfte, das zähe und verſchleimte Serum zu zertheilen, erfahren hatte, ſo bewog mich ſolches, dieſes Mittel auch in andern Krankheiten, die von dem verſchleimten und zähen Sero entſtehen, zu gebrauchen. Zum Exempel, in einer Engbrüſtigkeit, die von einem verdickten Schleime herrührte, welcher die Luftgefäße in den Lungen verſtopfte und den Kranken faſt erſtickte, habe ich das Infuſum dieſer Wurzel mit ſo guter Wirkung gegeben, daß der Auswurf ſehr häufig erfolgte, wodurch der

Kranke

Kranke geſund wurde; da vorher alle andre Mittel vergebens gebraucht worden waren. In einer Gelbeſucht, die von einer dicken und klümperichten Galle verurſacht worden, wollte ich dieſes neue Hülfsmittel auch verſuchen: und meine Hoffnung betrog mich nicht. Eine Weibsperſon hatte einen heftigen und ſtechenden Colikſchmerz unter der Leber im rechten Hypochondrio; die Haut wurde innerhalb wenig Stunden ganz gelbe; die Stühle waren weiß, der Urin aber dick und ſaffrangelb: nachdem man ihr ſowohl am Arm als am Fuße zur Ader gelaſſen, ſo ließ ich ſie binnen einer halben Stunde drey Gläſer vom Decocto der amerikaniſchen Grießwurzel nehmen: kurz, nachdem ſie das dritte Glas ausgetrunken, ließ der Schmerz nach. Als hernach alle vier Stunden dieſer Trank wiederholet worden, ſo erfolgten gelbe Stühle, der Urin gieng viel häufiger, hell und weniger gelb: endlich verſchwand die gelbe Farbe der Haut, und die Kranke wurde völlig wieder hergeſtellt. Weil ſie aber dieſer Krankheit öfters unterworfen iſt, ſo bedient ſie ſich, ſo oft ſie von derſelben angegriffen wird, eben dieſes Mittels, und wird wieder geſund. Vergebens habe ich mit dieſer Wurzel eine Gelbeſucht heilen gewollt, womit eine Weibsperſon beladen wurde, deren Leber aufgeſchwollen, hart und ſcirrhös war. In der Gonorrhoe dienet die amerikaniſche Grießwurzel auch, das Geſchwür zu reinigen und zu heilen, wenn ſie mit Copaiva-Balſam vermiſcht wird. Die Doſis dieſer Wurzel iſt von zwölf Gran bis zu einer halben Drachme

in Subſtanz, im Decocto aber bis zu zwo oder drey Drachmen.

Nimm von geſtoßener amerikaniſchen Grießwurzel zwo Drachmen. Koche ſie in vier und zwanzig Unzen Brunnenwaſſer, und laß es bis zu ſechzehn Unzen einkochen; ſeige es durch. Theile es in drey Doſes, welche wie Thee warm getrunken werden mit ein wenig Zucker. Jede Doſis iſt nach Verfließung einer halben Stunde zu trinken; in der Nierencolik und Verhaltung des Urins, welche ſowohl vom Grieße als zähen und dicken Schleime des Urins herrühren; in der Gelbeſucht, die von verdickter Galle, und in der Engbrüſtigkeit, welche von dicken Feuchtigkeiten entſtehet.

Nimm von klein geſchnittener amerikaniſcher Grießwurzel einen Skrupel. Laß ſie in einem Glaſe Waſſers ein wenig kochen: ſeige es durch und verſüße es mit ein wenig Zucker oder Syrupo de quinque radicibus, ſo viel als nöthig. Dieſes trinke der Kranke früh nüchtern und wiederhole es alle Monate acht Tage lang, um den Stein zu verhüten. Oder:

Nimm pulveriſirte amerikaniſche Grießwurzel achtzehn Gran; Syrupum de quinque radicibus ſo viel nöthig. Mache einen Bolum, der auf eben dieſelbe Weiſe genommen werden muß.

Nimm pulveriſirte amerikaniſche Grießwurzel einen Scrupel; Copaiva-Balſam, ſo viel nöthig. Vermiſche es und mache einen Bolum, welcher

früh

früh und Abends zu nehmen iſt, die Geſchwüre der Nieren und Blaſe zu heilen.

Nimm pulveriſirte Amerikaniſche Grießwurzel, achtzehn Gran; Panaceae Mercurial. zehn Gran; Syrup. Hederae terreſtris oder Copaiva-Balſam, ſo viel nöthig. Mache einen Bolum, früh und abends zu nehmen, in der Gonorrhoe.

Man muß ſich in Acht nehmen, daß man nicht eine allzu große Doſin gebe; denn ſie würde Brennen in den Nieren und vielleicht eine Entzündung erwecken.

Es giebt noch eine andre Art dieſer Wurzel, welche weiße amerikaniſche Grießwurzel heißt. Es iſt eine holzichte, harte Wurzel, von weicherer und ſchwammichter Rinde, fleiſchfarbig, innwendig holzicht, gelb, wie die Süßholzwurzel, von Geſchmack bitter. Man ſagt, ſie beſitze eben dieſelben, nur etwas ſchwächere Kräfte, als die braune amerikaniſche Grießwurzel.

Siebender Artikel.

Von der Eberwurz.

Die Eberwurz heißt Carlina und Chamaeleon albus, *Off.* Unter dieſen Namen gebraucht man eine Wurzel, welche eine oder zwo Hände lang und einen Zoll dicke, auswendig roth, gleichſam angefreſſen und löchericht, innwendig weiß, von ſcharfem aromatiſchen angenehmen Geſchmacke und gutem Geruche iſt. Sie wird von den Alpen und pyrenäiſchen Gebirgen zu uns gebracht; man findet ſie auch auf dem Goldberge in Auvergne. Man wählt die friſche, welche weder kariös noch ſchimmlicht iſt.

Hier entſteht aber eine ſchwere Frage, ob Chamaeleon albus vulgo dictus oder Carlina *Offic.* eben dieſelbe Wurzel ſey, die Chamaeleon albus *Dioſcoridis* heißt, und ob Chamaeleon albus, Ixia, Ixine und Helxine *Theophraſti, Dioſcoridis, Galeni*, und der Neuern, eine und eben dieſelbe Pflanze mit unſrer Eberwurz ſey. Dieſe Frage ſcheint deſto wichtiger zu ſeyn, weil unter dieſen Namen zwo oder mehrere Pflanzen verwechſelt werden, deren eine ganz und gar tödtlich, die andre aber ein alexipharmacum oder ein Gegengift wider die Peſt und andre Gifte iſt.

Dieſe Frage hat Fabius Columna ſorgfältig und genau abgehandelt. Wir ſtimmen ihm bey und

und glauben, daß Ἰξίνη *Theophraſt.* Helxine vera *Plin.* Carlina und Chamaeleon albus, *Offic.* ein und eben dieſelbe Pflanze ſey. Hingegen χαμαιλέων λευκὸς, *Dioſc.* Chamaeleon albus, qui & Ixia, *Plin.* Chamaeleo albus, Apulus, purpureo flore, gummifer, *Fab. Columm.* Carlina acaulos gummifera, *C. B. P.* bedeuten eine und eben dieſelbe Pflanze, welche zwar an Geſchlechte von der vorhergehenden nicht verſchieden, ſondern nur eine Art eben deſſelben Geſchlechts iſt.

Ob man nun ſchon öfters dem Chamaeleoni albo den Namen Ixia giebt, nach des Dioſcorides und Plinius Zeugniß, ſo ſcheint doch der Chamaeleon albus von der giftigen Wurzel Ixia verſchieden zu ſeyn, welche Dioſcorides ausdrücklich unter die tödtlichen zählt. Alſo heißt die Pflanze, von welcher die Eberwurz der Officinen genommen wird, Ἰξίνη, *Theophr.* Helxine vera, *Plin.* Carlina acaulos magno flore albo, *C. B. P.* Carlina acaulos, *I. B.* Chamaeleon albus, *Matth.*

Dieſe Wurzel breitet ſich ſehr aus und ſteigt tief in die Erde: ehe ſie aus der Erde heraus kömmt, theilt ſie ſich meiſtentheils in etliche Knollen, aus deren jeden Blätter entſtehen, die rings herum auf der Erde liegen, eine oder zwo Hände lang, und eben ſo viel Zoll breit ſind, mit tiefen Einſchnitten bis zur mittelſten Ader; gleichſam kraus und voll ſcharfer Stacheln, etwas haaricht, blaßgrün, ausgenommen der unterſte Theil des Stiels, welcher dunkelroth iſt. In der Mitte

dieſer Blätter ſitzt ein runder Körper, ohne Stengel, von allen Seiten mit ſehr ſtachlichten Blättern beſetzt. Aus deſſen Mitte wachſen weiße Stralblumen, deren Scheibe nämlich aus vielen weißen Blümchen beſteht, wovon jedes auf einem Eye ſitzt: der Stral aber beſteht aus flachen Blättern, ohne Eyer. Alle dieſe Theile ſind mit einem großen ſtachlichten Kelche umgeben. Die Eyer verwandeln ſich in wollige Saamen, die durch ein ſchuppichtes Blatt von einander getrennt werden.

Die andre Eberwurz, welche genennt wird χαμαιλέον λευκὸς, *Dioſc.* Ἰξία quorumdam, *Ejuſd.* Chamaeleon albus, qui & Ixia, *Plin.* Chamaeleo albus, Apulus, purpureo flore, gummifer, *Fab. Columm.* Carlina acaulos gummifera, *C. B. P.* iſt von der vorigen wenig unterſchieden, außer daß ſie eine purpurrothe Blume und größre Blätter hat, welche tiefer eingeſchnitten und ſtachlichter ſind, als jene, weiß, unten haaricht, zuweilen grün, hernach roth; die Wurzel iſt dicker und länger, milchicht, von Geruch angenehm, ſehr ſtark. Man mag dieſe Wurzel, auf was für Art man will, zerſchneiden oder zerreißen, ſo fließt eine Milch heraus, die wegen ihrer Zähigkeit, wie Leim, zuſammenbäckt und hart wird; wenn ſie friſch iſt, klebt ſie den Fingern an und iſt weiß; wenn ſie aber geſammlet worden, verhärtet ſie ſich wie Wachs; und wenn man ſie mit den Händen betaſtet, wird ſie ſchmuzig und ſchwarz. Dieſes klebrichte Harz fließt nicht nur aus der Wurzel,

wenn

wenn man ſie verletzt, ſondern auch aus dem oberſten Theile des ſtachlichten Körpers und aus den ſtachlichten Blättern des Kelches. Dieſe Milch heißt Ἀκανθικὴ μαςίχη, *Theophr.* Ἰξὸν, *Dioſc.* Ixia, *Plin.* und Cera di Cardo ruſticorum Apuliae, *Fab. Colum.* Sie iſt nicht unangenehm, und die Weiber bedienten ſich derſelben ſtatt des Maſtix, nach des Dioſcorides Zeugniß.

Hier entſteht eine große Schwierigkeit zu entdecken, welches diejenigen Wurzeln ſind, die vom Dioſcorides, im ſechſten Buche, von den Giften, im erſten Kapitel, Chamaeleon und Ixia genennet werden, und die er unter die ſchädlichen Wurzeln zählet. Hierüber nun ſind die Schriftſteller ſehr uneinig. Denn einige wollen, daß Ixia und Chamaeleon ein und eben dieſelbe Pflanze, und zwar giftig, ſey; andre halten ſie für gänzlich verſchiedne Pflanzen: andre behaupten, die Ixia ſey der Saft des Chamaeleonis albi; noch andre, der Leim oder das Gummi des Chamaeleonis nigri. Was mich betrifft, ſo ſtütze ich mich auf das Zeugniß des Theophraſts, Dioſcorides und Plinius, und glaube mit dem Columna, daß man durch die Namen Chamaeleonis ſimpliciter dicti oder Ixiae nicht die Wurzel des Chamaeleonis albi verſtehen müſſe. Denn dieſe iſt, innerlich eingenommen, den Menſchen ein alexipharmacum wider den Bandwurm, (tinea) und mit Wein getrunken ein Theriak wider die Gifte, wie Dioſcorides und Nikander bezeugen, und man gab ſie innerlich in ziemlich großer Doſi:

Denn ſowohl Theophraſt als Dioſcorides, Galen und Plinius verordneten ſie faſt zu zwo Unzen, den Bandwurm zu tödten und auszutreiben; und wider das ſchwere Harnen und die Schlangenbiſſe wird ſie im Decocto oder mit Weine zu trinken, ohne beſtimmtes Maas, vom Dioſcorides vorgeſchrieben.

Es erhellt aber aus den Worten des Dioſcorides ſelbſt, daß die Ixia nicht die Wurzel des Chamaeleonis albi, ſondern des nigri ſey. Denn er ſagt, in dem Kapitel von der Ixia, daß die Ixia Ulophonon genennet werde; ſo wie Plinius erzählt, Ulophonon heiße Chamaeleon niger. Folglich iſt die Ixia Dioſcoridis, entweder die Wurzel des Chamaeleonis nigri ſelbſt, wenn man dem Plinius glaubt; oder es iſt eine uns itzt unbekannte Wurzel, wenn wir dem Dioſcorides beyſtimmen. Unterdeſſen ſagt doch dieſer, daß der Chamaeleo albus die Hunde, Schweine und Mäuſe tödte; allein es iſt nicht zu verwundern, daß er einigen Thieren ſchädlich ſey, nicht aber den Menſchen.

Die Wurzel des Chamaeleonis albi wurde, wie Galen und Dioſcorides erzählen, von den Alten um den Bandwurm auszutreiben, zu funfzehn Drachmen in herbem Wein zu trinken gegeben, in der Waſſerſucht aber zu einer Drachme. Plinius ſetzt hinzu, ſie werde mit der Speiſe gekocht, wider die Flüſſe, welche die Griechen rheumatiſmos nennen, gebraucht. Allein da die Wurzel Chamaeleon albus *Dioſcoridis*

ridis & Plinii, oder Chamaeleon albus Apulus, gummifer, *Fab. Columm.* ſelten zu uns gebracht wird, ſo muß man ihre Eigenſchaften nicht mit den Kräften der Ixinae *Theophraſti*, Helxines verae *Plinii*, oder der gemeinen Eberwurz verwechſeln. Theophraſt und Plinius ſagen von dieſen Eigenſchaften nichts. Die Neuern halten die Eberwurz für ein alexipharmacum und behaupten, daß ſie allen Giften widerſtehe, und, wenn ſie bey Zeiten gebraucht wird, die Anſteckung der Peſt nicht allein verhüte, ſondern auch heile. Ferner ſagt man, Carlina heiße ſoviel als Carolina, von dem Kaiſer Karln dem Großen: weil deſſen Armee auf den Rath der Engel, durch den Gebrauch dieſer Wurzel, wie man ſagt, geheilet worden. Simon Pauli ſchreibt ihr eine ſchweißtreibende Kraft zu. In der Milzbeſchwerung wird ſie vom Camerarius gerühmt. Fried. Hoffmann hat bemerkt, daß das Decoctum dieſer Wurzel mit Fleiſchbrühe bey einigen Brechen erwecke.

Nimm von trockner und pulveriſirter Eberwurz eine Drachme. Gieb ſie in einem Glaſe guten Weins mit einem Löffel Theriakeßig, und laß den Kranken darauf ſchwitzen. Dieſes Mittel dienet wider die Peſt.

Man braucht die Eberwurz zum Theriakeßig, zum Antidoto Orvietano D. *Charas*, und zum Electuario Orvietano Fried. Hoffmanns.

Achter

Achter Artikel.

Von dem Caſſumunar.

Caſſumunar, Caſſumuniar & Caſmunar *Anglor.* Riſagon, *Muſ. R. S. Lond.* Bingalle Indorum, *Actor. Philoſoph. R. S. Lond.* No. 264. iſt eine knollige Wurzel, über einen Zoll dick, in Stücken geſchnitten, mit Zirkellinien, wie die Galgantwurzel verſehen, auswendig aſchfarbig, innwendig gelblicht, von Geſchmack ein wenig ſcharf, bitter, aromatiſch, von Geruch angenehm.

Die Engländer bringen uns dieſe Wurzel aus Oſtindien und loben ihre Kräfte ſehr. Es iſt mir aber noch nicht bekannt, was es für eine Pflanze ſey, von welcher dieſe Wurzel kömmt. Caſſummuniar iſt ein erdichteter Name, welcher ihr von einem gewiſſen engliſchen Medico gegeben worden, damit die Pflanze unbekannt bleiben ſollte.

Aus dem angenehmen Geruch und ſcharfen, brennenden, aromatiſchen Geſchmacke dieſer Wurzel läßt ſich ſchließen, daß ſie ein flüchtiges, ölichtes, aromatiſches Salz enthalte, von welchem ihre Wirkſamkeit vornehmlich abhängt. Sie ſtärkt die Nerven, erweckt und erquickt die Lebensgeiſter, ſtärkt den Magen und treibt die Winde. Im Schlagfluß in der fallenden Sucht, im Schwindel, in Zuckungen, im Zittern, in hyſteriſchen und hypochondriſchen Zufällen und das Bauchgrimmen

zu

zu ſtillen, wird ſie ſowohl von den Indianern, als den Engländern für ein vortreffliches Mittel gehalten. Man giebt ſie in Subſtanz von einem halben Scrupel bis zu einer halben Drachme. Man macht auch eine Tinktur mit Spiritu vini und ein Extrakt daraus; jene wird von zwanzig bis zu dreyßig Tropfen, in Thee oder Wein; dieſes aber von ſechs bis zu funfzehn Gran, genommen.

Neunter Artikel.

Von der Pokenwurzel.

Die Pokenwurzel, China, *Offic.* Chinna ſeu Cinna, *Caeſalp.* Chinaea radix, *Cord. Hiſt.* China & Schina, *Tabern.* franz. Squine, iſt eine Wurzel, welche von der China-China-Rinde ſowohl ihrer Natur als ihren Kräften nach weit unterſchieden iſt. Den Namen hat ſie von dem Lande China bekommen, woher ſie zuerſt nach Oſtindien, und von da nach Europa gebracht worden iſt. Man findet zwo Arten dieſer Wurzel in den Officinen, nämlich, eine morgenländiſche und eine abendländiſche.

Die morgenländiſche Pokenwurzel, China Orientalis, *Offic.* iſt eine dicke, gegliederte, ſchwere, holzichte Wurzel, mit ungleichen Knollen, auswendig braunroth, innwendig blaßroth; zuweilen etwas harzig, und wenn ſie friſch iſt, von Geſchmack

ſchmack ein wenig ſcharf und ſchleimicht; wenn ſie aber trocken iſt, hat ſie einen erdigten, gelinde anziehenden Geſchmack und keinen Geruch.

Am beſten iſt ſie, wenn ſie friſch, dicht, feſt, ſchwer und weder von Würmen angefreſſen noch kariös iſt, faſt ohne Geſchmack, aber voll von einem ſchleimichten und fetten Safte, der, wenn man die Wurzel kauet, ſich ſehr ſpüren läßt, noch mehr aber im Decocto. Die alte, unſaftige, ſchwammichte, leichte und kariöſe wird als untauglich verworfen.

Die Pflanze heißt China Orientalis, ſeu Smilax aſpera Chinenſis, Lampatam dicta, *Herman. M. M.* Sankira, vulgo Quaquara: Smilax minus ſpinoſa, fructu rubicundo, radice virtuoſa, Chinae dicta, *Kaempfer. Amoenit. exotic. faſcicul. V. pag. 781.* Sie hat eine große, harte, knotichte, ungleiche, mit wenigen und langen Zaſern beſetzte Wurzel, auswendig braunroth oder ſchwärzlicht, inwendig weißlicht, von den Aerzten Pokenwurzel genannt, wegen ihrer Kräfte genugſam bekannt und berühmt. Sie ſteigt eine halbe Elle hoch und drüber, wenn ſie keine Stütze hat; wächſt ſie aber nahe bey Geſträuchen, ſo ſtützt ſie ſich auf dieſelben und ſteigt viel höher. Ihre Ranken ſind holzig und von der Dicke eines Gerſtenhalms, nahe an der Erde ſind ſie braunroth, und zwiſchen jeden zween Zollen knotig, die Theile zwiſchen dieſen Knoten ſind wechſelsweiſe ein wenig gekrümmt und zurück gebogen; zuweilen ſtehen an jedem Knoten zweene kleine gebogene Stacheln

ein-

einander gegen über. Aus jedem Knoten wächſt ein zwiefaches, häutiges, einen halben Zoll langes und einer Gansfeder breites, feſtes und ſtreifichtes Blatt, aus welchem zween Gabeln, (capreoli) wie bey den Weinreben, wachſen, womit dieſe Pflanze ſich an alles, was um ſie iſt, feſt anhängt. Aus dieſem Blatte entſtehen einzelne Blätter, und aus dem Winkel der Stiele Blumen, zuweilen auch junge Sproſſen. Die Blätter haben einen ſehr kurzen und faſt gar keinen Stiel, ſind im Anfange kurz und ſpitzig, breiten ſich aber zu drey Zollen in die Ründe aus, und endigen ſich in eine kurze und ſtumpfe Spitze. Sie ſind dünnhäutig, auf beyden Seiten glänzend, dunkelgrün; gegen die Spitze zu wellenhaft; der Rand iſt ganz, zuweilen ungleich, indem eine von beyden Seiten dicker iſt. Sie haben fünf-äſtige Adern, wovon die mittlere von unten an gerade, die andern gebogen, gegen die Spitze zu gehen. Die Blumen ſitzen auf einem ſehr dünnen, einen Zoll langen, röthlichen oder gelblichen Stiele; es ſind ihrer zehn, mehr oder weniger, in Form eines Sonnenſchirms, ohne Kelch, von Farbe, aus dem grünen ins gelbe; mit ſechs ſchmalen Blumenblättern, welche ſich in Form eines Kraiſes ausbreiten, wie der Corianderſaamen; ſie ſind durchſichtig, haben ſechs Staubgefäße, deren Staubfache blaßgelb ſind; der Griffel ſteht auf der Mitte des Eyes und hat einen bläulichten Knopf. Wenn die Blume verblüht iſt, ſo folgen, nachdem der Stiel ſtärker worden, die Früchte, welche an Geſtalt,

ſtalt, Größe, Röthe und Glanze den Kirſchen ähnlich ſind, ſelten Birnenförmig; ſie ſind mehr von Luft als von Fleiſche aufgeſchwollen: das wenige was ſie von Fleiſche haben, iſt trocken, mehlicht, röthlich, von herbem Geſchmacke, wie die Miſpeln; in dem Fleiſche liegen vier, fünf oder ſechs Saamen, von der Größe einer Linſe, von der Figur eines halben Mondes; ſie liegen, wie die Pappelſaamen, kraisförmig an einander; wenn ſie trocken ſind, fallen ſie aus dem Kaſtanienbraunen ins ſchwarze; innwendig ſind ſie weiß, ſehr hart und von einer hornigen Subſtanz. Im Königreiche China wächſt dieſe Pflanze häufig an ungebauten Orten zwiſchen Steinen und Dornhecken. Dieſe Beſchreibung giebt **Kämpfer** an oben angezeigtem Orte.

Die Pokenwurzel iſt den alten Aerzten unbekannt geweſen, oder ſie haben ſich wenigſtens nicht die Mühe gegeben, davon zu handeln. Die Neuern aber haben ſie ſchon ſeit langer Zeit, zu Heilung der veneriſchen Krankheiten ſehr angeprieſen. Allein, nachdem man ſich in dergleichen Krankheiten des Queckſilbers bedienet, iſt der Gebrauch der Pokenwurzel ſehr vermindert und faſt gar unterlaſſen worden.

Um das Jahr 1535 iſt dieſe Wurzel durch chineſiſche Kaufleute zuerſt in Anſehen gebracht worden. Dieſe nämlich verſicherten, daß die Luſtſeuche, das Podagra und viele andre Krankheiten vermittelſt dieſer Wurzel geheilet würden, und zwar ohne eine ſolche ſtrenge Beobachtung der

Diät,

Diät, welche man bey dem Gebrauche des Franzoſenholzes dazumal erfoderte, auch brauche man bey der Pokenwurzel nicht ſo viel Zeit und ſie verurſache keinen ſo großen Ekel. Unter dieſer Eigenſchaft ward ſie von den Spaniern dem Kaiſer Karln dem fünften angeprieſen, wie Avila und Veſalius erzählen; der Kaiſer bediente ſich auch derſelben aus eignem Antriebe, ohne ſeine Aerzte um Rath zu fragen. Allein er empfand keine Wirkung; weil er weder die gehörigen Verhaltungsregeln beobachtete, noch auch den Gebrauch dieſer Wurzel fortſetzte; worauf er kurz hernach wieder zum Franzoſenholze ſeine Zuflucht nahm. Als dieſes kund worden war, ſo begehrten nichts deſto weniger die Aerzte der andern Prinzen von des Kaiſers ſeinen zu wiſſen, wie dieſe Wurzel gebraucht werden müſſe; ja auch die Prinzen ſelbſt baten den Kaiſer, daß er erlauben möchte, den Gebrauch davon bekannt zu machen. So viel vermochte die eitle Hoffnung, die Geſundheit ohne Beobachtung eines ordentlichen Verhaltens wieder zu erlangen. Als ſich aber faſt alle in ihrer Hoffnung betrogen fanden, ſo verſchwand nach und nach dieſe ſo gerühmte Freyheit, und man zwang ſich wieder zur Diät beym Gebrauche des Franzoſenholzes, oder man ſuchte vielmehr dieſes durch die Pokenwurzel gelinder zu machen. Denn darinnen ſtimmen faſt alle Schriftſteller in der Arzneykunſt überein, daß dieſes Mittel, wenn es gehörig gebraucht wird, eine vortreffliche Arzney wider die veneriſchen Krankheiten ſey.

Die Pokenwurzel, ſagt Veſalius, beſteht aus feinen Theilen, ſie verdünnet die Säfte und erregt Schweiße, vornehmlich in ſolchen, die ſchon von Natur oder durch vorhergebrauchte Arzneyen, darzu geneigt ſind. Garzias ſchreibt, ſie diene in Lähmungen, Zittern, Gliederſchmerzen, Lendenweh, im Podagra, in ſcirrhöſen und ödematöſen Geſchwulſten, ſie vertreibe den Kropf und helfe der Schwachheit des Magens, eingewurzelten und langwierigen Kopfſchmerzen und den Geſchwüren der Blaſe und der Nieren. Acoſta ſetzt hinzu, daß ſie in der Hemicranie, in Waſſer- und Windbrüchen, in Schwielen und Geſchwüren der männlichen Ruthe und des Halſes der Blaſe nützlich ſey. Monardes verſichert, ſie heile die Gelbeſucht und verbeßre jede ſchlimme Beſchaffenheit der Leber, und helfe in langwierigen, täglichen und unordentlichen Fiebern. Sie lindert die melancholiſche Beſchaffenheit der Säfte, ſpricht Fallopius. Alpinus erzählt, die Aegypter bedienten ſich des Decocti, die Hitze des Blutes und der Leber zu mäßigen, und ſie würden dadurch leichter und geſchickter gemacht. Allein dieſe Wirkungen kommen, nach C. Hoffmanns Meynung, nicht von der Tugend dieſer Wurzel allein, ſondern auch von der Diät und dem häufigen Trinken des warmen Waſſers her. Denn dieſes Mittel verdünnet und zertheilt die dicken Säfte; ſo, daß durch das häufig im Decocto getrunkene Waſſer das ſcharfe Salz in den Säften aufgelöſt, und ſowohl durch den Schweiß als durch den Urin aus dem

Körper getrieben wird. Deshalben wird auch das Decoctum oder Infuſum öfter als die Wurzel in Subſtanz verordnet. Die Art und Weiſe aber, dieſe Wurzel, ſowohl in der Luſtſeuche als in catarrhaliſchen Zufällen, Gichtſchmerzen und Cacherie zu gebrauchen, war folgende:

Nimm von der in kleine Stücken geſchnittenen Pokenwurzel eine Unze. Gieße ſieben Pfund Waſſer darauf. Laß es in einem wohl zugemachten Topfe vier und zwanzig Stunden ſtehen, hernach koche es bey langſamen Feuer bis zur Hälfte ein. Laß es kalt werden und ſeige es durch. Wenn der Kranke vorher purgiert worden, ſo gieb ihm früh nüchtern zehn Unzen von dieſem Decocto warm zu trinken, und wiederhole dieſe Doſin acht Stunden nach dem Mittagseſſen. Der Kranke bleibe im Bette und ſchwitze zwo Stunden lang. Auf dieſe Weiſe muß dreyßig Tage hinter einander fortgefahren werden, ohne einige andre Purgation, und der Kranke muß in ſeinem Zimmer bleiben. Nach dieſer Zeit genieße er vierzig Tage lang Speiſen, die gute Säfte haben; und ſtatt des Weines muß er Waſſer trinken, das auf folgende Art bereitet wird.

Nimm von den ſchon abgekochten und im Schatten getrockneten Stücken dieſer Wurzel eine Unze; laß es mit ſieben Pfund Waſſer vier und zwanzig Stunden ſtehen, hernach koche es wie vorher zur Hälfte ein und verwahre es zum Gebrauche.

Allein heut zu Tage werden die Pokenwurzel und Sarſaparille, wie auch das Franzoſenholz für allzu geringe Mittel, die Luſtſeuche zu heilen, gehalten, und das Queckſilber wird ihnen weit vorgezogen. Die Pokenwurzel braucht man itzt ſelten allein; aber mit Sarſaparille, Franzoſenholze und andern vermiſcht, giebt man ſie von einer Drachme bis zu anderthalb Drachmen; im Decoct aber von einer Drachme bis zu einer halben Unze, zu Ptiſanen und ſchweißtreibenden Dococten.

Nimm von der Pokenwurzel in Stückchen geſchnitten eine Unze, Sarſaparille zwo Unzen, Franzoſenholz eine halbe Unze, zerſtoßen Süßholz ſechs Drachmen. Gieße acht Pfund heißes Waſſer darauf und laß es zwölf Stunden ſtehen. Alsdann koche es, ſo, daß der dritte Theil einkoche. Zuletzt thue drey Drachmen Saſſafraß dazu. Wenn es kalt worden, ſeige es durch ein Tuch und verwahre es zum Gebrauch als eine ſchweißtreibende Ptiſane wider Catarrhe, arthritiſche Schmerzen und veneriſche Krankheiten. Der Kranke trinke täglich vier bis fünf Gläſer, oder bediene ſich dieſer Ptiſane als ſeines gewöhnlichen Getränkes. Oder:

Nimm Pokenwurzel zwo Unzen, Sarſaparille, Franzoſenholz, jedes vier Unzen, morgenländiſche Rhabarbar, Süßholz, jedes eine Unze, Engelſüß, rothe Roſen, jedes zwo Unzen, Corianderſaamen zwo Drachmen, vom Cryſtallo minerali eine halbe Unze. Gieße zwanzig Pfund warmes Waſſer drüber, laß es vier und zwan-

zwanzig Stunden ſtehen, alsdann laß es kochen, daß der vierte Theil einkoche. Wenn es vom Feuer weggenommen worden, thue eine in Scheiben geſchnittene Citrone hinein, laß es erkalten und ſeige es durch ein Tuch. Von dieſer Ptiſane trinke der Kranke alle Tage, drey Wochen lang, zwey Pfund, wider langwierige Flüße, podagriſche Schmerzen, cachektiſche Zufälle und veneriſche Krankheiten.

Die abendländiſche Pokenwurzel, China Occidentalis, *Offic.* China ſpuria nodoſa, *C. B. P.* Pſeudo-Chinae Radix, *Cluſii, I. B.* iſt eine längliche, dicke, knotige und knollichte Wurzel, welche von der morgenländiſchen nicht unterſchieden iſt, außer daß ſie auswendig bräuner oder ſchwärzlich, innwendig aber viel röther iſt.

Die Pflanze heißt, Olcacatzan pahuathanica, *Hernand.* Jupicanga Braſilienſibus, *Piſon. Hiſt. Br.* 257. Smilax viticulis aſperis, Virginiana, foliis anguſtis, laevibus, nullis articulis praedita, *Pluken. Phytograph.* Smilax aſpera, fructu nigro, radice nodoſa, magna, farinacea, China dicta, *Sloane Catal. Pl. Jam.* Denn es ſcheinet, daß durch dieſe Namen eine und eben dieſelbe Pflanze angezeiget werde, oder wenigſtens eben daſſelbe Pflanzengeſchlecht, deſſen Arten ſehr wenig von einander verſchieden ſind. Indem die vom Hernandez beſchriebene, von der Jupicanga *Piſonis* nicht unterſchieden iſt, außer durch die Farbe der Früchte: denn Hernandez beſchreibt dieſe ſchwarz, Piſo aber ſaffrangelbe. Eben dieſer erzählt auch,

er habe drey Arten der Jupicangae bemerkt, welche aber kaum von einander unterſchieden werden können, außer durch die größern und häufigern Stacheln; welcher Unterſcheid aber ſehr geringe iſt. Vielleicht ſind auch dieſe Arten von der morgenländiſchen Pokenwurzel nicht unterſchieden. Sie wird aus Neuſpanien, Peru, Braſilien und andern amerikaniſchen Ländern zu uns gebracht. Die abendländiſche Pokenwurzel kömmt mit der morgenländiſchen den Kräften nach überein, ob man gleich jene für etwas geringer hält, als dieſe.

Zehnter Artikel.

Von der peruvianiſchen Giftwurzel.

Die peruvianiſche Giftwurzel, Contrayerva & Drakena, *Offic.* Contrayerva, Hiſpanorum, ſive Drakena radix Cluſii, *Park.* iſt eine Wurzel, einen oder zween Zoll lang, einen halben Zoll dicke, voll ungleicher Knoten, hart, dicht, auswendig braunroth oder ſchwärzlich, runzlicht und an dem äußerſten Ende ihrer Knoten gleichſam aus Schuppen zuſammengeſetzt, mit vielen hier und dar anwachſenden dünnen Zaſern, deren einige etwas dicker, größer, hart und zäh werden, und aus welchen, wenn ſie alt iſt, andre Knoten kommen. Innwendig iſt ſie blaß, von Geſchmack ein wenig anziehend und bitter,

mit einer mäßigen und angenehmen Schärfe; wenn man ſie lange in dem Munde hält, ſo giebt ſie einen gelinden aromatiſchen Geruch.

Man muß den knollichten Theil der Wurzel wählen; den zaſerichten aber, welcher faſt ohne Geſchmack und Geruch iſt, verwerfen. Die Spanier haben dieſe Wurzel Contrayerva genannt, weil ſie dem Gifte widerſteht. Es ſcheinet, daß ſie mit der Drakena *Cluſii* einerley ſey, welcher ſie alſo genennet, weil er dieſelbe von *Franciſco Drak*, einem Engländer, bekommen, welcher ſie von ſeiner Reiſe, die er um die ganze Welt gethan, mitgebracht hatte; denn des **Cluſius** Beſchreibung der Drakenae kömmt mit der Contrayerva der Spanier genau überein. Wir halten dieſelbe alſo mit faſt allen Kräuterverſtändigen für eine und eben dieſelbe Wurzel, obſchon **C. Bauhin** zwo verſchiedene daraus macht, indem er die peruvianiſche Giftwurzel zu den langen und wohlriechenden Cyperwurzeln, die Drakenam aber zu den langen Cyperwurzeln ohne Geruch, zählet. Da eine genauere Kenntniß dieſer Pflanze unſerm (Autori noch unbekannt geweſen, ſo haben wir dasjenige, was die neuern Kräuterverſtändigen gewiſſes davon geſagt haben, hier anzuführen für gut befunden.)

Es giebt mehrere Pflanzen, denen von den Kräuterkundigen der Name Contrayerva gegeben worden. Denn **Hernandez** *Hiſt. Plant. Mexican. lib. 8. cap. 48. pag. 301.* hält ſie für eine Art der Granadillae, die er Coanenepilli oder Contra-

 yerva

yerva nennet: Banniſter glaubt, ſie ſey eine Art der Commelinae; Sloane der Hohlwurz; und Camellus der Kaempferiae. Allein Wilhelm Houſton, ein engliſcher Chirurgus, hat dieſe Wurzel, die in unſern Officinen Contrayerva heißt, da er in Amerika war, auf den Bergen bey Vera Crux geſammlet, und befunden, daß ſie eine Art der Dorſteniae ſey, die von ihm ſelbſt Dorſtenia, Dentariae radice, Sphondylii folio, placenta ovali, genennt wird. *Philoſ. Tranſact. an. 1731. n. 421. pag. 196. fig. 1.* Dorſtenia, Sphondylii folio, Dentariae radice, *Plum. Nov. gen. pag. 29.* Dorſtenia, ſcapis radicatis, *Linn. H. Cliff. p. 32.* Tuzpatlis, *Hernand. Hiſt. pl. Mex. lib. 5. cap. 18. pag. 147.* Drakena Radix, *Cluſ. Exot. p. 83.*

Die Wurzel dieſer Pflanze, ſagt Plumier in ſeinen Mſſ. iſt den Wurzeln des Polygonati vulgaris und der Dentariae ſehr ähnlich. Denn ſie iſt ſchuppicht oder hat häufige Knoten, die ſchuppicht ſcheinen; ſie ſteigt ſchief in die Erde und iſt mit vielen äſtigen und ſich weit ausbreitenden Zaſern verſehen, und hat wie das Pyrethrum vulgare einen brennenden Geſchmack. Aus dem oberſten Theile der Wurzel wachſen meiſtentheils fünf oder ſechs, oder nach dem Houſton, ſechs oder acht Blätter, dem Sphondylio ähnlich, ob ſchon viel kleiner, nämlich vier bis fünf Zoll lang, tief eingeſchnitten oder in ſpitzige und zackichte Ausſchnitte getheilt; wenn man ſie anfühlt, findet man ſie ein wenig rauh, wie die Feigenblätter; von Farbe ſind ſie auf beyden Seiten dunkelgrün und hängen

an fünf bis ſechs Zoll langen Stielen. Aus eben dem oberſten Theile der Wurzel wachſen drey oder vier Blumenſtiele, welche länger als die Stiele der Blätter ſind, und auf welchen Blumen von einer beſondern Figur ſtehen. Denn nach dem Linnäus, welcher die Blume von einer getrockneten Pflanze beſchrieben, *Gen. 840.* dehnet ſich jeder Blumenſtiel in einen gemeinſchaftlichen Umſchlag aus, welcher flach, eckig, ſehr groß, unten ein wenig aufgeſchwollen, glatt und grün, oben aber faſt gänzlich platt iſt; mit einem gemeinſchaftlichen Behältniſſe bedeckt, von vielen kleinen Blümchen, die in der Mitte ſitzen, und mit ſchwarzen Schuppen an dem ganzen Umfange beſetzt. Die eigene Blumendecke iſt viereckig, hohl, in das Behältniß gedrückt und mit demſelben verwachſen. Die Blumen haben keine Blätter, ſondern nur vier dünne und kurze Staubfäden, mit rundlichten Staubfachen. Der Eyerſtock iſt auch rundlicht mit einem einfachen Griffel und einer ſtumpfen Spitze. Das gemeinſchaftliche Behältniß wird fleiſchicht, worinnen viele rundlichte, geſpitzte, ſehr kleine und weiße Saamen, liegen.

Plümier hat dieſe Pflanze, im Monat Junio, auf der Inſul Sanct Vincent gefunden; ſie wächſt auch in Peru und Mexico, woher ſie uns von den Spaniern gebracht wird. Houſton beſchreibt an angezeigtem Orte, fig. 2. noch eine andre Art dieſer Pflanze, er nennt dieſelbe Dorſtenia, Dentariae radice, folio minus laciniato, placenta quadrangulari & undulata. Dem erſten Anſehen

 nach

nach ſcheint ſie eine von jener ſehr verſchiedne Art zu ſeyn; allein nachdem Linnäus ihre Figur, ihre Art zu wachſen, ihre Kräfte und alles übrige genau betrachtet, ſo urtheilet er, daß man keine verſchiedene Art daraus machen müſſe. Die Wahrheit zu ſagen, ſo macht das mehr oder weniger eingeſchnittene Blatt kein unterſcheidendes Kennzeichen aus. Daß aber in der erſten der Kuchen eyförmig, in der letztern aber viereckig und wellenförmig iſt, dieſes ſcheinet einzig und allein daher zu kommen, daß das gemeinſchaftliche Behältniß, nachdem es mehr oder weniger reif iſt, ſich auch mehr oder weniger entwickelt.

Die peruvianiſche Giftwurzel wird für ſchweißtreibend und für ein alexipharmacum gehalten. Cluſius ſagt, die Blätter dieſer Pflanze wären ein heftiges Gift, die Wurzel ſelbſt aber ſey ein Gegengift nicht nur für jenes, ſondern auch für andre Gifte; welches aber nur von ſolchen zu verſtehen iſt, die das Blut verdicken und gerinnend machen. Sie ſtärkt den Magen, befördert die Verdauung, zertheilt die Blähungen und vermehrt die innerliche oder jährende Bewegung des Blutes. Man verſichert auch, ſie heile die bösartigen Fieber, ja ſelbſt die Peſt, und man zieht dieſelbe dem Bezoarſteine, dem Theriak und andern Gegengiften vor: allein man lobt vielleicht ihre Kräfte zu ſehr.

Dem Geruche und Geſchmacke nach ſcheint mir dieſe Wurzel aus einem mäßigen Theile flüchtigen, ölichten, aromatiſchen Salzes, welches in den erdigten Theilen etwas verhüllt iſt, zu beſtehen.

Daher

Daher glaube ich, daß Herrmann dieſelbe in bösartigen Fiebern, vornehmlich, wenn der Leib zu offen iſt, mit Rechte rühmet. In Subſtanz wird ſie zu einer Drachme, im Decoct zu zwo Drachmen gegeben.

Nimm pulveriſirte peruvianiſche Giftwurzel eine halbe Drachme, präparirte Perlen und philoſophiſch präparirtes Hirſchhorn, von jedem einen Scrupel. Der Kranke nehme es mit Meliſſen- oder Cardobenediktenwaſſer, in Bauchflüſſen und im Anfange der Pocken. Oder:

Nimm von geſtößener peruvianiſcher Giftwurzel eine Drachme, roth Sandelholz zwo Drachmen. Gieße ſechs Unzen weißen Wein darauf. Das durchgeſeigte trinke der Kranke. Oder:

Nimm geraſpeltes Hirſchhorn eine Unze. Koche es in genugſamer Menge Waſſer bis zu anderthalb Pfund ein. Zuletzt thue eine halbe Unze von geſtoßener peruvianiſcher Giftwurzel und eine halbe Drachme Coccinell dazu. Seige es durch. Thue Zimmtwaſſer anderthalb Unzen, Gartennelkenſyrup zwo Unzen, hinzu. Der Krancke trinke davon in Pocken und Maſern.

Die peruvianiſche Giftwurzel wird gebraucht im Lapide Contrayervae. *Pharmacop. Lond.* und im pulvere Comitiſſae Kenth, ſive de Chelis Cancror. *D. Charas.*

Eilf-

Eilfter Artikel.

Von den Coſtuswurzeln.

Die Coſtuswurzel, Coſtus oder Coſtum, der Lateiner; κοςὸς, der Griechen; Koſt oder Chaſt, der Araber, ſind Namen, welche verſchiedenen Wurzeln gegeben werden, die ſehr ſchwer zu unterſcheiden ſind.

Dioſcorides führet drey Arten der Coſtuswurzel an, die arabiſche, die indianiſche und die ſyriſche. Die Arabiſche, ſagt er, iſt weiß, leicht, hat einen ſehr angenehmen Geruch und einen brennenden und beißenden Geſchmack: die Indianiſche iſt leicht und ſchwarz: die Syriſche aber ſchwer, Buxbaumgelb, und ihr Geruch ſteigt in den Kopf.

Galen, in dem Buche von Gegengiften, rühmt die weiße arabiſche Coſtuswurzel, und im Buche von den Kräften der einfachen Arzneymittel ſchreibt er ihr einige doch ſehr geringe Bitterkeit zu, und eine ſo große Schärfe, daß ſie Geſchwüre erregt.

Plinius ſagt, die Coſtuswurzel ſey die Wurzel eines gewiſſen Strauches, ſie habe einen brennenden Geſchmack und ausnehmend guten Geruch. Er theilt ſie in zwey Geſchlechter: nämlich in das ſchwarze und in das weiße, welches leztere das beſte iſt.

Die

Die alten Araber, als Serapio und Avicenna, haben den Unterſchied nicht erwähnt, nach welchem die Coſtuswurzel in die ſüße und bittere heut zu Tage getheilt wird: ſondern ſie haben alles, was ſie uns davon melden, aus dem Dioſcorides genommen; gleich als ob die Coſtuswurzel, deren ſie ſich bedienten, mit der Griechen ihrer einerley geweſen wäre. Serapio vornehmlich hat alles aus dem griechiſchen Schriftſteller ausgeſchrieben. Avicenna ſetzt etwas hinzu. Von der arabiſchen Coſtuswurzel ſpricht er, ſie falle aus dem weißen ins rothe oder Citronengelbe; von der indianiſchen, ſie ſey leichter als die arabiſche, bitter, von ſtarkem und nelkenhaften Geruche und falle ins ſchwarze; der ſyriſchen aber giebt er den Namen der römiſchen, und ſchreibt ihr eine Buxbaumgelbe Farbe und einen heftigen Geruch zu.

Die griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller, welche vor fünfhundert Jahren und ſpäter von der Materia Medica etwas geſchrieben haben, thun hin und wieder zweyer Geſchlechter der Coſtuswurzel Meldung, eines ſüßen und eines bittern. Actuarius und die neuern Griechen unterſcheiden den Κοςὸς γλυκὸς und den Κοςὸς πικρὸς. Der Poet Macer in ſeinem Tractatu de ſpeciebus exoticis, drückt ſich alſo aus: Es giebt zwo Arten der Coſtuswurzel; die eine iſt ſchwer, roth und ſehr bitter: dieſe heißt die indianiſche. Die andre aber iſt nicht bitter, leicht und von weißer Farbe.

Daraus

Daraus erhellet, daß diejenige Coſtuswurzel, welche heut zu Tage in den Apotheken dieſen Namen führt, und welche allein, als die wahre, ſchon ſeit etlichen Jahrhunderten gebraucht worden, mit der Coſtuswurzel der Alten nicht unter einem Geſchlechte begriffen iſt. Denn Dioſcorides bemerkt keine Bitterkeit in der Coſtuswurzel; Galen eine ſehr geringe: Beyde ſchreiben ihr eine beißende und brennende Schärfe zu. Avicenna ſagt, aus dem Dioſcorides, die arabiſche ſey weiß; aber er ſetzt hinzu, ſie falle ins rothe, von welcher Farbe die Coſtuswurzel war, deren man ſich damals bediente. Eben derſelbe verſichert auch, aus dem Dioſcorides, daß die indianiſche ſchwarz ſey und ſetzt hinzu, ſie ſey bitter. Macer aber nennt die indianiſche roth, und nicht ſchwarz, wie Avicenna; und fügt hinzu, ſie ſey ſehr bitter. Ueber dieſes iſt die Coſtuswurzel der Alten von ſehr ſtarkem Geruche geweſen, ſo, daß dieſe auch den Kopf ſehr einnahm. Sie brauchten ſie zu Gewürzen und Räucherwerken, und zündeten ſie auf den Altären, wie den Weyhrauch, an. Deswegen ſingt Properz:

Bringt mir angenehme Coſtuswurzel
Und verehrt die Götter mit lieblichem Weyhrauche.

Und Plinius ſagt: man kaufe dieſe Sachen zu Räucherwerken und Salben, und wenn man will, auch zum Dienſte der Götter; weil wir ſie mit Weyhrauch und Coſtuswurzel verehren. Allein, dieſen vortrefflichen und ſtarken Geruch, von welchem

chem Dioſcorides, Galen und Plinius reden, finden wir in der Coſtuswurzel unſrer Officinen nicht; daher glauben wir, daß ſie von der Coſtuswurzel der alten Griechen gänzlich unterſchieden iſt. Die Wurzelkrämer ſelbſt ſtimmen über die wahre Coſtuswurzel nicht mit einander überein; denn in einigen Officinen finden wir drey Arten dieſer Wurzel, unter den Namen der arabiſchen, der bittern und der ſüßen, welche Peter Pomet in ſeiner Hiſtorie der einfachen Arzneymittel anführt und alſo beſchreibt: die arabiſche Coſtuswurzel, ſagt er, iſt länglich, ſchwer, auswendig aſchgrau oder weiß, innwendig röthlich, ſchwer zu zerbrechen, von angenehmen Geruche und von Geſchmack aromatiſch und bitter. Die bittere Coſtuswurzel iſt dick, dicht, hart, holzicht, leicht, glänzend und ſcheint mehr ein Stück Holz als eine Wurzel zu ſeyn. Die ſüße Coſtuswurzel aber iſt klein, gelb, und ſowohl an Farbe als an Geſtalt und Dicke der Gelbſuchtwurzel (Curcuma) ähnlich.

Allein, dieſe Beſchreibungen ſind entweder nicht richtig, oder ſie kommen mit der Coſtuswurzel, die itzt in unſern Apotheken gebraucht wird, nicht überein. Denn man findet darinnen oft eine andre und faſt allezeit nur dieſe einzige Wurzel, welche wie die florentiniſche Veilchenwurzel riecht, und von allen für die arabiſche oder für die wahre Coſtuswurzel gebraucht oder untergeſchoben wird. Sie iſt in länglichte Stücken geſchnitten, einen Zoll dick, leicht, porös, und dennoch hart, läßt ſich aber zerreiben, etwas harzicht, weiß, zuweilen fällt ſie

aus

aus dem aſchgrauen ins gelbe; von Geſchmack ſcharf, aromatiſch und bitter; von Geruch angenehm, beynahe wie die florentiniſche Veilchenwurzel.

Franz Dale, in ſeiner Pharmacologie, glaubt, wie vor ihm Commelin, die Pflanze dieſer Coſtuswurzel heiße, Tſiana Kua, *Hort. Malab.* & Ponvo Bramanum. Coſtus Iridem redolens ſeu Indicus, *C. B.* Coſtus, *Linn. H. Cliff. pag.* 2. Paco Caatinga Braſilienſibus, *Marcgr. Braſ. p.* 48. *Piſ. Braſ. p.* 98. Anonyma, *Mer. Surin.* 36. *T.* 36.

Wenn die Wurzel dieſer Pflanze friſch iſt, ſo iſt ſie weiß, knollicht, kriechend, ſchwammicht, voll von einer wäſſerichten Feuchtigkeit, zart und mit Zaſern verſehen: iſt ſie aber alt und zerbrochen, ſo ſcheint ſie einem Spinnengewebe gleich, mit vielen kleinen Zaſern beſäet zu ſeyn, hat einen wäſſerichten ſüßen Geſchmack, wie die Gurken, und einen gelinden dem Ingwer ähnlichen Geruch. Aus verſchiedenen Orten der Wurzel wachſen drey bis vier Fuß hohe Stengel, welche einen Finger dick werden, rund, blutroth, glatt, glänzend, den Rohrſtengeln ähnlich, knoticht, einfach, innwendig grün und wäßricht. Die Blätter ſind länglicht, ſchmal, zwo Spannen lang, geſpitzt, in der Mitte breit, nahe bey den Knoten angewachſen; auf der untern Seite lauft der Länge nach eine hervorragende Ader, welche auf der obern Seite rinnenförmig iſt, und viele Seitenadern abſchickt. Dieſe Blätter ſind vielfach einwärts zuſammengewickelt,

wickelt, weich, ſaftig, glänzend und grün. Der Stengel endigt ſich in einen ſchuppigten Knopf, die Schuppen ſind eyförmig, ſtumpf, ausgehöhlt, einblütig, einzeln, bleibend, in Malabarien korallenroth, bey uns grün *). Aus jeder Schuppe wächſt eine einzige Blume, deren Kelch einblätterig, ſehr klein, dreygezähnt, gefärbt iſt, auf dem Eyerſtocke ſitzt und nicht abfällt. Die Blüte oder der Blumenkranz (corolla) beſteht aus drey Blättern, welche unten mit einander vereinigt, lanzenförmig, ausgehöhlt, aufrecht, gleich, länger als der Kelch ſind. Ferner hat die Blüte eine einblätterige Saftgrube, welche größer als die Blumenblätter, länglich, röhrig-aufgeblaſen iſt, und einen offenen Rachen hat, über die Mitte in zwo Lippen geſpalten; die untere Lippe iſt breiter, länger als der Blumenkranz, zurück geſchlagen und dreyſpaltig; die Seitenausſchnitte ſind geründet und machen gegen den mittelſten Ausſchnitt einen ſpitzigen Winkel, der mittelſte Ausſchnitt aber iſt dreyſpaltig; die obere Lippe iſt lanzenförmig, kürzer, ſo lang als die aufgeblaſene Röhre und erſetzt die Stelle des Staubfadens, weil ſie zwo gleich gegeneinander ſtehende Staubfache, oder ein einziges in zween Theile getheiltes, auf der innern Seite trägt. Aus dem rundlichen Eyerſtocke, welcher auf dem Blumenbehältniſſe ſteht, wächſt ein fadenförmiger Griffel,

*) Dieſe Beſchreibung der Blumen iſt aus des berühmten Linnäus Gener. Plantar. 825. und aus dem Horto Cliffort. p. 2. genommen.

Griffel, ſo lang als die obere Lippe der Saftgrube, mit einer runden, gedrückten und ausgeſchnittenen Spitze. Der Eyerſtock wird, indem er reift, eine rundliche, gekrönte, dreyzellige, dreyklappige Kapſel, mit vielen dreyeckigen neben einander liegenden Saamen, welche anfangs blau, hernach braun, innwendig weiß, von Geruch wie Jngwer und von ſehr ſchwachem Geſchmacke ſind. Dieſe Pflanze wächſt in den Wäldern in Malabarien, Braſilien und Surinam. Dieſe Coſtuswurzel wird unter diejenigen Arzneyen gezählt, welche den Auswurf aus der Bruſt befördern, das Haupt und die Mutter ſtärken. Sie verdünnet und zertheilt die Säfte, befördert den Urin und den Schweiß. Die Doſis iſt in Subſtanz einer halbe Drachme, und in der Jnfuſion zwo Drachmen bis zu einer halben Unze. Sie wird ſtatt der Coſtuswurzel der Alten gebraucht, zur Theriaca *Andromachi ſenioris,* zum Mithridatio Damocratis, Antidoto Orvietano *Charas*, Philonio magno, Electuario Caryocoſtino und zu den Trochiſcis *Hedicroi.*

Die Apotheker pflegen auch noch andre Wurzeln für die wahre Coſtuswurzel unterzuſchieben. Einige nehmen ſie von einer Pflanze, welche Panax Coſtinus *C. B.* oder Pſeudo-Coſtus *Matth.* heißt. Andre brauchen die Angelik, andre die Zittwerwurzel; noch andre die Rinde, welche Canella alba oder von einigen Coſtus corticoſus genennt wird, wovon wir an ſeinem Orte handeln werden.

Zwölf-

Zwölfter Artikel.

Von der Gelbſuchtwurzel, oder dem gelben Ingwer.

Es giebt zwo Arten der Gelbſuchtwurzel, nämlich eine lange und eine runde.

Die lange Gelbſuchtwurzel, Curcuma longa, ſeu Terra merita, *Offic.* Cyperus Indicus Zingiberis facie, *Dioſc.* Cypira, *Plin.* Crocus Indicus, Arabibus Curcum, officinis noſtris Radix Curcumae dictus, *Bont.* franzöſiſch, Souchet des Indes, oder Saffran des Indes; iſt eine länglichte, kleine, knollichte, knotichte, gelbe Wurzel; ſie färbt die flüßigen Dinge, womit man ſie infundirt, gelb; von Geſchmack iſt ſie ein wenig ſcharf und bitter, an Geruch dem Ingwer nahe; doch etwas ſchwächer.

Die Pflanze heißt Curcuma radice longa, *H. Lugd. Batav.* Curcuma foliis longioribus & acutioribus, Breyn. 2. P. Cannacorus radice crocea, *Inſt. R. H.* *). Manjella-Kua, *H. Malabar.* Ihre Wurzel iſt knollicht, rund, dem Ingwer ähnlich, einen Finger dick, knoticht, mit einigen

 Zaſern,

*) Tournefort hat die Curcumam unter die Arten des Cannacori falſch gezählet, vielleicht iſt er durch die Figur des Bontius verführt worden, welcher ſtatt der Curcumae die Cannam Indicam abgezeichnet.

Zaſern, die ein wenig dick ſind und hier und dar aus den Knoten wachſen, auswendig blaß und etwas rauh, innwendig ſaffrangelb; nach einiger Zeit fällt ſie ins purpurrothe, ſchwer, dicht, gleichſam aus einem verdickten ſaffrangelben Safte beſtehend; von Geſchmack ſcharf, bitter, ölicht; von Geruch angenehm. Aus jedem Knoten entſpringen hellgrüne Blätter, welche flach, eine Spanne lang, eine oder zwo Hände breit ſind, ſich in eine kleine Spitze endigen, überhaupt den Blättern der Cannae Indicae ähnlich. Aus den jungen und ſtärkern Knollen dieſer Wurzel wächſt ein neun Zoll langer, runder, ſaftiger Stengel, von der Dicke einer Schreibfeder, blaßgrün; unten hat er keine Blätter, von der Mitten aber bis zum Gipfel iſt er ringsherum mit kleinen Blättern bewachſen, welche anfangs blaßgrün ſind, hernach aber gelbröthlich oder blaßgelb werden; ſie ſind zwey Finger breit, endigen ſich nach und nach in eine zurückgebogne Spitze und ſtehen ſchuppenweiſe übereinander; zwiſchen ihren Ritzen findet ſich ein zäher Schleim. Dieſe Blätter geben dem obern Theile des Stengels die Geſtalt einer dicken Aehre. Aus jeder von dieſen Schuppen entſpringen nach und nach längliche Blumen, der Cannae Indicae ihren ähnlich, doch dreymal kleiner, meiſtens blaßgelb, oder dem purpurrothen nahe. Herrmann, welcher in der Kräuterwiſſenſchaft ſehr erfahren iſt, verſichert, daß dieſe Blumen aus vier Blättern beſtehen, eines oben, welches ſchief in die Höhe gerichtet iſt, zwey unten, welche in gerader Linie ſtehen

hen und eins in der Mitte, welches etwas gewunden und am Rande mit Haaren beſetzt iſt. Tournefort hingegen ſagt, dieſe Blumen beſtünden nur aus einem einzigen Blatte, und wären nur in viele Theile geſchnitten, wie die Blumen des Cannacori latifolii vulgaris. Nach den Blumen folgen kleine, häutichte Früchte, in drey Behältniſſe getheilt, welche runde, braune und kleinere Saamen, als die Canna Indica, enthalten *).

Die Gelbſuchtwurzel wird reif und nachdem die Blumen verwelkt ſind, ausgegraben. Den

*) Der berühmte Linnäus hat die Blume der Curcumae aus einer getrockneten Pflanze in den Generibus plantarum 829. genauer beſchrieben. Seine Beſchreibung iſt folgende: Der Kelch beſteht aus vielen, beſondern, einfachen, abfallenden Scheiden. Das Blumenblatt hat eine enge Röhre und einen dreyſpaltigen Rand, mit lanzenförmigen, offenen Ausſchnitten, deren andre Lücke größer iſt. Die Saftgrube iſt einblätterig, eyförmig zugeſpitzt, größer als die Ausſchnitte des Blumenblattes und ſitzt an der offenern Lücke deſſelben. Der Staubfäden ſind fünfe, viere aufrecht, lang, unfruchtbar, das einzige fünfte zwiſchen der Saftgrube iſt lang, dem Blumenblatte ähnlich, am Ende zweyſpaltig, das Staubfach hängt daran an. Der Stempfel hat einen rundlichen, unter dem Blumenbehältniſſe ſtehenden Eyerſtock; der Griffel iſt ſo lang als die Staubgefäße; die Spitze iſt einfach und gebogen. Das Saamenbehältniß iſt eine rundliche, dreyzellige, dreyklappige Kapſel, welche viele Saamen enthält.

Indianern iſt dieſe Wurzel ſo bekannt, daß man kaum einen Garten im Orient findet, in welchem ſie nicht gebauet wird, und zwar des Gewinnſts wegen. Denn es iſt faſt keine Familie, welche ſich nicht dieſer Wurzel als eines ſehr angenehmen Gewürzes unter die Speiſen bedienen ſollte. Sie vermiſchen dieſelbe mit wohlriechenden Blumen und machen Salben daraus, womit ſie den ganzen Leib beſtreichen, ſie nehmen dieſelbe auch zum Färben.

Die Gelbſuchtwurzel ſcheinet aus einem flüchtigen ölichten Salze zu beſtehen, welches mit einem bittern Mittelſalze verbunden iſt; deren jedes von ſchleimigen und erdigten Theilen verhüllt wird. Man hält ſie für ein vortreffliches Mittel, die Verſtopfungen der Lungen, der Leber, der Milz, des Gekröſes und der Mutter zu heben. Sie befördert die Monatzeit und hilft in der ſchweren Geburt. Doch hauptſächlich iſt ſie ein ſpecificum in der Gelbſucht. In Subſtanz verordnet man ſie von einem Scrupel bis zu einer Drachme; im Infuſo und Decocto zu zwo Drachmen.

Nimm pulveriſirte Gelbſuchtwurzel eine halbe Drachme, Saffran fünf Gran, Sal vol. C. C. fixati zehn Gran; Syrup. de quinque radicibus aperient. vel de Artemiſia, ſo viel genug iſt. Mache einen Bolum, in der Gelbſucht, in Verſtopfungen der Mutter und in weggebliebener Monatzeit.

Nimm Gelbſuchtwurzel eine halbe Unze, Trochiſc. Viperar drey Drachmen, pulveriſirte Rhabar-

bar,

bar, Saffran, von jedem eine halbe Drachme, Conſervae Chelidonii majoris eine Unze. Syrup von der Fumaria, ſo viel genug iſt. Mache ein Opiat; wovon in der Gelbſucht zwo Drachmen täglich zweymal genommen werden. Oder:

Nimm Gelbſuchtwurzel eine halbe Unze, Saffran, funfzehn Gran, Rhabarbar zwo Drachmen. Infundire es kalt mit zwölf Unzen guten Weins, laß es zwölf Stunden ſtehen. Gieß es ab, und theile es auf zweymal zu trinken.

Von den Färbern wird dieſe Wurzel auch oft zum Färben gebraucht.

Die andre Art der Gelbſuchtwurzel, welche die runde heißt, und von den Portugieſen *Raiz de Safrao* genennt wird, iſt in unſern Officinen nicht gebräuchlich. Es iſt eine knollige, rundliche, über einen Zoll dicke Wurzel, dicht, fleiſchig, auswendig haarig, gelb; wenn ſie queer durchſchnitten wird, zeigt ſie verſchiedne, ſaffrangelbe, rothe Zirkel; an Geruch und Geſchmack kömmt ſie dem Saffran und dem Ingwer nah; doch iſt ſie ſchwächer als die lange Gelbſuchtwurzel, mit welcher ſie übrigens übereinkömmt.

Die Pflanze heißt Curcuma radice rotunda, *Parad. Bat. Prodr.* Manja-Kua, *H. Malabar.*

Ihre Blätter, Blumen und Früchte ſind der vorhergehenden nicht unähnlich.

Dreyzehnter Artikel.

Von der langen und runden Cyperwurzel.

Es ſind in den Apotheken zwo Arten der Cyperwurzel bekannt; nämlich eine lange und eine runde.

Die lange Cyperwurzel, Cyperus longus, *Offic.* franzöſiſch, Souchet long; iſt eine lange, dünne, knotichte, gewundene Wurzel, ſchwer zu zerbrechen, von außen ſchwärzlich, innwendig weißlich; von Geſchmack angenehm, ein wenig ſcharf, aromatiſch, von Geruch lieblich wie Narden. Sie wächſt in Provence und Languedoc, und wird von daher zu uns gebracht. Man wählet diejenige, welche wohl verwahret worden, nicht kariös iſt und gut riechet.

Die Pflanze heißt Cyperus odoratus, radice longa, ſeu Cyperus Officinar. *C. B. P.* Cyperus longus odoratior, habitior, *Lobel. Icon.* Cyperus panicula ſparſa, ſpecioſa, *I. B.* Die Wurzel iſt länglich, knotig, gegliedert mit vielen in einander verwickelten Knoten, und vielen dünnen Zaſern beſetzt, dunkelroth, ſaftig, mit einigen kleinen olivenförmigen Wurzeln, wie in der rothen Steinbrechwurzel (Filipendula). Aus ihr wachſen rohrförmige Blätter, wie im Lauch oder Knoblauch (Porrum), doch viel länger und ſchmäler.

Der Stengel iſt eine Elle hoch, ohne Knoten, glatt, ſtreiſicht, dreyeckicht, mit einem weißen Marke gefüllt; um den Gipfel ſtehen kleinere Blätter nach Art eines Sterns, ſie ſind länger als die Blumen, welche über ihnen ſtehen. Das Blumenbüſchel hänget von dem Gipfel herab und hat Blumen ohne Blätter, mit Staubgefäßen, die wie ein ſchuppichter Knopf beyſammen ſtehen. Aus den Winkeln der Schuppen entſpringen die Staubwege, welche ſich in dreyeckichte, harte und mit einer ſchwarzen Rinde umgebene Saamen verwandeln.

Die runde morgenländiſche Cyperwurzel, Cyperus rotundus Orientalis, *Offic.* franzöſiſch, Souchet rond du Levant, iſt eine rundliche Wurzel, von der Größe und Figur einer Olive, rauh, ſtreiſicht, auswendig bräunlich, bisweilen roth oder auch ſchwarz, innwendig weißlich; es hängen ihrer viele von einem Knollen gleichſam an Faden herab, an Geſchmack und Geruch der langen Cyperwurzel gleich.

Die Pflanze heißt Cyperus rotundus Orientalis major, *C. B. P.* Cyperus Hodueg Ægyptiis, *P. Alp. de plantis Ægypti;* Cyperus rotundus Orientalis major vel Babylonicus, *Rauwol.* Sie hat rundliche, ſtreiſichte, häufige Wurzeln, ungefähr von der Dicke einer Olive, durch eine darzwiſchen wachſende Zaſer mit einander verbunden. Die Blätter, Blumen und Saamen ſind der vorhergehenden ähnlich. Sie wächſt häufig in Aegypten an dem Nil und an den Sümpfen, auch

in Provence und auf den Wieſen um Petit Gentilly und in andern Gegenden um Paris.

Es giebt noch eine andre Art der Cyperwurzel, die amerikaniſche genannt, Cyperus Americanus, *P. Dutertre;* Apoyomatli ſeu Phatziſiranda, Cyperus Americanus, *Hernand.* Radix Sanctae Helenae, Galangae ſpecies, *I. B.* Scirpus Americanus caule geniculato, cavo, *Lignon. I. R. H.* welcher man eben die Kräfte als den andern Cyperwurzeln zuſchreibt.

Weder Dioſcorides noch Plinius unterſcheiden die Cyperwurzel in eine lange und runde, der letztere aber merket an, daß die Wurzel des Cyperi, wenn ſie länglicht iſt, Cyperida heiße.

Die Cyperwurzeln ſcheinen aus einem flüchtigen, ölichten, aromatiſchen Salze, mit ſchleimigen und erdigten Theilen verbunden, zu beſtehen. Sie verdünnen und zertheilen die Säfte, heben die Verſtopfungen, treiben den Urin und die Monatzeit, ſind ſehr ſtärkend für den Magen, wenn ſeine Faſern erſchlafft ſind, und widerſtehen einer anfangenden Waſſerſucht. C. Hoffmann rühmt ſie in Bruſtkrankheiten, die mit Huſten verbunden ſind. Sie trocknen und heilen die Geſchwüre in dem Munde und in der Blaſe.

Sim. Pauli berichtet, daß Joh. Meibom das Cameelheu (Schaenanthus, Juncus odoratus) und die Cyperwurzeln als ein Specificum wider die Geſchwüre der Blaſe gebraucht habe. In Geſchwüren der Mutter verordnet Hippocrates auch die Cyperwurzeln. Das Pulver davon mit

Laven-

Lavendelblumen vermiſcht und zu einer Drachme gegeben, treibt die Frucht und die Nachgeburt aus der Mutter, wie **Joh. Rajus**, ein berühmter Botanikus, berichtet. Man giebt ſie in Subſtanz zu einer Drachme und im Infuſo von zwo Drachmen bis zu einer halben Unze.

Einige wollen, daß dieſe Wurzeln neu und friſch ſeyn ſollen, damit ſie nicht zu ſehr erhitzen. In der That haben die friſchen einen ſchwächern Geruch als die trockenen; allein ſie ſind auch weniger wirkſam, weil ſie eine größere Menge unnützer Feuchtigkeit enthalten. **Rhazes** erinnert, der innerliche Gebrauch derſelben erhitze das Blut zu ſehr, daß ſo gar der Ausſatz (Lepra) dadurch verurſacht werde.

Der Saame der langen Cyperwurzel mit Reiße (Oryza) gegeſſen, mit dem man ihn oft in Italien vermiſcht findet, macht nach des **Fallopius** Zeugniſſe trunken, wie die Treſpe.

Nimm lange Cyperwurzel, Galgantwurzel, Summitat. Abſinth. von jedem eine Drachme, weiſſen Zucker zwo Drachmen, Zimmetöhl fünf Tropfen. Mache ein Pulver, wovon früh nüchtern oder vor der Mahlzeit eine Drachme in Wein zu nehmen.

Man braucht ſie zu den Trochiſcis Cypheos, de Capparidibus, zum Pulvere cephalico odorato, *Charas*, und zum Emplaſtro de Meliloto, *Ejuſd.*

Die

Die Wurzeln werden in Eſſig macerirt, getrocknet und zu Pulver gerieben und von den Würzkrämern zu Räucherwerken aufbehalten.

Vierzehnter Artikel.

Von dem weißen Diptam.

Es ſind zwo Pflanzen, die in den Apotheken unter dem Namen des Diptams bekannt ſind. Von der einen gebraucht man die Blätter und von der andern die Wurzeln. Eine kömmt aus der Inſel Creta und wird zum Theriak genommen, die andre kömmt aus Languedoc.

Die Anfänger in der Arzneykunſt müſſen daher nicht in dem Irrthum ſtehen, als ob die Blätter und Wurzeln, die in den Officinen unter dem Namen des Diptams gefunden und verkauft werden, von einer und eben derſelben Pflanze wären; indem ihnen die Wurzeln des wahren cretiſchen Diptams nicht im Gebrauche ſind. Hingegen halten ſie die Wurzeln des weißen Diptams oder der Fraxinellae in großem Werthe. Von dem cretiſchen Diptam wollen wir an ſeinem Orte reden, wenn wir von den Blättern handeln werden.

Der weiße Diptam, von welchem itzt die Rede iſt, hat erſt ſeit wenigen Jahren angefangen in den Apotheken bekannt zu werden. Denn weder

in

in den Schriften der Griechen noch der alten Araber findet man von ihr nicht die geringſte Meldung.

Der weiße Diptam, Dictamnus albus, & Dictamnum album, *Offic.* iſt eine Wurzel oder vielmehr die etwas dicke Rinde derſelben, weiß, von den Zaſern gereinigt, wie Rohr zuſammen gerollt, von Geſchmack etwas bitter, mit einer gelinden Schärfe, und, wenn ſie friſch iſt, von einem angenehmen und ſtarken Geruche.

Die Pflanze, welche Fraxinella Cluſii heißt, *Inſtit. R. H.* Dictamnus albus vulgo, ſeu Fraxinella, *C. B. P.* hat äſtige, zaſerige, eines Fingers dicke Wurzeln, aus welchen rothe, anderthalb Ellen hohe, zweigichte, rauche Stengel wachſen. An dieſen ſitzen geflügelte Blätter mit drey, vier bis fünf Reihen kleiner Blätter, welche auf ihrer obern Fläche dunkelgrün, auf der untern heller, glänzend, dicht, zackicht, den Blättern des Eſchenbaums ähnlich, aber kleiner ſind, daher ſie auch den Namen Fraxinella bekommen hat. Auf den oberſten Stengeln ſtehen die Blumen, vielblätterig, unähnlich, von ſtarkem angenehmen Geruch, obgleich dem bockſtinkenden ein wenig ähnlich, ſie ſtehen in einer langen Reihe, zum Vergnügen der Augen. Denn ſie beſtehen aus fünf purpurfarbigen oder auch weißen mit dunklern Linien geſtreiften Blättern. Aus ihrem Kelche entſpringen zehn krumme Staubgefäße mit dem Stempfel, welcher ſich in eine Frucht verwandelt, die aus fünf Scheiden beſteht, deren jede eine harte, gebogene Kapſel,

voll

voll von rundlichen oder gewundenen glänzenden, ſchwarzen, über eine Linie großen Saamen enthält. Dieſe Kapſel aber ſpringt, wenn ſie reif iſt, in zween Theile von einander, die ſich nach Art der Widderhörner krümmen und die Saamen mit Gewalt auswerfen. Die oberſten Stengel und die Blumenkelche ſind voll von unzähligen Bläschen, die ein weſentliches Oel enthalten und durch ein Vergrößerungsglas leicht bemerkt werden können. Dieſe Bläschen hauchen im Sommer eine ſo große Menge ſchweflichter Dünſte aus, daß, wenn man unten an die Pflanze ein brennend Licht hält, plötzlich eine große Flamme entſteht, und ſich über die ganze Pflanze ausbreitet.

Sie wächſt von ſich ſelbſt in den Wäldern in Languedoc, und wird auch in unſern Gärten cultivirt.

Durch die chemiſche Analyſin hat man aus fünf Pfunden, bey angehendem Frühling friſch ausgegrabenen, weißen Diptams, ein Pfund und vier Unzen Phlegma erhalten, welches den Geruch und Geſchmack der Pflanze hat, und folglich mit einem ſehr ſubtilen weſentlichen Oel erfüllt iſt; ungefähr zwey Pfund ſaures Phlegma, welches noch einen Geruch hat; acht Unzen urinöſes Phlegma nebſt ungefähr zwanzig Gran feſtem Salze: ferner drey Unzen und drey Drachmen ſtinkendes Oel; fünf Drachmen fixes alkaliſches Salz. Die taube Erde beträgt zwo und eine halbe Unze.

Aus dieſer Analyſi und aus dem Geruch und Geſchmack der Wurzeln erhellet, daß ihre Kraft

von einem ſubtilen weſentlichen Oel herrühret, welches mit dem Phlegmate zuerſt weggehet, ferner von einem dickern und häufigen, ſtinkenden Oele, und von einem ziemlichen Theile weſentlichen Salzes, welches dem Salmiac nahe kömmt. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß dieſe Wurzel ein alexipharmacum, und ein ſtärkendes Mittel für das Herz und die Mutter ſey. Sie treibt den Schweiß, Urin und die Monatzeit, ferner die Nachgeburt und die todte Frucht, tödtet die Würmer, widerſteht der Fäulniß und der Peſt, auf was für Art man ſie auch gebrauche. Wider Gifte und giftige Biſſe, wider die Epilepſie, vornehmlich diejenige, ſo von Würmern herrühret, wird ſie ſehr angeprieſen. Die Doſis iſt von einer halben Drachme bis zu zwo Drachmen in Subſtanz, in der Infuſion zu einer Unze.

Nimm vom Pulver des weißen Diptams eine Drachme, Syrup von Wermuth, ſo viel genug iſt. Mache einen Bolum, die Würmer zu tödten.

Nimm vom Pulver des weißen Diptams zwo Drachmen. Man gebe daſſelbe in gutem Weine, die Nachgeburt zu treiben; und lege einen Umſchlag von dem Decokte eben dieſer Wurzel mit Poleyblättern, auf die Gegend der Mutter. Dieſe Wurzel wird gebraucht im Pulvere Diamargarito frigido, Pulvere Pannonico, Pulvere antepileptico, in der Opiata *Salomonis*, im Antidoto Orvietano, Trochiſcis Scilliticis und Oleo Scorpionum compoſito

D. *Charas.*

* * *

Funf=

Funfzehnter Artikel.

Von der Gemſenwurzel oder Schwindelwurzel.

Die Gemſenwurzel, Doronicum der Lateiner und δυρωνιζὶ der neuern Griechen, ſind Worte, die von dem arabiſchen Duronegi abſtammen. Was aber die Araber durch dieſes Wort verſtanden haben, iſt uns gänzlich unbekannt. Denn die Beſchreibung des Avicenna von der Gemſenwurzel kommt mit der unſrigen keinesweges überein. Duronegi, ſpricht er, iſt eine holzige Wurzel, ungefähr Daumensdick, von innen citrongelb oder weiß, von außen aſchfarbig, etwas hart und ſchwer; welche eine herzſtärkende, erfreuende und dem Gifte widerſtehende Kraft beſitzt; ſie kömmt hierinnen mit dem Zerumbeth überein, welches man an ſtatt jener gebrauchen kann. Man muß alſo bey den Arabern unterſuchen, was die rechte und wahre Gemſenwurzel oder Duronegi bey ihnen ſey.

Auch die Kräuterverſtändigen ſind über dem Doronico *Offic.* nicht einig. Denn einige gebrauchen das Doronicum radice Scorpii, *C. B. P.* Doronicum Romanum Officinar. *Dale Pharmacol.* Andre das Doronicum Plantaginis folio, alterum *C. B. P.* Doronicum Germanicum & Arnica

Arnica Officin. *Dale Pharmacol.* Von noch andern wird das Doronicum radice dulci, *C. B. P.* gebraucht.

Was aber heut zu Tage in den Officinen unter dem Namen der Gemſenwurzel gebraucht wird, iſt eine knollige und gegliederte Wurzel, mit unterſchiednen Zwiſchenknoten, welche kaum ſo groß als eine kleine Haſelnuß ſind, mit Zaſern beſetzt, auswendig gelblich, innwendig weißlich, von ſüßem, ſchleimigen, ein wenig anziehenden Geſchmacke. Man bringt ſie uns von den Alpen.

Die Pflanze heißt Doronicum radice Scorpii, *C. B. P.* Doronicum latifolium, *Cluſ.* Aconitum Pardalianches minus, *Matth.* Doronicum Romanum, Officin. *Dale Pharmacol.* Sie hat kleine, gegliederte Wurzeln, die einiger maßen die Geſtalt der Scorpionen haben, ſchräg, kriechend, mit einigen, aus dem untern Theile der Knoten wachſenden Zaſern. Aus dieſen Wurzeln entſtehen viele rundliche, breite, hellgrüne, weiche und mit dünner Wolle beſetzte Blätter. Der Stengel wächſt über neun Zoll hoch und iſt wollig, rund, geſtreift und in wenige Zweige getheilt. Aus den Gipfeln wachſen Stralblumen, deren Scheibe nämlich aus vielen gelben Blümchen, der Stral aber aus Halbblümchen von gleicher Farbe beſteht; ſie ſitzen auf den Eyern und ſind mit einem Beckenförmigen und vielſpaltigen Kelche umgeben. Aus den Eyern werden kleine, ſchwarze, wollige Saamen, die auf dem Grunde (Thalamus) liegen.

Ueber die Wurzel dieſer Pflanze entſteht unter den Kräuterverſtändigen eine ſchwere Frage, ob ſie nämlich ein Gift oder ein alexipharmacum ſey? Einige fallen dieſer, andre jener Meynung bey. Daß ſie ein alexipharmacum ſey, behaupten Pena, Lobel, Camerarius, Renodäus, Fr. Hoffmann, die Geſellſchaft der Aerzte zu Bononien, Amſterdam, London, Leiden und Antwerpen, Cordus im Diſpenſatorio Norimbergenſi, Schröderus in Pharmacop. Med. Charas in Pharmacop. Regia. Hingegen für ſchädlich halten ſie Maranta, Aldrovandus, Cortuſus, J. Bauhin, Matthiolus, C. Hoffmann, die Geſellſchaft der Aerzte zu Florenz und zu Utrecht.

Die Bewegungsgründe, aus welchen ſie dieſe Wurzel verwerfen, nehmen ſie von den Erfahrungen her, welche ſowohl an Hunden als an Menſchen ſind gemacht worden. Denn Cortuſus meldet dem Matthiolus, er habe durch öftere Verſuche gefunden, daß die Hunde, welche von dieſen Wurzeln gefreſſen, bald verreckten; welches Matthiolus für wahr befunden, da er an einem Hunde, welcher nach ſieben Stunden verreckt war, eine Erfahrung gemacht hatte. Einige wenden darwider ein, daß viele Dinge den Thieren ſchädlich oder tödtlich, den Menſchen aber unſchädlich, ja heilſam wären. Allein, daß es ſich mit der Gemſenwurzel nicht alſo verhalte, beweiſet die Erfahrung, welche Gesner an ſich ſelbſt gemacht. Denn er erzählt im zweyten Theile ſeiner Briefe, im

zwan-

zwanzigſten und zwey und zwanzigſten, daß er, um den Matthiolus offenbar zu überzeugen, zwo Drachmen von dieſer Wurzel eingenommen, und acht Stunden darauf ſich wohl befunden habe: allein nach Verfließung dieſer ſey ihm der Leib aufgeblaſen worden, und um den Magenmund habe er eine gewiſſe Schwachheit empfunden, auch dieſe an dem ganzen Körper gefühlt, faſt ſo, wie ihm ſonſt öfters geweſen, wenn er zu viel kaltes Waſſer getrunken. Als aber dieſe Zufälle zwo Stunden gewähret und ſich nicht von ſich ſelbſt zu verlieren geſchienen hätten, ſo habe er ſich in ein Faß mit warmen Waſſer geſetzt und ſey geheilet worden. Denn man muß dem Coſtäus nicht Glauben beymeſſen, welcher im Electuario de aromatis *Meſuae* ſchreibt, daß Gesner von dem Gebrauche dieſer Wurzel geſtorben ſey; denn es iſt bekannt, daß er an der Peſt, welche 1565 zu Zürch wütete, geſtorben iſt. Es iſt alſo, durch Gesners eigenes Geſtändniß, die ſchädliche Eigenſchaft der Gemſenwurzel offenbar bekannt, und vielleicht wäre ſie, in größerer Doſi genommen, tödtlich geweſen. Vergebens nimmt man an, daß die friſche und ſaftvolle Gemſenwurzel, wie ſie Matthiolus und Gesner gebraucht, ſchädlich ſey; die trockene aber ſey unſchädlich, wie ſie nämlich pflegt gebraucht zu werden in Diambra *Meſuae*, Diamargarito calido, *Avicen.* Diamoſcho, Electuario de gemmis, Electuario laetificante, Confectione liberante und andern zuſammengeſetzten Arzneyen, welche alle nicht allein ohne Nachtheil, ſondern auch zu

großer Erleichterung der Kranken ſchon ſeit vielen Jahren verordnet worden ſind. Denn man antwortet darauf, daß die Unſchädlichkeit der Gemſenwurzel durch den Gebrauch in den Apotheken nicht bewieſen werde, weil dieſe Wurzel in ſehr geringer Doſi zu ſolchen zuſammengeſetzten Mitteln genommen und mit andern Arzneyen, welche ihr die ſchädliche Kraft benehmen, vermiſcht wird. Wenn man alſo eine gewiſſe Erfahrung davon haben will, ſo muß man dieſe Wurzel allein gebrauchen. Aber wer wird es verſuchen? denn hier gilt das Sprüchwort nicht: **Was wird ein Verſuch ſchaden?**

Da wir alſo auf eine ſichere Art zu heilen verbunden ſind, ſo laßt uns keine unſichre Arzney gebrauchen, da es mehrere vortreffliche Mittel giebt, welche die Erfahrung beſtätiget hat. Daher rathen wir die Gemſenwurzel aus den Apotheken gänzlich zu verweiſen, weil es nicht gewiß iſt, ob die Araber in ihren herzſtärkenden Arzneyen unter dem Namen Duronegi dieſe Wurzel verſtanden haben. An ſtatt dieſer aber können das Zerumbeth, die Zittwerwurzel, oder die Würznelken, nach der Meynung des Avicenna ſelbſt, gebraucht werden. Die Deutſchen aber werden die deutſche Gemſenwurzel oder die Arnik, (Arnica *Schroderi*) nicht unter dieſer Cenſur begreifen wollen; ſintemal ſie ſich derſelben öfters und mit gutem Nutzen bedienen.

Dieſe Pflanze heißt Doronicum Plantaginis folio, alterum, *C. B. P.* Doronicum Germanicum,

cum, foliis ſemper ex adverſo naſcentibus, villoſis, *I. B.* Aliſma *Matth.* ſeu Plantago montana, *Ejuſd.* Damaſonium primum, *Dioſc. Tabern. Icon.* Arnica *Schroderi;* Lagealupi, *Ejuſd.* Arnica lapſorum Panacea *Fehrii Ephem. Natur. Curioſ. ann. 9 & 10.* Ptarmica montana, *Hiſt. Lugd.* Aliſma Alpinum, ſeu herba Plantaginis foliis, flore Doronici ſternutamenta movente, *Gesner. de Hort* Calta Alpina, *Ejuſd.* Nardus Celtica altera, *Lobel. Adverſar* Chryſanthemum latifolium, *Dod.* Sie trägt Blätter, welche dem wolligen Wegerich (Plantago villoſa) ähnlich, etwas haarig und weicher ſind, auf der Erde liegen, an der Zahl meiſtentheils vier; aus dem runden und haarigen Stengel wachſen weniger Blätter, doch allezeit zwey einander gegenüber; aus ihrem Winkel entſtehen eine, bisweilen auch drey Knoſpen, deren jede im Monat Junio Blumen trägt, welche an goldgelbem Glanze dem Doronico ähnlich ſind und auf gleiche Weiſe einen kleinen, länglichen, ſchwarzen und wolligen Saamen haben. Die Wurzel iſt länglich, breitet ſich in der Erde mit vielen Zaſern aus, und iſt ſowohl als die Blätter und Blumen aromatiſch.

Die Blätter und Blumen treiben den Schweiß, den Urin und reizen zum Brechen. Wider das geronnene Geblüt werden ſie in Bier gekocht, oder mit Wein, oder auch mit einem guten Waſſer infundirt, gegeben; ihre Kraft und Wirkung iſt ſo groß, daß ſie eine Panacee für diejenigen, welche gefallen ſind, in den Ephem. Germanicis genennt

 wird.

wird. Die Doſis iſt von einer kleinen Handvoll bis zu zwo Handvoll für Erwachſene.

So bald man ſie eingenommen, ſpricht Fehrius, dringt ſie mit ſolcher Gewalt zu dem kranken Theile und greift das geronnene Geblüt ſo heftig an, daß ſie große Schmerzen daſelbſt erregt, und zuweilen hat man bemerkt, daß ſie ſchweren Athem verurſacht, fürnehmlich, wenn man ſie in zu ſtarker Doſi genommen hat und wo das Uebel eingewurzelt und hartnäckig iſt; welche Zufälle aber alle nach kurzer Zeit entweder durch ein freywilliges Erbrechen, oder durch häufigen Abgang des Urins, oder auch, wenn es die Noth erfordert, durch eine Aderlaße, gedämpft werden. Der Kranke wird darauf geſund und erlangt ſeine Kräfte wieder. Wo aber keine offenbare Verletzung iſt, da entſteht auch kein Schmerz, wenn man dieſe Arzney genommen.

Die Wurzel iſt von Geſchmack bitter, ſcharf, aromatiſch und von Geruch angenehm, ſie treibt auch den Urin und befördert die Monatzeit, wenn man ſie in Weine gekocht trinkt. Man kocht die Blumen mit Lauge, wider Kopfſchmerzen, und um die Haare gelb zu färben. Aus den Blumen, Blättern und Wurzeln wird auch ein vortreffliches Pulver zum Nieſen bereitet.

Sechzehn-

Sechzehnter Artikel.

Von der kleinen und großen Galgantwurzel.

Man findet in den Apotheken zwo Arten der Galgantwurzel, die kleine und die große.

Die kleine Galgantwurzel, Galanga minor, & Galanga Sinenſis, *Offic.* Chaulengian & Chaſerudarua, *Avicen.* Γαλάγγας & Γαλαγκας *Paul. Ægin.* & *Aët.* iſt eine knollige, knotige, gegliederte, mit einigen Zwiſchenknoten gebogene Wurzel, in Aeſte getheilt, mit einigen zirkelförmigen Streifen umgeben, ungleich, hart, feſt, eines kleinen Fingers dick; von Farbe auswendig braun, innwendig röthlich, von Geruch aromatiſch, angenehm; von Geſchmack ſcharf, aromatiſch, etwas bitter, brennend wie Pfeffer oder Ingwer. Man bringt ſie in kleinen Stücken zu uns aus China und Indien, wo ſie wild wächſt und von den Einwohnern auch cultivirt wird. Dieſe Wurzel ſcheint den alten Griechen gänzlich unbekannt geweſen zu ſeyn; von einigen aber wird ſie für die wahre Akerwurz des Dioſcorides gehalten, doch falſch, wie wir oben in dem Artikel von der Akerwurz geſagt haben.

Die Pflanze, welche aus dieſer Wurzel wächſt, heißt bey den Indianern Lagundi; ſie hat Blät-

ter wie der Jngwer, und weiße, einem Helme ähnliche Blumen; die Frucht iſt dreyzellig, voll kleiner rundlicher Saamen.

Die große Galantwurzel, Galanga major, Galanga Javanenſis, *Offic.* iſt eine knollige, knotige, ungleiche, gegliederte, der kleinen Galgant ähnliche Wurzel, doch größer, einen oder zween Daumen dick, von Geruch und Geſchmack weit ſchwächer und weniger angenehm, auswendig dunkelroth, innwendig blaß.

Es ſcheinet, daß weder die ältern noch die neuern Griechen, noch auch die Araber dieſe Wurzel gekannt haben. Sie wird aus der Jnſel Java und aus Malabarien, wo ſie wild wächſt, zu uns gebracht. Jhre Pflanze heißt Bangula.

Die Galgantwurzeln ſcheinen ein flüchtiges, öliges, aromatiſches Salz zu enthalten, die kleine mehr als die große. Ueber dieſes hat die Galgantwurzel eine ſtärkere anziehende Kraft, als die Akerwurzel; weswegen ſie den ſchwachen Magen zu ſtärken für wirkſamer gehalten wird.

Die Galgantwurzeln werden beyde friſch, zu Bereitung verſchiedener Gewürze unter die Speiſen, von den Jndianern gebraucht. Sie ſind beyde ſtärkend für den Magen, das Haupt, das Herz und die Mutter. Jn Unreinigkeit und Aufblähung des Magens thun ſie gute Dienſte; im Schwindel rühmt man ſie als ein beſonderes Mittel, wenn derſelbe, wie oft geſchieht, von einer verderbten Dauung entſteht. Sie treiben die Blähungen, helfen wider Colikſchmerzen und andre

Zu-

Zufälle, die von einem ſchwachen Magen kommen; ſie befördern auch die Monatzeit.

Man muß aber wohl merken, daß man dieſe aromatiſchen Arznenen, die zu Stärkung des Magens und Verdauung der Speiſen ſo ſehr angeprieſen werden, nicht unbehutſam in jeder Schwachheit oder Unreinigkeit des Magens gebrauchen müſſe; indem die ſchwere Verdauung von ſehr verſchiedenen Urſachen, oder, von verſchiedenen ſchlimmen Beſchaffenheiten des Magens entſteht.

Denn bald ſind die Faſern des Magens erſchlafft, ſo, daß derſelbe die verdauten Speiſen ſehr ſchwer und langſam in die Gedärme treibt, daher ſie länger in dem Magen bleiben und ſauer werden, oder ſich in eine ſchleimige Fäulniß verkehren. Bald ſind die Magenhäute zu einer Entzündung geneigt, und die Nervenfaſern alſo gereizt und krampfig, daß ſie die aus den Speiſen bereitete Materie nicht durch die rechte Oeffnung des Magens forttreiben können. Bald iſt der Magenſaft zu dünn und wäſſerig, und deswegen zur Verdauung der Speiſen ungeſchickt; oder er hat zuviel ſulphuriſche, oder ſalzige, ſcharfe und ſaure Theile, die eine ſchlimme Dauung verurſachen. Alle dieſe verſchiedene Urſachen, ob ſie ſchon einerley Wirkung hervor bringen, erfordern doch nichts deſto weniger eine verſchiedene Art zu heilen.

Man muß daher wohl in Betrachtung ziehen, aus was für einer Urſache die verderbte Dauung entſtehe. Denn wenn ſie von einer hitzigen Beſchaffenheit, wie man ſpricht, oder von einer zur

Entzündung geneigten Beſchaffenheit der Magenhäute, und von einem Krampfe der Nervenfaſern herrühret: ſo ſieht man wohl, daß alle aromatiſche Arzneyen nicht nur nicht helfen, ſondern auch ſehr ſchädlich ſind. Daher thun ſie in melancholiſchen und hypochondriſchen Zufällen großen Schaden und verurſachen öfters die Waſſerſucht. Vallänus erinnert alſo mit Recht, daß man beym Gebrauche der aromatiſchen magenſtärkenden Arzneyen den Urin genau betrachten müſſe. Denn wenn derſelbe weniger fließt, die Farbe ändert, trübe und roth wird, ſo muß man ſtracks von den magenſtärkenden Mitteln ablaſſen; denn es ſteht eine Bauchwaſſerſucht bevor. Mit Nutzen aber braucht man ſie in der kalten Beſchaffenheit des Magens, oder wenn der Saft deſſelben dünn und ſchwach iſt; und hier kann man ſie mit Spiritu vini oder mit Wachholder- und andern Spiritibus ardentibus verbinden. Nicht weniger dienen, wenn die Faſern des Magens ſchlaff ſind, dieſe Mittel, beſonders diejenigen, ſo einige anziehende Kraft oder Bitterkeit beſitzen. Wenn aber der Magenſaft zu dick iſt, ſo ſind die verdünnenden Arzneyen weit beſſer, obſchon die aromatiſchen die dicke Lympham zertheilen, die Magenhäute reizen und alſo zuweilen helfen. Alles dieſes muß bey Verordnung der magenſtärkenden Mittel genau in Betrachtung gezogen werden.

Die große Galgantwurzel iſt von weit geringerer Kraft, als die kleine, weswegen dieſe zum Arzneygebrauche der großen vorgezogen wird. Die

Doſis

Doſis iſt in Subſtanz von funfzehn Gran bis zu einer halben Drachme; in der Jnfuſion aber von einer halben Drachme bis zu zwo Drachmen, mit Waſſer oder Wein. Man vermiſcht ſie mit purgierenden Mitteln, um deren Kraft zu mäßigen und zu lindern.

Nimm von der kleinen Galgantwurzel, einen Scrupel, vom pulvere Radicis Poeon. mar. Zuckerkand, jedes eine halbe Drachme. Mache ein Pulver wider den Schwindel, welcher von Unreinigkeiten des Magens herrühret.

Nimm von der in Stückchen geſchnittenen kleinen Galgantwurzel zwo Drachmen; Gieße ſechs Unzen guten Wein darüber, thue etwas Zucker oder Syrup hinzu, und laß es den Kranken nehmen.

Einige halten das Pulver der Galgantwurzel für ein Specificum wider das Herzklopfen; ſie machen dieſes Pulver mit Wegerichſafte oder herbem Weine zu einer Maſſe, und legen dieſe auf einem ſcharlachenen Tuche auf die Gegend des Herzens.

Die kleine Galgantwurzel wird zum Electuario Orvietano, zur Benedicta laxativa, zu den Tabellis magnanimitatis, zum Pulvere aromatico roſato und Pulvere laetificante, *Charas*, genommen.

Sieb-

Siebzehnter Artikel.

Von der Enzianwurzel.

Die Enzianwurzel, Gentiana, *Off.* Γεντιανὴ *Dioſc.* & *Graec.* iſt einen Fuß, mehr oder weniger, lange und einen oder zween Daumen dicke, äſtige, ſchwammichte Wurzel, auswendig braun, innwendig gelbröthlich, von Geſchmack ſehr bitter. Sie wird von den Alpen, pyrenäiſchen und auvergniſchen Bergen, wo ſie häufig wächſt, zu uns gebracht. Man verwirft diejenige, welche ſehr runzlicht, ſchimmlicht und innwendig ſchwärzlich iſt.

Die Pflanze, welche Gentiana major, lutea, *C. B. P.* Gentiana vulgaris major Hellebori albi folio, *I. B.* Gentiana Dod. heißt, hat von dem Gentis, einem Könige in Illyrien, den Namen erhalten, wie Dioſcorides meldet. Ihre Blätter ſind den Blättern der weißen Nieſewurzel ähnlich, nah an der Wurzel häufig, an dem Stengel gegeneinander über, welchen ſie mit ihren Stielen umfaſſen. Sie ſind mit drey oder fünf Adern verſehen, wie die Blätter des Wegerichs, glatt, glänzend und unterſcheiden ſich hierdurch von den Blättern der Nieſewurzel. Die Stengel erreichen eine halbe oder ganze Elle und drüber; ſie ſind einfach, glatt und tragen wirbelweis geſtellte, einblätterige, Glockenförmige, offene, fünfſpaltige und blaßgelbe

Blu-

Blumen, mit einem Stempfel, welcher aus dem Kelche entſpringt, den unterſten Theil der Blume durchbohrt und ſich in eine häutige Frucht verwandelt, welche einzellig, eyförmig zugeſpitzt, zweyklappig iſt und viele gedrückte runde, mit einem Randblatte verſehene, röthliche Saamen enthält.

Die Wurzel, welche allein zum Gebrauch in der Arzneykunſt dienet, giebt eine große Menge Oel, viel Erde und ſaures Phlegma, aber wenig urinöſen Spiritum. Daher muß man ihre Kräfte von einem ſauren Salze herleiten, welches theils mit einer anziehenden Erde geſättigt, theils mit vielem Schwefel verbunden iſt.

Die Aerzte halten die Enzianwurzel für erhitzend, trocknend und reinigend, und verſichern über dieſes, daß ſie dem Gifte widerſtehe, in Wunden dienlich ſey und das Fieber vertreibe. Im tollen Hundsbiſſe wird ſie als ein ſehr großes Hülfsmittel gerühmt. Dioſcorides verordnet ſie mit der Aſche von Flußkrebſen vermiſcht, und mit Weine getrunken. Einige legen auch das Pulver von eben dieſer Wurzel, mit Theriak vermiſcht, auf die Wunde: allein, es iſt weit ſicherer, die Wunde, wenn ſie noch friſch iſt, mit dem Meſſer zu erweitern und Feuer daran zu halten. Ferner öffnet die Enzianwurzel die Verſtopfungen der Leber, der Milz und der Mutter. Sie vertreibt die dreytägigen, bisweilen auch die viertägigen Fieber, wenn ſie bey anfangenden Paroxyſmo zu einer Drachme in Wein, oder in Kardobenedikten-Tauſend-Güldenkraut- oder Erdrauchwaſſer genommen

men wird. Einige wollen, daß man eine Doſin dieſer Wurzel zu ſechs Unzen, in Waſſer gekocht alle vier Stunden trinken ſoll, ſo wie die Infuſion der Fieberrinde verordnet wird; unterdeſſen behaupten wir doch, daß die Enzianwurzel zu Heilung der Fieber weit ſchwächer und geringer ſey, als die Fieberrinde. Dieſe Wurzel ſtärkt den Magen, vertreibt den Ekel, befördert die Dauung, wie die andern bittern Arzneyen, wenn man nur die gehörige Behutſamkeit, wie wir oben erinnert haben, beobachtet. Sie widerſteht der Fäulniß, den Giften, ja ſelbſt der Peſt, und tödtet die Würmer. Die Doſis iſt von einer halben Drachme bis zu zwo Drachmen.

Aeußerlich wird ſie oft die Wunden und Fontanelle zu reinigen gebraucht. Die Wundärzte machen aus dieſer Wurzel Quellmeißel, womit ſie die Geſchwüre und Wunden erweitern.

Die Enzianwurzel wird genommen zum Theriakeßig, zur Theriaca *Andromachi ſenioris*, Theriaca Diateſſaron dicta, zum Mithridatio, Orvietano, Diaſcordio, zur Opiata *Salomonis*, zum Pulvere contra vermes, *Charas*, Decocto amaro, *Pharmac. Lond.* in der Infuſione amara chalybeata, Tinctura amara ſtomachica, *Ejuſd. Pharmac.*

Man bereitet ein Extract daraus, welches eben die Kräfte hat, als die Wurzel ſelbſt, und welches ſchon zu des Dioſcorides Zeiten im Gebrauche war. Die Doſis deſſelben iſt von einer halben Drachme bis zu vier Scrupeln. Durch die De-

ſtilla-

ſtillation wird ein Waſſer herausgezogen, welches für ein Fiebervertreibendes Mittel gehalten wird. In der Pharmacopoea Londinenſi wird auch noch ein anderes zuſammengeſetztes Waſſer der Enzianwurzel beſchrieben.

Nimm von klein geſchnittener Enzianwurzel, einen halben Scrupel, ſummitat. Centaur. minor. Chamillenblumen, von jedem eine kleine Hand voll; Kardobenediktenſaamen, eine Drachme. Koche ſie in einer genugſamen Menge Brunnenwaſſer bis zu vier Unzen. Seige es durch; es iſt ein bitteres Decoct. Der Kranke trinke es acht Tage lang alle Morgen nüchtern, die Verſtopfungen der Eingeweide zu heben, den Magen zu ſtärken und die Würmer zu tödten. Dieſes Decoct bekömmt eine laxierende Kraft, wenn man eine Drachme Sennesblätter hinzuſetzt.

Achtzehnter Artikel.

Von dem Süßholze.

Das Süßholz, Glycyrrhiza iſt bey den Alten und Neuern nicht eine und eben dieſelbe Pflanze; ſondern es ſind zwo verſchiedene Arten, ob ſie gleich zu einem Geſchlechte gehören.

Das Süßholz der Alten, Γλυκύῤῥιζα *Dioſc.* Σκυθικὴ ῥίζα *Theophr.* unterſcheidet ſich von dem unſrigen

unſrigen durch eine ſtachliche Frucht und durch viele in Form eines Knopfes zuſammengehäufte Schoten; ferner durch die Wurzel, welche nicht, wie die gemeine, dünn und kriechend, ſondern von der Länge und Dicke eines Arms iſt, ſeitwärts und ſenkrecht in die Erde ſteigt und eine weniger angenehme Süßigkeit hat. Die Pflanze heißt Glycyrrhiza capite echinato, *C. B. P.* Glycyrrhiza Dioſcoridis echinata, non repens, *I. B.* Glycyrrhiza vera Dioſcoridis, *Dod.* Dioſcorides meldet, daß ſie in Cappadocien und Pontus wachſe. Eben dieſe oder eine ähnliche hat Tournefort in den morgenländiſchen Gegenden gefunden. Sie heißt im *Coroll. Inſt.* Glycyrrhiza Orientalis, ſiliquis hirſutiſſimis.

Das Süßholz aber der Neuern oder unſrer Officinen heißt Glycyrrhiza ſiliquoſa, vel Germanica, *C. B. P.* Glycyrrhiza radice repente, vulgaris, Germanica, *I. B.* Glycyrrhiza vulgaris, *Dod.* Es hat innwendig gelbe oder Buxbaumfarbige, auswendig röthliche, eines kleinen Fingers oder Daumens dicke, ſüße, ſaftige, weit umher kriechende Wurzeln, aus welchen äſtige, holzige, zwo Ellen hohe Stengel wachſen, deſſen Blätter rundlich, hellgrün und gleichſam ſchleimig ſind; ſie ſtehen paarweiſe an der Ribbe, oben iſt ein Endblatt. Die Blumen ſind Zwiefalterähnlich, klein, bläulich, oben gleichſam in Form einer Aehre geſtellt; ihr Stempfel, welcher aus dem Kelche entſteht, verwandelt ſich in eine röthliche, einen halben Zoll lange, zweyklappige und einzel-

lige Schote, in welcher kleine, harte, gedrückte und nierenförmige Saamen liegen. Dieſe Schoten ſind nicht nach Art eines runden Knopfs geſtellt, noch ſtachlich oder rauch; ſondern jede hängt an einem Stiele, ſteht von der andern ein wenig ab, und iſt glatt. Dieſe Pflanze wächſt wild in Spanien, Italien, Languedok und Deutſchland, woher man die Wurzel zu uns bringt.

Es iſt alſo das Süßholz, welches in unſern Apotheken Glycyrrhiza, Liquiritia, Dulcis radix heißt, eine lange, äſtige, fingerdicke Wurzel, auswendig aſchgrau oder röthlich, innwendig gelb, und von ſüßem Geſchmacke. Das Süßholz mäßigt die ſalzigen und ſcharfen Säfte, verdickt das Blut und heilt den Huſten und andre Bruſtkrankheiten. Es dient im Nieren- und Blaſenſteine und lindert die heftigen Schmerzen. Deswegen wird in dieſen Krankheiten das Pulver dieſer Wurzel, bald mit Caßienmarke, bald mit gekochtem Terpenthin vermiſcht, vom Simon Pauli ſehr angeprieſen. Ja dieſe Wurzel iſt bey den Aerzten ſo beliebt, daß ſie faſt zu allen Ptiſanen genommen wird, ſowohl die Hitze der Säfte zu dämpfen und die Schärfe zu lindern, als auch die Wirkung andrer Arzneyen zu mäßigen und ihnen einen angenehmern Geſchmack zu geben.

Nimm von ganzer gereinigter Gerſte, eine Hand voll, koche ſie in gemeinem Waſſer, daß der vierte Theil einkoche; thue hernach eine Drachme geraſpeltes, geſtoßenes und in Zaſern getheiltes Süßholz hinzu. Laß es wieder aufko-

chen, bis es ſchäumet. Brauche dieſe Ptiſane zum gewöhnlichen Tranke.

Es iſt zu merken, daß eine Ptiſane von trockenem und bis zur Abſchäumung gekochtem Süßholze einen viel angenehmern Geſchmack hat, als diejenige, ſo aus der friſchen und grünen Wurzel bereitet worden.

Nimm Graswurzel, Erdbeerkrautwurzel, von jeder eine Unze, geraſpeltes und geſtoßenes Süßholz, zwo Drachmen. Koche ſie in vier Pfunden gemeinen Waſſers, daß der vierte Theil einkoche. Mache eine eröffnende Ptiſane.

Das Süßholz wird gebraucht zum Syrupo de Althaea, Syr. de Cichorio comp. Syr. Jujubino; Syr. de Tuſſilagine comp. Syr. anti-aſthmatico, Syr. reſumptivo ſeu de Teſtudinibus, in den Tabellis Althaeae comp. im Pulvere aromatico roſato, Pulvere Diatragacantho frigido, *Charas;* Electuario Catholico duplicato Rhabarbaro, El. lenitivo; El. de Pſyllio; in Trochiſcis *Gordonii;* Trochiſcis Diatrodon, &c.

Der aus dem Süßholze gezogene Saft heißt bey uns Lukrezienſaft und wird auf verſchiedne Weiſe bereitet. Es giebt daher viele Arten davon, eine ausländiſche, die aus Spanien in ſchwarzen, feſten und in Lorbeerblätter gehüllten Täfelchen oder Scheibchen zu uns gebracht wird, wovon wir an ſeinem Orte reden wollen. Andre macht man in den Apotheken, nämlich einen weißen, einen ſchwarzen Lukrezienſaft, und einen, welcher Lukrezienſaft von Blois heißt.

Der

Der weiße wird von einigen Confectio de Rebecha genennt und alſo bereitet:

Nimm vom Pulver des Sůßholzes und der florentiniſchen Veilchenwurz, jedes ſechs Drachmen, vom Amylo, zwo Unzen; zu Pulver geriebenen weißen Zucker, eine Unze. Vermiſche ſie mit gnugſamer Menge Schleim von Gummi-Traganth, in Pomeranzenblůthwaſſer aufgelöſt. Mache einen dicken Brey, aus welchem Tåfelchen oder Stengel bereitet, und im Schatten getrocknet werden.

Den ſchwarzen Lukrezienſaft macht man alſo:

Nimm vom Extrakte des Sůßholzes und zu Pulver geriebenen Zucker, jedes zwey Pfund, vom aufgelöſten arabiſchen Gummi, eine Unze, vom Schleime des Gummi-Traganth, mit Pomeranzenblůthwaſſer ausgezogen, anderthalb Unzen. Vermiſche ſie und mache Stengel oder Tåfelchen, oder Scheibchen, die im Schatten zu trocknen ſind.

Der Lukrezienſaft von Blois wird auf folgende Art gemacht:

Nimm vom grob geriebenen arabiſchen Gummi, ſechs Pfund; Zucker, drey Pfund; vom getrockneten, geraſpelten und geſtoßenen Sůßholze, zwey Pfund. Infundire das Sůßholz vier und zwanzig Stunden lang mit dreyßig Pfund Brunnenwaſſer. Das Durchgeſeigte theile in drey Theile, in deren zwoen löſe bey langſamen Feuer das arabiſche Gummi auf und ſeige es durch ein Sieb: alsdann koche es mit dem

übrigen dritten Theile, und thue gegen das Ende Zucker hinzu, bis zur Dicke eines Pflaſters, rühre es beſtändig herum, damit es weiß werde.

Neunzehnter Artikel.

Von der weißen und ſchwarzen Nießwurzel.

Die Nießwurzel, Ἑλλέβορος, oder Ἑλλέβορον, oder Ἑλλέβορας, der Griechen; Helleborus, oder Elleborus und Veratrum, der Lateiner, waren unter dieſen Völkern ſehr gebräuchliche Wurzeln; wovon man zwey Geſchlechter unterſchied, nämlich das weiße und ſchwarze. Allein, obſchon dieſe Wurzeln wegen ihrer ſtarkpurgierenden Kraft ſehr im Gebrauche waren: ſo ſind doch die Nachrichten, die wir bey den Alten von ihnen finden, ſo unvollkommen und dunkel, daß man kaum beſtimmen kann, was es für Pflanzen ſind, von denen ſie dieſe Arzneyen genommen.

Die Hiſtorie der Nießwurzel beym Theophraſt iſt fehlerhaft und abgebrochen, und giebt uns alſo wenig Licht, dieſe Pflanzen zu entdecken. Die Beſchreibung des Dioſcorides von der weiſſen Nießwurzel kömmt mit unſrer weißen ziemlich überein: allein, was er von der ſchwarzen erzählt, ſcheinet

ſcheinet der ſchwarzen der Neuern weniger beyzukommen. Denn die Blätter der ſchwarzen Nießwurzel, ſagt er, ſind grün, des Platani ſeinen ähnlich, doch kleiner, faſt wie die Blätter des Sphondylii, mit vielen ſchwärzlichen und etwas rauchen Ausſchnitten. Der Stengel iſt rauch und trägt weiße oder purpurfarbige, und Büſchelweis geſtellte Blumen. Der Saame iſt dem Kardobenediktenſaamen ähnlich, und wird von den Anticyräern Seſamoides genennt und zum purgieren genommen. Die Wurzeln ſind dünn, ſchwarz, hängen von einem zwiebelförmigen Knollen ab und werden auch gebraucht.

Nach dieſer Beſchreibung können die Arten unſrer ſchwarzen Nießwurzel nicht unterſchieden werden. Denn die Blätter ſind weder kleiner als des Platani, noch dem Sphondylio ähnlich; die Blumen ſind auch nicht büſchelweis geſtellt und die Stengel nicht rauch. Woraus zu ſchlieſſen iſt, daß wir die weiße Nießwurzel des Dioſcorides nicht haben, oder daß der Text dieſes Schriftſtellers fehlerhaft und verderbt iſt.

In unſern Apotheken aber finden wir zwo Arten der Nießwurzel, welche, wie vor Zeiten, durch die Farbe unterſchieden und in die weiße und ſchwarze getheilt werden.

Die weiße Nießwurzel, Helleborum album, oder Veratrum album, *Offic.* iſt eine längliche knollige, bisweilen über einen Daumen dicke, auswendig braune, innwendig weiße, mit vielen weißen Zaſern bewachſene Wurzel, von Geſchmack ſcharf,

ein wenig bitter und anziehend, unangenehm und ekelhaft.

Die Pflanze heißt Veratrum flore ſubviridi, *Inſt. R. H.* Helleborus albus flore ſubviridi, *C. B. P.* Helleborus albus flore ex viridi albeſcente, *I. B.* Helleborum album, ſive Veratrum, *Lobel. Ic.* Ihre Wurzeln ſind zaſerig, weiß, zahlreich, hängen von einem zwiebelförmigen und gelblichen Knollen ab. Der Stengel ſteigt über eine halbe Elle und iſt rund, gerade, feſt; aus ihm wachſen Wechſelblätter, an Geſtalt den Wegerich- oder Enzianblättern ähnlich, zwo Spannen lang und faſt eben ſo breit, durch und durch furchig und gleichſam gefalten, etwas rauch, hellgrün, etwas ſteif, und umfaſſen mit ihrem unterſten röhrigen Theile den Stengel. Von der Mitte des Stengels bis zum Gipfel entſpringen roſenförmige büſchelweiſe Blumen, die aus ſechs, kraisförmig geſtellten, weißlichtgrünen Blättern beſtehen: in ihrer Mitte ſitzen ſechs Staubgefäße, die den Stempfel umgeben, welcher hernach in eine Frucht verwandelt wird, die aus drey gedrückten, häutigen, halben Zoll langen, in Form eines Knopfs vereinigten Scheiden beſteht, und längliche, weiße, dem Waizen ähnliche, und mit einem häutigen Rande umgebene Saamen enthält.

Es giebt noch eine andre Art der weißen Nießwurzel; ſie heißt Veratrum flore atrorubente, *I. R. H.* Helleborus albus, flore atrorubente, *C. B. P.* Helleborum album flore nigro, *I. B.* Helleborum album, floribus atrorubentibus, praecox, *Lobel. Ic.*

Von

Von der erſtern unterſcheidet ſie ſich durch längere, dünnere, und eher abfallende Blätter; durch einen höhern Stengel mit wenigern Blättern und durch dunkelrothe Blumen. Sie wächſt häufig auf allen Bergen in Frankreich, vornehmlich auf den Alpen und Pyrenäen.

Die ſchwarze Nießwurzel, Helleborum nigrum und Veratrum nigrum, *Offic.* wird von den Griechen auch Melampodion genennt, von einem gewiſſen **Melampus** (er mag nun ein Arzt, oder ein Hirte geweſen ſeyn) welcher zuerſt die Purgation erfunden hat und deswegen Καθάρτης, das iſt, der zu purgieren giebt, genennt worden iſt. Er hat die Töchter des Prötus durch dieſes Mittel von der Raſerey geheilet. Die Wurzel iſt knollig, knotig, mit häufigen Zaſern, welche dicht, auswendig ſchwarz, innwendig weiß ſind, von ſcharfem etwas bittern, ekelhaften Geſchmacke, und wenn ſie friſch iſt, von ſehr ſtarkem Geruche.

Die Pflanze heißt Helleborus niger, anguſtioribus foliis, *I. R. H.* Helleborus niger, flore roſeo, *C. B. P.* Elleborus niger legitimus, *Cluſ. Hiſt.* Aus der Wurzel wachſen Blätter, deren Stiel eine Spanne lang, dick, ſaftig, rund und mit purpurfarbigen Punkten bezeichnet iſt, wie die Stiele des Dracunculi majoris; die fingerähnlichen, meiſtentheils neun Einſchnitte der Blätter ſind tief und gehen faſt bis an den Stiel, ſo, daß es ſcheint, als wenn es neun beſondre Blättchen wären; ſie ſind ſteif, glatt, dunkelgrün und geſägt, vornehmlich von der Mitte an bis zur Spitze.

Wenn man aber die Theile dieſer Blätter einzeln betrachtet, ſo können ſie füglich mit den Lorbeerblättern verglichen werden. Dieſe Pflanze hat gar keinen Stengel; ſondern einzelne Blumen, deren zuweilen zwo auf einem, vier, fünf bis ſechs Zoll langen Stiele ſitzen; ſie beſtehen aus fünf rundlichen Blättern, welche anfangs weiß, hernach purpurfarbig, zuletzt grün ſind, ohne Kelch; in ihrer Mitte ſtehen viele Staubgefäße; zwiſchen dieſen und den Blättern iſt eine Krone von zwölf oder funfzehn gelblichen Hörnchen, welche die Länge von anderthalb Linien und eine ſchief eingeſchnittene Mündung haben. In der Mitte der Staubgefäße ſteht der Stempfel, welcher aus fünf oder ſechs kleinen Schoten zuſammengeſetzt iſt, die hernach zu häutigen, hornförmigen, und in Geſtalt eines Knopfs vereinigten Schoten werden, aufgeblaſen, röthlich, auf der obern Seite gleichſam blätterig, mit einer gebogenen Spitze: ſie ſind mit halben zirkelförmigen und ſchräg laufenden Zaſern beſetzt, durch deren Zuſammenziehung ſie in zwo Klappen von innen aus geöffnet werden. Denn jede dieſer Schoten iſt wirklich ein zweyköpfiger und ausgehöhlter Muskel, deſſen unbewegliche Sehne auswendig, die bewegliche aber innwendig anhängt. Die Saamen ſind eyrund, zwo Linien lang, glänzend, ſchwärzlich und liegen in zwoen Reihen in der Höhle der Schote. Auf den Alpen und Pyrenäen wächſt dieſe Pflanze wild, und wird durch die Wartung häufig in Gärten ge-

halten

halten, nicht nur wegen der Schönheit ihrer Blumen, ſondern auch, weil ſie nützlich iſt.

Es iſt noch eine andre Art der ſchwarzen Nießwurzel, welche Tournefort für die wahre ſchwarze Nießwurzel des Hippocrates und der Alten hält; indem ſie in den anticyriſchen Inſeln häufig gefunden wird, welche in der Gegend des Berges Oeta ſind, im maleakiſchen Meerbuſen, heut zu Tage, Golfe de Zeiton, nicht weit von der Inſel Euböa, heut zu Tage Negropont; aber noch häufiger an den Ufern des Pontus Euxinus und am häufigſten am Fuße des Berges Olympus in Aſien, um die berühmte Stadt Pruſa. Vom Tournefort wird dieſe Pflanze genennt, Helleborus niger Orientalis, ampliſſimo folio, caule praealto, flore purpuraſcente, *Cor. Inſt. R. H.* Helleborus niger Orientalis, *Bellon.* Ihre Wurzeln ſind der oben beſchriebenen ſchwarzen Nießwurzel ähnlich, doch länger und dicker, ohne Schärfe und Geruch, aber ſehr bitter: die Blätter haben eben dieſelbe Geſtalt, ſind aber viel größer, beynahe einen Fuß lang. Der Stengel iſt zweigicht und über einen Fuß hoch. Die Blumen, Saamen und Kapſeln ſind der erſtern ihren völlig gleich.

An ſtatt der wahren ſchwarzen Nießwurzel brauchen einige oft die Wurzeln des Hellebori nigri tenuifolii, Buphtalmi flore, *C. B. P.* allein falſch. Denn die Wurzeln dieſer Pflanze, welche vom Tournefort zum Geſchlechte des Ranunculi gezählt wird, unter dem Namen Ranunculi foeniculaceis foliis, Hellebori nigri radice, *H. R.*

Monſpel. Inſt. R. H. ſind keinesweges purgierend, wie Dodonäus und Tournefort angemerkt haben. Daher könnte man für die wahre ſchwarze Nießwurzel vielmehr die Wurzeln des Hellebori nigri hortenſis, flore viridi, *C. B. P.* und des Hellebori nigri foetidi, *C. B. P.* gebrauchen, welche man von den auvergniſchen Bergen nach Paris zu bringen pflegt.

Dieſe Pflanze heißt Helleborus niger hortenſis, flore ſubviridi, *C. B. P.* Helleborus niger vulgaris, flore viridi vel herbaceo, radice diuturna, *I. B.* Veratrum nigrum ſecundum, *Dod.* Ihre Blätter gleichen den Blättern des Hellebori nigri anguſtioribus foliis, *Inſt. R. H.* doch ſind ſie ſchmäler, dunkler und am Rande geſägt: der Stengel ſteigt ungefähr einen Fuß hoch und theilt ſich am Gipfel in viele kleine Zweige, von welchen kleinere blaßgrüne Blumen herabhängen; die Wurzeln ſind zaſerig, etwas dünner und nicht ſo ſchwarz.

Allein, um zu erfahren, ob die Wurzeln, welche unter dem Namen der wahren ſchwarzen Nießwurzel pflegen verkauft zu werden, zum Arzneygebrauche gut ſind, ſchlägt Tournefort folgenden Verſuch für: Man infundire ſie mit genugſamer Menge Brunnenwaſſer, und deſtillire ſie über einen Helm. Wenn das Waſſer, welches durch die Deſtillation erhalten wird, keinen Geſchmack giebt, ſo müſſen dieſe Wurzeln als untauglich verworfen werden; wenn aber das Waſſer ſcharf iſt, ſo können ſie gebraucht werden.

Durch die chemiſche Analyſin bekömmt man aus den weißen Nießwurzeln vermittelſt des Feuers zuerſt einen Spiritum, der ſehr ſcharf ſchmeckt und die Solution des Sublimats coagulirt. Dieſem folgt eine ſaure und corroſiviſche Feuchtigkeit, alsdenn ein flüchtiges feſtes Salz und ein Oel. Es bleibt aber eine ſo große Menge Erde zurück, daß ſie dem dritten Theile der Wurzeln an Gewichte gleich iſt. Ueber dieſes macht das Infuſum der weißen Nießwurzel die Farbe des blauen Papiers viel heller, wie geſchieht, wenn man dieſes Papier in Kalchwaſſer taucht.

Aus fünf Pfunden ſchwarzer Nießwurzel hat man, durch die chemiſche Analyſin, acht Unzen einer grünlichen und ſehr ſcharf ſchmeckenden Feuchtigkeit erhalten, welche weder die Tinctur der Sonnenwende, noch die Solution des corroſiviſchen Sublimats verändert hat. Hernach ſind in den Recipienten zwey Pfund, zwölf Unzen und ſechs Drachmen von einer Feuchtigkeit gefloſſen, die ſich nach und nach aus dem grünen ins hellere, und aus einem ſcharfen Geſchmack in einen ſauern und zuſammenziehenden veränderte; ſo, daß die Tinctur der Sonnenwende nicht nur purpurroth, ſondern auch feuerfarbig wurde: die zuletzt erhaltenen vier Unzen efferveſcirten mit dem Spiritu ſalis und präcipitirten den in Waſſer aufgelöſten corroſiviſchen Sublimat. Das ſtinkende Oel wog anderthalb Unzen, und das Caput mortuum zehn Unzen, worinn ſechs Drachmen fixes Salz und zwo Unzen und eine Drachme taube Erde waren. Ferner

wird

wird das blaue Papier, welches man in das Infuſum dieſer Wurzeln taucht, nicht heller, ſondern dunkler und faſt violet.

Hieraus erhellet, daß in den weißen Nießwurzeln das alkaliſche Salz die Oberhand habe, und daß hingegen eben dieſes Salz in den ſchwarzen durch ein ſaures gedämpft ſey. Ueberdas iſt in dieſen Wurzeln ein ſcharfer, ſalzigter und ſulphuriſcher Spiritus, ſo wie derjenige, welcher entſteht, wenn man Spiritum vini rectificatiſſimum und Spiritum volatilem ſalis ammoniaci zuſammen gießt; denn ein ſolcher kömmt zuerſt, wenn man dieſe Wurzeln deſtillirt. Allein, jener flüchtige, ſcharfe oder alkaliſche Spiritus, wird von dem Schwefel ſo verhüllt, daß er weder die Tinktur der Sonnenwende, noch den corroſiviſchen Sublimat verändert. Wenn man zu Anfang der Deſtillation das Feuer etwas verſtärkt, ſo bekömmt man ſtatt des ſcharfen Spiritus eine Offam, die aus eben denſelben Principiis beſteht.

Uebrigens kann die purgierende Kraft der Nießwurzel weder dem ſauren, noch dem ſcharfen, noch auch dem Schwefel beſonders zugeſchrieben werden; ſondern allen dieſen natürlich vermiſchten Principiis zuſammen genommen; indem das Extract der Nießwurzel, mit ſpiritu vini, nicht purgiert; noch auch das andre, welches man aus dem zurückgebliebnen mit Waſſer herauszieht; ſondern nur das erſte Extract, welches mit Waſſer allein gemacht wird. Denn das Waſſer löſt die ſcharfen

Salze

Salze auf, und vermittelſt dieſer auch bald die ſchweflichten Theile.

Beyde Nießwurzeln führen ſehr heftig ab; daher werden ſie unter die purgantia mochlica gezählt, das iſt, unter ſolche, die in geringer Doſi eingenommen, dennoch mit großer Kraft bewegen und die dicken Säfte abführen, gleich als ob ſie nach Art eines Hebels wirkten, franzöſiſch, Levier, griechiſch μόχλος.

Die weiße Nießwurzel reizt zum Erbrechen, führt allerley Säfte ab, und zwar mit großer Gewalt und Beſchwerlichkeit. Deswegen pflegte ſie von den Alten nicht gebraucht zu werden, außer nur in langen und ſchweren Krankheiten, wo von andern Arzneyen keine Hülfe zu hoffen war: Heut zu Tage aber wird ſie wegen ihrer Heftigkeit niemals in Subſtanz gegeben.

Das Pulver dieſer Wurzel, in die Naſe gezogen, reizt zum Nieſen und iſt eines der heftigſten Nießmittel in der Schlafſucht. Wenn man dieſes Pulver in einen Brunnen wirft, ſo erhält das Waſſer davon eine ſtarke purgierende Kraft.

Die ſchwarze Nießwurzel führt alle Feuchtigkeiten von unten ab, allein nicht ohne Beſchwerlichkeit und Schmerzen. Deswegen gab man ſie auch nur ſehr ſtarken und völligen Perſonen. Heut zu Tage wird ſie ſelten in Subſtanz, und wenn es ja geſchieht, nur von funfzehn Gran bis zu zween Scrupeln gegeben; im Decocto aber von einer bis zu zwo Drachmen. Allein, öfters wird das Extract, mit Regenwaſſer bereitet, von zwölf Gran bis

bis zu einem Scrupel oder einer halben Drachme gegeben.

Das Purgieren mit der ſchwarzen Nießwurzel iſt dienlich in der Raſerey, Melancholie, und fallenden Sucht, in podagriſchen, apoplectiſchen, paralytiſchen, hyſteriſchen Zufällen, in Ausſätzigen, im viertägigen Fieber und allen Krankheiten, die von einer ſchwarzen Galle herrühren.

Allein, man rühmt nicht nur die purgierende Kraft in der ſchwarzen Nießwurzel, ſondern es finden auch viele Aerzte eine verändernde Kraft in ihr, durch welche ſie die zähen Säfte flüßig macht. Denn ſie glauben, dieſes Mittel verbeſſere die melancholiſchen Säfte, nicht ſowohl, weil es dieſelben abführt, als vielmehr, indem es ſie verändert.

Aeußerlich reinigt die ſchwarze Nießwurzel allerley Arten des Ausſatzes. Wenn man es in eine Fiſtel ſtreut, ſo nimmt es in zween oder drey Tagen die Härte weg, wie Galen bezeugt.

Das Purgieren mit der Nießwurzel iſt ſo alt als die Arzneykunſt ſelbſt. Hippokrates bediente ſich beyder Nießwurzeln; er verſteht unter der Nießwurzel ſchlechtweg, die weiße, wenn er aber von der ſchwarzen redet, ſo ſetzt er das Beywort allezeit hinzu, nach Galens Meynung. Dieſe Art zu purgieren iſt wegen ihrer Heftigkeit den berühmteſten Aerzten jederzeit verdächtig geweſen, und nur mit der äußerſten Behutſamkeit ſelbſt von den Alten gebraucht worden.

Sie

Sie verbieten, ſagt Plinius, dieſelbe den Greiſen und Knaben zu geben, wie auch weichlichen und an Leib und Gemüthe zarten und ſchwachen Perſonen; ſeltner den Weibern als den Männern, niemals aber ſolchen, die Blut ſpeyen und immer kränkeln.

Bevor ſie die Nießwurzel gebrauchten, unterſuchten ſie vornehmlich zwey Stücke: erſtlich, ob die Krankheit ſehr hartnäckig ſey; zweytens, ob noch Kräfte da wären. Wenn ſie nun den Gebrauch derſelben für zuträglich hielten, ſo bedienten ſie ſich ihrer, mit vorhergehender fleißiger Zubereitung, ſowohl der Arzeney, als des Kranken. Denn dieſer mußte ſieben Tage zuvor, ſowohl eine genaue Diät halten, als auch vermindernde Arzneyen nehmen. Die anticyriſche Nießwurzel wählten ſie als die beſte. Ja, man reiſte ſelbſt nach dieſen Inſeln, um dieſe Wurzel daſelbſt ſicherer zu gebrauchen. Daher iſt das Sprüchwort entſtanden: nach Anticyra ſchiffen; das heißt, für die Raſerey ein Mittel ſuchen. Man bereitete und verbeſſerte daſelbſt dieſe Wurzel auf verſchiedne Weiſe; allein dieſe Bereitungen und Verbeſſerungen ſind nicht bis auf uns gekommen. Folgende erzählt Actuarius: der zaſerige Theil der Wurzel wurde in Waſſer ein wenig macerirt, den knolligen warf man weg; hernach wurde die Rinde abgeſchält, von dem darunter liegenden dünnen Marke getrennt und im Schatten getroknet. Man gab ſie mit Roſinen und Oxymel und bisweilen der Annehmlichkeit wegen mit wohlriechenden

den Saamen vermiſcht. Wenn man aber eine ſtärkere Wirkung verlangte, ſo ſetzte man ein wenig Scammoneum hinzu.

Hippokrates, im Buche de victu in acutis, befiehlt, die Nießwurzel mit Möhren, Kümmel, Anis oder andern wohlriechenden Dingen zu dämpfen. Zu des Plinius Zeit that man die ſchwarze Nießwurzel in zerſchnittene Rettige und ließ ſie kochen, damit ſich die ſtärkſte Kraft der Nießwurzel zertheilte; alsdann gaben einige die durchs Kochen gedämpfte Wurzel, andre verwarfen die Wurzel und gaben nur den Rettig zu eſſen, noch andre ließen den Kranken das Decoct trinken, welches mit der purgierenden Kraft erfüllt war.

Heut zu Tage aber iſt der Gebrauch der Nießwurzel faſt gänzlich abgekommen, zumal ſeit der Zeit, da die purgierende und brechmachenden Zubereitungen des Spiesglaſes bekannt geworden, welche mir viel ſicherer und eben ſo wirkſam zu ſeyn ſcheinen.

Das Purgieren mit Nießwurzel, ſpricht Fernelius, iſt ſehr gefährlich, und nur einem ſtarken und herzhaften Manne zu erlauben. Meſues berichtet auch, daß die Leute ſchon zu ſeiner Zeit die weiße Nießwurzel nicht hätten vertragen können, die ſchwarze aber nicht anders, als ſehr ſchwer. Man muß auch geſtehen, daß die Körper, welche unter dieſem Clima leben, dergleichen heftige Purgiermittel kaum vertragen können. Die Wirkung der Nießwurzel aber iſt ſehr heftig, ſintemal ſie, zur Zeit des Dioſcorides ſelbſt,

ſchreck-

ſchreckliche Zufälle erregte, nämlich unerträgliche Bauchflüſſe, die Furcht zu erſticken, Convulſionen, Ohnmachten, Herzklopfen, trockene Zunge, Zähnknirſchen, öfters Aufſtoßen, Schlucken, Entzündungen der Eingeweide und des ganzen Körpers; und wo man nicht bald zu Hülfe kömmt, ſo entſteht ein Zittern durch den ganzen Körper und die Kranken ſterben. Alle dieſe Zufälle entſtehen entweder aus einer allzu ſtarken Doſi dieſes Mittels, oder weil man es zur Unzeit gebraucht hat.

Man darf nicht glauben, daß die Nießwurzel der Alten, oder die anticyriſche, gelinder geweſen ſey; denn Tournefort bekennt, daß alle, denen er das Extract der morgenländiſchen Nießwurzel gegeben, wenn ſie ſich auch nicht über zu heftiges Purgieren beklagt hätten, dennoch von Ekel und Magendrücken gequält worden wären, wobey Schärfe und Entzündung zu beſorgen geweſen, die auch dem Schlunde und Maſtdarme drohten: ferner hätten ſie auch viele Tage lang Kopfſchmerzen mit Stechen und Zittern der Glieder empfunden, ſo, daß er von dieſem Mittel gänzlich abzugehen gezwungen worden. Die Nießwurzel aber, welche bey uns wächſt, iſt von weit geringerer Heſtigkeit, und man kann ſie auf folgende Art verſchreiben:

Nimm von dünn geſchnittenen Zaſern der ſchwarzen Nießwurzel, eine halbe Drachme; thue ſie in ſechs Unzen kochende Milch und laß ſie gelinde aufwallen, und die Nacht über ſtehen, des Morgens trinke der Kranke das Durchgeſeigte.

Nimm von den Zaſern der ſchwarzen Nieſswurzel eine Unze; koche ſie in vier Unzen Regenwaſſer, und laß den dritten Theil einkochen. Zu dem durchgeſeigten thue zwo Unzen wohl abgeſchäumten Honig; vermiſche es, und laß den Kranken in der Raſerey einen Tag um den andern einen Löffel voll in fetter Fleiſchbrühe nehmen.

Nimm vom Extract der ſchwarzen Nieſswurzel, funfzehn Gran; vom Mercurio dulci und zubereiteten Bernſtein, von jedem zwölf Gran, Cremor Tartari, zwanzig Gran. Vermiſche es, mache einen Bolum mit genugſamer Menge friſchem Caßienmarke.

Nimm vom Extract der ſchwarzen Nieſswurzel, einen Scrupel, vom Cremore Tartari, eine halbe Drachme, Gallerte oder Mark von Quitten, ſo viel genug iſt; mache einen Bolum.

Man dämpft aber die Nieſswurzel mit Cremore Tartari, Sale Prunellae, Tamarinden, Oxymel und Quittenſafte beſſer als mit aromatiſchen Dingen.

Man findet in den Schriftſtellern viele und verſchiedne Bereitungen beyder Nieſswurzeln, unter welchen dieſe die beſten ſind:

Das Extract der ſchwarzen Nieſswurzel wird gemacht, indem man die dünnen Wurzeln in ſehr kleine Stückchen ſchneidet, und in genugſamer Menge Regenwaſſer bis zum Drittel einkocht. Das Durchgeſeigte wird hernach zur Dicke eines Extracts abgeraucht.

Das Extract der weißen Nieſwurzel oder das Arcanum radicum Hellebori purgans, *Petri Joannis Fabri*, wird alſo bereitet:

Nimm von klein zerſchnittenen weißen Nieſwurzeln, ein Pfund, deſtillirten Weineßig, drey Pfund. Macerire ſie acht Tage lang über heiſſer Aſche. Die abgegoſſene Tinctur ſeige durch Löſchpapier, alsdann deſtillire ſie langſam bis zur Honigdicke, hernach nimm Specier. El. Diarrhodon Abbatis und Aloes hepaticae, von jedem eine Unze, Nelken, zwo Drachmen, Zimmt, eine Drachme, Moſch, grauen Ambra, von jedem acht Gran. Vermiſche es, mache ein Pulver; aus dieſem ziehe die Tinctur mit deſtillirtem Eßig, welcher von der Nieſwurzel abgezogen worden. Die durchgeſeigte Tinctur vermiſche mit dem Extract der Nieſwurzel, und ziehe den Eßig durch eine gelinde Deſtillation ab, bis eine gehörige Pillenmaſſe zurück bleibt, welche man im Schwindel, in der fallenden Sucht und andern Krankheiten des Haupts ſehr anpreiſt. Die Doſis iſt ein halber Scrupel.

Aus beyden Nieſwurzeln wird, nach dem P. J. Faber, ein Oel per deſcenſum gezogen, welches über der eigenen oder einer andern wohl calcinirten Aſche rectificirt werden muß, bis es den Geſtank und brenzlichten Geruch verlohren; alsdann muß es mit Zimmt- oder Anisöl vermiſcht werden. Es iſt ein gutes Purgiermittel, zu zehn oder zwölf Tropfen mit Syrupo roſato ſolutivo, oder Syrupo de Cichorio genommen.

Man macht einen Wein, einen Syrup und ein Oxymel von den Nieſſwurzeln, die man in den Apotheken finden kann.

Die ſchwarze Nieſſwurzel wird gebraucht im Extracto catholico *Sennerti*, Extracto panchymagogo *Crollii* & *Hartmanni*, Extracto catholico & cholagogo *Rolfincii*, in den Pilulis *Matthaei* oder *Starkii*, Pilulis tartareis *Quercetani*, wie auch im Syrupo Helleborino *ejuſdem*, in der Hyera diacolocynthidos und Electuario ſennato.

Zwanzigſter Artikel.

Von den Hermodatteln.

Ἑρμοδάκτυλος, das iſt, Finger des Mercurius oder des Hermes, iſt ein Name, welchen einige jüngere Griechen verſchiednen Dingen geben. Denn er wird ſowohl der Zwiebelartigenwurzel, wovon wir itzt handeln, als auch den Behenwurzeln beygelegt, vom Avicenna aber der Blume einer Pflanze, oder vielmehr einer Wurzel, Surengian genannt, welche mit der Hermodattel der jüngern Griechen einerley zu ſeyn ſcheint. Dieſe Blume nennt er Aſaba Hermes, das heißt, den Finger des Hermes; und es iſt zu glauben, daß dieſer Name unvermerkt von der Blume zu der Wurzel gekommen ſey.

Was

Was es aber für eine Pflanze ſey, kann man hieraus muthmaßen, daß Serapio in einem und eben demſelben Kapitel, vom Colchico, vom Ephemero und von den Hermodatteln, als geſchlechtähnlichen Pflanzen gehandelt hat. In der That wird die Hermodattel in den Officinen für eine Art des Colchici gehalten. Matthiolus ſucht das Gegentheil zu beweiſen, weil das gemeine Colchicum, wenn es von Menſchen gegeſſen wird, dieſelben tödtet. Allein, dieſer Grund iſt nichtig. Unterdeſſen findet ſich doch einiger Unterſchied zwiſchen dem gemeinen tödtlichen Colchico und der Hermodattel der Apotheken; indem die getrocknete Hermodattel weiß bleibt, ohne Runzeln, mittelmäßig hart, leicht zu zerſtoßen iſt und ein weißes Pulver hat, welches alles der trocknen Wurzel des Colchici nicht zukömmt, denn ſie iſt runzlicht, weicher, röthlich oder von außen und innen ſchwärzlich; durch welche Zeichen dieſe Wurzeln leicht von einander unterſchieden werden können.

Die Hermodattel, Hermodactylus, *Offic.* Ἑρμοδάκτυλος, *Paul. Ægin.* Alfurengian, *Avicen.* franzöſiſch, Hermodacte; iſt eine harte, knollige, dreyeckige Wurzel oder von der Geſtalt eines halben Herzens, auf der einen Seite platt, auf der andern erhaben und gleichſam ſpitzig, mit einer Furche auf der erhabenen Seite von unten an bis zur Spitze, über einen Zoll lang, von außen röthlich, von innen weiß; ſie läßt ſich leicht zu Mehl zerſtoßen und hat einen ſchleimigen, ſüßlichen Geſchmack, mit einer ſehr gelinden Schärfe.

Man wählt die Hermodatteln als die beſten, wenn ſie weiß, dick, ſchwer, dicht und nicht karios ſind.

Einige Wurzelkrämer zweifeln, ob die Hermodatteln eine Wurzel oder die Frucht einer Pflanze ſind. Wer aber die Kräuter genau kennt und damit umgeht, der ſieht leicht, daß es eine knollige Wurzel ſey, deren Häute abgeſchält ſind, wie die von den Häuten entblößte Wurzel des gemeinen Colchici, von welcher ſie nur durch den Geſchmack und durch die Farbe und Härte unterſchieden iſt. Alles dieſes bekräftigt Tournefort, indem er verſichert, er habe die Pflanze der Hermodattel in klein Aſien mit den Blättern und Früchten des Colchici öfters gefunden. Es iſt daher nicht zu zweifeln, daß die Hermodattel die Wurzel eines gewiſſen Colchici Orientalis ſey, welches Colchicum radice ſiccata alba, *C. B. P.* heißt. Man bringt uns aus dem Morgenlande nur den innern Theil derſelben, nachdem ihr die Häute geraubt und abgeſchält worden.

Die Araber haben die Apotheken mit dieſer Arzney, welche den alten Griechen unbekannt geweſen, bereichert. P. Aegineta iſt der erſte, der unter den jüngern Griechen ihrer erwähnt hat. Aus den Hermodatteln iſt, durch die chemiſche Analyſin, viel, ſowohl ſaures als urinöſiſches Phlegma gezogen worden, wie auch viel Schwefel und noch mehr Erde, und wenig fixes Salz; woraus man deutlich ſieht, daß ihre Kraft von dem Schwefel

und

und Salmiak, mit etwas Weinſtein verbunden, herrühre.

Die friſchen Hermodatteln ſollen den dicken Schleim und das Serum durch Stühle und Brechen abführen. Die trockenen aber oder geröſteten dienen den Aegyptiern, und vornehmlich den Weibern zur Nahrung, wovon ſie fett zu werden glauben.

Die trockenen, ſo wie wir ſie in unſern Apotheken finden, ziehen den dicken Schleim und andre dergleichen Säfte beſonders von den Gelenken weg, allein, ihre purgierende Kraft iſt ſehr ſchwach. Denen, die mit der Gicht beladen ſind, werden ſie als eine Panacee von vielen angeprieſen, und ſelbſt in den Fluſſe müſſen ſie, nach dem Aegineta, in Subſtanz oder im Decoct gegeben werden. Durch ihren Gebrauch, ſagt er, wird nach zween Tagen ein jeder Fluß (rheumatiſmus) gehemmt, ſo, daß der Kranke ſeine gewöhnliche Arbeit verrichten kann.

In Subſtanz giebt man ſie von einer halben bis zu zwo Drachmen; im Decoct zu einer Unze. Ihre Kraft zu purgieren iſt ſo ſchwach, daß man ſie ſelten allein verſchreibt, ſondern mit andern, als mit Aloe, Coloquinten, Mercurio dulci verſetzt. Da ſie auch dem Magen ſehr beſchwerlich ſind, Blähungen und Ekel vor der Speiſe erwecken, ſo rathen ſowohl die Griechen als die Araber ſolche Dinge beyzumiſchen, die dem Magen zuträglich ſind, als Ingwer, Zimmt, Roſen und dergleichen.

Nimm vom Pulver der Hermodatteln, eine Drachme; Mercurii dulcis, zehn Gran; Zimmet einen Scrupel. Mache mit Roſenconſerve, ſo viel genug iſt, einen Bolum, in der Gicht.

Nimm vom Pulver der Hermodatteln, eine Unze; von der beſten Aloe, vom Diagrydio, jedes eine halbe Drachme; Ingwer einen Scrupel. Mache mit Roſenhonig eine Pillenmaſſe, wovon die Doſis eine Drachme ſeyn wird.

Nimm geſtoßene Hermodatteln, eine Unze; Sennesblätter, zwo Drachmen; Zimmet eine Drachme. Infundire ſie mit weißem Wein die Nacht über. Das Durchgeſeigte trinke der Kranke des Morgens nüchtern.

Sie werden zu vielen Compoſitionen, den zähen Schleim und das Serum abzuführen, genommen, als zum Pulvere arthritico *Paracelſi;* Pulvere panchymagogo, *Quercetani;* Syrupo hydragogo, *Charas;* zur Benedicta laxativa; zum Electuario diacarthami; Electuar. caryocoſtino; zu den Pilulis foetidis & Pilulis de Hermodactylis *Meſuae.*

Ein

Ein und zwanzigſter Artikel.

Von der Jalappa.

Die Jalappa, Jalapa, Jalapium & Mechoacanna nigra, *Offic.* iſt eine längliche, gewundene, dicke, dichte Wurzel, in Stücken geſchnitten, ſchwer, auswendig ſchwärzlich, inwendig braun oder aſchgrau, harzig, ſchwer zu zerbrechen, von Geſchmack etwas ſcharf und ekelhaft. Man wählt die dichte, harzige, braune, die ſich ſchwer zerbrechen und leicht entzünden läßt.

Dieſe Wurzel, welche den Griechen und Arabern gänzlich unbekannt geweſen, iſt unter den Reichthümern der neuen Welt zu uns gebracht worden. Den Namen hat ſie von Xalapa, einer Stadt in Neu-Spanien, erhalten, woher ſie zuerſt zu uns gekommen iſt.

Die Schriftſteller ſind über der Pflanze dieſer Wurzel nicht einig; ob ſie Bryonia, Mechoacanna nigricans, *C. B. P.* oder Convolvulus Americanus Jalapium dictus, *Raii Hiſtor.* oder Solanum Mexicanum magno flore, *C. B. P.* ſey? Allein, **Tourneſort** erzählt, nach dem **Plümier** und **Lingonius**, die aus Amerika zurück kamen, daß die Pflanze, deren Wurzeln unter dem Namen der Jalappa in den Officinen gebraucht

würden, derjenigen ähnlich ſey, welche Jalapa *Off. fic.* fructu rugoſo, *Inſtit. R. H.* genennt wird *).

Dieſe amerikaniſche Pflanze hat dicke, auswendig ſchwärzliche, innwendig weißliche Wurzeln, aus welchen ein Ellen hoher, feſter, knotiger und zweigichter Stengel wächſt. Die Blätter ſtehen paarweiſe gegen einander über, ſind zugeſpitzt, dunkelgrün und ohne Geruch. Die Blumen ſind einblätterig, Trichterförmig, gelb, oder weiß, purpurfarbig und gelb geſtreift, mit doppelten Kelche, einem, von dem ſie umgeben ſind, und dem andern, auf dem ſie ſitzen. Dieſer aber verwandelt ſich in eine Frucht oder rundliche Kapſel, welche ſchwärzlich, drey Linien lang, auf der einen Seite ſtumpf, auf der andern gleichſam mit einem Ringe umgeben, fünfeckig, rauh und runzlicht iſt und einen eyrunden röthlichen Kern enthält. Sie wird in Europa in den Gärten durch die Wartung gehalten, und iſt von dem Solano Mexicano, magno flore, *C. B. P.* welches bey den Franzoſen, Belle de nuit, heißt, durch nichts als die Frucht unterſchieden, welche mehrere Runzeln hat. Die Jalappenwurzel hat ein häufiges ſcharfes Salz und wenig ſaures, mit Schwefel und Erde verbunden.

Aus

*) Auch dieſes iſt falſch: denn Houſton hat die Pflanze der Jalappa aus Amerika mitgebracht uud ſie dem Bernhard *de Juſſieu*, der ſich dazumal in London aufhielt, gezeigt. Er hat ſie für eine wahre Art des Convolvuli, und nicht *r Mirabilis Peruvianae erkannt.

Aus der Vermiſchung dieſer Principiorum entſteht das Harz und das Gummi, welche aus dieſer getrockneten Wurzel in großer Menge gezogen werden. Denn zwölf Unzen zu Pulver geriebne Jalappa haben drey Unzen Harz und vier Unzen gummöſes Extract gegeben. Vermittelſt der Deſtillation aber hat man aus zwey Pfunden Jalappa neun Unzen Oel erhalten, ſehr viel alkaliſches Phlegma, doch wenig ſaures, welches nicht bald zum Vorſchein kömmt. Dabey iſt noch zu merken, daß das Infuſum der Jalappa mit klarem Waſſer die Farbe des blauen Papiers viel heller macht.

Die Jalappe iſt ein herrliches Purgiermittel und beym Pöbel ſehr im Gebrauche; weil ſie ohne Geruch, nicht unangenehm iſt, und in kleiner Doſi gegeben werden kann. Man ſagt, ſie führe alle ſchädliche Säfte, beſonders aber das Serum von unten ab, und zwar ohne Beſchwerlichkeit. Allein Simon Pauli vergleicht ſie mit dem Scammoneo und ſie iſt alſo nicht ſo gelind, als viele ſich einbilden. Auch Wepfer hat Verſuche in Hunden gemacht und gefunden, daß ſie den Magen und die Gedärme entzünde. Er gab nämlich einem Hunde von vier Wochen einen halben Scrupel des Magiſterii Jalappae, und einem halbjährigen einen ganzen Scrupel; dieſer bekam einen heftigen Schlucken, jener aber Bauchgrimmen und gieng taumelnd herum. Einige Stunden darauf, da das Purgieren noch nicht anfieng, ſchnitt er ſie lebendig auf und fand im Magen

und in den Gedärmen Zeichen der Entzündung. Indeß muß man geſtehen, daß die Doſis des Magiſterii oder des Harzes der Jalappa zu ſtark geweſen, denn daſſelbe purgiert heftiger, als die Jalappe ſelbſt in Subſtanz genommen.

Man findet alſo in der Jalappe nichts, was ſie nicht mit den andern ſtarken und heftigen Purgiermitteln gemein hätte. Denn dieſer ihre Art zu wirken kömmt ſowohl von den ſchweflichten und ſcharfen ſalzigen Theilen, welche die Häute der Därme reizen und zuſammenziehen, und alſo den Drüſenſaft ſtärker auspreſſen; als auch von der Vermiſchung eben derſelben Theile mit dem Blute und den übrigen Säften des Körpers, welche ſie verdünnen. Man kann alſo, ohne die Därme zu reizen, nicht purgieren; dieſer Reiz aber kann ſtärker oder ſchwächer ſeyn, nach der Heſtigkeit oder Doſi des Purgiermittels.

Die Jalappa iſt alſo unter den ſtarken hydragogis oder die wäſſerichten Feuchtigkeiten abführenden Mitteln eines der gelindeſten, und ſie kann nur zufälliger Weiſe ſchädlich werden. C. Bauhin ſetzt ihre Doſin auf eine halbe Drachme. Allein C. Hoffmann, Simon Pauli, und andre erfahrne Aerzte gehen nicht über vier und zwanzig Gran. Und in der That purgiert die Jalappa in Subſtanz von zwölf Gran bis zu einem Scrupel, recht wohl und ohne Beſchwerlichkeit.

Unterdeſſen iſt zu merken, daß die Jalappa in hitzigen Fiebern nicht zuträglich ſey, auch nicht

heißen

heißen und trocknen Temperamenten. Denn in ſolchen verurſacht ſie, ſo, wie die andern ſcharfen und zu ſtark reizenden Purgiermittel, eine außerordentliche Hitze und wohl gar Entzündungen in den Eingeweiden, und erregt nur eine geringe, auch oft gar keine Abführung. Denjenigen aber iſt ſie dienlich, welche von kalter Leibesbeſchaffenheit ſind und viel wäſſerichte Feuchtigkeiten haben, vornehmlich in der Waſſerſucht und Cachexie. Man muß aber genau Acht haben, was man unter einem feuchten Körper verſtehe: denn diejenigen, welche trocken ſind, haben ſehr oft überflüßige Feuchtigkeiten: ſolche Perſonen alſo, die melancholiſch, ſcorbutiſch, voll ſchwarzer Galle ſind, in welchen die Eingeweide wegen der übermäßigen Hitze der Galle ſehr hitzig ſind, oder in welchen das Blut ſcharf und gleichſam verbrannt iſt, indem der faſerige Theil zuſammen geht und ſich verdickt, indeß, daß der andre zu Waſſer wird; dieſe Art von Leuten, ſage ich, und alle ihres gleichen ſcheinen voller Feuchtigkeiten zu ſeyn, ſo, daß ſie viel weg ſpucken, und durch andre Zeichen eine überflüßige Wäßrigkeit verrathen. Man muß aber dieſe Körper nicht unter die feuchten zählen; vielmehr ſind ſie innerlich voller Trockenheit und werden für Hitze gleichſam verbrannt. Denn durch die Schärfe ihrer Säfte werden die Faſern gereizt und zuſammengezogen, daß ſie die gehörige zitternde Bewegung nicht ausüben können, um den Kraislauf der Säfte zu befördern. Die Feuchtigkeiten, welche ſich in allen Theilen aufhalten und

ſtocken,

ſtocken, ſchwitzen durch die Gefäße und verurſachen Cacherien und ödematöſe Geſchwulſten, Waſſerſucht und andre Krankheiten, die ſich durch dergleichen ſtarke Purgiermittel nicht heben laſſen. Für feuchte Körper muß man alſo nur diejenigen halten, welche mit weichen, ſchleimigen, milchigten Säften erfüllt und ſchwammigt ſind, bey denen die feuchte Leibesbeſchaffenheit nicht die Wirkung eines verdünnenden Salzes oder der ſtockenden Säfte iſt, ſondern von überflüßiger Nahrung, Unreinigkeiten und Unmäßigkeit herrühret. Zum Beyſpiele dienen die Kinder, welche mit Milch, Brey und dergleichen genähret werden; dieſe vertragen das Purgieren leicht. Ferner die Schlemmer und Vielfreſſer, deren Blut mit Fettigkeit, Milch oder Wäßrigkeit überhäuft iſt, und die Kraft des Purgiermittels ohne Schaden verträgt. Aus dieſer Urſache thut alſo die Jalappa in den Krankheiten der Kinder gute Dienſte, in Anſehung ihrer weichen und milchigten Leibesbeſchaffenheit, welche die Schärfe des Purgiermittels dämpft. Hingegen in Erwachſenen iſt das Blut mehr durch die Galle erhitzt, und wird folglich durch ein ſcharfes Purgiermittel in Jährung geſetzt. Deswegen thun die Purgiermittel in hitzigen Fiebern der Kinder beſſere Dienſte, denen man ſie auch eher geben kann, als den Erwachſenen.

Man ſucht die ſchädliche Kraft der Jalappa, die ſie etwan haben kann, bald mit alkaliſchen Salzen, als Sale Tartari, Abſinthii, zu verbeſſern, wodurch der harzige Theil aufgelöſet und vertheilt

wird;

wird; bald mit ſauren Salzen, als cremore Tartari, Limonienſafte, ſpiritu ſulphuris oder Vitrioli, wodurch ſie faſt gänzlich gedämpft wird; bald mit ölichten, aromatiſchen Sachen, als Zimmt, Nelken, Jngwer, Muſcatenblüthe, wodurch die Nervenfaſern ſowohl des Magens als der Gedärme wieder geſtärkt werden, wenn ſie durch die Heftigkeit des Purgiermittels geſchwächt worden. Allein es ſcheint mir ganz und gar unnütz zu ſeyn, dem Kranken eine purgierende Arzney zu geben und ihre Kraft zugleich zu dämpfen. Wäre es nicht beſſer, ſie gar nicht zu geben? Es iſt wahr, die ſauren Salze vermindern und mäßigen die Kraft des Purgiermittels; allein man kann ja eben das erhalten, wenn man die Doſin deſſelben vermindert. Die aromatiſchen Oele halte ich für die ſchlimmſten, die Stärke der Purgiermittel zu dämpfen: denn ſie verurſachen in den Eingeweiden eine größere Reizung, als die Arzney ſelbſt und verhindern alſo die gelindere Bewegung, welche ſie macht, da jene öfters Entzündungen erwecken und die Abführung der Säfte hemmen. Die alkaliſchen Salze ſcheinen weit geſchickter zu ſeyn, die harzigen Purgiermittel zu lindern; denn indem ſie die harzigen Theile auflöſen, verhindern ſie dieſelben, ſich an die Häute der Därme hartnäckig anzuhängen, welches öfters geſchieht. Allein, durch dieſe Salze wird die Schärfe der Purgiermittel nicht nur nicht gedämpft, ſondern vielmehr verſtärkt.

Damit nun das Purgieren gut ablaufe, ſo wähle man ein ſolches Mittel, das ſich zu der

Krank-

Krankheit und dem Temperamente ſchickt, und gebe es weder in zu ſtarker noch zu ſchwacher Doſi; alsdann braucht es keiner Verbeſſerung, und wofern man es ja einiger maßen lindern will, ſo darf es nur durch eine genngſame Menge Feuchtigkeiten verdünnt werden. Dieſes gilt von allen Purgiermitteln überhaupt.

Die Jalappa aber hat keiner Verbeſſerung nöthig. Ihre ſalzigen und ſulphuriſchen Theile ſind in einer hinlänglichen Menge von Erde genugſam vertheilt; ſo, daß man dieſes Arzneymittel auf keine beſſere Art bereiten kann, als wenn man es in Subſtanz ſelbſt nimmt.

Das Harz wird mit Spiritu vini, und das gummöſe Extract mit Waſſer heraus gezogen. Allein das Harz purgiert nicht häufiger, ja es wirkt oft weniger, und allezeit mit Beſchwerlichkeit und Bauchgrimmen; das gummöſe Extract aber wirkt ſehr ſchwach. Die Subſtanz der Jalappa wird ſelten in flüßigen Dingen, öfters in Form eines Boli gegeben.

Nimm zu Pulver geſtoßene Jalappa, zwanzig Gran. Infundire ſie die Nacht über mit ſechs Unzen weißem Wein. Der Kranke trinke des Morgens die Infuſion mit dem Pulver, wenn ſie vorher wohl geſchüttelt worden.

Nimm zu Pulver geſtoßene Jalappa, einen Scrupel; Syrup von Pfirſchenblüthen, ſo viel genug. Mache einen Bolum.

Nimm vom Pulver der Jalappa, achtzehn Gran; Sal. Ducis Holſatiae, eine halbe Drachme; Con-

Conſerve von Pomeranzenblumen, ſo viel genug. Mache einen Bolum.

Nimm Rhabarbarpulver, einen Scrupel; fein geriebene Jalappa, zwölf Gran; verſüßtes Queckſilber, zehn Gran; Syrup. Reg. Sapor. ſo viel genug. Mache einen Bolum.

Die Jalappa wird genommen, zum Electuario hydragogo, *Sylvii de le Boë;* El. antihydropico, *Charas;* Extracto catholico & cholagogo, *Rolfincii;* zu den Pilulis arthriticis, *Schefferi;* Pilulis cachecticis, zum Syr. hydragogo, Syr. aperiente cachectico, *Charas.*

Zwey und zwanzigſter Artikel.

Von der Meiſterwurz.

Man hat den Namen der Meiſterwurz oder Imperatoriae mehr als einer Pflanze gegeben; denn das Meum und Laſerpitium iſt von einigen auch alſo genennt worden. Unſre Meiſterwurz hat ebenfalls noch andre Namen bekommen, denn ſie heißt auch Aſtrantia, Magiſtrantia, Oſtrutium & Oſteritium.

Die Wurzel aber, welche unter dem Namen der Meiſterwurz in unſern Officinen gefunden wird, iſt länglich, einen Zoll dick, runzlicht, gleichſam gegliedert, zaſerig, auswendig braun, innwendig weiß, von Geſchmack ſehr ſcharf, aromatiſch und

brennend im Munde, von Geruch ſehr angenehm und arzneyhaft. Den alten Griechen iſt ſie entweder unbekannt geweſen, oder ihre Beſchreibung davon iſt ſo dunkel, daß man ſie nicht unterſcheiden kann.

Die Pflanze, von welcher ſie genommen wird, heißt Imperatoria major, *C. B. P.* Imperatoria, *I. B.* Aſtrantia, *Dod.* Ihre Wurzel kriecht ſchräg, iſt einen Zoll dick und mit ſehr vielen Zaſern beſetzt. Die Blätter ſind geflügelt, und aus drey rundlichen Ausſchnitten zuſammengeſetzt, welche hellgrün, einer Hand lang, in drey Stücken getheilt und am Rande eingeſchnitten ſind. Der Stengel ſteigt bey nah eine Elle hoch, ſtreifig, hohl und trägt roſenförmige Blumen, die nach Art eines Sonnenſchirms ſtehen und aus fünf herzförmigen weißen Blättern Kraisförmig zuſammengeſetzt ſind und auf dem Kelche ſitzen; dieſer verwandelt ſich in eine Frucht, welche aus zween platten, eyrunden, ein wenig geſtreiften und mit einem dünnen Rande verſehenen Saamen beſteht. Sie wächſt häufig auf den Alpen und Pyrenäen, und die Wurzel wird von da getrocknet zu uns gebracht. Man wählet diejenige, welche auf den Gipfeln der Berge wächſt, denn dieſe iſt weit ſchärfer, als die, ſo an flachen Orten wächſt oder in Gärten gezogen wird. Aus der Wurzel, den Blättern und Stengeln, fließt, wenn man ſie zerſchneidet, ein ölichter Saft, der von Geſchmack ſehr ſcharf iſt und an Schärfe der Wolfsmilch (Tithymalus) nichts nachgiebt.

Die

Die Meiſterwurz, wie auch ihre Saamen geben durch die Deſtillation eine ziemliche Menge weſentliches Oel. Nach der chemiſchen Analyſi kömmt ſie mit der Angelikwurzel überein, und iſt an Geruch und Geſchmack, ſo, wie auch der Wirkung nach, angenehmer und ſtärker als dieſe.

Sie iſt Schweißtreibend und ein alexipharmacum; zertheilt die Blähungen des Magens, der Därme und der Mutter. C. Hoffmann, preiſt ſie wider Blähungen und Colikſchmerzen als ein außerordentlich herrliches Mittel. Er rühmt ſie, ſowohl die weggebliebene Monatzeit wider zu erregen, als auch die Kälte oder Unfruchtbarkeit der Männer zu heilen. Sie befördert die Verdauung, eröffnet die Verſtopfungen, und dient den Engbrüſtigen, indem ſie den zähen und ſtockenden Schleim einſchneidet und den Auswurf aus der Bruſt erregt. Die Waſſerſucht, das viertägige und andre langwierige Fieber werden von ihr geheilt, wofern ſie nur von einer kalten Urſache entſtanden ſind, ſpricht eben dieſer C. Hoffmann. Ihr vornehmſter Gebrauch iſt in giftigen Krankheiten und Wunden, wie auch in der kalten Beſchaffenheit des Gehirns, in Lähmungen und Schlagflüſſen. Wenn man ſie im Munde hält, ſo dient ſie als ein vortreffliches Mittel den Schleim von dem Gehirn abzuführen und die Zahnſchmerzen zu heilen. Die Doſis iſt von einer halben bis ganzen Drachme in Subſtanz, und in der Infuſion zu zwo Drachmen.

Nimm von Pulver der Meiſterwurz, eine Drachme. Gieb ſie in fünf Unzen weißen Weins, im viertägigen Fieber, eine Stunde vor dem Paroxyſmo.

Nimm von geſchnittener Meiſterwurz, eine halbe Unze. Infundire ſie mit ſechs Unzen ſpaniſchen Weins. Der Kranke trinke einen oder zween Löffel davon, wider Colikſchmerzen und die Blähungen zu treiben.

Nimm von Salbeyblättern, eine Handvoll; geſtoßene Meiſterwurz, eine Drachme. Infundire ſie mit acht Unzen ſiedendem Waſſer. Das Infuſum trinke der Kranke warm, wie einen Thee, mit Zucker, in Catarrhen, Lähmungen und Engbrüſtigkeit.

Aeußerlich heilt dieſe Wurzel alte und ſcharfe Geſchwüre, wie Simon Pauli verſichert, wenn man vom Pulver der friſchen Meiſterwurz mit ein wenig Schweinsfett eine Salbe macht, und die unreinen Theile damit beſtreicht, oder wenn das Pulver in Weineßig digerirt wird, womit man alsdann die unreinen Geſchwüre wäſcht.

Der Saame hat eben dieſelben Tugenden, wie die Wurzel. Man braucht die letztere zum Antidoto Orvietano *Charas*, und zum Theriakeßig, ebendeſſelben.

Drey

Drey und zwanzigſter Artikel.

Von der Ipecacuanha.

Die Ipecacuanha, dieſes vortreffliche Mittel wider die Ruhr, iſt in der neuen Welt gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts gefunden worden. Wilhelm Piſo hat ſie in ſeiner Hiſtorie von Indien beſchrieben; er hatte ſie ſowohl als Marcgrav aus Braſilien nach Europa gebracht. Unterdeſſen war dieſes Arzneymittel verborgen geblieben und in Frankreich unbekannt geweſen, ungefähr bis zum Jahr 1672, als es D. Legras, welcher Amerika dreymal durchgereiſet, nach Paris mit brachte. Allein da die Tugend deſſelben noch nicht bekannt genug war, ſo fiel es wieder in die Vergeſſenheit, bis auf das Jahr 1686, um welche Zeit es von einem fremden Kaufmanne, Namens Garnier, wiederum dahin gebracht wurde. Da nun dieſer die beſondern Kräfte deſſelben ſehr rühmte, ſo ward es vom Adrian Helvetius, einem Arzte von der Fakultät zu Reims, mit gutem Erfolge gebraucht, und von ihm kaufte es Ludwig der Große als einen großen Schatz für ſich und ſeine Unterthanen, daß alſo der Gebrauch der Ipecacuanha durch die Freygebigkeit dieſes Königs gemein gemacht worden.

Es giebt von dieſer Wurzel, in Anſehung der Länder wo ſie wächſt, zwo Arten, die peruviani-

ſche und die braſilienſiſche; in Anſehung aber der Farbe drey; eine aſchgraue, franzöſiſch, griſe oder blonde, eine braune, franz. brune, und eine weiße, franz. blanche.

Die aſchgraue Ipecacuanha, Ipecacuanha cinerea, Ipecacuanha Peruviana, *Off.* Bexuguillo & Rais de Oro, *Hiſpanorum;* vielleicht Ipecacuanha alba *Piſonis,* iſt eine dicke, gebogene uud gleichſam mit ringförmigen Runzeln umgebene Wurzel, hellbraun oder aſchfarbig, dicht, hart, ſpröde, harzig, mit einer kleinen Ader, welche in der Mitte ſtatt des Markes der Länge nach läuft, von Geſchmack etwas ſcharf, bitter und von ſchwachem Geruche. Die Spanier bringen ſie alle Jahre mit der Flotte aus Peru, wo ſie um die Goldminern wächſt, nach Cadix.

Wir wiſſen nicht, welches die Pflanze ſey, die aus dieſer Wurzel wächſt; wofern es nicht diejenige Art iſt, welche G. Piſo die weiße Ipecacuanha nennt. Dieſe Pflanze iſt klein, niedrig und dem Poley nicht unähnlich; ihr Stengel iſt mit wolligen Blättern beſetzt und mit vielen, weißen, wirbelförmig geſtellten Blümchen umgeben.

Die braune Ipecacuanha, Ipecacuanha fuſca, Ipecacuanha Braſilienſis & Radix Braſilienſis, *Offic.* Ipecacuanha altera ſeu fuſca, *Piſon.* *) iſt eine

*) Ouragoga *Linn. Gen. 934.* Ihre Blume hat Linnäus von einer getrockneten Pflanze alſo beſchrieben:

eine gebogene Wurzel, mit ringförmigen Runzeln, häufiger, als die aſchgraue, beſetzt, doch dünner als dieſe, einer Linie dick, von außen braun oder ſchwärzlich, innwendig weiß, ein wenig bitter. Man bringt dieſe Art der Ipecacuanha aus Braſilien nach Liſſabon.

Der Stengel der Pflanze iſt ungefähr eine halbe Elle hoch und hat nur drey oder fünf Blätter; auf ſeinem Gipfel trägt er einige ſchwarze Beeren. Dieſe Pflanze liebt den Schatten und man findet ſie nur in dicken Wäldern.

Die weiße Ipecacuanha, oder vielmehr die falſche Ipecacuanha iſt eine Wurzel, welche man unter dieſem Namen in den Officinen findet; ſie iſt dünn,

Der Kelch: fünfſpaltig, mit lanzenförmig-ſchmalen, gleichen, bleibenden Einſchnitten. Die Blüthe: fünfſpaltig. Die Staubgefäße: fünf. Der Stempfel: der Eyerſtock ſitzt zwiſchen dem Kelch und Blüthe. Die Anzahl der Griffel iſt ungewiß. Das Saamenbehältniß: eine rundliche, einzellige Beere, welche auf dem Kelche ſteht und oben einen Nabel hat. Die Saamen: drey, hart, auf einer Seite erhaben, auf der andern eckig, mit einander vereinigt in Form eines Knopfs, einzellig, jeder hat ſechs Furchen. Die Wurzel iſt ſehr lang. Der Stengel hat faſt niemals Zweige, liegt auf der Erde und iſt unten Blätterlos. Die Blätter ſtehen gegen den Gipfel einander gegen über, ſie ſind eyförmig, an beyden Enden zugeſpitzt, rauh, unten viel bläßer, zween Zoll breit und drey lang; die Abtheilungen des Stengels durch Knoten ſind kaum einen Zoll lang.

dünn, holzig, ohne Runzeln, ohne Bitterkeit und von blaßgelber Farbe. Dieſe wird von einigen für die weiße Ipecacuanha des Piſo gegeben: allein, ob es die rechte Wurzel ſey, die vom Piſo unter dieſem Namen beſchrieben worden, daran zweifle ich ſehr; indem die weiße Ipecacuanha des Piſo die Säfte von oben unten abführet, dieſe aber weder Brechen noch Stühle erregt. Ich glaube alſo, daß dieſe Wurzel von betriegeriſchen Kaufleuten aus Gewinnſucht mit der Ipecacuanha, die gar keine Aehnlichkeit mit ihr hat, vermiſcht wird; und vielleicht iſt die weiße Ipecacuanha des Piſo von der peruvianiſchen oder dem Bexuguillo der Spanier nicht unterſchieden.

Sowohl die peruvianiſche als die braſilienſiſche führen die Säfte von unten und oben ab. Ueberdieſes rühmt Piſo ihre dem Gift widerſtehende Kraft und verſichert, daß ſie das beſte Mittel ſey, nicht allein wider die Ruhr und andre langwierige Bauchflüſſe, ſondern auch wider viele Krankheiten, die aus einer langen Verſtopfung entſtanden ſind.

Die peruvianiſche oder aſchgraue wird den andern vorgezogen, weil ihre Wirkung viel gelinder iſt, die braſilienſiſche aber ein viel ſtärkeres Brechen verurſacht.

Man wähle diejenige, welche ſaftvoll und nicht allzu alt iſt. Unterdeſſen iſt die alte nicht zu verachten, denn ſie kann ſich, wie Piſo bezeugt, viele Jahre erhalten, und verliehrt zwar alsdenn ihre brechmachende, aber nicht die ſchweißtreibende und dem Gifte widerſtehende Kraft.

In Bauchflüſſen ſind dieſe beyden Wurzeln bey uns itzt ſehr im Gebrauch. Vornehmlich aber bedient man ſich ihrer mit dem beſten Erfolge in der Ruhr, die ſchon lange gedauret hat: denn oft heilen ſie dieſelbe, faſt wie durch Bezauberung, binnen einem Tage.

Sowohl die aſchgraue als die braune Ipecacuanha beſitzen eine ſolche Schleimigkeit und zugleich Schärfe, daß, wenn man ein oder etliche Pfund dieſer Wurzeln ſtößt und zu feinem Pulver macht, und ſich vor dem aufſteigenden Pulver nicht ſorgfältig in Acht nimmt, man kurz darauf mit ſchweren Athemholen, Blutſpeyen oder Naſenbluten, Aufſchwellung und Entzündung der Augen und des Geſichts, bisweilen auch des Halſes, beladen wird; welche Zufälle aber alle in wenig Tagen entweder von ſelbſt, oder durch Hülfe einer Aderlaſſe, wieder verſchwinden.

Wenn man die Ipecacuanha in Waſſer kocht, ſo giebt ſie eine große Menge Schleim, der ſo zäh iſt, daß das Decoct nicht anders als mit ſtarkem Preſſen durch die Leinwand durchgeſeigt werden kann.

Aus acht Unzen aſchgrauer oder peruvianiſcher Ipecacuanha ſind zehn Drachmen Harz mit ſpiritu vini herausgezogen worden. Aus einer gleichen Menge dieſer Wurzel hat man drey und eine halbe Unze gummöſes Extract durch Hülfe des Waſſers erhalten. Das Pulver, welches nach genauer Herausziehung des Harzes und Gummi zurück blieb, wog vier Unzen.

Acht Unzen von der braunen Ipecacuanha haben ſechs Drachmen Harz gegeben. Aus einer gleichen Menge derſelben hat man eine Unze und drey Drachmen Gummi mit Waſſer gezogen. Das Pulver, welches aus acht Unzen zurück blieb, nachdem das Harz und Gummi herausgezogen worden, betrug ſechs Unzen.

Daraus iſt klar, daß die peruvianiſche die wirkſamen Principia, das iſt, das Harz und Gummi in größerer Menge beſitze, als die braſilienſiſche. Das harzige Extract macht heftiges Erbrechen, das gummöſe aber wirkt ſchwächer, ob gleich dieſes die Ruhr nicht ſo ſicher heilt, als die Wurzel ſelbſt, das Harz aber ganz und gar nicht. Das Pulver aber, welches nach herausgezogenem Harz und Gummi zurück bleibt, iſt ohne alle Kraft und kann weder Brechen noch Stühle erwecken, noch auch die Ruhr heilen. Es iſt alſo zu ſchließen, daß die vornehmſte Kraft der Ipecacuanha von der gummöſen Subſtanz herrühre. Denn von ihren ſchleimigen Theilen werden die Häute der Därme, die ihren Schleim verlohren haben, wieder überzogen und ihre Geſchwüre ausgetrocknet und geheilt. Indeß iſt der harzige Theil, von dem die brechmachende Kraft herrühret, nicht ganz und gar unnütz; indem von demſelben die ſchädliche Materie, die ſich in den Drüſen des Magens und der Därme aufhält, zertheilt und aus dem Körper geſchafft wird. Man muß aber doch geſtehen, daß die Principia der Ipecacuanha, in der Wurzel ſelbſt vereinigt,

einigt, die Ruhr viel beſſer heilen, als wenn man ſie von einander getrennt nimmt.

Piſo verordnet die Doſin der Ipecacuanha in Subſtanz zu einer Drachme, im Infuſo und Decocto zu zwo Drachmen. Die Braſilienſer, ſagt eben derſelbe Schriftſteller, wollen lieber den dünnen Trank davon, weil durch die Maceration an der Luft während einer Nacht, oder durch das Kochen mit Waſſer, ihre Kräfte den flüßigen Dingen häufig mitgetheilt werden.

Das Caput mortuum wird alsdann aufbehalten, von neuem auf eben dieſe Weiſe zubereitet, und zu eben dem Gebrauche gegeben. Dieſes letztere Mittel iſt zwar weniger wirkſam zum Purgieren und Brechen, aber es iſt viel anziehender. Denn dieſe Wurzel reißt nicht nur die ſchädliche Materie, wenn ſie auch noch ſo zäh iſt, von dem kranken Theile loß und treibt dieſelbe durch Erbrechen aus; ſondern ſie giebt auch durch ihre zuſammenziehende Kraft den Eingeweiden ihre Stärke wieder.

Bey uns wird das Pulver dieſer Wurzel in Subſtanz öfter, als das Infuſum oder Decoctum, gegeben, und zwar von einem halben Scrupel bis zu einer halben Drachme. Man nimmt es früh nüchtern, entweder in Wein oder Brühe, oder auch mit Oblaten. Oft iſt eine Doſis genug, wo nicht, ſo muß man noch die andre und dritte nehmen. Einige verordnen dem Kranken an eben dem Tage, da er die Ipecacuanha genommen, gegen den Abend

einen

einen magenſtärkenden und ſchmerzſtillenden Trank, aus Furcht für einem Recidiv.

Nimm vom Pulver der Ipecacuanha, einen Scrupel oder eine halbe Drachme. Mache mit genugſamer Menge Quittenſyrup einen Bolum, welchen man früh mit Oblaten nimmt, worauf man eine Taſſe Fleiſchbrühe oder ein Glas mit Waſſer vermiſchten Wein trinken kann.

Nimm von der Conf. de Hyacynthis, eine Drachme; Diacod. ſechs Drachmen. Löſe es in aqv. Centinod. und Plantaginis, von jeder drey Unzen, auf. Mache einen Trank, bey ſchlafen gehen zu nehmen. Oder:

Nimm vom Diaphoretic. mineral. von rothen Corallen und Siegelerde, jedes funfzehn Gran; Zimmt und kleine Galgantwurzel, von jedem zehn Gran; Laudan. Opiat. einen halben Gran, Quittenſyrup, ſo viel genug iſt. Vermiſche es und mache einen Bolum bey ſchlafen gehen zu nehmen.

Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß ſechs Gran von der Ipecacuanha genug ſind, ein ziemliches Brechen zu erregen, und daß ſie zu zehn Gran genommen ein eben ſo ſtarkes Brechen mache, als zu einem oder zwo Scrupeln. Daher glaube ich, es ſey unnöthig, mehr als ſechs oder zehn Gran zu geben.

Da es aber gewiß iſt, daß man den Gebrauch dieſer Wurzel öfters wiederholen müſſe, um die Recidive zu verhüten, ſo verordne ich dem Kranken, nachdem ich ihn vorher durch die Ipecacu-

anha

anha von oben und unten wohl gereinigt, alle Tage etliche Gran von dieſer Wurzel, welche kein Purgieren erregen, ſondern nur zuſammenziehen, die Därme mit Schleim bedecken, und ihre Geſchwüre reinigen und trocknen. Auf dieſe Weiſe werden die Kranken ſicher und ohne Recidiv von der Ruhr befreyet.

Wenn alſo ein Kranker, welcher die Ruhr hat, entweder durch Aderlaſſen, wofern ein Fieber oder Vollblütigkeit vorhanden, oder durch zuträgliche Clyſtiere, oder durch die Diät gehörig iſt vorbereitet worden, ſo kann er nach folgenden oder ähnlichen Formeln purgiert werden.

Nimm von calabriſcher Manna, eine Unze. Laß ſie in ſechs Unzen aqv. Plantaginis zerfließen. In dem Durchgeſeigten löſe eine halbe Unze vom El. Cathol. cum Rheo dupl. auf; vom Pulver der Ipecacuanha, ſechs Gran. Mache einen Trank früh zu nehmen. Oder:

Nimm vom Rhabarbarpulver, eine Unze; Jalappapulver, zwölf Gran; braſilienſiſche Ipecacuanha, ſechs Gran. Vermiſche es mit genugſamer Menge Syrup. de Cichor. comp. Mache einen Bolum.

Wenn alſo die erſten Wege von oben und unten gereinigt worden und die Wirkung des Purgiermittels vorbey iſt, ſo gebe man dem Kranken alle Tage zwo Doſes von folgendem anziehenden und ſtärkenden Opiat.

Nimm Conſerv. Roſar. rubar. und Conſerv. Cynorrhodon, von jeder eine Unze; von der Theriaca

riaca Androm. ſen. zwo Drachmen, vom Pulver der Ipecacuanha, achtzehn Gran, Quittenſyrup, ſo viel genug iſt. Vermiſche es und mache ein Opiat, wovon die Doſis eine halbe Drachme, des Morgens bey nůchternem Magen und vier Stunden nach dem Mittagseſſen beſtåndig fortzubrauchen, bis zu vollkommener Geſundheit.

Tournefort merket an, daß dieſes Specificum in Lågern nicht mit ſo glůcklichem Erfolge gebraucht werde, als in den Håuſern der Privatperſonen; theils weil die Kråfte der Soldaten gemeiniglich geſchwåcht und ihre Eingeweide zu ſehr verletzt ſind; theils, weil ſie eine ungeſunde und mit ſchådlichen Ausdůnſten angeſteckte Luft ſchöpfen. Was er von den Soldaten ſagt, das habe ich auch bey armen und geringen Leuten erfahren, vornehmlich in epidemiſchen Dyſenterien, die von ſchådlichen Ausdůnſtungen entſtehen, welche entweder mit den Speiſen oder mit der Luft in das Blut kommen: denn in dieſem Falle iſt die Kraft der Ipecacuanha ohne Wirkung, wofern man ihren Gebrauch nicht beſtåndig fortſetzt und mit herzſtårkenden Arzneyen und alexipharmacis vermiſcht. In epidemiſchen und bösartigen Ruhren iſt alſo dieſes Mittel auf folgende Weiſe zu verordnen:

Nimm vom El. cathol. cum Rheo dupl. drey Drachmen; vom Pulver der Ipecacuanha, zehn Gran. Vermiſche es, mache einen Bolum.

Wenn

Wenn der Kranke ſehr ſchwach iſt, ſo verſchreibe bald, nachdem das Brechen vorbey iſt, folgende ſtärkende Potion.

Nimm Conf. de Hyacynthis und El. Diaſcord. von jedem eine Drachme; vom Pulver der Ipecacuanha, zehn Gran; Quittenſyrup eine Unze; Zimmtwaſſer, eine halbe Unze, Meliſſen- und Wegerichwaſſer, von jedem drey Unzen. Mache eine Potion, alle Stunden einen Löffel zu nehmen.

Den folgenden Tag brauche der Kranke zwo Doſes von folgendem Opiat:

Nimm vom El. Diaſcord. eine Drachme, vom Pulver der Ipecacuanha, einen Gran. Vermiſche es, mache einen Bolum pro Doſi, früh und Abends zu nehmen, bis der Kranke völlig wieder hergeſtellt iſt.

Obgleich dieſe Wurzel ein ſpecificum für die Ruhr iſt, ſo hat ſie doch in andern Bauchflüſſen nicht eine gleiche Kraft. Ja ſie wird glücklicher in einer langwierigen Ruhr gebraucht, als in einer ſolchen, die erſt anfängt, wo das Blut noch ſehr erhitzt und die Jährung der Krankheit noch zu ſtark iſt. Denn wo die Materie, welche das Uebel verurſacht, ſchon vom Blute abgeſondert worden und die Gedärme eingenommen hat, welches in einer langwierigen Ruhr geſchieht, da iſt es leichter, ſie aus dem Körper fortzuſchaffen.

Sehr ſelten geſchieht es, daß dieſes Mittel, wenn es gehörig gebraucht wird, ohne Wirkung ſey. Wenn es aber zuweilen keinen guten Erfolg

hat,

hat, ſo iſt öfters eine unheilbare Verletzung der Eingeweide oder eine Verderbung der Säfte im höchſten Grade die Urſache davon. Wenn es aber auch ohne guten Erfolg iſt, ſo befinden ſich doch die Kranken vom Gebrauch deſſelben nicht ſchlimmer. Daher kann man es für die ſicherſte und vortrefflichſte Arzney halten.

Es ſind überdies noch andre Pflanzen, welchen man den Namen der Ipecacuanha giebt. Wir wollen nur eine davon anführen, welche genennt wird Ulmaria major, trifolia, flore amplo, pentapetalo, Virginiana, *D. Banniſter. Plukn. Phyt. T. 236. fig. 5. & Rai. Tom. 3. p. 330.* Ulmaria Virginiana, trifolia, floribus candidis, amplis, longis & acutis, *Mor. part. 3. p. 323.* Filipendula foliis ternatis, *Linn. H. Cliff. p. 191. & Gron. Flor. Virg. part. 1. p. 55.* Dieſe ſtrauchartige Pflanze wächſt in Virginien und wird daſelbſt Ipecacuanha genennt. Sie hat eine harte und holzige Wurzel, mit viel herabhängenden Zaſern, und iſt am oberſten Theile knotig, über der Erde öfters bloß. Aus ihr wachſen viele, holzige, geſtreifte, dunkelrothe, glatte, zweigichte Stengel; an dieſen ſtehen ohne Ordnung, längliche, zugeſpitzte, runzliche Blätter, unten etwas rauch, drey an einem Stiele. Ihre Länge iſt zween Zoll und ihre Breite in der Mitte ein Zoll, am Rande ſind ſie gezähnt, wie die Blätter der Hagebuche (Carpinus) und endigen ſich in eine zarte Spitze. Bisweilen wachſen noch zwey andre kleinere Blätter daran, ſo, daß die Pflanze fünf Blätter zu haben

ſcheint,

ſcheint, und jedes von dieſen kleinern Blättern ſitzt auf einem kurzen Stiele. Aus dieſen entſtehen auch noch andre zarte Zweige, deren Gipfel die Blumen nicht in ſo großer Menge, als die erſtern, tragen. Die Blumen ſind weißlicht und röthlicht vermiſcht, am Gipfel der Stengel und Zweige; jede ſitzt auf einem Zoll- oder zween Zoll-langen Stiele; fünfblätterig, mit rundlichen, flachen, zurückgebogenen Blättern, in einem einblätterigen und fünfſpaltigen Kelche. Sie haben viele Staubgefäße, welche haarförmig, kürzer als der Blumenkranz ſind, dem Kelche anhängen und einfache Staubfächer haben; mit fünf zugeſpitzten Eyerſtöcken, die ſich in eben ſo viel Griffel endigen. Wenn die Blumenblätter verwelkt ſind, ſo wird der Kelch trocken und braun, und enthält fünf längliche, ſpitzige und kraisförmiggeſtellte Saamen.

Vier und zwanzigſter Artikel.

Von der florentiniſchen Veilchenwurzel, und von der unſrigen.

Die florentiniſche Veilchenwurzel, Iris Florentina, *Offic.* Ἶρις Ἰλλυρικὴ, *Dioſc. et Graec.* Aſmeni juni ſive Ajerſa *Arab.* iſt eine Wurzel, die man uns in Stücken bringt, welche länglich, gegliedert, etwas gedrückt ſind, einen

oder zween Zoll dick, weiß, von ihrer gelbröthlichen Rinde und ihren Zaſern befreyt, von Geruch angenehm, wie Violen, und von Geſchmack bitter und ſcharf.

Man wähle diejenige, welche weiß und wohlriechend iſt, nicht aber die kariöſe und runzlichte.

Die Pflanze heißt Iris alba Florentina, *C. B. P.* Iris flore albo, *I. B.* Sie iſt von der gemeinen Veilchenwurzel nicht unterſchieden, oder wenn ja einiger Unterſchied wäre, ſo iſt er ganz und gar nicht beträchtlich.

Die gemeine Veichenwurzel heißt Iris vulgaris Germanica ſive ſylveſtris, *C. B. P.* Iris vulgaris violacea, ſive purpurea, ſylveſtris, *I. B.* Iris ſylveſtris, *Tabern. Icon.* Dieſe Wurzel breitet ſich ſchräg über die Oberfläche der Erde aus; ſie iſt dick, runzlich, gegliedert, am untern Theile zaſerig, von ſcharfem, und wenn ſie friſch iſt, heftigem Geruche; wenn aber der überflüßige Saft weg iſt, riecht ſie angenehm. Aus ihr wachſen zollbreite, ſteife, eine Elle lange und Schwerdförmige Blätter, welche an der Wurzel alſo vereinigt ſind, daß die Höhle des einen Blattes den Rücken des andern einfaßt; zwiſchen ihnen entſteht ein gerader, runder, glatter, feſter und zweigichter, durch vier oder fünf Knoten getheilter Stengel, deſſen Blätter ihn umfaſſen, welche kleiner werden, je näher ſie dem Gipfel ſind. Die Blumen entſpringen bey anfangendem Frühlinge aus den zuſammengewickelten Häuten, womit ſie umgeben waren; ſie ſind einblätterig, in ſechs Theile

gespal-

geſpalten, deren drey aufwårts, drey aber unterwårts ſtehen, auswendig von Farbe fahl und aſchgrau, anfangs grůn, innwendig aber purpurfarbig oder violet, mit weißen und breiten Streifen gezeichnet. Der Stempfel entſteht aus dem Grunde der Blume, und hat drey Blåtter von eben der Farbe, welche gewölbt ſind, den unterwårts gebogenen Theilen der Blume aufliegen, ſo, daß ſie die Geſtalt eines Rachens haben. Der Kelch aber verwandelt ſich in eine långliche, dreyeckige Frucht, die an der Spitze in drey Theile aufſpringt, in drey Zellen getheilt iſt und rundliche, långliche, auf einander liegende Saamen enthålt.

Die florentiniſche Veilchenwurzel iſt an Geſtalt der Wurzeln, Blåtter und Blumen von der gemeinen nicht verſchieden, ſondern nur in Anſehung der Farbe. Denn die Blåtter der florentiniſchen kommen mehr dem Meergrůnen bey; die Blumen haben einen ſchwachen, aber doch angenehmen Geruch, und ſind weiß wie Milch; die Wurzeln aber ſind größer, dicker, feſter, weißer und von ſtårkerm Geruche. Von dieſen Pflanzen kömmt faſt allein die Wurzel zum Arzneygebrauche. Wenn aber bey den Schriftſtellern in der Arzneykunſt von der Veilchenwurzel Meldung geſchieht, ſo iſt zu merken, daß, wenn ſie den Saft dieſer Wurzel verordnen, derſelbe aus der gemeinen gepreßt werde. Wenn ſie aber des Pulvers der Veilchenwurzel gedenken, ſo iſt darunter die weiße florentiniſche zu verſtehen.

Die Alten und Neuern ſchreiben den Veilchenwurzeln viele Kräfte zu. Die Doſis iſt von einem Scrupel bis zu einer Drachme. Die florentiniſche Veilchenwurzel verdünnet und zertheilt die dicke Lympham, welche in den Lungen ſtockt, und befördert ihren Auswurf. Daher heilt ſie die Engbrüſtigkeit, den kurzen Athem und Huſten. Sie dienet auch wider das Bauchgrimmen der Kinder, und wird unter die fleiſchmachenden Arzneyen gezählt. Man vermiſcht ſie nützlich mit Nießmitteln und ſolchen, die den Speichel abführen. C. Hoffmann verſichert, daß die florentiniſche Veilchenwurzel den Schlaf befördert, nicht durch eine narcotiſche Kraft, ſondern vermittelſt einer ausdunſtenden Subſtanz, dergleichen im Safran, in der Myrrhe und Muskatennuß zu finden iſt. Dieſes aber thut ſie nur, ſpricht er, in kalten und feuchten Körpern, nicht aber in hitzigen und trocknen.

Nimm florentiniſche Veilchenwurzel, Süßholz, Anisſaamen, rohen Schwefel, von jedem gleichviel, Syrup. Marrubii, ſo viel genug iſt. Mache eine Latwerge, wovon die Doſis einer Drachme täglich oft zu nehmen, in Huſten und Engbrüſtigkeit.

Nimm von der florentiniſchen Veilchenwurzel zwo Unzen; vom Lerchenſchwamm in ein Säckchen gebunden, anderthalb Drachmen, von getrockneten Tabacksblättern, zween Scrupel, Hyſſop- und Thymianblätter, von jeden eine Handvoll. Koche es in zwey Pfunden klaren Waſſers, daß

daß der vierte Theil einkoche. In dem Durchgeſeigten löſe vier Unzen Oxymel ſimpl. auf. Man gebe davon des Tages zwey bis dreymal ſechs Unzen pro Doſi warm, wie Thee, zu trinken, in Engbrüſtigkeit den zähen Schleim aufzulöſen und auszuwerfen.

Nimm florentiniſche Veilchenwurzel, Päonien-Männleinwurzel, von jeder zwo Unzen; Safran, drey Drachmen; Fenchel, zwo Drachmen; Zuckerkand, drey Unzen. Mache ein feines Pulver, wovon ein oder zween Scrupel in Muttermilch oder in Kuhmilch oder auch mit Brey den Kindern zu geben ſind, das Bauchgrimmen und Aufblähen des Leibes zu dämpfen.

Nimm florentiniſche Veilchenwurzel, drey Drachmen, Betonien- und Majoranblätter, von jeden eine Drachme. Vermiſche es und mache ein Nießpulver.

Nimm florentiniſche Veilchenwurzel, zwo Drachmen, Senfſaamen und Staphiskörner, von jeden eine halbe Drachme. Mache alles zu einem groben Pulver und thue es in ein Säckchen, welches man bey nüchternem Magen, mit vorwärtshängendem Kopfe im Munde halten und eine halbe Stunde kauen muß, das häufige Phlegma durch die Speichelwege abzuführen.

Die florentiniſche Veilchenwurzel wird gebraucht im Pulvere Diaireos *Praepoſ.* in der Confectione Rebecha, in den Trochiſcis bechicis *Charas;* zur Theriaca *Androm.* im Pulvere cephalico odorato und Pulvere ſternutator. *Charas.*

ras; zum Unguento mundiſicativo de Apio, Pomato officinali *Charas.* Emplaſtro diachylo Ireato & Diabotano *Penicher.*

Von den Specereykrämern wird dieſe Wurzel häufig gebraucht, verſchiedene Räucherwerke zu verfertigen.

Die unſrige oder die gemeine Veilchenwurzel zählt man unter die heftigen Purgiermittel, welche hydragoga heißen. Sie führt durch Stühle und Brechen die wäſſerichten Feuchtigkeiten ab. In der Waſſerſucht wird der gereinigte Saft daraus zu zwo oder drey Unzen, allein oder mit Wein vermiſcht, früh bey nüchternem Magen, einen Tag um den andern zu nehmen, gerathen. Allein die Schärfe dieſer Wurzel iſt ſo groß, daß ſie öfters nicht nur im Halſe, ſondern auch im Magen und in den Eingeweiden Brennen verurſacht. Daher viele dieſes hydragogum fürchten. Weder den Kindern, noch den Alten, noch den Schwangern kann es ſicher gegeben werden, ſpricht Fernelius; weil es nach Art dererjenigen Mittel, die die wäſſerichten Feuchtigkeiten heftig abführen, zugleich die Monatszeit erregt und eine unzeitige Geburt veranlaßt.

Wenn man dieſen Saft an ſtatt eines Nießmittels braucht, ſo führt er eine große Menge Serum aus dem Kopfe ab. Mit Bohnenmehl vermiſcht und aufgeſtrichen vertreibt er allerley Flecken der Haut.

Man nimmt ihn zum Oleo Irino und Unguento Agrippae *Charas.*

* * *

Fünf

Fünf und zwanzigſter Artikel.

Von der Mechoacanna oder weißen Rhabarbar.

Die Mechoacanna, Mechoacanna *Offic.* Rhabarbarum album, *quorund.* iſt eine weiße Wurzel, in Stücken geſchnitten, mit einer runzlichten Rinde bedeckt, von weicher Subſtanz, in welcher kaum eine Zaſer zu finden, von ſüßlichem Geſchmacke mit einiger Schärfe, die zuweilen Ekel erweckt. Sie hat einige Zirkel, wie die Gichtrübe (Bryonia) doch iſt ſie darinnen von dieſer unterſchieden, daß ſie dicht, weder ſchwammig, noch bitter, noch ſtinkend iſt. Ueber dieſes iſt die Gichtrübe blaßroth und gleichſam ſtralenweiſe runzlicht, von bitterm, widrigen und ſtinckenden Geſchmacke. Mechoacanna heißt ſie nach der Provinz Mechoacan im mittäglichen Amerika, wo ſie zuerſt von den Spaniern gefunden worden. Man bringt ſie auch aus vielen andern Ländern des mittäglichen Amerika, als aus Nikaragua, Quito, Braſilien und andern, wo ſie wild wächſt.

Man wähle die friſche, (denn man ſagt, ihre Kraft erhielte ſich kaum drey Jahre) die weiße, dichte und ſchwere: die ſchwärzliche und kariöſe wird verworfen.

Den Griechen und Arabern iſt ſie unbekannt geweſen, und um das Jahr 1524 zuerſt bekannt geworden. Aber vornehmlich hat ſie Nicolaus Monard gemein gemacht. Die Pflanze wird von C. Bauhin unter die Gichtrüben gezählet und heißt Bryonia Mechoacanna alba, *C. B. P.* Aber in der That iſt ſie eine Art des Convolvuli Americani, wie Margrav behauptet, welchem man auch, als einem Augenzeugen, mehr Glauben beymeſſen muß. Sie heißt alſo Convolvulus Americanus Mechoacan dictus, *R. H.* Jecutu Braſilienſibus, ſive Mechoacanna, *Margr.* Die Wurzel iſt einen Fuß lang, ſehr dick, gemeiniglich in zwey Aeſte getheilt, auswendig aſchgrau oder braun, innwendig weiß, milchig, harzig. Sie hat äſtige, kriechende, vieleckige Stengel, die auch milchig ſind; die Blätter ſtehen einzeln daran und ſind zart, hochgrün, ohne Geruch, herzförmig, bald ohne Ohren, bald geöhrt, einen, zween, drey oder vier Finger lang, unten mit einem Nerven und mit Adern verſehen. Die Blumen ſind einblätterig, glockenförmig, fleiſchfarbig, innwendig purpurroth. Der Stempfel verwandelt ſich in eine Kapſel, welche ſchwärzliche, dreyeckige und gedrückte Saamen enthält, von der Größe einer Erbſe. Die Wurzel wird im Frühlinge von den Braſilienſern geſammlet und bald in runde, bald in längliche Stücken geſchnitten, an Faden gehängt und getrocknet. Sie drücken auch die friſche Wurzel, nachdem ſie ihr vorher die Rinde abgeſchält, durch ein Tuch, und dasjenige, was ſich nach etlichen

chen Stunden zu Boden ſetzt, wird zetrocknet, und heißt die Milch oder die Hefen der Mechoacanna.

Die Wurzel Michuacanica, welche Hernandez unter dem Namen Tacuache beſchreibt, ſcheint von der Mechoacanna unſrer Officinen verſchieden zu ſeyn, weil jene den Gaumen brennt, unſre aber faſt ohne Geſchmack iſt; ferner, weil die Pflanzen, die er unter dieſem Namen beſchreibt, von denenjenigen verſchieden ſind, welche Monard und Margrav beſchreiben.

Die Mechoacanna giebt in der chemiſchen Analyſi viel ſaure Feuchtigkeit und Oel, allein wenig urinöſe Feuchtigkeit. Sie giebt eine geringere Menge Harz, als die Jalappa, beſteht aber aus feinern und flüchtigern Theilen, indem ihre purgierende Kraft durch das Kochen verlohren geht. Dieſes Mittel iſt bald von ſeiner Erfindung an, als das vortrefflichſte unter den Purgiermitteln geprieſen worden. Allein ſeitdem die Jalappa in Gebrauch gekommen, hat ſich der Ruhm der Mechoacanna ſehr vermindert. Man ſagt, ſie wirke zu langſam, und müſſe in gar zu großer Doſi gegeben werden.

Uebrigens purgiert ſie gelind und ohne Beſchwerlichkeit, ſie ſtärkt zugleich die Theile und öffnet die Verſtopfungen, iſt auch nicht unangenehm, da ſie faſt gar keinen Geſchmack hat. Sie führt die dicken, ſchleimigen und wäſſerigen Feuchtigkeiten aus dem ganzen Körper, nämlich aus dem Haupte, der Bruſt und den Gliedern. Daher dient ſie in catarrhaliſchen und kalten Zufällen, in der fal-

lenden Sucht, in Engbrüſtigkeit, in Kröpfen, in der Gicht und veneriſchen Krankheiten. Sie hebt die Verſtopfungen der Leber, der Milz und des Gekröſes. Den Waſſerſüchtigen aber, glaubt man, könne kein gelinderes und nützlicheres Purgiermittel gegeben werden, als dieſes, und in der That iſt keine purgierende Arzney gelinder und mit weniger Beſchwerlichkeit oder Gefahr verknüpft, als die Mechoacanna. Man giebt ſie nur in Subſtanz. Man nimmt das Pulver davon in Wein oder in einer andern zuträglichen Feuchtigkeit. Piſo verordnet das Pulver dieſer Wurzel zu einer halben bis ganzen Unze pro Doſi. C. Hoffmann giebt daſſelbe den Kindern zu einer halben bis ganzen Drachme, Erwachſenen aber zu zwo Drachmen. Im Decoct wird dieſe Wurzel nicht gegeben, weil durch die Erfahrung bekannt iſt, daß ſie durchs Kochen ihre Kraft verliert.

Nimm vom Pulver der Mechoacanna, zwo Drachmen. Infundire es durch die Nacht mit fünf Unzen weißen Weins. Der Kranke trinke früh nüchtern die Infuſion mit dem Pulver.

Nimm von der Mechoacanna, anderthalb Drachmen; vom Tartaro ſolubili, eine Drachme. Infundire es ſechs Stunden mit ſechs Unzen Hindläufstwaſſer. Die Infuſion gebe man zugleich mit dem Pulver dem Kranken.

Nimm vom Pulver der Mechoacanna, eine Drachme, vom Agaric. Trochiſc. eine halbe Drachme, verſüßtes Queckſilber, zwölf Gran. Mache mit Syr. Roſar. ſolutivo, ſo viel genug iſt,

einen

einen Bolum, in catarrhaliſchen Zufällen, in der Gicht, und andern Krankheiten, die von Anhäufung der wäſſerichten Feuchtigkeiten entſtehen.

Man braucht die Mechoacanna in den Pilulis Mechoacannae *Renod.* in eben deſſelben vortrefflichen Hydragogo; im Electuario hydragogo *Sylvii.* Extracto catholico Francofurtenſi *Schroderi*, Extracto catholico *Sennerti* und Syrupo hydragogo *Charas.*

Sechs und zwanzigſter Artikel.

Von der Bärwurzel oder Mutterwurzel.

Die Bärwurzel, Meum und Meu, *Offic.* Μῆον und Μεῖον, *Graecorum*, Mu, *Arabum*, iſt eine längliche, eines kleinen Fingers dicke und äſtige Wurzel, deren Rinde auswendig Eiſenroſtfarbig, innwendig blaß, ein wenig gummös iſt und ein weißes Mark enthält, von Geruch ganz angenehm, wie die Paſtinakwurzel, aber viel aromatiſcher, von Geſchmack nicht unangenehm, ob ſie ſchon ſcharf und ein wenig bitter iſt. Sie wird von den Bergen aus Auvergne, von den Alpen und Pyrenäen trocken zu uns gebracht.

Die

Die Bårwurzel war den alten Griechen nicht unbekannt, ſie nennen ſie Meum Athamanticum, entweder weil ſie von dem Athamas, einem Sohne des Aeolus und Kônige der Thebaner erfunden worden, oder weil man diejenige fůr die beſte hielt, welche auf dem Berge Athamas in Theſſalien wuchs.

Der Name der Bårwurzel iſt vielen Pflanzen, die von der wahren Bårwurzel des Dioſcorides verſchieden ſind, gegeben worden; ſo wie auch dieſe Pflanze des Dioſcorides noch andre Namen bekommen hat.

Man hat den Namen der Bårwurzel, Meum, folgenden Pflanzen zugeeignet, nåmlich: der Imperatoriae ſativae, *Inſt. R. H.* ſive Angelicae *Offic.* der Imperatoriae majori, *C. B. P.* & *Inſt.* dem Foeniculo tortuoſo, *I. B. Inſt.* der Myrrhidi annuae, ſemine ſtriato laevi, *Moriſ. Inſt.* Cachri ſemine fungoſo, ſulcato, plano, majore, foliis Peucedani anguſtis, *Moriſ. Inſt.* Thyſſelino, *Plin. Lob. Inſt.* und dem Phellandrio Alpino, umbella purpuraſcente, *Inſt. R. H.* Hingegen iſt das Meum *Dioſcoridis* mit verſchiedenen Namen benennt worden; es heißt nåmlich, Meum foliis Anethi, *C. B. P.* Tordylon & Tordylion, *Cord.* Daucus primus ſive Creticus, *Trag.* Seſeli, *Fuchs.* Anethum ſylveſtre, Anethum tortuoſum, Foeniculum tortuoſum, & Foeniculum porcinum, *Officinar. quarund.* Meu, Imperatoria quibusdam, *Caeſalp.* Imperatrix *Apulorum;* Radix urſina, Siſtra, Spicula, & Finochiella

chiella, *Quorumd.* Von dem Tournefort wird dieſe Pflanze zu dem Geſchlechte des Fenchels gezählet, und man könnte es nennen, Foeniculum Alpinum perenne, capillaceo folio, odore medicato, quod Meum Officinarum, *I. R. H.* wenn der Name des Mei nicht ſchon durch den langen Gebrauch feſtgeſtellt wäre.

Die Wurzeln dieſer Pflanze ſind neun Zoll lang, in viele Aeſte getheilt, welche ſchräg und tief in die Erde ſteigen; aus ihnen wachſen geſtreifte und einer halben Elle lange Stiele, mit Blättern, welche ſehr fein zerſchnitten ſind und an einer Ribbe ſtehen, den Blättern des Fenchels ähnlich, haarig, aber viel häufiger, weicher und kürzer. Mitten unter dieſen entſtehen Stengel, des Fenchels ſeinen ähnlich, doch viel kleiner, geſtreift, ausgehöhlt, zweigicht, an deren Gipfeln weiße Schirmblumen ſtehen, welche aus vielen Blättern Kraisförmig zuſammengeſetzt ſind und dem Kelche anhangen. Der Kelch verwandelt ſich in eine Frucht, die aus zween Saamen beſteht, welche länglich, auf einer Seite erhaben und geſtreift, auf der andern platt, wohlriechend, bitter und ein wenig ſcharf ſind. Da aber dieſe Wurzel eine von denen iſt, welche den Winter durch dauren, ſo behält ſie, um den Urſprung der Stengel aus der Wurzel, große haarige Zaſern, die, wenn die Blätter verdorrt ſind, übrig bleiben.

Plinius ſchreibt, daß die Bärwurzel zu ſeiner Zeit in Italien fremd geweſen, und nur von einigen Aerzten daſelbſt ſey geſäet worden; heut zu Tage aber findet

det man ſie häufig wild wachſend, nicht nur in Italien, ſondern auch in Spanien, Frankreich, Deutſchland und England.

Der Geruch und Geſchmack der Bärwurzel zeigen an, daß dieſe Pflanze ein flüchtiges ölichtes Salz in großer Menge enthalte; und in der That giebt ſie durch die chemiſche Analyſin ein häufiges, ſowohl weſentliches als dickes ſtinkendes Oel; ferner einen urinöſen Spiritum mit vielem ſaurem phlegmate: welche principia mit einander vermiſcht ein compoſitum ausmachen, das von der Vermiſchung eines flüchtigen, ölichten, aromatiſchen Spiritus mit verſüßtem Salpeter-Sauren nicht verſchieden iſt.

Die Wurzel allein wird zum Arzneygebrauch genommen, obgleich der Saame faſt eben dieſelben Kräfte beſitzt. Sie zertheilt und verdünnet die zähen und ſchleimigen Säfte; weswegen ſie auch in der Engbrüſtigkeit, die von Feuchtigkeiten entſteht, den Auswurf aus den Lungen zu befördern, angeprieſen wird. Sie heilt das Aufblähen des Magens, Bauchgrimmen, die Unterdrückung des Urins und der Monatzeit, wofern dieſe nur von verſchleimten und verdickten Säften verurſacht worden. Sie hemmt das Tröpfeln des Urins in Kindern, wenn man ſie ihnen auf das Schaambein legt. Unterdeſſen erinnern Dioſcorides und Galen, daß eine allzu große Doſis oder ein zu öfterer Gebrauch dieſer Wurzel Kopfſchmerzen verurſache. Die Doſis iſt in Subſtanz eine halbe bis ganze Drachme, in der Infuſion aber von einer

ner bis zu zwo Drachmen, in Wein oder einem andern Getränke zu nehmen.

Sie wird zu vielen Compoſitionen der Alten gebraucht, und vornehmlich zum Mithridat und Theriak: wie auch zum Theriakeßig des Charas.

Sieben und zwanzigſter Artikel.

Von verſchiedenen Narden.

Man hat den Namen der Narde verſchiedenen Pflanzen beygelegt. Dioſcorides thut zwoer Arten von Narden Meldung, einer indianiſchen und einer ſyriſchen, zu dieſen fügt er noch eine dritte, nämlich die celtiſche, und eine vierte, Nardus montana & ſylveſtris genannt, welche zweyerley iſt, nämlich das Aſarum und Phu, von denen wir an ſeinem Orte reden werden.

Die indianiſche Spicanarde, Nardus Indica, Spica, Spica Nardi, & Spica Indica, *Offic.* Ινδικὴ Ναρδος, *Dioſc.* Alſembel ſembelem, Alſembel alcib, Alnardin alhendi, *Arabum;* iſt eine haarige Wurzel, oder vielmehr ein Haufe dünner haariger Zaſern, welche in einander verwickelt ſind und an den Knollen der Wurzel hängen. Sie ſind nichts anders, als die nervöſen Fäden der verwelkten Blätter, gleichſam in Bündel geſammlet, von der Dicke und Länge eines Fingers, Eiſen-

roſt-

roſtfarbig oder braunroth, von bitterm, ſcharfem aromatiſchen Geſchmacke und von Geruch angenehm, wie die Cyperwurzel.

Dieſer zaſerige Theil der Pflanze, welchen man wählet, iſt weder eine Aehre, noch eine Wurzel; ſondern der unterſte Theil der Stengel, woran anfangs viele kleine Blätter ſtehen, welche, indem ſie jährlich verwelken und dürre werden, ſich in haarige Faden verwandeln, wovon nur die nervöſen Zaſern übrig bleiben. Den Namen aber einer Aehre oder Spicke hat dieſe Narde wegen ihrer Geſtalt verdient; ſie hängt an einer fingerdicken Wurzel, welche zaſerig, braun, dicht und dennoch leicht zu zerbrechen iſt. Zwiſchen dieſen Fäden findet man bisweilen weißlichte Blätter, die noch ganz ſind, und hohle ſtreifigte Stengel: zuweilen ſieht man viele kleine Bündel von Zaſern auf eben derſelben Wurzel.

Die indianiſche Spicanarde wächſt in Java in großer Menge, und bey den Javanern wird ſie ſehr oft als eine Würze zum Fleiſche und zu den Fiſchen gebraucht.

Dioſcorides erwähnet drey Arten der indianiſchen Narde, nämlich die wahre indianiſche, dei ſyriſche und diejenigen, ſo am Ganges wächſt. Heut zu Tage findet man nur zwo Arten in den Officinen, welche nur durch die Länge und Farbe der Zaſern von einander verſchieden ſind. Denn die längere Spicanarde iſt röther, an Geruch aber und an Kräften ſind ſie einander gleich.

Man

Man wählet die friſche, leichte, welche lange Zaſern hat, bitter ſchmeckt und faſt wie die Cyperwurzel riecht.

Die Pflanze heißt Gramen Cyperoides, aromaticum, Indicum, *Breyn. 2. Prodrom.* Man hat noch keine Beſchreibung davon. Rajus hält für wahrſcheinlich, daß ihre Stengel oben mit Aehren oder Büſcheln beſetzt ſind, wie die Gräſer oder dieſen ähnliche Pflanzen.

Aus dem Geſchmack und Geruch läßt ſich ſchlieſſen, daß die Kräfte der indianiſchen Spicanarde von einem flüchtigen, ölichten Salze herrühren, welches mit vielem fixen Salze und Erde verbunden iſt.

Sie iſt Gift- und Schweißtreibend, ſtärkt das Haupt, den Magen und hilft wider den Nierenſtein, daher ſie in bösartigen Krankheiten dienet. Sie hemmt die Catarrhe oder Flüſſe, welche vom Haupte auf die Bruſt und den Magen fallen; ſie befördert, innerlich gebraucht, die Verdauung, äuſſerlich aber aufgelegt, hilft ſie wider alle kalte Feuchtigkeiten, treibt den Urin und die Monatzeit und dienet die Verſtopfung der Leber, der Milz und des Gekröſes zu heben. Galen hat den Kaiſer Marcus von einer Schwachheit des Magens und ſchweren Verdauung befreyet, indem er ihm eine Nardenſalbe auf ein wollenes Tuch geſtrichen auf die Gegend des Magenmundes gelegt.

Von den Indianern, ſpricht Bontius, wird die indianiſche Spicanarde getrocknet mit Eßig infundirt, wozu ſie ein wenig Zucker thun. Dieſes

Mittel brauchen ſie wider die Verſtopfungen der Leber, der Milz und des Gekröſes, welche ſehr gewöhnlich ſind; wie auch innerlich genommen oder auf die Wunde gelegt, wider den Biß giftiger Schlangen, Scorpionen und andrer dergleichen Thiere. Im Naſenbluten rühmt Riverius die Spicanarde als ein vortreffliches und durch öftern Gebrauch bewährtes Mittel: man reibt ſie zu feinem Pulver und giebt dieſes in Fleiſchbrühe oder Wegerichwaſſer oder in einem andern Getränke. Die Doſis iſt in Subſtanz von einer halben Drachme bis zu zwo Drachmen, in der Infuſion aber zu einer halben Unze.

Die Alten machten daraus Augenarzneyen und koſtbare Salben. Die Nardenſalbe, nach dem Dioſcorides wurde gemacht aus Cameelheu, Coſtuswurzel, Amomen, Narden, Myrrhe, Balſam und Bennußöl, zu dieſen that man bisweilen etwas vom indianiſchen Blatte (Folium Malabathrum).

Die indianiſche Spicanarde wird gebraucht in Pulvere aromatico roſato, Pulv. Diarrhodon, Theriaca, Mithridatio, Philonio magno, Benedicta laxativa, Hiera picra *Galeni*, Hiera Diacolocynthidos, Trochiſcis de Camphora, Trochiſc. Hedichroi, Pilulis foetidis, Syrupo de Cichorio compoſito, Oleo Nardino, Oleo Scorpionum *Matthiol.* Unguento Martiato.

Die celtiſche Narde, Nardus Celtica, Spica Celtica, Spica Gallica, Spica Romana, *Offic.* Νάρδος

δος κελτικὴ und ἀλιϋγγια, *Dioſc.* Saliunca, *Plin.* Alnardin Alſimbel Alkeliti oder Alkelt, Alſimbel alrumi, *Arabum*, iſt eine zaſerige, haarige, röthliche Wurzel, mit kleinen blaßgrünen Blättern oder Schuppen beſetzt, von ſcharfem, bittern, aromatiſchen Geſchmack und ſtarkem, ein wenig widrigen Geruche.

Zum Gebrauche muß man die friſche, wohlriechende wählen, die mit häufigen kleinen Wurzeln verſehen, voll, und nicht zerbrechlich iſt.

Von des Dioſcorides Zeit an bis auf die gegenwärtige iſt ſie ſehr angeprieſen worden. Die celtiſche heißt ſie, weil ſie auf den Bergen in dem celtiſchen Gallien ehmals geſammlet wurde. Heut zu Tage findet man ſie auch auf den Alpen, welche Deutſchland von Italien trennen, wie auch auf den liguriſchen und genueſiſchen Bergen.

Die Pflanze heißt Valeriana Celtica, *I. R. H.* Nardus Celtica Dioſcoridis *C. B. P.* Nardus Alpina, *Cluſ.* Ihre Wurzel kriecht weit und breit umher, und vertheilt ſich auf der Erde unter dem Mooße; die kleinen Zweige, welche auf der Erde kriechen, ſind länglich, mit vielen kleinen Blättern oder dürren Schuppen beſetzt, woraus hin und wieder braune und haarige Zaſern entſtehen; an dem obern Theile machen ſie einen, zwey oder drey Knöpfe mit einigen Blättern, welche anfangs ſchmal ſind, hernach aber breiter, dick und ſaftvoll werden; an Farbe anfangs grün, wenn der Sommer zu Ende geht, gelb und von Geſchmack etwas bitter. Zwiſchen dieſen Blättern wächſt ein Sten-

gel, einer flachen Hand oder neun Zoll hoch, auch drüber, feſt, gegliedert, mit zweyen einander gegenüber ſtehenden Blättchen an jedem Knoten; um den oberſten Theil dieſes Stengels wachſen aus jeder Fügung der Blätter kleine Stiele, auf welchen zwey oder drey Blümchen ſitzen, von Farbe blaß, einblätterig, trichterförmig, vielſpaltig, deren jedes auf einem Kelche ſteht, welcher ſich hernach in einen kleinen, länglichen und wolligen Saamen verwandelt.

Die ganze Pflanze iſt aromatiſch und hat beynah einen Geruch wie die kleine Baldrianwurzel. Nach des Cluſius Bericht blüht ſie im Auguſt faſt unter dem Schnee auf dem Gipfel der Alpen in Steyermark.

Wenn die Blumen anfangen abzufallen, alsdann erſcheinen die Blätter. Die Einwohner ſammlen ſie gegen das Ende des Auguſts und den Anfang des Septembers, wenn die Blätter anfangen gelb zu werden: denn alsdann hat ſie die größte Annehmlichkeit des Geruchs, welche ihr fehlt, wenn die Blätter erſt hervorſproſſen und die Pflanze noch grün iſt.

Die celtiſche Narde hat einerley Kräfte mit der indianiſchen Spicanarde. Man glaubt aber, ſie werde mit größrem Nutzen gebraucht, den Urin zu treiben, den Magen zu ſtärken und die Blähungen zu zertheilen. Man braucht ſie in der Theriaca, im Mithridatio, Emplaſtro de Meliloto und in einigen andern erhitzenden Salben und lotionibus cephalicis.

Die

Die Bergnarde, Nardus montana, *Offic.* Ὀρεινὴ Νάρδος, *Dioſc.* Alnardin Gebali, *Arab.* iſt eine länglich runde oder rübenförmige Wurzel, einen kleinen Finger dick, deren Knollen mit braunen oder aſchgrauen, etwas ſteifen Zaſern beſetzt iſt, mit einem kleinen rothen Stengel; an Geruch kömmt ſie der Narde bey, und hat einen ſcharfen aromatiſchen Geſchmack.

Die Beſchreibung des Dioſcorides von der Bergnarde iſt ſo fehlerhaft, daß es ſehr ſchwer zu beſtimmen iſt, ob wir die wahre Bergnarde des Dioſcorides kennen, oder ob ſie uns noch unbekannt iſt.

Man bringt uns die Wurzeln von einigen Pflanzen unter dem Namen der Bergnarde.

Die erſte heißt Valeriana maxima, Pyrenaica, Cacaliae folio, *D. Fagon. I. R. H.* Nardus montana altera Leonis, *Hiſtor. Lugdun.* Die Wurzel dieſer Pflanze iſt dick, lang, knollig, haarig, durch den Winter daurend, von Geruch wie die indianiſche Narde, doch ſtärker, von Geſchmack bitter. Aus dieſer Wurzel wächſt ein anderthalb Ellen hoher, auch höherer Stengel, rund, glatt, ausgehöhlt, knotig, roth, einen Zoll dick, an welchem die Blätter zwey und zwey einander gegenüber ſtehen, glatt, gekerbt, den Blättern der Cacaliae ähnlich, einer Hand lang, und an langen Stielen hängend. An dem Gipfel des Stengels entſtehen purpurfarbige Blumen und Saamen, welche den Blumen und Saamen des Baldrians ähnlich ſind.

Die andre heißt Valeriana Alpina minor, *C. B. P.* Nardus montana, radice olivari, *C. B. P.* Nardus montana radice oblonga, *C. B. P.* Nardus montana, longius radicata, *Camerar.* Sie hat eine knollige Wurzel, bald länger, bald kürzer, welche ſich fortpflanzt, indem alle Jahre neue dazuwachſen, am unterſten Theile und am oberſten Knollen mit vielen dünnen Zaſern beſetzt. Aus ihr entſtehen Sprößlinge, unten mit dunkelgrünen und glänzenden Blättern, die am Rande ganz ſind, beſetzt; hernach mit andern eingeſchnittenen Blättern, faſt wie der großen Baldrian ihre, doch kleiner; je größer die Sproſſen werden, deſto mehr ſind die Blätter zerſchnitten, und ſtehen allezeit gegeneinander über. An dem oberſten Gipfel des Stengels wachſen die Blumen, welche der kleinen Baldrian ihren nicht unähnlich ſind, wohlriechend, doch nicht ſo ſtark als die Wurzel, welche an Geruch der kleinen Baldrian ſehr beykömmt.

Die Bergnarde hat mit der celtiſchen einerley Kräfte: einige aber halten ſie für ſchwächer. In den Apotheken braucht man ſie ſelten.

Acht und zwanzigſter Artikel.

Von dem Ninzin und Ginſeng.

Das Ninzin und Ginſeng ſind Wurzeln von zwoen ſowohl der Art als dem Geſchlechte nach verſchiedenen Pflanzen, ſie werden aber gemeiniglich für einerley Wurzel gehalten. Denn da ſie an Geſtalt und Kräften ſehr mit einander übereinkommen, aus entfernten Ländern zu uns gebracht und von den europäiſchen Aerzten ſehr ſelten gebraucht werden, und über dieſes das Ginſeng viel theurer iſt als das Ninzin: ſo iſt es kein Wunder, daß viele in dieſen Irrthum verfallen ſind. Damit aber ins künftige die Verwechſelung dieſer Wurzeln verhindert werde, ſo wollen wir von beyden eine Beſchreibung geben, die wir aus den beſten Schriftſtellern genommen haben.

Das Ninzin hat verſchiedene Namen. Es heißt Ninzin *Offic.* Sju ſjin, *vulgo* Niſji, Nindſin & Dſin dſom; chineſiſch, Som. tartariſch, Soaſai. Siſarum montanum Coraeenſe, radice non tuberoſa, *Kaempfer Amoenit. exot. faſcic. 5. p. 818.* Sii ſpecies *Linn. Gen. Plant. 219.* forte, Sium folio infimo cordato, caulinis ternatis, omnibus crenatis, *Gronov. Flor. Virg. part. 1. p. 31.* Dieſe Pflanze, wenn ſie noch jung iſt, ſpricht Kämpfer, hat eine einzige kleine Wurzel, der Paſtinackwurzel ähnlich, drey Zoll lang, von der

Dicke des kleinen Fingers, mit einigen haarigen Zaſern beſetzt, fleiſchig, weiß, mit feinen zirkelförmigen Ritzen verſehen, unten bisweilen in zween Theile geſpalten; daher ſie auch den Namen Nindſin erhalten, das iſt, einem Menſchen ähnlich. An Geruch kömmt ſie dem gelben Paſtinack bey, und an Geſchmack dem Siſaro, doch nicht ſo ſüß, aber viel angenehmer, indem ſie durch eine ſehr geringe Bitterkeit gemäßiget wird. Bey zunehmendem Wachsthum dieſer Pflanze bis zur Höhe eines Fußes, und durch die Wartung in der Inſel Japan, bekömmt ſie noch eine oder etliche Wurzeln, die der erſten gleich ſind. Dieſe werden viel fleiſchiger, faſt einer flachen Hand lang und liegen ohne Ordnung, ſo bald die Pflanze ſtärker geworden, nämlich zweigicht und blühend. Um die Knollen der Wurzeln entſtehen zugleich viele Knoſpen und Knoten von verſchiedener Größe, davon dieſe zu kleinen Wurzeln, und jene zu Stengeln oder neuen Pflanzen werden. Der Stengel ſteigt bey nah eine Elle hoch, und iſt dünner als ein kleiner Finger, ungleich, rund und geſtreift, mit vorragenden rings herum punktirten Knoten, welche zwiſchen jeden anderthalb Zollen des Stengels befindlich ſind, wie im Rohr; die Zweige des Stengels wachſen wechſelsweiſe aus den Knoten; der unterſte Theil deſſelben iſt unausgehöhlt, ſonſt aber ausgehöhlt und winklicht, ſo wie auch ſeine Zweige beſchaffen ſind. Die Blätter, welche nach Beſchaffenheit der Pflanze, an Figur und Größe verſchieden ſind, hangen an anderthalb Zoll langen

Stielen,

Stielen, welche die Knoten umfaſſen, mit feinen Streifen, und bis zur Hälfte der Länge mit einer tiefen Furche ausgehöhlt ſind. Dieſe Blätter, ſage ich, ſind verſchieden: denn in einer jungen Pflanze ſind ſie einzeln, rund, ein wenig gekerbt, einen Zoll lang und am unterſten Theile herzförmig ausgeſchnitten; wenn aber der Stengel beynah einen Fuß hoch iſt, ſo werden ſie größer, dem Sio und Siſaro vollkommen ähnlich, fünflappig; die Lappen ſind eyförmig zugeſpitzt, anderthalb Zoll lang, ſcharf und dicht geſägt, zart, hellgrün, außer einem ſtarken Nerven in der Mitte haben ſie viele von ihm abgehende Seitennerven und ein dichtes Netz von Adern: wenn endlich die Pflanze vollkommen und der Stengel ſehr zweigicht geworden, ſo ſind die Blätter dreylappig; die Lappen werden nach dem Gipfel zu immer kleiner und zuletzt wie ein Nagel von einem Finger. Die Schirmblumen, die oben an den Zweigen ſtehen, ſind unten mit kleinen ſchmalen Blättern beſetzt, und breiten ſich in dünne, Zoll lange Stralen aus, welche ſich in kurze, zarte Stiele theilen, deren jeder eine Blume trägt. Die Blume iſt weiß, aus fünf herzförmigen Blättern zuſammengeſetzt ſtralförmig ausgebreitet, wie die Corianderſaamen; aus dem Zwiſchenraume der Blumenblätter entſtehen die Staubgefäße, mit weißen und runden Staubfachen, kurz und abfallend; der Griffel iſt ſehr klein, zweyſpaltig und kaum zu ſehen. Auf die Blume folgt eine zweyfache, unbedeckte Frucht, dem Anis ähnlich, wenn ſie reif iſt, dunkelroth und geſtreift;

ſie ſpringt in zween Theile von einander, die auf einer Seite platt ſind, von Geſchmack wie die Wurzel und ein wenig erwärmend. Zwiſchen den Winkeln der Zweige entſpringen eine oder mehrere Knoſpen, rundlich, einer Erbſe groß, grün, einer Warze ähnlich, fleiſchig, von ſchwachem ſüßlichem Geſchmacke, die, wenn ſie verpflanzt werden oder von ſelbſt auf die Erde fallen, nach Art der Saamen eine Pflanze ihres Geſchlechts hervorbringen.

Wegen der Nützlichkeit ihrer Wurzel iſt dieſe Pflanze, den Thee ausgenommen, die berühmteſte unter allen morgenländiſchen Pflanzen *). Diejenige, welche man aus Corea nach Japan bringt, wird in den Gärten der Stadt Meaco cultivirt und wächſt daſelbſt beſſer als in ihrem eigenen Vaterlande; allein, ſie iſt faſt ohne Kraft. Daher iſt den Wurzelkrämern durch ein Geſetz verbothen worden, die ausländiſche unterzuſchieben. Diejenige, welche auf den Bergen in Kataja (einer Provinz in Siamſai) und in Corea wächſt, wo die Luft viel kälter iſt, dauret länger und ihre Wurzel bleibt, die Blätter aber fallen im Herbſte ab. In Japan bringt ſie die Stengel und Saamen eher hervor, geht aber gemeiniglich in einem Jahre ein.

Die Japaner und Chineſer erzählen viele Tugenden von dieſen Wurzeln; die vornehmſten davon ſind, daß ſie ſtärken, fett machen, den Nieren dien-

*) Dieſes ſcheinet mir mehr der Wurzel Ginſeng, als dem Ninzin, beyzukommen.

dienlich ſind, und folglich auch, wie ſie ſagen, den Lungen, wegen der Uebereinſtimmung dieſer beyden Eingeweide. Man reibt ſie zu Pulver und miſcht ſie zu den meiſten Arzeneyen, überhaupt aber zu allen herzſtärkenden Mitteln.

Man ſammlet dieſe Wurzel zu Anfange des Winters. Wenn dieſe Zeit kömmt, werden alle Zugänge in Siamſai mit Wache beſetzt, um die Diebe abzuhalten dieſe Wurzel zu holen. Man präparirt ſie aber auf folgende Weiſe, ehe man ſie gebraucht. Die friſch ausgegrabnen Wurzeln werden drey Tage lang in gemeinem Waſſer macerirt, oder beſſer in kaltem Waſſer, welches zum andern mal mit Reis abgekocht worden; nach dieſem hängt man ſie über den Dampf in einen bedeckten Keſſel am Feuer: wenn ſie nun von unten an bis zur Hälfte trocken ſind, ſo bekommen ſie eine rothe, harzige und faſt durchſichtige Geſtalt, und dieſes iſt ein Kennzeichen ihrer Güte. Die größeſten Zaſern werden auf eben dieſe Weiſe präparirt. Die Doſis iſt eine halbe Drachme und drüber, nach Beſchaffenheit der Umſtände. (Alles dieſes iſt aus dem Kämpfer).

Das Ginſeng oder Pe-Tſi, *Sinenſ.* Gins-eng, *Offic.* *); Aureliana Canadenſis; Sinenſibus, Gins-

*) Daß dieſes eben dieſelbe Pflanze ſey, beweiſen einerley Grad der Höhe, ein gleicher Erdboden, die Lage der Berge, der Wälder, die Blätter, die Blumenſtiele uud Fruchtſtiele, welche alle an dem aſiatiſchen und amerikaniſchen Ginſeng übereinkommen, und endlich das Zeugniß der Chineſer

Gins-eng; Iroquaeis, Garent-oguen, *R. P. Laſiteau, Mem. ſur le Gins-eng.* Araliaſtrum Quinquefolii folio majus, Ninzin vocatum D. Sarraſin. Vaill. Serm. p. 43. n. 1. Gins-eng, des Lettres édifiantes & curieuſes, Tom. 10. p. 172.

Die Wurzel dieſer Pflanze iſt einen oder zween Zoll lang, bald dicker als der kleine Finger, bald dünner, ein wenig runzlicht, glänzend und gleichſam durchſichtig, gemeiniglich zweyſpaltig, bisweilen vielſpaltig, unten mit dünnen Zaſern beſetzt, auswendig röthlich, innwendig gelb, von Geſchmack etwas ſcharf, bitter, aromatiſch, von Geruch aromatiſch, angenehm; an ihrem oberſten Theile findet ſich eine reihe Knoten, welche neben einander nach verſchiedenen Biegungen liegen und von den verwelkten Stengeln der vorhergehenden Jahre entſtanden ſind, vermittelſt deren man das Alter der Pflanze ausrechnen kann. Aus dieſer Wurzel wächſt alle Jahre ein einfacher Stengel, einen Fuß hoch, glatt und von Farbe aus dem rothen ins ſchwarze, aus deſſen Gipfel entſpringen drey bis vier Stiele, die bis zur Mitte ihrer Länge mit einer tiefen Furche ausgehöhlt ſind, ſtralenweiſe in Form eines Sonnenſchirms geſtellt. Dieſe endigen ſich in fünf ungleiche Blätter, welche ungleich geſtielt und an einander gewachſen ſind, zart, länglich, eyförmig zugeſpitzt, ſcharf und dicht geſägt, mit

ſer ſelbſt, die, ſo bald die Pflanze aus Canada nach Canton gebracht wurde, dieſelbe ſogleich für das wahre Ginſeng erkannten.

mit einem ſtarken Nerven in der Mitte und davon abgehenden Seitennerven und mit einem dichten Netze von Adern verſehen. An dem G'pfel des Stengels mitten zwiſchen dem Anfange der Blätterſtiele, entſteht ein einfacher und unbedeckter Blumenſtiel, fünf oder ſechs Zoll lang, welcher ſich in einen buſchigten Schirm, mit einem ſehr kleinen Umſchlag, endiget; dieſer Schirm beſteht aus vielen dünnen, ungefähr einen Zoll langen Stielen, deren jeder eine Blume trägt, mit einem ſehr kleinen, fünfgezähnten und auf dem Eyerſtocke ſtehenden Kelche. Die Blume beſteht aus fünf Blättern, welche eyförmig zugeſpitzt und zurückgebogen ſind, mit fünf pfriemenförmigen Staubgefäßen, von der Länge der Blumenblätter, mit rundlichen Staubfachen. Der Griffel iſt ſehr kurz, gemeiniglich zweyſpaltig, bisweilen drey- oder vierſpaltig, mit eben ſo vielen Spitzen: Dieſer Griffel ſteht auf einem rundlichen Eyerſtocke, der, wenn er reif wird, ſich in eine rundliche Beere verwandelt, tief geſtreift, gekrönt, in eben ſo viele Behältniſſe, als am Griffel Spitzen waren, getheilt, mit einzelnen, gedrückten und nierenförmigen Saamen.

Das Ginſeng wächſt in China und in der Tartarey zwiſchen dem neun und dreyßigſten und ſieben und vierzigſten Grad Norderbreite, in dicken Wäldern. Das beſte wächſt in der Landſchaft Leau-tong, Chantan, Tſutoangſeng und in der Tartarey. Welches aber in Corea wächſt (nämlich das Ninzin) iſt viel dicker, weicher, hohl und ſchlechter.

ter. Es wächſt auch in Canada unter dem ſieben und vierzigſten Grade, in Wäldern, welche hohe und wenige Bäume haben.

Die Chineſer und Tartarn ſammlen dieſe Wurzel mit großen Anſtalten und vieler Arbeit, bey Anfange des Frühlings und gegen das Ende des Herbſtes. Sie reinigen die Wurzeln ſorgfältig mit einem Meſſer aus Bambou gemacht, ſie ſchaben dieſelbe nur gelind; denn ſie hüten ſich ſehr, ſie mit dem Eiſen zu berühren. Die Zaſern waſchen ſie in einem Decoct von Hirſen (von Reiß, nach dem **Kämpfer**) und trocknen ſie wohl über dem Rauche eben deſſelben Saamens, womit das Waſſer gekocht worden, damit ſie etwas von ſeiner gelben Farbe annehmen ſollen. Wenn ſie völlig trocken ſind, ſo ſchneiden ſie die kleinen Wurzeln ab und legen ſie, ſo bald der Nordwind weht, in küpferne Gefäße, die mit Lauge ausgewaſchen und feſt zugedeckt werden. Aus den zurückgebliebenen kleinſten Wurzeln machen ſie ein Extract; die Blätter aber heben ſie als einen Thee auf.

Der Werth dieſer Wurzel iſt bey den Chineſern ſo groß, daß ein Pfund für drey Pfund Silber verkauft wird; weswegen man ſie auf verſchiedene Weiſe zu verfälſchen pflegt: und die ausländiſche, nämlich die Ninzinwurzel, wird von den Wurzelnkrämern nicht ſelten für jene untergeſchoben. Man wähle diejenige, welche friſch, wohlriechend und nicht kariös iſt.

Man

Man ſchreibt ihr viele und beſondere Kräfte zu; die Aſiater halten ſie für die beſte Panacee und die Chineſer nehmen in allen Krankheiten ihre Zuflucht zu dieſer Wurzel. „Sie iſt nützlich, ſagt ein „gewiſſer Chineſer *), in Durchfällen, Dyſente„rien, in Schwachheit und Verderbung des Ma„gens und der Gedärme, wie auch in Ohn„machten, Lähmungen, Blödſinnigkeit und „in Convulſionen. Sie ſtärkt auf eine erſtaunen„de Weiſe diejenigen, welche ſich durch einen über„mäßigen Genuß der Liebe erſchöpft haben. Per„ſonen, die entweder von hitzigen oder von lang„wierigen Krankheiten entkräftet ſind, können kei„ne Arzney für ſich finden, die mit dieſer zu ver„gleichen wäre. Wenn nach Ausbrechung der „Pocken die Kräfte ſchon ſinken, und die Pocken „einfallen, ſo giebt man eine ſtarke Doſin von die„ſer Wurzel mit glücklichem Erfolge: endlich wenn „man ſie zu wiederholten mahlen gebraucht, ſo „ſtellt ſie die geſchwächten Kräfte auf eine wun„derbare Art wieder her, vermehrt die Ausdün„ſtung, durchdringt die Körper der Alten mit ei„ner ſanften Wärme, belebt und befeſtiget das „Mark in den Knochen und alle Glieder; ja, wenn „einer ſchon in den letzten Zügen liegt, giebt ſie „ihm eine ſolche Stärke wieder, daß ſie den Tod „verzögert und Zeit verſchafft, auch andre Arz„neyen zu nehmen, und oft auch die Geſundheit „wieder zu erlangen.„ Gewiß, das iſt ſehr wunderbar, wenn es nur wahr wäre.

„Jedoch,

*) Pen Sau Kan Mou Li Tchi Sin.

„Jedoch, fährt eben derſelbe Autor fort, hilft „ſie denen wenig, die viel eſſen, und Wein trin„ken. In bösartigen und epidemiſchen Fiebern „muß man ſich ihrer mit großer Behutſamkeit be„dienen und ſie nur, wenn das Fieber nachläßt, „gebrauchen; in Entzündungsfiebern und in ſol„chen, die mit einem Geſchwüre verbunden ſind, „muß man ſie ärger als Gift und Schlangen flie„hen. In Blutflüſſen brauche man ſie ſelten und „nicht eher, als bis man die Urſache davon weis. „In kröpfigten Zufällen, in ſcorbutiſchen und ve„neriſchen Kranken wird man ſie vergeblich, ob „zwar ohne Schaden, verſuchen. Hingegen ent„kräfteten und hinfälligen Perſonen giebt ſie Er„quickung und Stärke wieder, ſolchen, die durch „langen Kummer und abzehrende Fieber ausge„mergelt und erſchöpft ſind, leiſtet ſie angenehme „und ſichere Hülfe, wenn man ſie vernünftig ge„braucht, von einem Scrupel bis zu einer halben „Drachme, mit heißem Waſſer eine Stunde lang „infundirt; oder im Pulver, oder im Extract, oder, „wenn man lieber will, mit andern Arzneyen ver„miſcht, von zehn bis funfzehn Gran und in gewiſ„ſen Fällen drüber, nach dem es die Nothwendig„keit erfordert.„

Die holländiſchen Aerzte rühmen ſie in Convulſionen, Schwindel und Ohnmachten, welche von Ausleerungen herrühren, in Schwachheit des Körpers und das Gedächtniß zu ſtärken. Die Doſis iſt in der Infuſion eine bis zwo Drachmen; in Subſtanz aber ein bis zween Scrupel. Man hüte

hüte ſich aber vor einem allzu öftern Gebrauche dieſer Wurzel, denn ſie erhitzt das Blut, und wird deswegen jungen Perſonen und ſolchen, die eine hitzige Leibesbeſchaffenheit haben, unterſagt.

Wer mehr davon zu wiſſen verlangt, den weiſen wir auf das kleine Werk des *P. Laſiteau* und auf die *Quaeſtionem medicam D. Jac. Franc. Vandermonde*, welcher in China geweſen iſt. Dieſe Theſis, woraus wir das meiſte genommen, iſt den 9. Februar im Jahr 1736 zu Paris vertheidiget worden.

Neun und zwanzigſter Artikel.

Von dem Bertram oder der Speichelwurz.

Man findet zwo Wurzeln unter dem Namen der Speichelwurz in den Officinen; die eine iſt einen Finger lang und dick, auswendig dunkelroth oder ſchwärzlich, innwendig weiß, mit einigen Zaſern beſetzt, von Geſchmack ſehr ſcharf und brennend, ohne Geruch. Man bringt ſie uns trocken aus dem Königreiche Tunis. Die andre iſt kleiner und nicht ſo ſcharf.

Die erſte iſt die Wurzel einer Pflanze, welche heißt, Chamaemelum ſpecioſo flore, radice longa, feruida, *D. Shavv Catal.* n. 138. p. 39. Py-

rethrum vulgo & veteribus Arabibus, Guntuſs, *Ejuſd.* Buphthalmum Creticum, Cotulae facie, flore luteo & albo, *Breyn. Cent. I. p. 150. T. 75.* Buphthalmum caulibus ſimpliciſſimis, unifloris, foliis pinnato multifidis, *Linn. Hort. Cliff.* p. 414. franzöſiſch, Pyrethre oder Racine Salivaire.

„Dieſe Pflanze, ſagt Breyn, iſt der Chamille „ſehr ähnlich, hat eine weiße Wurzel, mit dichten „und ein wenig gebogenen Zaſern, von Geſchmack „anfangs unmerklich; wenn man ſie aber länger „im Munde behält und kauet, ſo iſt ſie ziemlich „ſcharf. Aus ihr wachſen Blätter, welche ſich „ringsumher auf der Erde ausbreiten, etwas rauch „und an Größe und Einſchnitten den Blättern des „Pyrethri Bellidis flore, *C. B. P.* ähnlich ſind; „zwiſchen ihnen entſteht ein Stengel von beynah „einer halben Elle, bisweilen auch einen Fuß hoch, „rund, weich, nach und nach härter, grün oder „aus dem grünen ins weiße wegen der Haare, wo„mit er bewachſen iſt; mit kleineren Blättern, die „der Chamille ihren ähnlich ſind, doch dicker und „in viel breitere Lappen getheilt. Aus den Win„keln dieſer Blätter wachſen Zweige, länger als „der Stengel und ſo häufig, zumal gegen die „Wurzel, daß die Pflanze einem dicken und run„den Buſche gleich iſt, wegen der Menge ihrer „Zweige, die ſich ſchräg ausbreiten und oft zurück„gebogen ſind. Die Blumen ſind mit einem „ſchuppigten Kelche umgeben, welcher aus drey „Reihen kleiner, grüner und raucher Schuppen „beſteht; ſie ſind den Blumen des Buphthalmi

„Alpini

„Alpini ſehr ähnlich, außer daß ihre Blätter oder „Halbblümchen, deren gemeiniglich dreyzehn ſind, „kürzer, breiter, geſtreift und gleichſam gefalten „und blaßgelber ſind, zumal wenn ſie bald abfal„len wollen, an ihrem unterſten Theile aber ſchwe„felgelb. Die Scheibe iſt viel größer, in der „Mitte ein wenig ausgehöhlt, und beſteht aus vie„len gelben röhrigen Blumen, welche dicht an ein„ander gedrängt ſind. Die erſte dieſer Blumen „entſpringt im Junio, oben auf dem Stengel, der „in der Mitte der Pflanze ſteht, hernach kommen „andre aus den Gipfeln der größern Zweige und „endlich die letzten aus den Seitenzweigen. Dieſe „Folge der Blumen nach einander macht, daß dieſe „Pflanze nicht nur den heißen Sommer und den „fruchtbaren Herbſt mit Blumen ziert, ſondern „auch das Ende des Jahres mit einer reichen „Saamenerndte krönt. Dieſe Saamen ſind „breit und platt, purpurfarbig; ſie liegen dicht „zwiſchen zwoen dünnen, breiten, glänzenden „Schuppen von eben der Farbe; beyde aber, näm„lich Saamen und Schuppen werden nachgehends „braunroth.„ Die Farbe der Halbblümchen verändert ſich, oben ſind ſie weiß, unten purpurfarbig.

Shaw ſagt, man bringe dieſe Wurzel in groſſer Menge nach Conſtantinopel und Cairo, und eſſe ſie mit Zucker überzogen in Schmerzen der Bruſt und der Zähne. Der Blumenſtral iſt groß, unten purpurfarbig; die Scheibe iſt ebenfalls groß,

gelb; wenn die Saamen reif werden, erhaben, mit ſteifen Schuppen beſetzt.

Die andre Wurzel kömmt von einer Pflanze, welche genennt wird Leucanthemum Canarienſe, foliis Chryſanthaemi, Pyrethri ſapore, *Inſt. R. H.* 493. Chryſanthemum fruticoſum, foliis linearibus, dentato trifidis, *Linn. H. Cl.* 417. Chamaemelum Canarienſe ceratophyllum fruticoſius, glauco folio craſſiore, ſapore feruido, Magala ab incolis nominatum, *Mor. Hiſt. Oxon. part. 3. p. 35.* „Dieſe Wurzel iſt weiß, holzig, „dünner als die gemeine, weniger fleiſchig und auch „nicht von ſo heftigbrennendem Geſchmacke. Aus „ihr wachſen holzige Stengel, mit einer weißen „Rinde bedeckt, daumensdick, eine halbe Elle hoch, „und drüber, in verſchiedene Aeſte getheilt, mit „Blättern ohne Ordnung beſetzt, welche der Cha„millen ihren ähnlich ſind, doch mit breitern, di„ckern, fleiſchigtern, ſteifern und ſtumpfern Ein„ſchnitten, nach Art eines Hirſchhorns ausgebrei„tet, und von Farbe aus dem blauen ins meer„grüne. Aus den obern Aeſten wachſen blätter„loſe Stengel, an deren Gipfel Blumen entſtehen, „deren Kelch rund, ſchuppig und hart iſt. Dieſe „Blumen gleichen den Chamillen und ſind aus „weißen Blättern zuſammengeſetzt, welche ſtral„förmig um eine gelbe Scheibe ſtehen.„ Moriſ. Die Saamen ſind alle platt, auf beyden Seiten mit einem ſcharfen Rande verſehen. Linn.

Die Speichelwurz eröffnet wegen ihrer heftigen Schärfe die Speichelwege und führet den Spei-

chel

chel häufig ab; daher iſt ſie ein Specificum wider Zahnſchmerzen, die von Verſtopfungen und Catarrhen herrühren. Wegen eben dieſer Schärfe, wodurch ſie die Nerven reizt und ihre Verſtopfung hebt, iſt ſie ein ſehr wirkſames Mittel in der Schlafſucht und Lähmung der Zunge, wenn man ſie im Munde hält und kauet.

Nimm von der Speichelwurz, ſo viel du willſt, macerire ſie eine Nacht in Eßig und kaue ſie des Morgens.

Nimm, Speichelwurz, Jngwer, von jedem eine Drachme; ſchwarzen Pfeffer, eine halbe Drachme. Stoße es zu Pulver, thue es in ein Säckchen und kaue dieſes; oder mache mit Wachs Kügelchen daraus, ſo groß als eine Haſelnuß, und kaue ſie.

Zum innerlichen Gebrauche wird ſie ſelten verſchrieben, außer zu Clyſtieren und wider die Schlafſucht.

Nimm von der Speichelwurz, eine Unze, koche ſie in einem Pfund gemeinen Decocts zu Clyſtieren. Zu dem Durchgeſeigten thu vom Stein-Salz eine halbe Unze. Mache ein Clyſtier, in Schlagflüſſen und in der Schlafſucht.

Man braucht ſie im Philonio Romano und Pulv. ſternutatorio *Charas*.

Dreyßigſter Artikel.

Von der Rhabarbar und Rhapontic.

Einige Botanici verwechſeln unſre Rhabarbar mit der Rhapontic der alten Griechen. In der That aber ſind es von einander verſchiedene Wurzeln und Pflanzen. Denn aus den Worten des Dioſcorides erhellet klar, daß das Rha oder Rheum von der Rhabarbar, deren wir uns itzt bedienen, verſchieden ſey: denn dieſe hat einen ganz angenehmen Geruch und läßt in dem Munde nichts ſchleimiges zurück und wächſt in China. Des Dioſcorides Beſchreibung aber kömmt mit der Rhapontic des Proſp. Alpins überein, welche in Thracien und an vielen Orten in Scythien wächſt, und gemeiniglich in Europa in den Gärten cultivirt wird.

Es iſt alſo die Rhabarbar der Officinen, die wahre oder chineſiſche Rhabarbar, eine Wurzel, die man in Stücken oder Knollen zu uns bringt; dieſe ſind dick, ungleich, vier, fünf bis ſechs Zoll lang, drey oder vier Zoll dick, mittelmäßig ſchwer, auswendig gelb oder bräunlich, innwendig ſafrangelb mit hellgelben vermiſcht, wie die Muskatennuß, ein wenig ſchwammig, von Geſchmack ein wenig ſcharf, bitter und etwas anziehend, von Geruch aromatiſch und nicht ganz unangenehm. Sie wächſt in China.

Man

Man muß diejenige wählen, welche friſch iſt, nicht kariös, nicht faul oder ſchwarz, die das Waſſer ſafrangelb färbt und auf der Zunge nichts ſchleimiges zurück läßt.

Es iſt eben nicht leicht zu beſtimmen, von was für einem Pflanzengeſchlechte die Art der chineſiſchen Rhabarbar, oder die wahre Rhabarbar, oder das Rheum der Officinen ſey. Denn wir finden nicht, daß ein einziger Botanicus, der ſie ſelbſt geſehen, eine genaue Beſchreibung oder eine richtige Figur davon gegeben hätte. Munting hat zwar in ſeiner *Hiſtoria Herbae Britannicae* eine Beſchreibung der Rhabarbar, mit einer Figur aus dem Matthiolus genommen, unter dem Namen Rhabarbari lanuginoſi ſive Lapathi Chinenſis longifolii, gegeben; aber weder er ſelbſt hat jemals die Pflanze geſehen, noch auch Matthiolus, von welchem er ſowohl die Beſchreibung als die Figur entlehnt hat. Dieſe Beſchreibung ſtimmt nun mit keiner bisher bekannten Pflanze noch auch mit dem überein, was wir ſicheres von der Rhabarbar wiſſen. Daher iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er aus Nachrichten von Kaufleuten und Wurzelkrämern, welche dieſe Wurzel aus China brachten, die Beſchreibung und Figur dieſer Pflanze gemacht habe.

Es iſt ſehr zu verwundern, daß unter ſo viel Europäern, die alle Jahre nach China reiſen, ſich noch keiner gefunden, welcher zum gemeinſchaftlichen Beſten ſich die Mühe gegeben hätte, eine Pflanze kennen zu lernen, die täglich zum Ge-

brauche in der Arzneykunſt dienet und ſo einträglich iſt, und welcher dasjenige, was er gewiſſes davon gefunden, ſeinen Landsleuten mitgetheilt hätte. Unterdeſſen, wenn in einer ſo ungewiſſen Sache einige Muthmaßung ſtatt findet, will ich das, was mir am wahrſcheinlichſten geſchienen, hier eröffnen, bis ein andrer etwas gewiſſeres davon bekannt macht.

Michael Boym, ein Jeſuite, erzählt folgendes in der Flora Sinenſi Viennae Auſtriae edita, anno 1656. Die Rhabarbar wächſt in ganz China und wird daſelbſt Tayhuam genennt, welches ſo viel als ſehr gelb heißt; in den Provinzen Su-Civen, Xenly und in Socieu, der nächſten Stadt an den chineſiſchen Mauren kömmt ſie viel häufiger. Der Erdboden, auf welchem ſie wächſt, iſt roth und lettig, wegen der Brunnen und des Regenwetters. Nachdem die Chineſer dieſe Wurzel ausgegraben, ſchneiden ſie dieſelbe in Stücken, die ſie erſtlich auf lange Tiſche legen und täglich drey- oder viermal umwenden, damit der Saft ſich recht hineinziehen und darinnen bleiben möge. Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn man dieſe Stücken gleich Anfangs aufhängt, um ſie zu trocknen, die ölichte Materie, womit dieſe Wurzel erfüllt iſt, alsbald verrauche, die Wurzel leicht werde und folglich alle Kraft verliehre. Wenn hernach binnen vier Tagen der Saft verdickt und mit der Wurzel ſattſam vereiniget worden, ſo ziehen ſie Fäden durch die Stücken und hängen ſie an die Luft, jedoch an einen ſchattigten Ort.

Die

Die Rhabarbar auszugraben iſt der Winter die beſte Zeit, ehe die grünen Blätter anfangen auszuſchlagen, weil nämlich zu dieſer Zeit Saft und Kraft in der Wurzel vereiniget ſind. Wenn man ſie aber im Sommer ausgräbt oder alsdann, wann ſie grüne Blätter trägt, ſo iſt ſie nicht nur noch nicht reif und es mangeln ihr die gelbe Farbe und die rothen Adern; ſondern ſie iſt auch ſehr leicht und porös, daß ſie alſo lange nicht ſo vollkommen iſt als die Rhabarbar, welche im Winter ausgegraben worden.

Die Rhabarbar wurde ſonſt aus China durch die Tartarey nach Ormuz und Aleppo, von da nach Alexandrien und endlich nach Venedig gebracht.

Die Portugieſen brachten ſie auf ihren Schiffen aus Canton, einem Hafen und einer Handelsſtadt in China. Die Aegypter brachten ſie auch durch die Tartarey nach Alexandrien: gegenwärtig aber bringt man ſie aus Oſtindien und Moſcau zu uns. Sie wächſt häufig in demjenigen Theile von China, welcher der Tartarey nah iſt, und vielleicht auch in der Tartarey ſelbſt; ob ſie aber auch in Moſcau wachſe, wiſſen wir nicht gewiß. Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß die Ruſſen dieſelbe aus der Tartarey und aus China zu uns bringen.

Man hat neulich aus Rußland an die Herren *de Juſſieu*, der Botanic Profeſſores in dem königlichen Garten zu Paris, eine Pflanze geſendet, welche Rhabarbarum folio oblongo, criſpo, undulato, flabellis ſparſis, genennt wird. Eben dieſelbe Pflanze war ſchon von eben daher für die

wahre chineſiſche Rhabarbar dem D. Rand, Pråfectus des Gartens zu Chelſea in England, überſchickt worden, unter dem Namen Lapathi Bardanae folio undulato, glabro. Aus den Blumen und Früchten dieſer Pflanze ſieht man deutlich, daß ſie eine wahre Art der chineſiſchen Rhabarbar ſey: Denn man hat ſie nicht nur als eine ſolche überſendet, ſondern es kommen auch die Saamen dieſer Pflanze mit den Saamen der wahren Rhabarbar überein, welche von dem D. Vandermonde aus China geſendet worden. Ferner laſſen auch die gleiche Geſtalt der Wurzeln, einerley Farbe, Geruch und Geſchmack nicht zweifeln, daß dieſe Pflanze eine wahre Rhabarbar ſey. Sie wird heut zu Tage in dem königlichen Garten zu Paris cultivirt, wo ſie vortrefflich wächſt, blüht und den kälteſten Winter vertragen kann.

Die Wurzel iſt von langer Dauer, dick, beynah rund, ungefähr eine halbe Elle lang und länger, auswendig dunkelroth; ſie ſteigt ſenkrecht in die Erde, theilt ſich in viele dicke Aeſte, von welchen wieder andre kleinere abgehen; wenn man die äuſſere Rinde ein wenig abſchält oder abſchneidet, ſo findet man darunter die fleiſchichte Subſtanz der Wurzel, welche mit ſafrangelben Adern geſtreift iſt, wie die Muskatennuß; in der Mitte iſt ſie hellgelb und an Geruch der chineſiſchen Rhabarbar ähnlich, beſonders an dem obern Theile der Wurzel. Wenn man ſie friſch aus der Erde genommen kauet, ſo giebt ſie anfangs einen ſchleimigen Geſchmack mit einiger Bitterkeit, und zu-

lezt

letzt iſt ſie gummös und ein wenig anziehend. Aus dem oberſten Theile der Wurzel wachſen ringsherum viele Blätter, die ſich eines über dem andern auf der Erde ausbreiten, ſehr groß, uneingeſchnitten, grün, herzförmig oder beynah pfeilförmig, mit langen und fleiſchichten Stielen, welche unten geründet, oben flach ſind und ſich nah an den Blättern in fünf Ribben theilen, die ebenfalls fleiſchicht, unten hervorragend und faſt viereckig ſind; die mittelſte davon lauſt durch das ganze Blatt der Länge nach, die an der Seite gehen ſchräg und theilen ſich wieder in viele andre bis an den wellenförmigen Rand; das Ende des Blattes iſt ſtumpf und ein wenig gekerbt. Zwiſchen dieſen Blättern entſteht ein eckiger Stengel, geſtreift, eine halbe Elle hoch, etwas über der Mitte mit einigen beſondern Scheiden verſehen, welche den Stengel umfaſſen und die bis an die Spitze in ungleicher Entfernung von einander abſtehen.

Die Blumen, welche aus dieſen Scheiden gleichſam als aus ihrem Umſchlage entſtehen, breiten ſich in kleine Büſchel aus; jede Blume hat einen eigenen, dünnen und kurzen Stiel; ſie ſind weiß, den Blumen unſrer Rhapontic ähnlich, doch um die Hälfte kleiner. Der Blumenkranz iſt einblätterig ohne Kelch, unten enge und ganz, glockenförmig, ſechsſpaltig, mit ſtumpfen Einſchnitten, die wechſelsweiſe kleiner ſind; er enthält neun haarförmige Staubfäden von gleicher Länge, mit doppeltfachigen, länglichen und ſtumpfen Staubfachen.

chen. Der Eyerſtock iſt kurz, dreyeckig, faſt ohne Griffel, mit drey zurückgebogenen federartigen Spitzen; dieſer Eyerſtock verwandelt ſich in einen dreyeckigen, ſpitzigen Saamen, deſſen Rand mit einem häutigen Blättchen beſetzt iſt.

Zu Anfange des Frühlings treibt ſie Sproſſen, blüht im Junius, die Saamen reifen im Julius und Auguſt in unſern Gegenden.

Die Rhabarbar enthält viel Schwefel und fixes Salz, mit etwas wenigem ſauren Salze, welche mit einer großen Menge Erde verbunden ſind. Aus dieſen mit einander vermiſchten Beſtandtheilen entſteht ein gummöſes compoſitum, aus welchem das Gummi und die Erde, leicht und in ziemlicher Menge, geſchieden werden kann. Denn aus zwoen Unzen Rhabarbar zieht man vermittelſt gemeinen Waſſers eine Unze und zwölf Gran gummöſes Extract. Von Harz findet man ſehr wenig in dieſer Wurzel und es iſt mit vielem alkaliſchen Salze verdünnt, ſo, daß man mit ſpiritu vini aus zwoen Unzen Rhabarbar kaum drey Drachmen ſalzigt-harziges Extract ziehet. Dieſes Extract löſt ſich leicht wegen des häufigen Salzes im Waſſer auf, und aus eben dieſer Urſache wird die Rhabarbar-Tinktur, mit ſpiritu vini gemacht, nicht milchicht, wie die andern harzigen Tinkturen.

Alle Aerzte erkennen in der Rhabarbar eine zwiefache Kraft, nämlich die Säfte, beſonders die Galle, abzuführen und den Magen ſowohl als die Gedärme durch ein gelindes Anziehen zu ſtärken.

Man

Man hält ſie für ein vortreffliches Mittel, die Galle abzuführen, ſie hebt die Verſtopfungen der Leber und wird daher von einigen die Seele, das Leben und der Theriak der Leber genennt.

In der Gelbſucht, in Durchfällen, in der Gonorrhoe und im weißen Fluß wird ſie mit großem Nutzen gebraucht. Sie beſitzt auch die Kraft, die Würmer zu tödten. Man bedient ſich ihrer bald als eines abführenden, bald als eines verändernden Mittels: allein ſie iſt, auf was für Art man ſie auch gebraucht, eine vortreffliche Arzney, die man Kindern, Erwachſenen, Greiſen, Schwangern und Kindbetterinnen ſicher verordnen kann.

Ungeachtet aber aller dieſer vortrefflichen Eigenſchaften der Rhabarbar, iſt ſie dennoch zuweilen nicht ganz unſchädlich. Denn ſie läßt einen trockenen Leib zurück und wirkt in die Nieren, in die Harnblaſe und ins Gehirn. Sie dienet alſo nicht, wenn die Eingeweide zu ſehr erhitzt ſind, wenn das Blut zu heiß und das Fieber zu ſtark iſt. Wider die Gelbſucht hilft ſie, wenn dieſelbe von einer dicken Galle entſteht, die in den Gallenwegen ſtockt und aus dem Blute nicht geſchieden werden kann: wenn aber die Gelbſucht von einer allzuflüchtigen und erhitzten Galle, die ſich durch den ganzen Körper ausſchüttet, herrühret, alsdann lehrt die Erfahrung, daß dieſes Mittel undienlich ſey. Fallopius wirft der Rhabarbar vor, ſie ſchade in den Krankheiten der Nieren und der Blaſe; denn ſie erregt ein Brennen in dieſen Theilen. Sim. Pauli bemerkt, daß ein langer und oft wiederhol-

ter

ter Gebrauch der Rhabarbar den Schwindel verurſacht habe. Hieraus iſt zu ſchließen, daß die Rhabarbar auch fürſichtig gebraucht werden müſſe.

Man verſchreibt ſie in Subſtanz und läßt ſie vor dem Eſſen kauen und verſchlucken, um die Dauung zu befördern, den Magen und die Gedärme zu ſtärken in Verſtopfungen der Leber, der Milz und des Gekröſes, oder man giebt das Infuſum wider die Cachexie der Kinder und die Würmer zu tödten und abzuführen. In Subſtanz giebt man ſie von einem halben Scrupel bis zu einer Drachme; in der Infuſion bis zu zwo Drachmen.

Einige wollen die purgierende Kraft der Rhabarbar vermindern, die anziehende hingegen vermehren, indem ſie dieſelbe gelind röſten; allein dieſe Bereitung oder Verbeſſerung iſt unnütz, denn es fehlet ja nicht an anziehenden Arznenen, die man mit der Rhabarbar verbinden oder nach vorhergegangenem Gebrauch der Rhabarbar geben kann.

Das Extract der Rhabarbar pflegt in den Apotheken auf folgende Art bereitet zu werden.

Nimm von geſtoßener und klein geſchnittener Rhabarbar ein Pfund. Gieße vier Pfund Hindläuftwaſſer darauf, und macerire es zwölf Stunden bey gelindem Feuer. Die Infuſion ſeige durch eine Leinwand. Auf die übrig gebliebene Maſſe gieß ein Pfund Weingeiſt. Macerire es von neuem ſechs Stunden. Die Tinctur gieß ab und vermiſche ſie mit der vorhergehenden

den Infuſion. Laß die Feuchtigkeit abdampfen bis zur Conſiſtenz eines Extracts, wovon die Doſis von einem halben Scrupel bis zu einer Drachme in Form eines Boli oder als Pillen zu nehmen.

Es iſt aber zu merken, daß die Rhabarbar in Subſtanz genommen ſtärker purgiere als die Infuſion, das Decoct oder auch das Extract ſelbſt, wenn ſie auch ſchon in doppelter Doſi genommen werden.

Nimm von guter Rhabarbar, von Tartaro ſolubili, jedes eine Drachme. Infundire ſie die Nacht über mit ſechs Unzen Hindläuftwaſſer. In der Infuſion löſe anderthalb Unzen calabriſche Manna auf. Seige es durch und gieb es, die Galle zu reizen und abzuführen. Oder:

Nimm friſches Caſſienmark ſechs Drachmen, Rhabarbarpulver und Tartar. Vitriolat. von jedem eine halbe Drachme. Vermiſche es und mache einen Bolum. Oder:

Nimm Rhabarbarpulver, einen Scrupel, Jalappapulver einen halben Scrupel; verſüßtes Queckſilber, zehn Gran; El. lenitiv. zwo Drachmen. Mache mit genugſamer Menge Syrup. de Cichor. comp. cum Rheo einen purgierenden Bolum. Oder:

Nimm Rhabarbarpulver einen Scrupel; Jalappapulver, einen halben Scrupel; Ipecacuanha, zehn Gran. Mache mit Syrup. de Cichor. comp. ſo viel genug iſt, einen purgierenden Bolum in der rothen Ruhr.

Nimm von geſtoßener und klein geſchnittener Rhabarbar, eine Drachme. Infundire ſie mit zwey Pfund Brunnenwaſſer. Hernach infundire beſonders eine Unze Eiſenfeilig mit ſechs Unzen guten Weins. Laß beydes ſechs Stunden lang maceriren. Seige dieſe Infuſionen durch und vermiſche ſie mit einander. Der Kranke trinke täglich vier bis fünf Gläſer davon, eine gute Zeit nach der Mahlzeit, die Verſtopfung der Leber und Milz zu heben, und den weißen Fluß der Weibsperſonen zu heilen, wenn vorher andre nöthige Mittel gebraucht worden.

Nimm vom Rhabarbarpulver drey Drachmen; von der Panacea Mercuriali eine Drachme; vom Copaivabalſam, anderthalb Unzen. Mache eine Lattwerge, wovon täglich eine Drachme Früh und Abends genommen wird, die Gonorrhoe zu heilen. Alle drey oder vier Tage muß der Kranke purgieren, und zwar mit pilulis mercurialibus.

Die Rhabarbar wird gebraucht, im Pulvere contra vermes *Charas;* in Confectione Hamech; im Electuar. catholico, Diapruno, de Pſyllio; Extracto pranchymagogo *Crollii;* Extracto catholico *Sennerti*, Extr. benedicto *Schroderi;* in Pilulis de Rhabarbaro, ſine quibus, Polychreſtis, Mercurialibus *Charas;* Pilulis panchymagogis *Quercetani;* Syr. de Cichorio compoſito; Syr. roborante; Syr. hydragogo; Syr. aperiente, cachectico *Charas*; Trochiſcis de Rhabarbaro *Renodaei.*

Die

Die Rhapontic, Rhaponticum, *Offic.* Ῥᾶ & Ῥῆον, *Dioſc.* iſt eine längliche, dicke und äſtige Wurzel, auswendig braun, innwendig ſafrangelb, queer durchgeſchnitten, ſtralenweiſe von der Mitte an bis zum Rande geſtreift; locker, ſchwammig, von Geruch nicht unangenehm, von Geſchmack bitter, ein wenig anziehend und ſcharf; wenn man ſie eine Weile im Munde hält, ſchmeckt ſie ein wenig ſchleimig.

Wir haben ſchon oben geſagt, daß dieſe Wurzel von der Rhabarbar der Apotheker verſchieden ſey; welches aus der Beſchreibung der Rhapontic, aus dem **Dioſcorides** genommen, deutlich erhellet. Das Rha, welches einige Rhem nennen, ſpricht **Dioſcorides**, wächſt häufig in denen Ländern, die über dem Boſphorus liegen. Von daher bringt man ſie zu uns. Dieſe Wurzel iſt ſchwarz, dem Centaurio magno ähnlich, aber kleiner und röther, ſchwammig, etwas glatt und ohne Geruch. Man hält diejenige für die beſte, die von den Würmern nicht angefreſſen iſt, wenn ſie ſchleimig ſchmeckt und ein wenig anziehend iſt, und wenn man ſie gekauet hat, eine blaße oder etwas ſafrangelbe Farbe zeigt.

Dieſe Beſchreibung kömmt der Rhapontic des **P. Alpins** oder der Apotheken genau bey. **P. Alpin**, **Moriſſon** und andre rechnen die Rhapontic unter die Arten des Lapathi, aber falſch. **Tournefort** macht ein beſonderes Geſchlecht daraus und nennt es Rhabarbarum forte Dioſcori-

dis & antiquorum, *I. R. H.* Rhaponticum, *P. Alpin. exotic.*

Dieſe Wurzel iſt groß, dick und äſtig, und hat Blätter, welche an Größe der Klette ihren gleich kommen, doch runder und wie die Wegerichblätter mit dicken Nerven verſehen. Zwiſchen den Blättern entſteht ein Ellenlanger Stengel, einen Zoll dick, hohl, geſtreift, an deſſen Knoten neun Zoll lange, runde und zugeſpitzte Blätter wechſelsweiſe ſtehen. Die Blumen ſind dicht nach Art eines großen Büſchels geſtellt, einblätterig, glockenförmig, weiß, in fünf oder ſechs ſtumpfe Theile geſpalten; in ihrer Mitte ſitzen kurze Staubgefäße, die den dreyeckigen Stempfel umgeben, welcher ſich in einen Saamen von gleicher Geſtalt verwandelt, zwo Linien lang; jede von ſeinen drey Ecken endiget ſich in ein dünnes Blättchen.

Die Rhapontic wächſt nicht nur auf dem Berge Rhodope in Thracien, ſondern auch an vielen andern Orten in Scythien. In Europa cultivirt man ſie gemeiniglich in den Gärten.

Die Wurzel Rhapontic purgiert gelind, im Pulver von zwo Drachmen bis zu einer halben Unze; in der Infuſion oder im Decoct von einer halben Unze bis zu ſechs Drachmen. Sie iſt viel anziehender als die wahre Rhabarbar, und man darf ſie alſo im Durchfalle und in der Ruhr nicht verachten.

Man braucht ſie im Pulvere diarrhodon Abbatis, Pulvere diatrion ſantalon, in der Theriaca *Andromachi ſenioris.*

Außer

Außer der Rhapontic braucht man in den Officinen einige Wurzeln, welche von den Alpen, Pyrenäen und den Bergen aus Auvergne gebracht und für Rhapontic verkauft werden, oder ſolche, die in den Gärten cultivirt werden.

Die Pflanzen dieſer Wurzeln, welche man öfters ſo gar für die wahre Rhabarbar unterſchiebt, heißen, Lapathum folio rotundo Alpinum, *I. B.* Lapathum hortenſe rotundifolium ſiue montanum, *C. B. P.* Hippolapathum rotundifolium & Pſeudo-Rha recentiorum, *Lobel icon.* vel Lapathum hortenſe latifolium *C. B. P.* Lapathum majus ſive Rhabarbarum monachorum, *I. B.* Hippolapathum ſive Rhabarbarum monachorum, *Dodon.* vel etiam Centaurium majus folio Helenii incano, *I. R. H.* Rhaponticum folio Helenii incano. *C. B. P.*

Ein und dreyßigſter Artikel.

Von der Sarſaparille.

Die Sarſaparille heißt Sarſa-Parilla und Salſa-Parilla, *Off.* Unter dieſem Namen findet man in den Apotheken Wurzeln oder vielmehr Aeſte von Wurzeln, welche einige Ellen lang, einer Gansfeder dick, zäh und biegſam ſind, der Länge nach geſtreift, mit einer dünnen Rinde bedeckt, auswendig röthlich oder aſchfarbig. Unter

ter dieſer Rinde iſt eine weiße Subſtanz, mehlig, ein wenig fleiſchig, weich, welche ſich zwiſchen den Fingern leicht zerreiben läßt; dem Lerchenſchwamm ähnlich, von Geſchmack ein wenig ſchleimig, bitterlich, aber doch nicht unangenehm. Das Mark dieſer Wurzel aber iſt holzig, glänzend, zäh und ſchwer zu zerbrechen.

Dieſe Aeſte kommen häufig aus einem einzigen Knollen oder aus einer Wurzel, welche zwerch lauft, einen Zoll dick und ſchuppig iſt. Man bringt ſie aus Neu-Spanien, Peru und Braſilien.

Für die beſte hält man die, ſo voll, markicht, feſt, innwendig weiß und einer Gansfeder dick iſt; die ſich in gleiche Theile der Länge nach leicht ſpalten läßt, wie ſchwanke Reiſer von Weiden.

Untauglich aber iſt die ſchwärzliche, kariöſe, welche, wenn man ſie ſpaltet, viel mehliges Pulver giebt, wie auch diejenige, welche ſehr dick iſt, dergleichen man aus Maranhaon, einer Provinz in Braſilien, bringt.

Es ſind verſchiedene Pflanzen, derjenigen ähnlich, welch Smilax aſpera heißt oder vielmehr von eben dem Geſchlechte, deren Wurzeln unter dem Namen der Sarſaparille aus Amerika gebracht werden. Hernandez zählet vier Arten davon, welche in Mexico und Neu-Spanien wachſen: nämlich, Mecapatli ſeu Zarza-Parilla prima, die der Smilaci aſperae völlig gleicht; Quauhmetatl ſeu Zarza-Parilla ſecunda & tertia, deren Blätter, wie des Ocymi ſeine, geſpitzt und ein wenig

gekerbt

geferbt ſind; Quauhmecapatli altera ſeu Zarza quarta, welche große und herzförmige Blätter hat.

Die Wurzeln dieſer letztern Art wurden zur Zeit des Hernandez in unſre Länder gebracht.

Monard gedenkt einer gewiſſen Sarſaparille, die in der peruvianiſchen Provinz Quito wächſt.

Endlich beſchreiben Piſo und Marcgrav die braſilienſiſche Sarſaparille, welche von den Braſilienſern Juapecanga genennt wird.

Ihre Wurzeln laufen zwerch, und ſind ſchuppig, mit langen Zaſern beſetzt; ihre Stengel ſind wollig, holzig, zäh, grün, hier und da mit Stacheln verſehen; die Blätter kommen wechſelsweiſe und ſind ſechs oder acht Zoll lang, an beyden Enden zugeſpitzt, wie ſie des Piſo Figur vorſtellt, oder herzförmig nach dem Hernandez und Monard; drey oder vier Zoll breit, mit drey ſtarken, der Länge nach laufenden Nerven, auswendig hellgrün, unten dunkelgrün, und an den Stielen mit zwey Gabeln verſehen, womit dieſe Blätter ſich an andre Pflanzen feſt anhängen. Die Blumen ſtehen Büſchelweiſe, nach ihnen folgen Beeren, welche anfangs grün, hernach roth, zuletzt ſchwarz ſind, von der Größe einer mittelmäßigen Kirſche, runzlicht; ſie enthalten einen oder zween blaßgelbe Steine, worinnen ein harter und weißlicher Kern liegt.

In der chemiſchen Analyſi hat man aus fünftehalb Pfunden Sarſaparille aus der Retorte deſtillirt, zwo Unzen unſchmackhaftes Phlegma bekommen, ferner acht Unzen ſäuerliches Phlegma:

funfzehn Unzen ſauren Spiritus: vierzehn Unzen Spiritus, welcher ſowohl mit einem ſauren als urinöſen Salze erfüllt iſt: ſechs Unzen dickes Oel, welches im Waſſer zu Boden ſinkt: das caput mortuum in der Retorte war drey und zwanzig Unzen ſchwer. Als dieſes wohl calcinirt worden, wog es fünf Unzen und achtehalb Drachmen, woraus man eine Unze, zwo Drachmen und ſechs und zwanzig Gran fixes Salz, welches dem Meerſalze nahe kömmt, ausgelaugt hat.

Hieraus erhellet, daß die Wirkung dieſer Wurzel von einem weſentlichen ſauren Salze, mit einem dicken Oel und vieler Erde verbunden, herrühre.

Die Sarſaparille iſt den alten Griechen und den Arabern unbekannt geweſen. Die Spanier haben zuerſt den Gebrauch dieſer Wurzel aus Peru nach Europa gebracht.

Sie iſt ſchweißtreibend, ſie zertheilet und verdünnet die zähen und ſchleimigen Säfte. Man hält ſie für ein ſpecificum wider die Luſtſeuche, die Gicht und catarrhaliſche Zufälle, wider die Lähmung und langwierige eingewurzelte Krankheiten, die von zähen und dicken Säften entſtehen; ferner dient ſie hartnäckige Geſchwulſten zu zertheilen, ja auch in allen Krankheiten der Haut, in Flechten und Geſchwüren.

Die Art und Weiſe, wie man dieſes Mittel, die Luſtſeuche zu heilen, verordnete, war folgende:

Man macerirte vier Unzen Sarſaparille in funfzehn Pfund Waſſer, vier und zwanzig Stunden lang, und ließ es zur Hälfte einkochen. Das

Decoct

Decoct ward durch eine reine Leinwand geſeigt und zum Gebrauch aufbehalten. Wenn die Patienten zuvor gehörig waren zubereitet worden, ſo gab man ihnen acht Unzen von dieſem gewärmten Decoct des Morgens und Nachmittags vier Stunden vor der Mahlzeit; hierauf mußten ſie zwo Stunden wohl zugedeckt im Bette bleiben und ſchwitzen.

Einige thaten etwas von der fein pulveriſirten Sarſaparille in jedes Glas Decoct. Dieſes Mittel wurde bis zum dreyßigſten, und bisweilen, wenn die Krankheit hartnäckig war, bis zum vierzigſten Tage fortgebraucht. Alle zehn Tage mußten die Kranken purgieren. Ihre Speiſe beſtund aus Zwieback und Roſinen.

Nach dieſer Methode pflegten die Spanier und die Einwohner des mittäglichen Amerika die Luſtſeuche zu heilen. Allein in unſern Gegenden, welche kälter ſind, haben die Curen der veneriſchen Krankheiten mit der Sarſaparille keinen guten Fortgang gehabt. Die Urſache davon iſt erſtlich dieſe, daß die Haut unſrer Patienten ſehr dick und zum ſchwitzen weniger geſchickt iſt; hernach daß die Diät von ihnen nicht ſo genau beobachtet wird, als es die Natur dieſer garſtigen Krankheit und der Gebrauch der Sarſaparille erfordern. Denn wenn man dem Nicol. Monard glauben darf, ſo pflegten die Indianer die mit der Luſtſeuche behafteten durch eine ſehr genaue Diät mager zu machen, ja faſt für Hunger ſterben zu laſſen, indem ſie ihnen alle Speiſe und Trank verboten und

drey Tage lang nichts zu eſſen noch zu trinken gaben, als einen warmen Saft, welchen ſie aus der Sarſaparille preßten.

Man glaubt, daß die Sarſaparille viel feinere Theile, als die Pokenwurzel und das Franzoſenholz habe, und daß ſie daher einen ſtärkern Schweiß errege. Man giebt ſie von einer halben bis zu zwo Drachmen in Subſtanz; im Decoct aber zu einer halben Unze.

Monard erinnert, man müſſe ſich ihrer in Fiebern und hitzigen Krankheiten enthalten. Man braucht ſie vornehmlich in ſchweißtreibenden und trocknenden Tiſanen.

Nimm von dünn geſchnittener Sarſaparille, drey Unzen; Franzoſenholz, zwo Unzen. Koche ſie in zehn Pfund Brunnenwaſſer ſo, daß die Hälfte einkoche. Mache eine Tiſane, Gläſerweiſe zu trinken.

Nimm von Sarſaparille zwo Unzen, thue ſie in ein junges Huhn, deſſen Eingeweide heraus genommen worden, und koche es in ſechs Pfunden gemeinen Waſſers, daß vier Pfund zurückbleiben. Dieſe Brühe trinke auf viermal, nämlich alle vier Stunden einen Theil, in Flüſſen (rheumatiſmus.)

Nimm von Sarſaparille, ſechs Unzen; Pokenwurzel, zwo Unzen; welſche Nußſchaalen mit ihren innern Häuten, vierzig Stück. Koche ſie in zwölf Pfunden gemeinen Waſſers bis zu acht Pfunden. Der Kranke trinke täglich davon

von vier bis fünf Gläſer zu geſetzten Stunden, in Flüſſen, Catarrhen und in der Lähmung.

Nimm Sarſaparille und Pokenwurzel, von jeder zwo Unzen; Franzoſenholz und Franzoſenholzrinde, eine Unze; Saſſafras, eine halbe Unze; Queckſilber in ein Säckchen verſchloſſen, ein halb Pfund. Koche ſie in ſechs Pfund gemeinen Waſſers bis zu vier Pfunden. Mache ein Apozem wider die Luſtſeuche, Catarrhe und Lähmungen.

Nimm Sarſaparille, tauſend Güldenkraut, runde Hohlwurzel, von jedem anderthalb Unzen; Blätter von Gamanderlein und von Schlagkraut, (Chamaepithys) Johanniskraut-Saamen, von jedem zwo Unzen; Angelikwurzel, eine halbe Unze; Zimmt eine halbe Drachme; Safran, einen Scrupel; Würznelken, einen halben Scrupel. Mache alles zu Pulver und vermiſche es mit gereinigtem Honig, ſo viel als genug iſt. Davon nimm ein ganzes Jahr hindurch täglich früh nüchtern anderthalb Drachmen, wider die Gicht und andre Flüſſe, die von einer kalten Urſache entſtehen.

Man bringt uns verſchiedene Wurzeln unter dem Namen der Sarſaparille, die man aber von der wahren leicht unterſcheiden kann. Dergleichen iſt die Wurzel einer Pflanze, welche genennt wird: Aralia caule nudo, *Linn. Hort. Cliff.* 113. & *Gron. Flor. Virg.* 34. Aralia caule aphyllo, radice repente, D. Sarraſin. *Vaill. Serm. de ſtruct. flor.* 43. Aralia Canadenſis, aphyllo cau-

le, *Boerh. Ind. alt. 63.* Zarſa-parilla Virginienſis noſtratibus dicta, lobatis umbelliferae foliis, Americana, *Plukn. Alm. 396.* Chriſtophoriana Virginiana, Zarſae radicibus ſurculoſis & fungoſis; Sarſa-parilla noſtratibus dicta, *Plukn. Alm. 98. T. 238. F. 5.*

Die Wurzel dieſer Pflanze iſt kriechend, fünf bis ſechs Fuß lang, markicht, dick, wohlriechend, aber nicht ſo dick als die wahre Sarſaparille. Sie trägt einen Stengel, welcher einer halben Elle hoch, dunkelroth, haarig iſt und ſich in drey Aeſte theilt, fünf bis ſechs Zoll lang. Jeder Aſt hat fünf längliche, drey Zoll lange, zwey Zoll breite und am Rande gekerbte Blätter. Da, wo ſich der Stengel theilt, entſteht ein blätterloſer Schaft, welcher ſich in drey Stiele theilt, die ein Blumenbüſchel mit einem ſehr kleinen Umſchlage tragen. Jede Blume ſitzt auf einem dünnen, halben Zoll langen Stiele; ihr Kelch iſt fünfſpaltig, ſehr klein und ſitzt auf dem Eyerſtocke; der Blumenkranz iſt fünfblätterig, kraisförmig. Der Eyerſtock, welcher die Blume trägt, verwandelt ſich in eine rothe Beere, welche knopfig iſt, gedrückt, vier oder fünfeckig, in eben ſo viel Behältniſſe getheilt, deren jedes einen gedrückten und ſtreifigten Saamen enthält.

Dieſe Pflanze wächſt in Virginien und in Canada unter dem 40. 45 und 47 Grad. Die Canadenſer und Virginier nennen dieſe Wurzel Salſepareille, weil ſie faſt die Figur und die Kraft der wahren Sarſaparille beſitzt. Man lieſet in

der

der Rede des Vaillant von der Structur der Blumen, daß Herr Sarraſin, Rath im oberſten Gericht in Canada und ein ſehr erfahrner Arzt, ein Geſchwür an einem Kranken geheilet habe, welcher zwey Jahre vorher von der Waſſerſucht, welche Anaſarca heißt, vermittelſt eines aus den Wurzeln dieſer Pflanze bereiteten Trankes befreyet worden war.

Zwey und dreyßigſter Artikel.

Von der Senekawurzel.

Die Senekawurzel iſt die Wurzel einer Pflanze, welche genennt wird: Polygala caule ſimplici, erecto, foliis ovatolanceolatis, alternis, integerrimis, racemo terminatrici erecto, *Gron. Flor. Virg.* 80. Polygala Virginiana, foliis oblongis, floribus in thyrſo candidis, radice alexipharmaca, *Miller.* engliſch, the Rattle-Snakeroot; franzöſiſch, Racine contre la morſure du Serpent à ſonnettes, ou le Seneka.

Dieſe Wurzel iſt dauerhaft, eine halbe oder auch eine ganze Spanne lang, von verſchiedener Dicke, nach Beſchaffenheit des Alters, gemeiniglich einen kleinen Finger dick, gewunden, in viele Aeſte getheilt, mit Seitenzaſern und einem gleichſam häutigen Rande beſetzt, welcher der Länge nach fortgeht; auswendig gelblicht, innwendig weiß, von

Ge-

Geſchmack ſcharf, bitterlich, etwas aromatiſch. Sie treibt viele Stengel, einige aufrechts, andre auf der Erde kriechend, dünn, gelb, einfach, ohne Zweige, glatt, rund, kaum einen Fuß lang, ſchwach. Dieſe Stengel ſind mit eyförmigen zugeſpitzten, wechſelsweiſen, ungefähr einen Zoll langen, glatten, uneingeſchnittenen Blättern beſetzt, welche faſt keine Stiele haben und gegen die Spitze zu nach und nach größer werden. Die Blumen ſtehen in Form einer Aehre und ſind der gemeinen kleinen Kreuzblume (Polygala vulgaris) ähnlich; doch kleiner, wechſelsweiſe, ohne Stiel. Dieſe Blumenähre ſteht oben auf dem Stengel vermittelſt eines Stieles, welcher kürzer als die Blätter iſt. Man unterſcheidet die Senekawurzel leicht durch einen häutigen hervorragenden Rand, der ſich durch ihre ganze Länge ausbreitet.

Tennent *), ein engliſcher Arzt, welcher viele Jahre in Virginien gelebt hat, ſchreibt dieſer Wurzel eine Kraft zu, den Schweiß, Urin und Gift zu treiben, das ſchleimige, zähe und zur Entzündung geneigte Blut zu zertheilen, Stühle und bisweilen auch Brechen zu erregen: und er ſagt, ſie werde von den Indianern für ein Specificum wider das Gift der Klapperſchlange gehalten. Ferner erzählt er, daß er zween Einwohner dieſes Landes geſehen, die von der Klapperſchlange gebiſſen worden und den folgenden Tag eben die Zufälle

*) In einem Briefe an die Königl. Akademie der Wiſſenſchaften und in Eſſay on the pleuriſy.

fälle bekommen haben, welche in dem Seitenſte-chen und in der Lungenentzündung gewöhnlich ſind: nämlich, ſchweren Athem, Huſten, Auswurf eines geronnenen Blutes und einen ſtarken und geſchwinden Puls. Der verwundete Fuß war ſehr aufgeſchwollen und die Ränder der Wunde waren ſehr ſchwarzgelb.

Sie hatten, gleich nachdem ſie waren gebiſſen worden, das Pulver der Senekawurzel eingenommen. Nichts deſto weniger war der ganze Leib innerhalb etlichen Minuten aufgeſchwollen, mit einer großen Schwachheit und faſt gar keinem Pulſe. Sie erzählten aber, daß, ſo bald die Arzney in die Adern gedrungen wäre, die Kräfte und der Puls ſich wieder eingefunden hätten und die Geſchwulſt nach und nach vermindert worden wäre. Sie nahmen damals, als Tennent ſie ſah, täglich dreymal das Decoct dieſer Wurzel mit Milch, und ſie mußten damit fortfahren, bis die Wunde völlig zuheilete. Auf den geſchwollenen Fuß legten ſie nichts, als ein Cataplaſma, welches aus dem Decoct eben dieſer Wurzel mit Milch gemacht wurde. Es war aber damals der Monat Julius, zu welcher Zeit der Gift der Klapperſchlange am ſchädlichſten iſt, und wo die andern Gegengifte unzulänglich ſind, welche im Winter und wenn es noch nicht ſo kalt iſt, beſſere Dienſte thun.

Die Senekawurzel aber, zu was für einer Jahrszeit man ſie auch nimmt, wenn es nur bald geſchieht, treibt den Gift aus den Adern, zertheilt das geronnene Blut und die Geſchwulſt, macht

den

den ſchwachen Puls wieder ſtark und giebt den Kranken, welche ſonſt in wenigen Minuten ſterben můßten, die Geſundheit wieder.

Da Herr Tennent die Kraft und Wirkung dieſer Wurzel, das zähe und geronnene Blut zu zertheilen, erkannt hatte; ſo ſchloß er, daß ſie auch in andern Krankheiten, die von verdicktem Geblůt entſtehen, nützlich ſeyn würde: und da er erfahren, daß der Biß der Klapperſchlange ſchweren Athem, Huſten und Blutſpeyen verurſachte, gleich als wenn die Kranken Seitenſtechen und eine Lungenentzündung hätten; da er ferner wußte, daß dieſe Krankheiten von einem verdickten Geblůt genähret und verſchlimmert werden: ſo verſuchte er dieſes Mittel in beyden Krankheiten, welches ihm auch glücklich gelungen iſt. Er verfuhr aber auf folgende Art:

In Vollblütigen und wo Fieber vorhanden war, ließ er zehn Unzen Blut aus dem Arme, welcher der kranken Seite entgegen geſetzt war: oder aus dem Fuße, wenn der Schmerz auf beyden Seiten war. Alsdann gab er dem Kranken gleich nach der Aderlaß drey Löffel von folgender Tinctur und fuhr damit alle ſechs Stunden fort, bis die Zufälle nachließen.

Nimm Senekawurzel, drey Unzen; kleine Baldrianwurzel, anderthalb Unzen. Stoße ſie zugleich im Mörſer; hernach digerire ſie ſechs Stunden im Sandbade mit zwey Pfund gutem alten canariſchen Weine, in einem verſchloſſenen Ge-

Gefäße und gieß es ab zum Gebrauche. Hernach

Nimm Copaivabalſam und flüchtiges ölichtes Salz, von jedem funfzehn Tropfen. Vermiſche ſie und gieb ſie dem Kranken in einem Glaſe gewöhnlichen Getränks, alle zwo Stunden zwiſchen jeder Doſi der oben beſchriebenen Tinctur.

Das ordentliche Getränke iſt eine laue Infuſion von Althäawurzel. Das Decoct der Senekawurzel allein, zu drey Unzen in zwey Pfunden Waſſer, bis zur Hälfte eingekocht und mit einem Bruſtſyrup, mit Honig gemacht, verſüßt, iſt mit gutem Erfolge gebraucht worden, wenn man nur dem Kranken gleich Anfangs eine Ader geöffnet und auch zu Anfang der Krankheit dieſes Decoct gegeben hat. Wenn aber das Fieber einigermaſſen nervös iſt, ſo iſt die Tinctur vorzuziehen. Denn in dieſem Falle thut die kleine Baldrianwurzel Wunder, und der Balſam von Copaiva oder von Gilead iſt den übrigen Bruſtmitteln, wenn einige nöthig ſind, weit vorzuziehen. Ebenderſelbe Autor verſichert auch, daß man das Pulver dieſer Wurzel zu fünf und dreyßig Gran im Anfange der Krankheit geben könne; allein der Schmerz laſſe nicht ſo geſchwind nach, als wenn man die Tinctur verordnet.

Wenn der Patient einige Tage zuvor, eh er die Tinctur gebraucht, krank geworden, ſo muß er den Gebrauch des Balſams fortſetzen, wenn er ſich auch ſchon beſſer befände.

Den andern Tag, wenn der Schmerz und das Fieber nicht viel nachgelaſſen haben, muß die Aderlaß zu zehn Unzen wiederholet werden, allein, es iſt ſelten nöthig. Denn innerhalb vier und zwanzig Stunden laſſen die Zufälle durch den Gebrauch dieſer Tinctur meiſtentheils ſehr merklich nach.

Jedoch in ſehr vollblütigen und wo das Gleichgewicht zwiſchen den feſten und flüßigen Theilen ſehr geſchwächt worden, muß zuweilen an eben dem Tage bey dringenden Zufällen die Aderlaß wiederholet werden, vier Stunden nach der erſten Doſi der Tinktur; ſehr ſelten aber geſchieht es, daß man noch eine dritte Aderlaß nöthig habe.

Durch dieſes Mittel werden bisweilen mit glücklichem Erfolge Stühle und Brechen ganz gelind erregt. Wenn aber der Patient ſehr abgemattet iſt und das Brechen nicht leicht vertragen kann, ſo muß daſſelbe durch abſorbirende Arzneyen, die man mit der Tinctur vermiſcht, gehemmt werden; oder man giebt zwölf Gran vom Weinſteinſalz in einer mäßigen Doſi ſchwachen Zimmtwaſſers.

Tennent bezeugt, daß durch dieſes Mittel und durch dieſe Methode viele, die vom Seitenſtechen und von einer Lungenentzündung befallen worden, dem Rachen des Todes entriſſen worden ſind.

Auch in Nervenkrankheiten oder in ſchleichenden Fiebern, die dem Seitenſtechen und der Lungenentzündung ähnlich ſind, braucht er eben dieſe Tinctur mit gutem Erfolg und die Kranken werden ohne Aderlaß in wenig Tagen völlig geſund.

Man

Man hat auch die Wurzel unſrer gemeinen kleinen Kreuzblume, in Form eines Pulvers zu zwölf Gran, vielen mit guter Wirkung wider das Seitenſtechen gegeben.

Sie hat häufigen Auswurf erregt, und das Blut, welches man den folgenden Tag nach dem Gebrauche dieſer Wurzel aus der Ader gelaſſen, iſt weniger zäh und viel röther geweſen. Allein die Senekawurzel wirket viel häufigern Auswurf und ſie verdünnt und zertheilt das Blut und die dicke Lymphe weit ſtärker.

Drey und dreyßigſter Artikel.

Von der virginianiſchen Schlangenwurzel.

Die virginianiſche Schlangenwurzel, Serpentaria Virginiana; Colubrina Virginiana, & Piſtolochia Virginiana, *Off.* franz. Viperine Virginienne oder Serpentaire de Virginie; Radix Snaquroël novae Angliae, *Cornuti;* iſt eine zaſerige, dünne, leichte, auswendig braune, innwendige gelbliche Wurzel, von Geruch angenehm aromatiſch, faſt wie die Zittwerwurzel, von Geſchmack ein wenig ſcharf und bitter. Sie wird aus Virginien gebracht.

Man wähle die friſche, aromatiſche, unverfälſchte, nicht aber diejenige, welche mit andern Wurzeln vermiſcht iſt. Einige verwirren dieſe Wurzel mit der virginianiſchen Haſelwurz; man kann ſie aber mit einem Blicke leicht unterſcheiden, indem dieſe Haſelwurz ſchwarz iſt, und ihre Pflanze heißt Aſarum Virginianum Piſtolochiae foliis ſubrotundis, Cyclaminis more maculatis, *Plukn. Phytogr. Tab. 78.* Serpentaria major vel nigra, *Dale Pharmacol.*

Thomas Johnſon, welcher die Hiſtorie des Gerards verbeſſert hat, verſichert, daß es die Wurzel einer Pflanze ſey, welche Ariſtolochia, Piſtolochia altera, *I. B.* 3. 563. Piſtolochia Cretica, *C. B. P.* 307. Piſtolochia altera ſempervirens, Cluſii, heißt. Allein, J. Rajus, ein großer Botanikus, welcher eben dieſes im erſten Theile ſeiner Pflanzenhiſtorie nach dem Johnſon geſagt hatte, ſcheint im zweyten Theile daran zu zweifeln, und im dritten geht er von dieſer Meynung gänzlich ab und beweiſt, daß dieſe Pflanze von der Piſtolochia Cretica Cluſii verſchieden ſey, nach dem Plukenet, welcher verſichert, daß man aus Virginien die Wurzeln von dreyen Pflanzen, unter dem Namen der virginianiſchen Schlangenwurzel bringe.

Die erſte heißt Ariſtolochia polyrrhizos auriculatis foliis, Virginiana, *Pluken. Phytogr.* Serpentaria altera, Virginiana vulgo, Raji Hiſt. T. 3. 393. Dieſe Wurzel iſt haarig, voller Zaſern, die ſich oben in einen Knollen vereinigen,

aus welchem ein neun Zoll hoher Stengel entſteht mit wenigen Blättern beſetzt, welche herzförmig ſind und kurze Stiele haben. Anfangs ſind ſie in der Mitte gefalten und gleichſam Ohrförmig mit einer langen Spitze an ihrem oberſten Theile. Die Blumen wachſen aus dem unterſten Theile des Stengels; ſie ſitzen auf langen Stielen und ſind lang, ausgehöhlt, gerade, wie der Hohlwurzel ihre. Unter ihnen iſt eine kleine fünfeckige Frucht, welche kleine Saamen enthält, den Kernen der Roſinen oder Weintrauben ähnlich.

Die zwote Pflanze heißt Ariſtolochia Violae fruticoſae foliis, Virginiana, cujus radix Serpentaria dicitur, *Pluken. Phytogr.* Ihre Wurzel beſteht aus ſehr feinen weißen Zaſern. Sie hat gemeiniglich nur einen einzigen und dünnen Stengel, mit wenigen Blättern, welche ohne Ordnung daran ſtehen, kaum einen Zoll breit, unten herzförmig, oben ſcharf zugeſpitzt, ſteif und auf Zoll langen Stielen ſitzend. Die Blumen wachſen aus dem untern Theile des Stengels. Die Saamen ſind klein wie die Feigenkörner.

Die dritte heißt Ariſtolochia Piſtolochia caule nodoſo, ſeu Serpentaria Virginiana, D. Baniſter, *Pluken. Phytogr.* und dieſe iſt die rechte und wahre Art der Schlangenwurzel. Sie beſteht aus vielen kleinen gelben Zaſern, von aromatiſchem Geruch und Geſchmacke. Sie treibt einen oder zween Stengel, glatt, oder nur ſehr wenig rauch, rund, gemeiniglich aufrechts, weder viereckig noch gegen die Erde gebeugt wie die Ranken. Die

Blätter ſtehen wechſelsweiſe an jedem Knoten des Stengels; ſie ſind zart, lang, zugeſpitzt, gegen den Stiel ausgehöhlt und herzförmig, oben ein wenig haarig, unten durch hervorragende Nerven rauh, etwas klebricht und hängen den Fingern an. Die Blumen wachſen nah an der Erde einzeln oder zu Paaren; ſie endigen ſich in einen breiten Abſatz, welcher rund iſt, in Form einer Mütze und eine, in der Mitte offene Lippe unterſtützt; dieſe iſt dunkelroth, der übrige Theil der Blume gelblich. Das Saamenbehältniß iſt ſechseckig, in Form einer Birne; wenn es völlig reif iſt, ungefähr einen Zoll dick. Dieſe Pflanze grünt nicht allezeit, denn wenn die Saamen reif ſind, ſo verwelken und vertrocknen die Blätter und Stengel.

Die virginianiſche Schlangenwurzel giebt durch die Deſtillation aus der Retorte viel ſauren Spiritum und ein ſowohl dünnes als dickes Oel; das geringe caput mortuum, welches in der Retorte bleibt, enthält viel fixes alkaliſches Salz. Man zieht aus dieſer Wurzel ein ſalzigt harziges Extract, ſowohl mit Waſſer als mit Spiritu vini, niemals aber ein bloßes Harz: woraus erhellet, daß die Kraft dieſer Wurzel von einem ſauren Salze, von ölichten Theilen, und von einem fixen alkaliſchen Salze, die mit einander verbunden ſind, herrühre.

Man hält dieſe Wurzel für Urin- und Schweißtreibend und für ein alexipharmacum. Sie widerſteht dem Gifte und der Fäulniß der Säfte; man rühmt ſie als ein ſehr gewiſſes und kräftiges

Mittel

Mittel wider die tödtlichen Biſſe der Schlange Boicininga, wovon ſie auch den Namen erhalten hat. Man kauet das Kraut dieſer Pflanze gleich nach dem Biſſe, und verſchlingt den Saft davon; die Blätter werden geſtoßen und auf die Wunde gelegt. Man ſagt ferner, ſie heile den tollen Hundsbiß und verhindere die Waſſerſcheu in den gebiſſenen. Sie tödtet die Würmer und zerſtört die wurmhafte Fäulniß. Ueberdieſes ſchreibt man ihr eine Fiebervertreibende und der Mutterbeſchwerung widerſtehende Kraft zu. Man verſchreibt das Pulver davon entweder allein oder mit andern Arzneyen vermiſcht, von zehn Gran bis zu einer halben Drachme; das Infuſum aber zu zwo Drachmen.

Nimm von der virginianiſchen Schlangenwurzel einen halben Scrupel; von zubereiteten ſchwarzen Krebsſcheeren, einen Scrupel; Gartennelkenſyrup, ſo viel genug iſt. Mache einen Bolum in bösartigen Fiebern die Fäulniß zu verhindern.

Nimm vom Pulver der virginianiſchen Schlangenwurzel, einen Scrupel; von altem Theriak, eine halbe Drachme. Mache einen Bolum in bösartigen Fiebern den Schweiß zu befördern.

Nimm klein geſchnittene und geſtoßene virginianiſche Schlangenwurzel, ſechs Drachmen; Koche ſie in zwölf Unzen Waſſer bis zur Hälfte ein. Zu Ende des Kochens thue einen halben Scrupel von geſtoßener Coccinelle darzu. Seige es durch und löſe in dem Durchgeſeigten, wenn es

noch warm iſt, eine Unze guten Honig auf. Wenn es kalt geworden, thue eine halbe Unze vom theriakaliſchen Waſſer hinein. Von dieſem Tranke gieb zwey bis drey Löffel alle drey Stunden in bösartigen Fiebern den Schweiß zu befördern, die Verdickung des Blutes, ſo von kalten Giften entſteht, zu verhüten und den Gift aus dem Körper zu treiben.

Nimm virginianiſche Schlangenwurzel; peruvianiſche Giftwurzel; Vipernpulver, von jedem eine halbe Drachme. Vermiſche ſie. In hitzigen Fiebern, wider kalte Gifte, wie auch wider Wechſelfieber, in welchen man dieſes Pulver zu Anfang des Paroxyſmi geben muß.

Aus dieſer Wurzel wird eine Tinctur gemacht, welche in England die virginianiſche Tinctur genennt wird.

Nimm vom Pulver der virginianiſchen Schlangenwurzel zwo Unzen; von der Tinctura ſalis Tartari, ſechzehn Unzen. Vermiſche ſie und ziehe durch die Digeſtion eine Tinctur heraus.

Man braucht dieſe Wurzel im Pulvere epileptico Londinenſium, im Pulvere Comitiſſae Kanth ſeu de Chelis Cancrorum *Charas*.

Vier und dreyßigſter Artikel.

Von der Turbithwurzel.

Die Turbithwurzel, Turbith oder Turpethum ſcheint dem Dioſcorides und den alten Griechen unbekannt geweſen zu ſeyn. Die Araber ſind die erſten, welche Meldung von ihr gethan haben, ob ſie gleich über ihren Urſprung nicht gewiß ſind. Es iſt zum Erſtaunen, daß Serapio in dem Kapitel von der Turbithwurzel, die Hiſtorie des Tripolii aus dem Dioſcorides von Wort zu Wort abſchreibt, wozu er alsdann andre Beſchreibungen aus arabiſchen Schriftſtellern beyfügt, welche die wahre Turbithwurzel beſchreiben, ſo wie ſie Avicenna beſchreibt. Allein, daß die Turbithwurzel der Officinen und der Araber nicht das Tripolium *Dioſcoridis* ſey, iſt aus der Anmerkung des Matthiolus klar; nämlich, daß die Turbithwurzel, welche gemeiniglich gebraucht wird, weder einen Geruch habe, noch eine ſo große Schärfe zurücklaſſe, wenn man ſie gekoſtet hat.

Avicenna aber, nach der Erklärung des Salmaſius, ſagt, daß man unter dem Namen des Turbiths in den Officinen Stücken von Holz finde, welche bald dick bald dünn, aus Indien gebracht, aſchgrau und weiß, auswendig flach oder glatt, ohne Runzeln, innwendig ausgehöhlt, wie Stü-

cken von Rohr, leicht zu zerreiben wåren, und wenn man ſie zerrieben håtte, keine Nerven oder Fåden zurůckließen. Woraus es wahrſcheinlich iſt, daß Avicenna das indianiſche Turbith gekannt habe. Von dem Urſprunge deſſelben ſaget er nichts.

Meſue berichtet, das Turbith ſey die Wurzel einer milchigten Pflanze, deren Blåtter der Ferula ihren åhnlich, aber kleiner wåren. Eines, ſagt er, wåchſt in Gårten, das andre kömmt wild, und unter dieſen beyden Arten unterſcheidet er die große und kleine, die weiße, gelbe und ſchwarze. Allein, man weis nicht gewiß, welches dieſe verſchiedene Arten des Turbiths ſind. Meſue ſcheinet das indianiſche Turbith mit den andern Wurzeln aus dem Geſchlechte der Ferularum zu verwechſeln und dieſelben ohne Unterſchied zu gebrauchen.

Actuarius beſtimmt zwo Arten des Turbiths, vielleicht wegen ihrer Farbe, der weißen nåmlich und der aſchgrauen, die Avicenna dem Turbith zueignet: das eine iſt weiß, welches einige für das Alypum *Dioſcoridis* halten; das andre ſchwarz, von dem man glaubt, es ſey die Wurzel der Pitiuſae. Einige Neuere halten den Tithymalum Myrſinitem für das Turbith der Araber; andre die Scamoneam Antiochenam, noch andre verſchiedene Arten der Thapſiae. Endlich hat Garzias in den orientaliſchen Låndern die Wurzel gefunden und ihren Urſprung bekannt gemacht, welche tåglich in den Apotheken gebraucht und für das wahre Turbith gehalten wird; und eben dieſe Pflanze hat Paul Herrmann, der ſich um die

Bota-

Botanik ſehr verdient gemacht hat, in dem Catalogo Horti Lugduno-Batavi auf das genaueſte beſchrieben.

Es iſt alſo die Turbithwurzel Turpethum oder Turbith, *Off.* Terbadh, *Avicen.* Turbedh, *Arab.* Τȣρπεθ, *Graecor. recentior.* eine Wurzel oder die Rinde von einer Wurzel, von dem Marke getrennt, getrocknet, in längliche Stücken geſchnitten, fingerdick, harzig, auswendig braun oder aſchgrau, innwendig weißlicht, von Geſchmack etwas ſcharf und ekelhaft.

Man wähle die, welche ein wenig harzig iſt, friſch, auswendig aſchgrau, ohne Runzeln, innwendig weiß, nicht kariös, und auswendig nicht mit vielem Gummi oder Harz überzogen iſt. Denn die Betrüger pflegen dieſe Wurzel mit Gummi oder Harz auswendig zu beſtreichen, damit ſie recht gummös ſcheine.

Die Pflanze heißt Convolvulus Indicus, alatus, maximus, foliis Ibiſco non nihil ſimilibus, anguloſis, Turbith Officinarum, *H. Lugd. Bat. Catal.* Turpethum repens, foliis Althaeae, vel Indicum, *C. B. P.*

Ihre Wurzel breitet ſich in der Erde beynah zwo Ellen tief aus und iſt daumensdick und drüber, holzig, in etliche Aeſte getheilt, mit einer dicken und braunen Rinde bedeckt. Wenn dieſe zerriſſen wird, läßt ſie einen milchigten Saft fließen, welcher klebricht iſt, und, ſo bald er trocknet, zu einem blaßgelben Harze wird; von Geſchmack anfangs ſüßlich, hernach beißend und Brechmachend.

Aus dem obern Theile dieſer Wurzel wachſen äſtige Ranken, mit vier Randblättern verſehen, auf verſchiedene Weiſe gewunden, nahe bey der Wurzel holzig, fingerdick und röthlich, übrigens aber grün, ſechs bis ſieben Ellen lang; einige von dieſen Ranken kriechen auf der Erde, andre winden ſich mit vielfachen Biegungen um die nahſtehenden Bäume und Sträucher. Sie ſind mit Blättern beſetzt, deren jedes einen ausgehöhlten und geflügelten Stiel hat; dieſe Blätter ſind der Althäa ihren ähnlich, weich, mit einer weißen und dünnen Wolle bewachſen, eckicht, am Rande gekerbt, ein wenig zugeſpitzt. Oben an den Zweigen entſtehen, aus den Achſeln der Blätter, Blumenſtiele, welche länger und ſtärker ſind, als der Blätter ihre; ſie haben weder Furchen noch Randblätter, und tragen drey oder vier längliche, zugeſpitzte Knoſpen, welche aus fünf kleinen, grünen, rothgeſtreiften, Blättern beſtehen. Aus jeder Knoſpe entſpringt eine einblätterige Blume, an Größe und Geſtalt der gemeinen Winde (Convolvulus) ähnlich, weiß, innwendig mit fünf blaſſen Staubgefäßen und einem Griffel, der in der Mitte auf dem Eyerſtocke ſteht. Wenn die Blume verblüht iſt, wird der Eyerſtock größer und verwandelt ſich in eine vierzellige Kapſel, worinnen vier, oben rundliche, unten eckige, ſchwärzliche Saamen, von der Größe eines Pfefferkorns, liegen.

Dieſe Pflanze wächſt häufig in Zeylan und Malabarien an ſchattichten, feuchten Orten, an

den

den Rändern der Gräben, an Zäunen und auf andern Feldern, die weit von dem Meere abliegen.

Man ſammlet zum Gebrauch in der Arzneykunſt nicht die Stengel, wie Garzias ſagt, ſondern die dicken Wurzeln, welche viel Milch und Harz enthalten. Diejenigen Wurzeln, die man zu uns bringt, werden in Guzurate, wo ſie im Ueberfluſſe wachſen, geſammlet.

In der chemiſchen Analyſi bekömmt man aus der Turbithwurzel außer einem ſauren und urinöſen Phlegma, eine große Menge flüchtiges feſtes Salz, Oel und Erde. Vermittelſt des Waſſers zieht man ein gummöſes Extract in ziemlicher Menge heraus, und mit Weingeiſt etwas Harz. Ueberdies färbt die Infuſion der Turbithwurzel das blaue Papier roth: woraus zu ſchließen iſt, daß die Kraft der Turbithwurzel von einem Gummiharze herrührt, welches aus einem ammonikaliſchen Salze mit einem dicken Oele verbunden, zuſammengeſetzt iſt.

Sie wird für ein wirkſames Mittel gehalten, die dicken und zähen Säfte aus den äußerſten Theilen des Körpers abzuführen, ſo, daß man im Sprüchworte ſagt: **Was der Lerchenſchwamm nicht abführt, das führt die Turbithwurzel ab; was die Turbithwurzel nicht fortſchafft, das ſchaffen die Coloquinten fort.** In langwierigen Krankheiten, beſonders in den kalten, wird ſie ſehr angeprieſen, vornehmlich aber in der Gicht, Lähmung und Waſſerſucht. In Subſtanz giebt man ſie von funfzehn Gran bis zu einer Drachme,

me, und in der Infuſion von anderthalb bis zu drey Drachmen.

Man macht auch ein Extract mit Wein daraus und ein Harz mit ſpiritu vini; ſie werden aber ſelten gebraucht. Das Extract giebt man von einem Scrupel bis zu einer halben Drachme, und das Harz bis zu funfzehn Gran.

Einigen iſt dieſe Wurzel verdächtig, weil ſie Bauchgrimmen verurſacht, dem Magen ſchadet und den Körper mager macht. Allein dieſe Fehler kann man durch aromatiſche und magenſtärkende Arzneyen, als durch Ingwer, Zimmet, Würznelken, Maſtix und Zucker verbeſſern.

Außer dem verſchreibt man ſie auch ſelten allein, weil ſie ſehr langſam wirkt. Deswegen vermiſcht man ſie mit andern purgierenden Arzneyen.

Nimm von gummöſer Turbithwurzel, zwo Drachmen; Sennesblätter, eine Drachme; Zimmet, einen Scrupel; guten Wein, ſechs Unzen. Infundire es die Nacht durch; das Durchgeſeigte gieb dem Kranken zu trinken.

Nimm Turbithwurzel, Hermodatteln, Jalappenwurzel, Sennesblätter, von jeden eine Drachme; verſüßtes Queckſilber, einen Scrupel; Scammoneum, einen halben Scrupel. Vermiſche es mit genugſamer Menge Rob von Attichbeeren (Rob Ebuli). Mache eine Lattwerge, welche in der Gicht und Waſſerſucht vortreffliche Dienſte thut. Die Doſis iſt anderthalb Drachmen.

Die

Die Turbithwurzel wird gebraucht im Electuario Diaturpethi, Diaphoenico, in der Benedicta laxativa, im El. Diacarthami, de Citro, Extracto Catholico *Sennerti*, Extr. panchymagogo *Croll.* in den Pilulis de Agarico, aggregativis ſeu polychreſtis, Cochiis, foetidis, tartareis *Quercetani*, im Pulvere arthritico *Paracelſi*.

Einige brauchen ſtatt der wahren Turbithwurzel, die Wurzeln etlicher andrer Pflanzen. Dergleichen ſind das Laſerpitium foliis latioribus lobatis, *Moriſ. Umbell.* quae Thapſia *Offic.* Apium Pyrenaicum Thapſiae facie, *Inſt.* & Thapſia ſive Turbith Garganicum ſemine latiſſimo, *I. B.* Allein, alle dieſe Wurzeln muß man verwerfen, weil ſie ſo heftig ſcharf ſind, daß ſie den Schlund und den Magen entzünden, und viel ſtärker purgieren als die Turbithwurzel.

Fünf und dreyßigſter Artikel.

Von der Zittwerwurzel und dem Zerumbeth.

Dioſcorides und Galen melden nichts weder von der Zittwerwurzel noch von dem Zerumbeth. Bey den Arabern waren dieſe Mittel ſehr im Gebrauche; allein, ſie haben dieſelben, wie viele andre, ſo kurz und undeutlich beſchrieben, und ihre Meynungen davon ſind ſo verſchieden, daß

daß ihre Schriften uns zu keiner Erläuterung der Hiſtorie dieſer einfachen Arzneyen dienen können.

Viele unter ihnen, als Serapio und Rhazes wollen, daß die Zittwerwurzel und das Zerumbeth einerley ſey. Avicenna unterſcheidet die Zittwerwurzel von dem Zerumbeth, und nimmt noch überdies von der erſtern zwo Arten an; eine, welche den Hohlwurzeln ähnlich iſt; die andre, welche mit dem Napell wächſt und deſſen Gegengift iſt; ſie heißt Bisbua ſeu Napellus Moyſi aut Anthora. Serapio ſagt, die Wurzeln des Zerumbeth, welches er durch Zedoaria (Zittwerwurzel) erklärt, wären der runden Hohlwurzel ähnlich, von Farbe und Geſchmack wie der Ingwer, und ſie würden aus China gebracht. Allein Avicenna, wenn er von dem Zerumbeth redet, ſagt, daß ſeine Wurzeln der Cyperwurz ähnlich ſind, doch größer und nicht ſo wohlriechend, aſchfarbig, und man bringe ſie aus China. Ebenderſelbe unterſcheidet noch das Zerumbeth und das Zarnab, oder er handelt davon als von verſchiedenen Dingen, welche Serapio mit einander vermengt. Es iſt alſo, nach dem Serapio, die Zittwerwurzel, das Zerumbeth und Zarnab eine und eben dieſelbe Sache.

Wenn nun die vornehmſten Schriftſteller unter den Arabern ſo ſehr verſchiedene Meynungen von dieſen Pflanzen haben, ſo würden wir uns vergebens bemühen, ſie aus ihren Schriften zu unterſcheiden.

Wir wollen alſo dieſe Streitigkeiten bey Seite ſetzen, und eine Beſchreibung von der Zittwerwurzel und dem Zerumbeth geben, ſo wie ſie heut zu Tage in den Officinen verkauft werden.

Man findet daſelbſt zwo Wurzeln unter dem Namen der Zittwerwurzel; eine lange und eine runde, die von einigen nur für verſchiedene Theile von einerley Wurzel gehalten werden.

Die lange Zittwerwurzel, Zedoaria longa, *Off.* iſt eine knollige, dichte, feſte Wurzel, zwey, drey bis vier Zoll lang, fingerdick, welche an beyden Enden eine ſtumpfe Spitze hat, auswendig aſchgrau, innwendig weiß, von ſcharfem bittern aromatiſchen Geſchmacke, von ſchwachem aber angenehmen Geruche; wenn ſie geſtoßen wird oder wenn man ſie kauet, riecht ſie ſehr angenehm, aromatiſch, faſt wie Campher.

Man wähle diejenige, welche groß, dicht, voll, ohne Runzeln iſt, von einer gleichſam fetten und ſchleimigen Subſtanz, welche ſich wegen ihrer Feſtigkeit etwas ſchwer zerbeißen läßt, am beſten riecht und keine Löcher hat.

Die runde Zittwerwurzel, Zedoaria rotunda, *Off.* iſt an Subſtanz, Schwere, Feſtigkeit, Geſchmack und Geruche der langen Zittwerwurzel völlig gleich: nur bloß an Geſtalt iſt ſie unterſchieden: denn ſie iſt rund, einen Zoll groß, ein wenig ungleich, und da, wo man die Zaſern abgeſchnitten hat, etwas hervorragend; bisweilen endiget ſie ſich in eine kurze Spitze, woraus ſie den

Keim zu treiben pflegt, wenn ſie noch in der Erde liegt.

Dieſe beyden Wurzeln werden aus China gebracht, wie Garzias und Paul Herrmann verſichern. Die runde findet man ſeltener in den Officinen als die lange; wir wiſſen aber nicht, von was für einer Pflanze dieſe Wurzeln kommen.

Samuel Dale glaubt nach dem Breyn und Rajus, daß es die Wurzeln einer Pflanze ſind, welche genennt wird: Malan-Kua, *H. Malab.* P. 11. 17. Bon-Tſiappo *Braman.* Colchicum Zeylanicum flore Violae, odore & colore Ephemeri, *Herm. Parad. Bat. Prod.* 304. Dieſe Wurzel iſt zwiebelartig, mit einer dicken Haut bedeckt, auswendig aſchgrau, innwendig weiß, dicht, wäßrig, mit vielen haarförmigen Zaſern beſetzt, fingerdick, mit vielen eyförmigen Zwiebeln, deren zwo und zwo in dreyfacher Reihe über einander hängen. Dieſe Zwiebeln ſind glatt, hin und wieder mit ſehr feinen Haaren verſehen, dicht, innwendig fett und ſchleimig, von Geruch und Geſchmack wie Ingwer, doch nicht ſo ſcharf. Aus dem oberſten Theile der Wurzel entſteht ein weißer und häutiger Kelch, wie im Safran, in welchem vier oder fünf Blumen enthalten ſind, mit langen Stielen, die unten aus dem Kelche entſtehen. Dieſe Blumen haben drey oder auch ſechs Blätter, deren drey einen Finger lang, einen Strohhalm breit ſind und die übrigen Blätter oder die Blume ſelbſt bedecken; wenn aber dieſe völlig aufgeſchloſſen iſt, beugen ſie ſich nach außen zurück:

zwey

zwey von den mittelſten ſind lang, ſchmal und ſpi⸗tzig, das dritte, welches ihnen gegen über ſteht, iſt zweyſpaltig, ſo, daß die Blume vierblätterig zu ſeyn ſcheinet; die Farbe dieſes Blattes iſt vermiſcht, aus blauen, rothen, weißen, purpurfarbigen und gelben: die beyden andern Blätter ſind größ⸗tentheils weiß, doch ſo, daß man, wiewohl mit Mühe, die nämlichen Farben darauf entdecken kann. Aus dem Grunde des Kelches entſteht ein einfacher purpurfarbiger Faden, welcher mit einer hornartigen und gelben Zunge hervorragt. Dieſe Blumen haben einen ſehr angenehmen Ge⸗ruch, welcher die Veilchen und Lilien übertrifft; ſie ſproſſen eher herfür als die Blätter, und wenn ſie abfallen, dehnt ſich der Kelch aus und wird zu einer Saamenkapſel. Die Blätter ſind eine Spanne lang, drey bis vier queer Finger breit, zugeſpitzt, glatt, hellgrün und hängen an einem dicken, kurzen Stiele, welcher mit ſeinem breiten und blätterigen Anfange den Stengel umfaßt, und ſich in einen, mitten durch das Blut laufenden Nerven endiget. Die Stengel ſind kaum eine halbe Elle hoch. Die Blätter ſchmecken und rie⸗chen wie Ingwer.

Herrmann nennet noch eine andre Art der Zitt⸗werwurzel in ſeinem Catalogo Horti Lugd. Bat. ſie heißt, Zedoaria Zeylonica Camphoram redolens, *Muſaei Zeylanici;* Harankaba *Zeylanenſium*, deren Blätter auf der untern Seite dunkel⸗roth ſind. Die Stiele der Blätter ſind rinnen⸗förmig ausgehöhlt, dunkelroth und etwas haarig

und entſtehen unmittelbar aus der Wurzel, nicht aus dem Stengel.

Die Zittwerwurzel, mit gemeinem Waſſer deſtillirt, giebt ein weſentliches dickes Oel, welches zuſammen bäckt und die Geſtalt des feinſten Camphers annimmt. Sie hat alſo ein weſentliches, ſehr feines Oel, mit einem ſauren, ſehr flüchtigen Salze verbunden, aus deren Verbindung dieſes campherartige Harz erwächſt, welches mit vieler Erde verhüllt iſt und wovon ihre Kraft herrühret.

Dieſe Wurzel iſt ein alexipharmacum, das iſt, ſie widerſteht dem Gifte, dem Biſſe giftiger Thiere und der Peſt. Sie treibt ſtarken Schweiß, zertheilt im kurzen Athem die ſtockenden Feuchtigkeiten und in der Engbrüſtigkeit den dicken und zähen Schleim, und befördert den Auswurf deſſelben. Den angehäuften Schleim, welcher ſich in dem Magen und den Gedärmen feſt ſetzt, zertheilt und verdünnet ſie; ſie treibt die Blähungen und hilft wider das davon entſtehende Bauchgrimmen. Sie ſtärkt den Magen und befördert die Verdauung der Speiſen; ſie hemmt das Brechen und den Durchfall, indem ſie die erſchlafften Eingeweide wieder befeſtigt und die zitternde Bewegung der Faſern ſtärker macht. Das Blut, welches faſt unkräftig und der Lebensgeiſter beraubt iſt, wird durch dieſe Wurzel wieder belebt und erquickt. Daher dienet ſie oft, ſo wie andre aromatiſche flüchtige Mittel, in ſcorbutiſchen Krankheiten, in Schlagflüſſen und Lähmungen. Doch muß man

ſich

ſich hüten, ſie nicht in hitzigen Naturen auf eine unvorſichtige Weiſe zu geben. Denn ſie trocknet die Faſern zu ſehr aus und verdickt die ſchon allzu dicken Säfte noch mehr; und folglich verſchlimmert ſie das Uebel oder verwandelt es in ein andres ärgeres.

Man giebt ſie in Subſtanz von ſechs Gran bis zu einer halben Drachme, oder in der Infuſion zu zwo Drachmen, mit Wein oder warmen Waſſer, wie Thee.

Nimm lange Zittwerwurz, wahre Akerwurz, von jeder eine halbe Drachme; Zimmet, einen Scrupel. Infundire es mit ſechs Unzen ſiedenden Waſſers. Der Kranke trinke das Durchgeſeigte mit Zucker.

Nimm Zittwerwurzel, Zucker, von jedem drey Drachmen; peruvianiſchen Balſam, zwölf Tropfen. Theile es in zwölf Pulver.

Nimm Zittwerwurz, Akerwurz, Galgant, Angelikwurz, Zimmet, von jedem eine Drachme; Würznelken, grauen Ambra, von jedem einen halben Scrupel; Roſenzucker, ſechs Drachmen. Mache ein magenſtärkend Pulver. Die Doſis iſt eine Drachme, in einem Glaſe Wein, vor oder bald nach dem Eſſen zu nehmen, die Verdauung der Speiſen zu befördern und die Blähungen und Colickſchmerzen zu dämpfen.

Nimm vom Pulver der Zittwerwurzel, ſieben Gran; Citronenſaft, einen Löffel; von Schwefel-Saurem, zween Tropfen. Gieb es dem Kranken, den Ekel und das Brechen zu dämpfen.

Nimm Zittwerwurz, drey Drachmen; florentiniſche Veilchenwurz, zwo Drachmen. Infundire ſie mit ſechs Unzen gutem Wein die Nacht über. Seige es durch; der Kranke nehme einen oder zween Löffel dann und wann, den Auswurf aus der Bruſt zu befördern.

Nimm Zittwerwurz, Biebergeil, virginianiſche Schlangenwurz, kleine Baldrianwurz, von jedem eine Drachme; Spirit. C. C. ſuccinat. ſo viel genug iſt. Ziehe eine Tinktur heraus, welche in hyſteriſchen Zufällen vortrefflich iſt, von einem bis zu zehn Tropfen in einem dienlichen vehiculo zu nehmen.

Man bereitet aus der Zittwerwurzel eine Tinctur und ein Extract mit Weingeiſt oder mit Weine.

Die friſche Wurzel pflegt mit Zucker überzogen zu werden und dient zur Stärkung des Magens. Man braucht ſie im Aceto Theriacali, in der Aqua prophylactica *Sylvii de le Boe.* Aqua vitae regia *Charas*, Aqua generali, ſeu Elixir. vitae maximo *Matthioli*, Aqua imperiali *Londinenſ.* im Pulvere lactificante *Charas*, und Philonio Romano.

Das Zerumbeth, Zerumbeth, *Offic.* Zerumbeth, *Garz.* iſt eine knollige, gegliederte, ungleiche, Daumens- und bisweilen Armsdicke Wurzel, ein wenig gedrückt, weißlich oder gelblich, von Geſchmack ſcharf, bitterlich, aromatiſch, wie der Ingwer; von Geruch angenehm. Man findet ſie ſehr ſelten in den Officinen.

Die

Die Pflanze heißt Zingiber latifolium ſylveſtre, *Herman.* Zerumbeth, *Garz.* Walinghuru ſive Zingiber ſylveſtre Zeylanenſibus, *Hort. Lugd. Bat. Catal.* Kua, *Hort. Malab.* Paco-Ceroca Braſilienſibus, *Piſon. & Marcgrav.* Zingiber ſylveſtre majus, fructu in pediculo ſingulari Sloane, *Raii Hiſtor.*

Ihre Wurzel iſt der Wurzel des Rohres völlig ähnlich, doch von feinerer Subſtanz, röthlich, mit langen und etwas dicken Zaſern beſetzt; ſie treibt einen einzigen Stengel, ungefähr fünf Fuß hoch, einen Zoll dick, rund, welcher aber nur aus den Blätterſtielen beſteht, die einander umſchlingen. Die Blätter ſind neun oder zehn an der Zahl, wechſelsweiſe geſtellt, häutig, an Geſtalt, Dicke und Größe des gemeinen Cannacori ſeinen ähnlich, am Rande wellenförmig, mit einem röthlichen Streifen eingefaßt, unten hellgrün, oben aber dunkelgrün und glänzend. Aus eben der Wurzel und nahe bey dieſem Stengel kommen noch andre kleine Stengel, ſcharlachroth, ungefähr anderthalb Fuß hoch, vier Zoll dick, und mit einigen ſpitzigen und ſchmalen Blättchen umgeben; aus deren Achſeln einzelne rothe Blumen entſtehen, welche Aehren- oder Pyramidenförmig geſtellt ſind, und gleichſam aus dreyen übereinander gewachſenen Röhren beſtehen. Dieſe ſind in zween Theile geſpalten, und aus ihrem Grunde wächſt ein dickes und gelbes Blättchen mit zwoen blaßen Spitzen. Der Kelch trägt einen langen dünnen, weißen Stempfel mit einer rothen Spitze,

und verwandelt ſich in eine eyförmige Frucht, von der Größe einer Pflaume, fleiſchig, von außen roth, innwendig voll von einem rothen Safte; dieſe Frucht ſpringt oben in drey Theile auf, und enthält viele, rothe, glänzende, harte Saamen, die in einem zaſerigen Fleiſche liegen.

Dieſe Pflanze wächſt gern in feuchten Wäldern und am Ufer der Flüſſe; ihre Früchte ſind für das Rindvieh und andre Laſtthiere eine angenehme Nahrung; ſie wächſt häufig in der Inſel St. Vincent in derjenigen Gegend, welche die Charaiben Olaiou nennen. Aus dem Safte der Früchte wird eine ſchöne Violetfarbe gemacht, welche auf Leinwand oder Seide unverlöſchlich bleibt, wenn ſie damit gefärbt werden. Plum. Mſſ.

Unter den Proben, woraus man ſieht, daß dieſe Wurzel viel flüchtiges, öliges, aromatiſches Salz enthält, iſt die Deſtillation eine der vornehmſten. Denn ſie giebt aus dem Kolben ein wohlriechendes Waſſer mit vielem Oele, worinnen, wenn die Wurzel friſch deſtillirt wird, ein wenig flüchtiges Salz ſchwimmt, wie Schnee oder Campher. Wenn dieſes Salz in Weingeiſt aufgelöſt und mit Confituren, Lattwergen und andern dergleichen gehörig vermiſcht wird, ſo dienet es wider die ſauren Unreinigkeiten des Magens, wider Blähungen und Schmerzen. Eben dieſes wirkt der aus der friſchen Wurzel gepreßte Saft, welcher zugleich einige gelinde Stühle verurſacht.

Die trockene und zu Mehl geriebene Wurzel verlieret viel von ihrer Schärfe. Deswegen

macht

macht man Brod daraus, welches die Indianer in der Theurung zur Nahrung gebrauchen. Der Schleim, welcher zwiſchen den Schuppen des Knollens iſt, hat etwas von der Kraft dieſer aromatiſchen Wurzel und wird deswegen in Schwachheit und Schmerzen des Magens für ſehr zuträglich gehalten.

Sechs und dreyßigſter Artikel.

Von dem Ingwer.

Der Ingwer, Zingiber ſive Gingiber, *Offic.* Σιγγίβερις, *Dioſc. & Gal.* Zimpiperi & Zingiberi, *Plin.* franz. Gingembre; iſt eine knollige, knotige, äſtige, etwas gedrückte Wurzel, von etwas zaſeriger Subſtanz, blaß oder gelblich, mit einer dünnen bräunlichen Haut bedeckt, deren man die Wurzel, wenn ſie noch friſch iſt, zu berauben pflegt, ehe ſie zu uns gebracht wird; von Geſchmack ſehr ſcharf, brennend und aromatiſch, wie der Pfeffer; von Geruch ſehr ſ angenehm. Man bringt ſie uns aus China, Malabarien und aus der Inſel Ceylan, wie auch aus einigen amerikaniſchen Ländern. Die chineſiſche hat eine weniger zaſerige Subſtanz und wird für die beſte gehalten.

Man wählt diejenige, welche friſch, weiß oder blaß und wohlriechend iſt: man verwirft die, wel-

che von Würmern angefreſſen, ſtaubicht iſt, und die mit Bolus oder Kreide überzogen worden, um die Löcher auszufüllen, welche die Würmer gemacht haben: denn dieſen iſt ſie ſehr unterworfen.

Die Pflanze heißt, Zingiber anguſtiori folio, foemina utriusque Indiae alumna, *Plukn. Almag. p. 397.* Iris latifolia tuberoſa, Zingiber dicta flore albo, *H. Oxon.* Mangaratia, *Piſon.* Gingibil, *Bont.* Chilli Indiae Orientalis, ſeu Zingiber foemina, *Hernand.* Inſchi vel Inſchi-Kua, *Hort. Malab.*

Die Wurzel, ſagt Plümier in ſeinem Manuſcript, iſt des Rohres ſeiner ähnlich, zart, ſchuppig, innwendig weiß, auswendig blaß und röthlich und hat einen ſehr ſcharfen Geſchmack. Sie treibt drey oder vier runde, eines halben Fingersdicke Stengel, die nahe an der Wurzel gleichſam aufgeſchwollen und roth, übrigens aber ganz grün ſind. Einige von dieſen Stengeln haben Blätter, andre endigen ſich in eine ſchuppige Keule; die erſtern ſind ungefähr zween Fuß hoch, und beſtehen bloß aus den um einander geſchlungenen Blättern. Die Blätter ſind in großer Anzahl, wechſelsweiſe, ausgedehnt, des Rohres ſeinen ähnlich, doch kleiner und weicher, ungefähr einen halben Fuß lang, zugeſpitzt, aufs höchſte etwas über einen Zoll breit, wo ſie am breiteſten ſind; glatt, hellgrün und mit einem unten hervorragenden Nerven verſehen. Die andern Stengel, ſo ſich in eine Keule endigen, ſind kaum einen Fuß hoch und werden mit kleinen grünen Blättern bedeckt, deren Spitze roth iſt.

iſt. Die Keule, welche oben auf jedem dieſer Stengel ſteht, iſt aus goldgelben oder grünen und weißen Schuppen zuſammengeſetzt. Aus dieſen Schuppen entſpringen Blumen, die den Blumen unſrer Orchidum ähnlich ſind, aus ſechs ſpitzigen Theilen zuſammengeſetzt und offen, theils blaß, theils dunkelroth, und gelb gefleckt. Aus ihrer Mitte entſteht ein ſehr dünner kurzer und weißer Stempfel, mit einer weißen und gebogenen Spitze, deren Ende roth iſt; der Eyerſtock verwandelt ſich in eine häutige, längliche, dreyeckige, dreyzellige, dreyklappige Frucht, worinn viele Saamen liegen. Dieſe ſchuppige Keule hat einen ſehr durchdringenden Geruch, und die Blumen, ſo daraus entſpringen, dauren kaum einen halben Tag und ſchließen ſich nach und nach auf. Die Pflanze wächſt nur in Gärten, wo man ſie cultivirt.

Man ſäet ſie oder verpflanzt ihre Wurzel in ein fettes und feuchtes Erdreich, in allen Provinzen beyder Indien. In Amerika ſcheinet ſie nicht zu Hauſe zu ſeyn; man hat ſie aber aus Oſtindien oder aus den philippiniſchen Inſeln nach neu Spanien und Braſilien gebracht.

Es giebt noch eine andre Pflanze, mit Namen, Zingiber ſylveſtre mas, *Piſon. Mantiſſ. arom.* Anchoas ſeu Zingiber mas, *Hernand.* Katou-Inſchi-Kua, *Hort. Malab.* welche von der vorhergehenden wenig unterſchieden iſt. Ihre Blätter ſind etwas breiter und rauher, die Wurzeln gröſſer, und ihr Geruch iſt nicht ſo ſtark, auch der

Geſchmack nicht ſo brennend und aromatiſch; weswegen man ſie nicht ſo hoch ſchätzt.

Die Wurzeln des Jngwers werden alle Jahre geſammlet, wenn die Blumen verwelkt ſind. Man nimmt ihnen die äußere Rinde ab und wirft die Wurzeln alsdann in Salzwaſſer. Wenn ſie darinnen eine oder zwo Stunden macerirt worden, ſetzt man ſie eben ſo lange den Sonnenſtralen aus: hernach legt man ſie an einen bedeckten Ort über geflochtene Matten, bis alle Feuchtigkeit herausgezogen iſt.

Die Indianer bedienen ſich der Blätter vom Jngwer zu ihren Brühen und Salaten. Sie eſſen auch die grünen Wurzeln nebſt andern Pflanzen klein geſchnitten, mit Oel, Salz und Eßig, als einen Salat. Man überzieht ſie auch mit Zucker und ißt ſie alsdenn nach der Mahlzeit zum Confect.

Der Jngwer giebt durch die Deſtillation ein weſentliches, unangenehmes und ſehr ſcharfes Oel: er enthält ein flüchtiges öliges Salz, welches voll von einem feurigen Principio iſt, wovon er ſeinen Geſchmack und Geruch und ſeine Kräfte erhält.

Galen urtheilet, der Jngwer habe nicht ſo feine Theile, als der Pfeffer, weil ſeine Hitze, ob ſie ſchon eben ſo ſtark iſt, ſich nicht gleich anfangs durch den Geſchmack empfinden läßt: allein ſie dauret länger als des Pfeffers ſeine; woraus er ſchließt, daß die Subſtanz des Jngwers gröber und feuchter ſey.

Dioſco-

Dioſcorides ſchreibt, daß der Ingwer den Leib ein wenig erweiche. Dieſes iſt wahr, wenn man die jungen und friſchen Wurzeln ißt; denn die alten trocknen vielmehr und verſtopfen den Leib.

Der friſche Ingwer wird von den Indianern für ein vortreffliches Mittel wider Kolikſchmerzen, Lienterie, Milchſtühle und langwierige Durchfälle gehalten, die von Erkältung entſtehen; wie auch wider Blähungen, Bauchgrimmen und andre dergleichen Zufälle.

Sowohl der friſche als der getrocknete Ingwer ſtärkt den Magen und befördert die Verdauung: er vertreibt die Aufblähung des Magens und der Lungen, indem er die überflüßigen Feuchtigkeiten verzehrt. Er dienet das Gehirn zu ſtärken, das Gedächtniß und Geſicht zu ſchärfen, wenn die Schwäche der Augen von allzu vieler Feuchtigkeit herrührt; er treibt die Blähungen und reizt zur Liebe. Man vermiſcht ihn als ein alexipharmacum mit den Gegengiften, und öfters auch mit Purgiermitteln, ihre Wirkung zu vermehren, oder ihre ſchädliche Eigenſchaft zu dämpfen.

Man muß aber allezeit die Vorſichtigkeit brauchen, daß man denen, ſo hitziges Blut haben, ſie mögen geſund oder krank ſeyn, den Ingwer ſehr ſelten gebe, weil er ſowohl friſch, als trocken oder mit Zucker überzogen, das Blut erhitzt und die Oeffnungen der Blutadern erweitert. Ferner muß man ihn melancholiſchen Perſonen nicht in ſtarker Doſi geben; weil er, wie Herrmann ſagt,

die Säfte, welche bisweilen ſchon allzu dick ſind, noch mehr verdickt und ſtockend macht.

Man kann ihn in Subſtanz von fünf bis zu funfzehn Gran geben; es geſchieht aber ſehr ſelten wegen ſeiner heftigen Schärfe; in der Infuſion und im Decocte giebt man ihn von einer halben Drachme bis zu einer halben Unze; mit Zucker überzogen von einer Drachme bis zu einer Unze.

Nimm, von condirtem Ingwer, eine halbe Unze; Conſerve von rothen Roſen; condirte Limonienrinde, von jeder zwo Unzen; Extract von Wacholderbeeren, eine halbe Unze; Zimmet, Muskatennuß, von jedem anderthalb Drachmen; Syrup von Citronenſchalen oder von Quitten, ſo viel genug iſt. Vermiſche es, mache eine Latwerge, zu zwo Drachmen bald nach dem Eſſen zu nehmen, um die Verdauung zu befördern.

Der Ingwer wird gebraucht, in Theriaca *Androm.* Mithridatio *Damocratis*, Diaſcordio *Fracaſtorii*, Electuario diaſatyrio, diaphaenico, Benedicta laxativa, El. Caryocoſtino, Confectione Hamech, Electuar. diacarthami, de Citro, Trochiſcis de Agarico, Alhandal, Pilulis foetidis, polychreſtis.

Das zweyte Kapitel.

Von den Rinden.

Erſter Artikel.

Von dem Zimmet.

Wenn die Worte Caſſia und Cinnamomum bey den Alten nicht eine und ebendieſelbe Sache bedeutet haben, ſo zeigen ſie doch wenigſtens zwo einander ſehr ähnliche und verwandte Sachen an. Die alten Griechen unterſcheiden zwey Hauptgeſchlechter der Caſſie; eines, welches ſie *Κασίαν συρίγγα*, oder *συρίγγίδα* nennen; das andre, welches viele Zweige hat, und von einigen *Ξυλικὴ Κασία* oder *Ξυλοκασία* genennt worden.

Das, was ſie *Κασία σύριγξ* nennten, beſtund aus einer bloßen rohrförmig gewundenen Rinde; daher kömmt der Name *Ξυλοκασία* oder *ξυλικὴ Κασία*. Die Caſſia lignea beſtund aus holzichten Zweigen, welche noch mit ihrer Rinde bedeckt waren, und ſie wird vom Dioſcorides auch *Βλαστός μοσυλιτης*, das iſt, moſylitiſcher Zweig, genennt.

Die Caſſia ſyrinx oder Caſſia fiſtula war ſehr bekannt, wohlfeil und von gemeinem Gebrauche, wie Galen berichtet; es war eben diejenige, welche

ſowohl

ſowohl von dem ältern als dem jüngern Andro-machus zur Compoſition des Theriaks verlangt wurde. Alle die andern Arten der Caſſiae oder Xylo-caſſiae waren ſeltener, deren viele vom Galen angeführt werden; nämlich, ἀσύφη, μωτὼ, γίζειρ, von der er ſagt, ſie ſey dem Zimmet völ-lig ähnlich, zweigicht, oder habe volle Röhren, ἄραβω und Δαφνῖτις.

Es ſind aber auch viele Arten vom Zimmet, die wenig von einander unterſchieden ſind, näm-lich, der moſylitiſche, Μόσυλον, welcher der beſte iſt, ſchwärzlich oder grau, glatt, mit dünnen Zwei-gen und häufigen Knoten verſehen, ſcharf, beiſ-ſend, erhitzend und etwas ſalzig: hernach der Berg-zimmet, ὀρεινον; der ſchwarze, μελαν; der weiße, λευκὸν; der röthliche, ὑπό κιῤῥον, welchen man noch das Xylo-Cinnamomum und den falſchen Zimmet, Pſeudo-Cinnamomum beyfügt.

Was für einen Unterſchied auch die alten Grie-chen unter der Caſſie und dem Zimmet machen gewollt, ſo liegt er doch nur bloß darinn, daß der Zimmet angenehmer und aromatiſcher riecht und ſchmeckt, als die Caſſienröhre und die Caſſien-rinde.

Und in der That bemerkt Galen, daß die beſte Caſſie von dem ſchlechteſten Zimmet wenig unter-ſchieden ſey, und daß man ſie ſtatt des Zimmets brauchen könne, aber in doppeltem Gewichte.

Auch die Schriften der Araber, bey welchen die Griechen glaubten, daß die Caſſie und der Zimmet wüchſen,

wüchſen, können uns zu keiner Erläuterung der Hiſtorie dieſer Arzneyen dienen.

Denn Avicenna nennt die Caſſie des Dioſcorides Selicha, welches Wort von dem arabiſchen Selach herkömmt, ſo eine Rinde bedeutet; wofern man es nicht lieber von dem griechiſchen ξυλικὴ ableiten will. Alles aber, was von der Caſſie des Dioſcorides geſchrieben worden, das lieſet man faſt auch unter dem Titel Selicha, welches die Ausleger der Araber durch unſre Caſſienrinde überſetzen, vielleicht unrecht. Avicenna hat den Zimmet unter dem Namen Dar Sini abgehandelt, und alles, was Dioſcorides von dem Zimmet geſagt, in ſeine Sprache Wort für Wort überſetzt. In dem Kapitel aber, wo er alle Unterſchiede des Zimmets mit den Worten des Dioſcorides angeführt hat, nennt er dasjenige auf arabiſch Kerfa, was bey dem griechiſchen Schriftſteller Xylo-Cinnamomum heißt. Vielleicht iſt das Wort Kerfa von dem griechiſchen Κάρφη hergeleitet, welches einen Zweig bedeutet, ſo wie Dar Sini einen chineſiſchen Zweig bedeutet.

Itzt aber müſſen wir unterſuchen ob die Caſſie und der Zimmet der Alten eine und ebendieſelbe Sache mit unſerm Zimmet, franzöſiſch, Canelle, oder ob es verſchiedene Sachen ſind? Hierüber giebt es einen großen Streit unter den Schriftſtellern.

Viele, unter welchen Matthiolus iſt, glauben, die Caſſie des Dioſcorides ſey unſer Zimmet; und dies iſt nicht ohne Grund, wie aus der Beſchrei-

ſchreibung des Dioſcorides und Galens erhellet. Sie glauben ferner, daß der Zimmet der Alten uns itzt völlig unbekannt oder verlohren ſey. Andre muthmaßen mit dem Dodonäus, der Zimmet der Alten ſey nichts anders geweſen, als die kleinen Zweige des Baumes, welcher die Würznelken trägt; und dieſes iſt nicht ohne allen Grund; da die Beſchreibung des moſylitiſchen Zimmets, aus dem Dioſcorides und Galen, mit den dünnen Zweigen oder Ruthen dieſes Baumes überein zu kommen ſcheinet. Allein, es iſt doch nicht wahrſcheinlich, daß die Würznelken, die ſo aromatiſch und vortrefflich ſind, ſolchen Leuten unbekannt geweſen, die beſtändig um dieſe Bäume waren, vornehmlich die Kaufleute, welche aus Gewinnſucht die kleinen Zweige mit ſo großer Sorgfalt ſammleten.

Andre glauben, die Caſſie und der Zimmet der Alten wären eine und eben dieſelbe Sache, oder ſie kämen von einem Baume; nur mit dieſem Unterſchiede, daß die Caſſie die vom Holze getrennte Rinde, der Zimmet aber die kleinen und noch ganzen Aeſte eben deſſelben Baumes geweſen wären: welches mir ſehr wahrſcheinlich vorkömmt. Denn Dioſcorides verſichert, daß der Zimmet einige Aehnlichkeit mit der moſylitiſchen Caſſie habe; und Galen ſagt, daß der Zimmet ſeiner Natur nach der beſten Caſſie, welche die Barbarn Gizi nennen, ähnlich ſey. Ferner erzählt Galen, er habe einige Zweige von der Caſſie geſehen, welche die Höhe eines Strauches gehabt hätten und dem

Zimmet

Zimmet dem Anſehen nach völlig ähnlich geweſen wären, ſowohl an Feinheit ihrer Rinde, als auch an Geſchmack und Geruch, welches die gewiſſeſten Kennzeichen ſind, wodurch ſich der Zimmet unterſcheidet. Ueberdies, da Theophraſt und andre Alten ſchreiben, daß von dem Zimmet nur bloß die Rinde nützlich ſey; ſo glaube ich, man könne daraus wahrſcheinlich ſchließen, daß unſer heutiger Zimmet oder die gemeine Canelle, der Zimmet der Alten und ihre Caſſie einerley ſey, und daß ſo viele Arten des Zimmets, der Caſſie und Xylo-Caſſie von einander nicht unterſchieden ſind, als durch den Ort wo ſie wachſen und woher man ſie bringt. Denn vor Zeiten brachte man uns die ganze Pflanze oder ganze Zweige davon (die Rinde nämlich mit dem Holze) unter dem Namen des Zimmets, und unter dem Namen der Caſſie die Rinde allein, von dem Holze getrennt. Da man aber gewahr wurde, daß das Holz ganz unnütz ſey, ſo brachte man bloß die Rinde und ließ das Holz weg; und dieſe Gewohnheit iſt bis auf den heutigen Tag beobachtet worden. Es war auch kein geringer Unterſchied unter dieſen Gewürzen in Anſehung der Luft und des Erdreichs. Denn man bemerkt noch itzt, daß eben dieſelbe Art des Zimmetbaums nach der Verſchiedenheit der Länder auch eine verſchiedene Rinde giebt. Denn anders iſt der Zimmet aus Zeylan, anders aus Malabarien und aus Java; anders iſt der cultivirte, anders der wilde. Ja ſelbſt nach dem verſchiedenen Alter der Bäume, und nach den verſchiedenen Theilen eben deſ-

ſelben Baums, wovon die Rinde genommen wird, entſteht einiger Unterſchied. Der Zimmet von einem jungen Baume unterſcheidet ſich von dem, der von einem alten kömmt; die Rinde des Stammes iſt von der Aeſte ihrer und die Rinde der Wurzel von beyden unterſchieden.

Alles, was die Alten von dem Urſprunge der Caſſie und des Zimmets geſchrieben haben, iſt entweder fabelhaft oder ungewiß. Denn man holte vor Zeiten dieſe Gewürze durch einen ſo langen und beſchwerlichen Weg, daß es den Alten gar nicht leicht geweſen iſt, eine vollkommene Kenntniß davon zu erlangen. Weil aber dieſe Gewürze ſehr theuer und die Gewinnſucht groß waren, ſo erzählten die Kaufleute allerhand Fabeln von dem Urſprunge dieſer Waaren, und von der Beſchwerlichkeit ſie zu ſammlen, um den Preiß derſelben dadurch zu erhöhen. Wir übergehen alſo dieſe Erdichtungen mit Stillſchweigen und wenden uns zur Geſchichte unſers Zimmets oder der gemeinen Canelle.

Der Zimmet, Cinnamomum ſive Canella vulgaris, *Off.* iſt eine Rinde, von der Dicke eines Kartenblattes oder auch zuweilen zwo Linien dick, in kleine Röhren gewunden, die eine halbe oder ganze Elle lang und meiſtentheils fingerbreit ſind, holzig, zaſerig und zerbrechlich, bisweilen runzlicht, bisweilen glatt, gelbröthlich oder Eiſenroſtfarbig; von Geſchmack ſcharf, durchdringend, doch ſehr angenehm, aromatiſch, ſüßlich; von Geruch lieblich und ſehr durchdringend.

Es

Es iſt die zwote und innere Rinde des Baumes, welcher genennt wird, Cinnamomum ſive Canella Zeylanica, *C. B. P.* Laurus Zeylanica baccis calyculatis Hermanni, *Rai. Hiſt.* Caſſia cinnamomea, *H. Lugd. Bat.* Canella quae Cuurdo, *Piſon. M. arom.* Arbor Canellifera Zeylanica, cortice acerrimo ſeu praeſtantiſſimo, qui Cinnamomum Officinar. *Breyn. 2. Prodr.* (Cinnamomum foliis latis, ovatis, frugiferum, *Burm. Theſ. Zeyl. pag. 62. Tab. 27.* Laurus foliis oblongoovatis, trinerviis, nitidis, planis, *Linn. H. Cliff. 154.*)

Die Wurzel dieſes Baumes iſt dick, in viele Aeſte getheilt, zaſerig, hart, mit einer Rinde bedeckt, die auswendig aus dem rothen ins aſchgraue fällt, innwendig röthlich iſt und einen campherähnlichen Geruch hat. Das Holz dieſer Wurzel iſt hart, weißlicht und ohne Geruch. Der Stamm ſteigt zwölf bis funfzehn Ellen hoch und iſt ſowohl als ſeine Aeſte und Zweige mit einer anfangs grünen und hernach rothen Rinde bedeckt; von Geſchmack, wenn ſie noch grün iſt, ſchwach; iſt ſie aber getrocknet, ſüßlich, ſcharf, aromatiſch und ſehr angenehm. Dieſe friſche Rinde, wenn ſie von ihrer grauen und ungleichen Schale gereiniget, zu gehöriger Zeit abgenommen und in der Sonne getrocknet worden, wird Zimmet genannt. Das Holz iſt inwendig hart, weiß und ohne Geruch. Die Blätter ſind bald Paarweiſe, bald einzeln, den Lorbeer- oder Citronenblättern ähnlich, über eine flache Hand lang, glatt, glänzend,

eyförmig, zugeſpitzt; wenn ſie jung ſind, leberfarbig; je älter ſie ſind, deſto trockner, oben dunkel-grün, unten heller. Ihr Stiel iſt dick, einen halben Zoll lang, geſtreiſt, und endiget ſich in drey, durch die Länge des Blattes laufende Nerven, die auf beyden Seiten hervorragen und einige Seitenadern abſchicken. Ihr Geſchmack und Geruch iſt dem Zimmet ähnlich, durch welches Kennzeichen ſie von dem indianiſchen Blatte (Malabathrum) vornehmlich unterſchieden werden. Die Blumen ſind klein, ſternförmig, ſechsblättrig, weißlicht; ſie entſtehen Büſchelweiſe an dem Ende der Zweige, auf hellgrünen Stielen, und haben einen angenehmen Geruch, faſt wie die Mayblumen, (Lilium convallium) in der Mitte der Blume iſt ein kleiner herzförmiger Körper befindlich, welcher aus einer doppelten Reihe von Staubgefäßen beſteht, mit einem grünen und oben ſchwarzen Stempfel, der ſich in eine länglichrunde Beere verwandelt, die vier bis fünf Linien lang, glatt, anfangs grün, hernach bläulich braun und mit weiſſen Punkten gefleckt iſt und einem etwas tiefen Kelche feſt anhängt, welcher ein wenig dick, grün, in ſechs Spitzen getheilt iſt. Sie enthält unter einem grünen, ſchleimigen, anziehenden, etwas ſcharfen und aromatiſchen Fleiſche eine dünne und zerbrechliche Schale, die einen länglichrunden, ſcharfſchmeckenden, fleiſchfarbigen oder ein wenig purpurfarbigen Kern bedeckt. Dieſer Baum wächſt in der Inſel Zeylan, wo er in den Wäldern und Hecken eben ſo gemein iſt, als bey uns der Haſelſtrauch.

Der

Der Zimmet der Officinen iſt die Rinde, welche von den kleinen dreyjährigen Bäumen genommen worden. Man pflegt ſie im Frühling oder im Herbſt abzuſchälen, zu der Zeit, wenn ein häufiger Saft zwiſchen der Rinde und dem Holze bemerkt wird. Hierauf reinigt man die abgeſchälte Rinde von der äußern grauen, dünnen und ungleichen Schale, ſchneidet ſie in lange Stücken und legt ſie an die Sonne; und indem ſie trocknet, rollt ſie ſich ſelbſt in Röhren zuſammen, wie wir ſie ſehen. Zu dieſer Abſchälung wählt man vornehmlich die Frühlingszeit, wenn die Bäume anfangen zu blühen. Nachdem die Rinde abgeſchält worden, bleibt der Baum zwey bis drey Jahre bloß; endlich aber bekömmt er wieder eine neue Rinde, die man aufs neue abſchält.

Man wählt den Zimmet, welcher aus dem gelben ins hellrothe fällt, wohlriechend, aromatiſch iſt, einen ſcharſen und dennoch etwas ſüßlichen und lieblichen Geſchmack hat. Seine ganze Kraft liegt in der ſehr dünnen innwendigen Haut dieſer Rinde; indem man, wie Herrmann verſichert, aus einem Pfunde dieſer dünnen Haut eine größre Menge Oel erhalten hat, als aus ſechs Pfunden von der ganzen Rinde.

Die Verſchiedenheit der wohlriechenden Oele, welche aus dieſem Baume gezogen werden, iſt gewiß wundernswürdig. Deſtillirt man die Rinde, wenn ſie noch friſch iſt, ſo giebt ſie viel Oel; wenn ſie aber alt iſt und lange gelegen hat, giebt ſie ſehr wenig. Man zieht aber zweyerley Oel heraus;

eines, ſo im Waſſer zu Boden ſinkt; das andre, ſo auf dem Waſſer ſchimmt. Dieſes iſt blaß, jenes gelblich und röthlich; beyde ſind klar, und haben einen ſehr lieblichen Geruch, und ſehr ſcharfen beißenden Geſchmack. Aus der Rinde der Wurzel zieht man durch die Deſtillation ein Oel und ein flüchtiges Salz, oder einen Campher. Das Oel iſt leichter als das Waſſer, klar, gelblich, ſubtil, und verfliegt bald in der Luft; von Geruch ſtark, angenehm und hält die Mitte zwiſchen dem Campher und Zimmet; von Geſchmack ſehr ſcharf. Der Campher des Zimmets iſt ganz weiß und übertrifft den gemeinen Campher weit an lieblichem Geruche; er iſt ſehr flüchtig und verfliegt ſehr leicht, fängt bald Feuer und läßt, nachdem er verbrannt iſt, keine Unreinigkeit zurück.

Das Oel, ſo aus den Blättern deſtillirt wird, ſinkt im Waſſer unter; anfangs iſt es trübe, mit der Zeit wird es gelb und klar; von Geſchmack ſüßlich, ſcharf, aromatiſch und riecht etwas nach dem Zimmet, aber auch ein wenig nach Würznelken.

Die Früchte geben eine doppelte Subſtanz. Man bekömmt aus denſelben durch die Deſtillation ein weſentliches Oel, das dem Wacholderöle, ſo mit etwas Zimmet und Würznelken vermiſcht worden, ähnlich iſt; durchs Kochen aber erhält man ein gewiſſes Fett, welches an Dicke und Farbe dem Inſchlitt gleicht, und von ſtarkem Geruch iſt, deſſen ſich die Einwohner zu ihren Salben bedienen; ſie machen auch Lichte daraus, die aber niemand

mand gebrauchen darf, außer der König. An den alten Stämmen ſind harzige Knoten, die nach Roſenholzöl riechen.

Der Zimmet iſt von einem weſentlichen, ſowohl ſauren als urinöſen Salze erfüllt, welches dem Salmiak beykömmt und mit einem weſentlichen aromatiſchen Oele verbunden iſt, wovon ſeine Wirkung hauptſächlich herzurühren ſcheint. Die Tugenden, ſo die Alten ihrer Caſſie zuſchreiben, werden von den Neuern unſerm Zimmet auch zugeeignet. Er erhitzt, trocknet, eröffnet, zertheilt; er iſt ein alexipharmacum und widerſteht den Giften und der Bösartigkeit der Säfte; er verhindert die Fäulniß derſelben, befördert die Monatzeit, beſchleunigt die Geburt, ſtärkt alle Eingeweide, erquickt die Lebensgeiſter, befördert die Verdauung und treibt die Blähungen. Man braucht ihn ſehr oft in Schwachheit der Kräfte, in Ohnmachten, bösartigen Fiebern, in kalten Zufällen des Haupts, der Bruſt, des Magens und der Mutter, wie auch in Colickſchmerzen. Er dienet in weggebliebener Monatzeit und ſchwerer Geburt.

Man giebt ihn in Subſtanz von einem Scrupel bis zu einer halben oder ganzen Drachme; im Infuſo von einer halben bis zu zwo Drachmen.

Man bereitet auf folgende Weiſe ein ſpirituöſes Waſſer daraus, welches eben dieſelben Kräfte hat, als der Zimmet.

Nimm geſtoßenen Zimmet, ein Pfund; weißen Wein und deſtillirtes Meliſſenwaſſer, von jedem drey Pfund. Laß es vier und zwanzig Stunden

maceriren, deſtillire es bey ſtarkem Feuer aus dem Kolben, mit einem Kühlfaſſe: die erſten drey Pfund Waſſer, welche übergehen, hebe zum Gebrauch auf; das übrige, weil es ſehr ſchwach iſt, wird weggeworfen.

Dieſes Waſſer iſt trübe, weißlich und gleichſam milchig wegen der öligen Theile des Zimmets, die ſich mit dem Waſſer vermiſcht haben. Einige verlangen ein Gerſtenzimmetwaſſer, ſo aus einem Decoct von Gerſte gemacht wird, worinnen Zimmet macerirt worden, welches man hernach deſtillirt. Allein, die Gerſtentheile ſind in dieſem Auflöſungsmittel unnütz; denn ſie verhindern vielmehr die Aufſchließung der ſalzigt-öligen Theile des Zimmets, als ſie dieſelbe befördern, und ſteigen auch in der Deſtillation nicht auf. Will man aber die ſcharfen Theile des Zimmets mäßigen, ſo iſt es beſſer, das oben beſchriebene Zimmetwaſſer in dem Decoct oder Schleime von Gerſte oder auch in Emulſionen zu geben.

Man bereitet den Zimmetſyrup auf folgende Weiſe:

Nimm vom ſpirituöſen Zimmetwaſſer, ein Pfund; von geſtoßenem guten Zimmet, zwo Unzen. Digerire es vier und zwanzig Stunden. Gieße die rothe Tinctur ab. Alsdenn

Nimm feinen weißen Zucker, welcher in Meliſſenwaſſer aufgelöſt und bis zur Conſiſtenz einer dicken Lattwerge gekocht worden, zwey Pfund. Auf dieſe gieße nach und nach die Tinctur.

Mache

Mache einen Syrup, wovon die Doſis bis zu einer Unze gegeben wird.

Man deſtillirt das weſentliche Oel aus dem Zimmet auf eben die Art, als die andern weſentlichen Oele; indem man nämlich den Zimmet in einer großen Menge Waſſer macerirt und bey ſehr ſtarkem Feuer deſtillirt. Hierdurch bekömmt man ein trübes und milchiges Waſſer, welches nach einiger Zeit klar wird, durch die Trennung der öligen Theile, davon die meiſten zu Boden ſinken, einige aber auf dem Waſſer ſchwimmen. Man ſcheidet das Waſſer von dem gelblichen Oele und verwahrt dieſes zum Gebrauche.

Da der Geſchmack des Oels ſehr ſcharf und brennend iſt, ſo verſchreibt man es ſelten allein, ſondern mit Zucker in Form eines Elaeoſacchari. Es beſitzt die Kräfte des Zimmets oder des Zimmetwaſſers, und zwar in ſtärkerem Grade. Man verordnet es von einem bis zu drey Tropfen. Man ſchätzt es ſehr hoch, die Heftigkeit der Purgiermittel zu mäßigen: weswegen es faſt mit allen Extracten und Pillen vermiſcht wird, auch um denſelben einen angenehmen Geruch zu geben. Es ſtillt die Zahnſchmerzen, wenn man es auf Baumwolle tröpfelt und dieſe in den hohlen Zahn legt: es vertrocknet und verbrennt durch ſeine freſſende und brennende Schärfe den Nerven.

Nimm vom Pulver des Zimmets, eine halbe Drachme; feines Eiſenfeilig, drey Drachmen; weißen Zucker, eine halbe Unze. Vermiſche es,

mache ein Pulver wider die Bleichſucht der Jungfern. Die Doſis iſt eine Drachme.

Nimm Zimmetpulver, eine halbe Drachme; Safranextract, ſechs Gran; von floribus ſalis ammon. chalybeat. einen halben Scrupel. Vermiſche es, mache mit genugſamer Menge von Pomeranzenblumen-Conſerve einen Bolum, in weggebliebener Monatzeit.

Nimm Zimmet, einen Scrupel; Safran einen halben Scrupel; Kermesſyrup, ſo viel genug, mache einen Bolum, in der ſchweren Geburt.

Nimm von feinem Zimmetpulver, zehn Drachmen; Jngwer, Würznelken, von jedem eine Drachme; Galgantwurzel, Muſcatenblüthe, Muſcatennuß, das gelbe von Citronenſchalen, von jedem zwo Drachmen; Zucker, welcher in Roſenwaſſer aufgelößt und gekocht worden, ein Pfund. Mache Morſchellen daraus, die dem Geſchmack angenehm ſind, die Verdauung befördern, die Blähungen treiben und den Magen ſtärken. Die Doſis iſt bis zu zwo Drachmen des Morgens nüchtern und nach der Mahlzeit zu nehmen.

Nimm Zimmetwaſſer, eine halbe Unze; Waſſer von Pomeranzenblüthen und von Beyfuß, jedes zu einer Unze; Confection Alkermes, eine halbe Drachme. Mache eine Mixtur, in ſchwerer Geburt zu geben.

Nimm Zimmetwaſſer, eine halbe Unze; Meliſſen- und Kardobenediktenwaſſer, von jedem drey Unzen; Zimmetſyrup, eine Unze. Mache eine

Potion,

Potion, Löffelweiſe zu nehmen, in Mattigkeit, Ohnmachten und bösartigen Fiebern.

Nimm Zimmetwaſſer, zwo Unzen; Lomoniensyrup, eine Unze; Wermuthſalz, zween Scrupel. Mache eine Mixtur Löffelweiſe zu nehmen, wider Ekel und Brechen, Herzensangſt und bösartige Fieber.

Nimm Zimmetöl, drey Tropfen; weißen Zucker, drey Drachmen. Mache ein Elaeoſaccharum in gutem Wein zu nehmen, in ſchwerer Geburt.

Das Oel und der Campher, ſo aus der Rinde der Zimmetwurzel gezogen worden, dienen äuſſerlich wider rhevmatiſche Zufälle und Lähmungen. Innerlich eingenommen treiben ſie Schweiß, widerſtehen der Bösartigkeit der Säfte, und helfen in Engbrüſtigkeit und Catarrhen.

Es iſt zu merken, daß ein unmäßiger und unzeitiger Gebrauch ſolcher aromatiſchen Arzneyen den Magen entzünden könne, indem ſie ſeine Faſern reizen, die Oeffnungen der Magendrüſen allzu ſehr zuſammenziehen und verſchließen: woraus ein Mangel der Dauungsſäfte, eine krampfige Spannung des Magens, eine ſchwere, langſame und ängſtliche Verdauung der Speiſen entſtehen, deren Folgen hernach dem ganzen Körper empfindlich und ſchädlich ſind. Ueberdieſes werden von dem allzu häufigen Gebrauche dieſer Gewürze die Säfte ſcharf und dick, ihre Bewegung durch die Gefäße langſam, und die Abſonderungen unvollkommen. Daraus entſtehen Verſtopfungen der Leber, der

Nieren

Nieren und der übrigen Eingeweide, ferner Entzündungen, ſchlechte Miſchungen und Mangel der Nahrungsſäfte, Waſſerſucht, melancholiſche, hypochondriſche und andre dergleichen Zufälle. Man muß alſo ſorgfältig überlegen, wie wir ſchon oben erinnert haben, ob dieſe hitzigen magenſtärkenden Arzneyen zuträglich ſind. Man muß ſich auch hüten ſie nicht länger, als nöthig iſt, zu gebrauchen. Der Zimmet wird gebraucht, in Tabellis ſtomachicis *Charas*, Tabellis magnanimitatis, Pulvere aromatico roſato, Pulv. diarrhodon, Pulv. pannonico *Charas*, Theriaca, Mithridatio, Conf. Alkermes, Diaſcordio, Orvietano, Opiata *Salomon.* Philonio, Diaphoenico, Conf. Hamech, Hiera picra *Galeni*, Pilulis foetidis, Emplaſtro ſtomachico *Charas*. Aus dem Zimmetöle werden Schlagbalſame gemacht.

Man bringt uns noch andre dickere Rinden, die an Farbe, Geruch und Geſchmack dem Zimmet ähnlich ſind und deswegen dicker Zimmet genennt werden, franzöſiſch, Canelle matte; dieſe ſind nichts anders, als die Rinden der alten Zimmetbäume. Wie ſie aber an Geruch und Geſchmack weit ſchwächer ſind als der wahre Zimmet, ſo haben ſie auch geringere Kräfte, und ſind alſo zu verwerfen.

Zwey-

Zweyter Artikel.

Von der Caſſienrinde oder dem Mutterzimmet.

Die Caſſienrinde oder der Mutterzimmet, Caſſia lignea, *Off.* iſt eine in Röhren gewundene Rinde, äußerlich dem Zimmet völlig ähnlich, ſowohl an Farbe, als an Geruch und Geſchmack, allein viel ſchwächer; auf eben die Weiſe wie der Zimmet von ihrer äußern Schale gereinigt. Von dem Zimmet unterſcheidet man ſie nicht nur durch ihren ſchwächern, aromatiſchen Geſchmack, ſondern auch durch ein gewiſſes ſchleimiges Weſen, welches man im Kauen ſchmeckt. Bald bringt man uns eine gelbröthliche, bald eine gelbe. Man wählt diejenige, ſo an Geruch und Geſchmack dem Zimmet an nächſten kömmt.

Sie wird auf eben dieſe Weiſe, wie der zeylaniſche Zimmet, und von eben derſelben Art des Baumes, welcher in der Inſel Java und in Malabarien wächſt, abgenommen. Dieſer Baum heißt, Cinnamomum ſeu Canella Malabarica & Javanenſis, *C. B. P.* Carua *H. Mal.* Caſſia vulgaris, Calihacha dicta *Piſon. Mantiſſ. Arom.* Dieſer Baum iſt von dem zeylaniſchen nicht unterſchieden.

Es iſt wahrſcheinlich, daß unſre Caſſienrinde den Alten nicht unbekannt geweſen, da ſie ſo viele

Arten

Arten von Caſſie hatten. Allein es iſt zu verwundern, daß Dioſcorides und Galen von dem ſchleimigen Geſchmacke derſelben nichts geſagt haben. Dem ſey wie ihm wolle; die neuern Griechen haben unſre Caſſienrinde gebraucht, in den Beſchreibungen von zuſammengeſetzten Arzneymitteln, zu welchen ſie zugleich Caſſie und Zimmet haben wollen, als im Theriak und Mithridat. Uebrigens braucht man dieſe Rinde nur ſelten.

Sie heißt im Lateiniſchen falſch Caſſia lignea, (holzige Caſſie) indem ſie keinesweges holzig, ſondern eine bloße Rinde iſt. Allein, die neuern Griechen, ſo die Schriften der Araber erklärt haben, haben ſie Xylo Caſſiam oder Caſſiam ligneam genennt, um ſie von der Caſſienröhre zu unterſcheiden, die von ihnen Caſſia ſyrinx oder Caſſia fiſtula genennt wurde.

Sie wird für ein alexipharmacum und für magenſtärkend gehalten, doch für geringer als der Zimmet. Wo man aber lindern und anziehen will, zieht man ſie wegen ihrer Schleimigkeit dem Zimmet vor. Man rühmt ſie in Huſten und Engbrüſtigkeit, den zähen und ſcharfen Schleim zu zertheilen und zu lindern; auch in Durchfällen und Dyſenterien dienet ſie, die Eingeweide zu ſtärken und vor der Schärfe der Säfte zu verwahren.

Nimm von geſtoßener Caſſienrinde, eine Unze; von Roſinen, aus denen man die Körner genommen, eine halbe Unze. Infundire ſie mit acht Unzen weißen Weins. Das Durchgeſeigte trinke der Kranke, in Engbrüſtigkeit.

Nimm gute Rhabarbar und Mutterzimmet, von jeder eine halbe Unze; rothe Roſen, zwo Drachmen. Infundire ſie zwölf Stunden mit acht Unzen rothem Wein. Zu dem Durchgeſeigten thue ein Pfund weißen Zucker, welcher in Roſen- oder Wegerichwaſſer aufgelöſt und zu einer dicken Lattwerge gekocht worden; vermiſche es bis zur Conſiſtenz eines Syrups, wovon zwey oder drey Löffel täglich zwey- oder dreymal gegeben werden, wider Durchfälle und andre Bauchflüſſe, und in Schwachheit des Magens und der Gedärme.

Man braucht die Caſſienrinde in Theriaca, Mithridatio, Philonio magno, Trochiſcis Hedicroy, & Cyphaeos, Electuario Diaſcordio *Fracaſtor*.

Dritter Artikel.

Von der Nelkenrinde oder dem Nelkenzimmet.

Die Nelkenrinde oder der Nelkenzimmet, Caſſia Caryophyllata, *Off.* Caſſia Caryophyllata, *Piſon. Mantiſſ. Arom.* iſt eine dünne Rinde wie der Zimmet, röthlich, von ihrer äußerlichen Schale gereinigt und rohrförmig gewunden; wenn man ſie koſtet, ſchmeckt ſie anfangs nach Zimmet, aber noch mehr nach Würznelken. Der

Zimmet-

Zimmetgeſchmack verliehrt ſich bald; allein der Nelkenhafte wird ſo ſtark und durchdringend ſcharf, daß die Zunge davon gleichſam die Wirkung eines mäßigen Ezmittels fühlt, beſonders wenn die Nelkenrinde von jungen und friſchen Zweigen iſt.

Der Baum, von dem dieſe Rinde genommen wird, heißt Caninga *Hernand.* Myrtus Americana, Caninga dicta, *Herm. M. M.* Er iſt groß, hoch, und hat einen dicken Stamm. Die Blätter ſind des Zimmetbaums ſeinen ähnlich, doch größer und haben braune Stiele. Dieß iſts, was Hernandez davon ſagt, der weder die Blume noch die Frucht geſehen hat.

Piſo meldet, daß dieſer Baum mittelmäßig groß ſey, und viele Aeſte habe; ſeine Blumen wären klein, wie die Veilchen, blau mit einem weiſſen Flecken, ſafrangelb und goldgelb geſtreift. Die Rinde iſt dünn, und man nimmt ſie ſowohl vom Stamme als von den Aeſten; wenn ſie in lange Stücken geſchnitten und getrocknet worden iſt, ſo wird ſie auf eben die Art, wie der orientaliſche Zimmet, zuſammen gewunden.

Dieſer Baum wächſt in der Inſel Cuba und in den Provinzen Gujana und Maranhaon im mittäglichen Amerika.

Die Nelkenrinde iſt mit einem flüchtigen öligen Spiritu und Salze erfüllt. Man ſchreibt ihr eben die Eigenſchaften zu, als den Würznelken, doch iſt ſie ſchwächer. Man braucht ſie ſtatt dieſer Nelken in Gewürzen; ſie ſtärkt den Kopf und den

Magen,

Magen und iſt ein alexipharmacum. Allein die Würznelken ſind ihr weit vorzuziehen.

Die alten Griechen und die Araber haben dieſe Rinde nicht gekannt, obgleich Hernandez muthmaßet, daß ſie das Kerfa *Avicennae* geweſen ſey, welches aber nicht wahrſcheinlich iſt. Denn Avicenna verſteht, nach dem Zeugniß des Salmaſius, durch das Kerfa nicht eine Rinde, ſondern einen Zweig: und gleichwie er durch die Namen Kerfa, Dar Sini; die Caſſienrinde des Dioſcorides verſteht, ſo meynt er auch durch die Worte Kerfa, Karumfel, die Zweige von dem Baume, welcher die Würznelken trägt, ξυλοκαρυοφυλλὸν des Aetius und andrer; nämlich, die dünnen Zweige oder Stiele von den Würznelken.

Vierter Artikel.

Von dem weißen Zimmet.

Der weiße Zimmet, Canella alba & Cortex Winteranus ſpurius, *Off.* Coſtus corticoſus, *quorumd.* iſt eine in längliche Röhren gewundne Rinde, von ihrer äußern Schale gereinigt, ſowohl innwendig als auswendig weißlich oder gelblich, dicker als der Zimmet; von Geſchmack ſcharf, durchdringend, aromatiſch und gleichſam aus Zimmet, Ingwer und Würznelken zuſammengeſetzt; von Geruch ſtark und angenehm.

Den Griechen und Arabern ſcheint dieſe Rinde unbekannt geweſen zu ſeyn, und ſie iſt erſt ſeit der Entdeckung der neuen Welt bekannt worden. Einige unterſcheiden zwo Arten dieſer Rinde, doch nur in Anſehung der größern und kleinern Röhren. Die eine beſteht aus viel längern und dickern, die andre aus kürzern und dünnern Röhren: denn übrigens ſcheinen ſie wirklich Rinden von einem und eben demſelben Baum zu ſeyn, nur daß die eine vom Stamme, die andre von den Aeſten genommen wird.

Der Baum heißt Canella alba quorundam, *I. B.* Canella Cubana *Jonſton;* Arbor Jucaci *Nieremberg;* Caſſia lignea Jamaicenſis, cortice acri, candicante, *Plukn. Phyt.* Arbor baccifera, laurifolia, aromatica, fructu viridi calyculato, racemoſo, *Sloan. Philoſ. Trans. n. 192. & Hiſt. Jamaic. Vol. 2. pag. 87. Catesb. Hiſt. Natur. Vol. 2. p. 50. fig. 50.* Winzteriana, *Linn. H. Cliff. 488.* franz. Canelle blanche. Er iſt vierzehn bis ſiebenzehn Ellen hoch, äſtig; ſein Stamm iſt öfters ſo dick als eine Menſchenhüfte, und viele von ſeinen Aeſten hängen gegen die Erde herab. Er hat zwo Rinden, die äußere iſt aromatiſch, einer Linie dick, aſchgrau, mit weißen Flecken, und einigen braunen, zirkelförmigen Runzeln verſehen; die innere iſt glatt, etwas dicker als der Zimmet, weißlich, leicht zu zerreiben, von Geſchmack ſcharf, durchdringend, aromatiſch, faſt wie Würznelken, ohne Schleimigkeit. Die Blätter ſtehen an dem Gipfel der Aeſte unordentlich und haben Stiele

von

von einem Zoll; ſie ſelbſt ſind zween Zoll lang und einen breit, gegen den Stiel ſchmäler, gegen das Ende breiter und rundlich, blaßgrün oder gelbgrün, glänzend, glatt, den Blättern des Laurocerasi etwas ähnlich. Aus dem oberſten Theile der Zweige entſpringen Stiele, ſo Schirmblumen tragen; dieſe Blumen beſtehen aus einem vielſpaltigen Kelche und aus fünf röthlichen oder purpurfarbigen Blättern, in deren Mitte ein dicker Stempfel ſteht. Nach den Blumen folgen Beeren, von der Größe einer Erbſe, rundlich, anfangs grün, hernach purpurfarbig, die in einem grünlichen Fleiſche vier ſchwarze, glänzende Saamen *) von unbeſtimmter Figur enthalten.

Alle Theile dieſes Baumes haben einen ſcharfen, aromatiſchen, nelkenhaften und durchdringenden Geſchmack. Er wächſt an feuchten Orten und in den Wäldern in Jamaica und andern amerikaniſchen Inſeln.

Die Rinde dieſes Baumes wird von dem Stamme und von den Aeſten genommen, und, nachdem die äußere Rinde davon getrennt worden, im Schatten getrocknet und unter dem Namen des weißen Zimmets oder der winteriſchen Rinde aufbehalten und verkauft, ob es gleich nicht die wahre winteriſche Rinde iſt, wie wir bald ſehen werden.

*) Plümier hat nicht mehr als einen einzigen rundlichen und etwas bittern Saamen gefunden, in der Inſel St. Domingo und Tortue, wo dieſer Baum auf franzöſiſch Canelle batarde poivrée genennt wird.

Die Einwohner brauchen dieſen weißen Zimmet an ſtatt des Pfeffers und der Würznelken, die Speiſen zu würzen.

Der weiße Zimmet enthält viel weſentliches aromatiſches Oel, welches vermittelſt der Deſtillation heraus gezogen wird, wenn man dieſe Rinde zuvor im Waſſer macerirt hat. Es iſt ſchwerer als das Waſſer, gelblich, und kömmt an Geſchmack dem Nelkenöle ſehr nah: deswegen verfälſchen einige das Nelkenöl mit jenem.

Man braucht den weißen Zimmet nicht nur zu Stärkung des Magens in Speiſen, ſondern man rühmt ihn auch als ein Mittel, ſo dem Scharbock widerſteht. Er treibt die Blähungen und hilft wider catarrhaliſche Zufälle und Lähmungen. Die Doſis iſt von einem halben Scrupel bis zu einer Drachme in Subſtanz; in der Infuſion bis zu zwo Drachmen.

Man braucht ihn ſtatt der wahren winteriſchen Rinde weil dieſe ſehr rar iſt. Der Gebrauch deſſelben iſt hitzigen und choleriſchen Temperamenten ſchädlich.

Fünfter Artikel.
Von der winteriſchen Rinde.

Die wahre winteriſche Rinde, Cortex Winteranus verus, *Offic.* iſt eine dicke und in Röhren gewundne Rinde, auswendig aſchgrau, weich, ſchwammig, ungleich und voller Ritzen; innwendig dicht, feſt, röthlich, von Geſchmack ſcharf, aromatiſch und brennend, von Geruch ſehr ſtark und angenehm. Sie iſt auf der magellaniſchen Küſte entdeckt worden von **Wilhelm Winter**, einem engliſchen Schiffs-Capitain, welcher im Jahr 1567. den **Franz Dracke** bis zur magellaniſchen Meerenge begleitete, ohne weiter zu gehen. Er war der erſte, der dieſe Rinde nach Europa brachte, und ſie iſt deswegen die winteriſche Rinde genennt worden.

Parkinſon zeigt, daß ſie von dem weißen Zimmet verſchieden ſey, wider die Meynung vieler Schriftſteller. Denn ſie unterſcheidet ſich von ihm dadurch, daß ſie viel dicker iſt, an Farbe dunkler und dem Zimmet ähnlich, von Geſchmack ſchärfer und beynahe wie der Pfeffer oder Jngwer.

Der Baum heißt, Laurifolia Magellanica cortice acri, *C. B. P.* Lauro ſimilis arbor, licet procerior; cortice, Piperis modo, acri & mordenti, *de Bry Ind. Occid.* Periclemenum rectum, foliis Laurinis, cortice acri, aromatico,

Sloan. Phil. Trans. n. 204. Er iſt von mittelmäßiger Größe, dem Apfelbaum etwas ähnlich und breitet ſeine Wurzeln weit aus, mehr zweigicht als hoch; ſeine Rinde iſt von außen aſchfarbig, dick, innwendig aber röthlich oder Eiſenroſtfarbig. Die Blätter ſind anderthalb Zoll lang, einen Zoll breit, an beyden Enden zugeſpitzt, deren eines gleichſam zweyſpaltig iſt; hellgrün und haben Stiele von der Länge eines halben Zolles. Die Blumen entſtehen aus den Achſeln der Blätter, zwo, drey, vier oder mehrere; ſie ſitzen auf einem gemeinſchaftlichen Zoll langen Stiele und ſind ganz weiß, fünfblättrig, den Blumen des Periclymeni etwas ähnlich, von einem ſtarken jaſminhaften Geruche. Wenn die Blumen abgefallen ſind, ſo folgt eine Frucht, die aus zween, dreyen oder mehrern Saamen zuſammengeſetzt iſt, welche auf einem gemeinſchaftlichen Stiele ſtehen und hellgrün ſind, mit einigen ſchwarzen Flecken geſprengt; ſie enthalten ſchwarze, aromatiſche, ungleiche Kerne, den Roſinenkernen etwas ähnlich.

Die Schiffsleute haben ſich anfangs der winteriſchen Rinde theils mit Honig oder Zucker condirt, theils getrocknet und zu Pulver gerieben ſtatt des Zimmets und andrer Gewürze unter die Speiſen bedient; hernach haben ſie dieſe Rinde mit glücklichem Erfolge wider den Scharbock gebraucht.

Sie iſt magenſtärkend, ſchweißtreibend und ein alexipharmacum: dieſe Eigenſchaften erhält ſie von einem häufigen weſentlichen, aromatiſchen

und ſubtilen Oele, ſo mit einem flüchtigen ſauren Salze verbunden iſt. Wider den Scharbock, die Lähmung, und in catarrhaliſchen Zufällen, ſo von Erkältung herrühren, iſt ſie ſehr angeprieſen, und vom Willis öfters gebraucht worden. Ueberdies iſt ſie ein Gegengift wider das giftige Fleiſch eines gewiſſen Fiſches, der ſich in der magellaniſchen Meerenge aufhält und der Meerlöwe genennt wird. Diejenigen, ſo von dieſem Fleiſche eſſen, werden von ſchweren Zufällen angegriffen, und vornehmlich erfahren ſie einen, der ſehr beſonders iſt; nämlich, ſie verliehren faſt gänzlich ihre Haut, nicht ohne ſehr große Schmerzen. Man giebt das Pulver dieſer Rinde von einem halben Scrupel bis zu einer Drachme; im Decoct aber zu zwo Drachmen. Das Decoct von den Blättern dienet zu Umſchlägen auf ſcorbutiſche Flecken und gelähmte Theile.

Man findet dieſe Rinde ſehr ſelten in den Officinen, und man pflegt ſtatt ihrer den weißen Zimmet zu gebrauchen, ſelbſt unter dem Namen der winteriſchen Rinde.

Sechſter Artikel.

Von der Fieberrinde oder China China, und von der Schakarille.

Unter die Reichthümer der neuen Welt gehöret mit Recht auch die Fieberrinde oder China China, welche ſchätzbarer iſt, als Gold und Edelgeſteine, und welche Gott für die Geſundheit der Menſchen geſchaffen hat. Wenn jemals ein Baum verdiente der Lebensbaum genennt zu werden, ſo wäre es gewiß dieſer, von dem diejenige Rinde genommen wird, die das heilſamſte Hülfsmittel wider die Fieber iſt. Denn was iſt gewöhnlicher, als zu ſehen, wie die Geſundheit durch die Fieber untergraben und gänzlich zerſtört wird?

Die Aerzte der vergangenen Zeiten haben nichts unverſucht gelaſſen, um dieſer Krankheit zu widerſtehen: allein, was haben ſo viele Mittel, die unter dem Namen der Fiebervertreibenden ſind gebraucht worden, ausgerichtet? Man ſah noch immer die Fieber, den Aerzten zum Vorwurf, allen ſolchen Arzneyen widerſtehen und hartnäckig bleiben; bis man endlich aus Peru dieſes neue und nie genug zu lobende Arzneymittel brachte, welches allein den Namen des Fiebervertreibenden verdienet.

Die

Die Fieberrinde, Kina Kina, Cortex Peruvianus, & Cortex febrifugus, *Offic.* franz. Quinquina, iſt eine ſehr trockne, zwo bis drey Linien dicke Rinde, von außen rauh, braun, zuweilen mit einem grauen Moos bedeckt, von innen glatt, etwas harzig, Eiſenroſtfarbig oder röthlich, von Geſchmack ſehr bitter, ein wenig anziehend und einiger maßen aromatiſch und angenehm. Man bringt ſie uns bald als dicke Rinden, drey oder vier Zoll lang, und drüber, einen Zoll breit, nicht zuſammen gewunden; dieſe ſind von dem Stamme genommen: bald aber rohrförmig gewunden, nicht ſehr dick, auswendig braun, mit einigen zirkelförmigen Ritzen verſehen und mit Moos bedeckt, innwendig roth; dieſe ſind von den kleinen Aeſten abgeriſſen; zuweilen bringt man ſie auch in kleine Stücken geſchnitten, innwendig gelblich, auswendig grau oder weißlich. Dieſe werden, wie man ſagt, von den Wurzeln genommen und von den Spaniern ſehr hoch geſchätzt.

Man wähle diejenige, ſo röthlich oder roth, oder an Farbe dem Zimmet ähnlich iſt, deren Geſchmack nichts unangenehmes und eine aromatiſche Bitterkeit hat; von Geruch gleichſam ſchimmlicht, ein wenig aromatiſch; und die ſich zwiſchen den Zähnen leicht zerreiben läßt. Hingegen verwerfe man die ſchleimige, holzige, alte, unſchmackhafte, und die mit einer andern in Aloeſaft getauchten Rinde verfälſcht worden iſt.

Der peruvianiſche Fiebervertreibende Baum, Arbor febrifuga Peruviana; China Chinae, &

Quinquina, & Gannaperide dicta, *Raii Hiſt.* Palo de calenturas, *Hiſpanorum*, iſt noch von keinem genau beſchrieben worden, obgleich viele davon gehandelt haben.

Allein, in einer Verſammlung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, im Jahr 1738. hat Herr *Du Fay*, Mitglied dieſer Akademie, eine Beſchreibung des Fieberrindenbaumes geleſen, welche ihm Herr *de la Condamine*, Mitglied eben derſelben Akademie, aus Peru geſendet hatte. Aus dieſer Beſchreibung wiſſen wir, daß es kein allzu hoher Baum ſey, deſſen Stamm mittelmäßig iſt, und viele Aeſte hat. Die Blätter hängen an Stielen und ſind einfach, einander entgegen geſetzt, eyförmiglänglich, zugeſpitzt, am Rande ganz, drey Zoll lang und zween breit, ziemlich dick; durch ihre Mitte läuft eine Ribbe, von welcher Seitenadern abgehèn, die ſich nach und nach gegen dem Rande krümmen.

Jeder Aſt, der aus dem Gipfel des Baumes kömmt, trägt ein oder etliche Blumenbüſchel, die, ehe ſie aufblühen, an Geſtalt und bläulicher Farbe den Lavendelblumen gleichen. Der gemeinſchaftliche Blumenſtiel entſteht aus den Achſeln der Blätter und theilt ſich in viele kleine Stiele, deren jeder eine Blume trägt, ſo einen ſehr kleinen Kelch hat, der fünfgezähnt und bleibend iſt und auf dem Eyerſtocke ſitzt. Der Blumenkranz iſt einblättrig, ähnlich, trichterförmig, an Größe und Geſtalt den Hyacinthen etwas ähnlich, mit einer länglichen, ungefähr neun Linien langen Röhre, und einem

offenen

offenen Rande, fünf- und zuweilen ſechsſpaltig; wenn man die Ausſchnitte genau betrachtet, findet man ſie am Rande ein wenig geſägt. Der Blumenkranz iſt innwendig zinnoberroth, in der Mitte dunkler und am Rande bläßer, auswendig aber nicht ſo ſchön roth, mit einer weißlichen Wolle. Er enthält fünf blaßgelbe Staubgefäße, die um einen weißlichen, fadenförmigen Griffel ſtehen, der eine grüne und längliche Spitze hat, auf dem Eyerſtocke ſitzt und nicht länger iſt, als die Röhre der Blume. Der Eyerſtock aber verwandelt ſich in eine olivenförmige Kapſel, die ſich durch eine Scheidewand von oben bis unten in zwey Zellen theilt, worinnen kleine, gedrückte, mit einem häutigen durchſichtigen Rande umgebne Saamen liegen. Die Kapſel pflegt durch ihre elaſtiſche Kraft aufzuſpringen und die Saamen auszuſtreuen. Die Klappen werden kürzer und breiter, wenn ſie dürre werden.

Dieſer Baum wächſt wild in Peru, welches im mittäglichen Amerika liegt, vornehmlich aber bey Loxa oder Loja, auf den Bergen, ſo dieſe Stadt umgeben, ſechzig Meilen von der Stadt Quito.

Es war ſchon lange Zeit vorher, daß die Indianer durch einen ungefähren Zufall, wie wir ſchon erzählt haben, die Fiebervertreibende Kraft dieſer Rinde entdeckt hatten, als die Europäer in ihr Land kamen. Allein von der Zeit an, da der berühmte Chriſtophorus Columbus, ein Genueſer, dieſen Welttheil zuerſt entdeckt haite, bis aufs Jahr 1640, verhehlten die Indianer mit großer

Sorg-

Sorgfalt dieſes vortreffliche Mittel, aus Haß gegen die Spanier; bis endlich ein ſpaniſcher Gouverneur von Loxa die Kenntniß dieſer Arzney durch einen Indianer erlangte, der ſie ihm aus Dankbarkeit für viele empfangene Wohlthaten entdeckte.

Kurz darnach wurde die Gemahlinn des Vice-Königs, welches damals der Graf *Del Cinchon* war, in Lima, der Hauptſtadt in Peru von einem heftigen dreytägigen Fieber befallen, (welche Krankheit in dieſem Lande epidemiſch zu ſeyn pflegt.) Da die Gefahr groß zu ſeyn ſchien, ſo breitete ſich das Gerücht davon in der ganzen Stadt aus, wie es von den Großen allezeit zu geſchehen pflegt, und kam endlich bis nach Loxa. Der Gouverneur ſchrieb ſogleich an den Vice-König, er wiſſe ein gewiſſes Mittel als ein Geheimniß, welches ſeiner Gemahlinn augenblicklich zur Geſundheit verhelfen würde. Die Vice-Königinn nahm es mit Freuden an, ſie gebrauchte die Fieberrinde und ward, zu aller Erſtaunen, ſogleich geſund.

Hierdurch breitete ſich der Ruhm dieſes Arzneymittels, unter dem Namen des **Pulvers der Gräfinn**, nicht nur in der ganzen Stadt Lima aus; ſondern auch in demjenigen Theile von Amerika, welcher der ſpaniſchen Herrſchaft unterworfen iſt.

Als der Vice-König aus Indien nach Spanien zurück gekommen war, ſo wurde dieſes neue Fiebervertreibende Mittel in kurzer Zeit im ganzen Königreiche bekannt; man bediente ſich deſſelben öfters, und der Erfolg ſtimmte allezeit mit dem

Wun-

Wunſche der Kranken überein. Als um das Jahr 1649 der Pater Provincial der Jeſuiten in Amerika, um der Zuſammenkunft des ganzen Ordens beyzuwohnen, nach Italien kam und eine große Menge dieſer Rinde mitbrachte; ſo theilte er ſie unter viele ſeiner Ordensbrüder aus, die aus verſchiednem Theilen der Welt in Rom verſammlet waren; wodurch der Ruhm der Fieberrinde ſich noch weiter ausbreitete. Denn ſo bald dieſe Jeſuiten wieder in ihr Vaterland gekommen waren, vertrieben ſie durch dieſes ſpecifike Arzneymittel alle Wechſelfieber, ſowohl zu großem Troſte der Kranken, als zum Erſtaunen der Aerzte und der Welt.

Daher wurde das Pulver der Fieberrinde *Pulvis Patrum* genennt, und noch heut zu Tage heißt es unter den Engländern Jeſuiterpulver, *the Jeſuits-Povvder*. Man nennte es auch **Pulver des Cardinals** *De Lugo*, weil durch die Vorſorge und auf Koſten dieſes frommen Cardinals eine große Menge vom Pulver der Fieberrinde unter die Geiſtlichen und die Armen zu Rom umſonſt ausgetheilt wurde.

Indem das Lob der Fieberrinde durch ganz Europa erſcholl, ſo fanden ſich viele, die, verblendet durch das alte Syſtem der empfindlichen Qualitäten und der Säfte, große Schwierigkeiten wegen des Gebrauchs der China China machten; und in der That bemerkten ſie, daß die heftigſten Fieber allzu geſchwind und ohne einige häufige Abführung der Materie durch dieſes Mittel geheilt würden. Sie glaubten, daß es die ſchädliche

liche Materie im Körper befeſtigte, und einen ſchlimmen Zunder zurück ließe: woraus ſie neue und traurige Zufälle befürchteten. Alſo, wenn eine neue Krankheit aus einer andern Urſache entſtund, ſchrieben ſie dieſelbe ſo gleich der Fieberrinde zu; ob die Zufälle ſchon in der That zu der vorhergehenden Krankheit gehörten, die durch einen allzu mäßigen Gebrauch der Fieberrinde unvollkommen war geheilet worden.

Denn dazumal gab man nur eine oder zwo Drachmen von dieſem Pulver, das Fieber zu vertreiben: welche Doſis nicht zureichend war, die febriliſchen Säfte völlig zu zertheilen, wie man nachher erkannt hat.

Ueberdieſes, da auch ſonſt gelehrte und rechtſchaffene Aerzte geſehen hatten, daß das Fiebervertreibende Pulver nur einen oder den andern paroxyſmum, oder auch mehrere abwendete, das Fieber aber nicht gänzlich vertrieb, ſondern daß der Kranke gemeiniglich ein Recidiv bekam; ſo fieng man, aus oben angeführten Urſachen den Gebrauch dieſes Pulvers zu verdammen an, und weil es damals noch dazu ſehr theuer war, ſo gieng man nach und nach gänzlich davon ab. Bis endlich im Jahr 1679 Robert Tabor oder Talbot, ein engliſcher Ritter, eine neue Art die Fieberrinde zu gebrauchen einführte; und da er die Doſin derſelben ſehr verſtärkte, ſo vertrieb er, mit eben ſo glücklichem Erfolg als kühnem Unternehmen, alle Fieber, und brachte den Gebrauch der China China unter dem Namen des engliſchen Arzneymit-

neymittels, *Remede Anglois*, in Frankreich wieder auf. Er ließ es nicht bey etlichen Scrupeln oder Drachmen bewenden, ſondern er ſtieg bis zu Unzen und Pfunden: und ſo machte er ſich und ſeine Arzney berühmt. Er hielt aber dieſes Mittel ſowohl als die Art es zu bereiten ſehr geheim; ſo, daß es vielleicht noch itzt unbekannt wäre, wofern nicht Ludwig der Große, der für das Wohl ſeiner Völker ſorgte, durch den glücklichen Erfolg der Verſuche, die man mit dieſem Pulver gemacht hatte, bewogen worden wäre, dem Beſitzer dieſes Geheimniſſes die Entdeckung deſſelben reichlich zu belohnen, und alſo die Art die Fieberrinde zu gebrauchen, allen bekannt zu machen. Er befahl hierauf, daß man dieſe Rinde von allen Orten her zuſammen kaufen und unter die Lazarethe der Armeen und im ganzen Königreiche austheilen ſollte. So ſind durch die Wachſamkeit und Fürſorge dieſes großen Monarchen die Eigenſchaften dieſes herrlichen Mittels aller Welt bekannt geworden; und das Fieber, dieſe grauſame Hydra, die ihre Wuth ſo oft wider das menſchliche Geſchlecht ausübte, iſt endlich bezwungen worden.

Durch die chemiſche Analyſin haben fünftehalb Unzen grob geſtoßne Fieberrinde eine Unze und fünftehalb Drachmen ſaures Waſſer gegeben, deſſen erſtern Theile nur ein bloßes Saures zu ſeyn ſchienen, die letztern aber die Kennzeichen nicht nur eines ſtarken Sauren, ſondern auch eines urinöſen Alkali hatten. Denn ſie färbten die blaue Tinctur der Sonnenwende roth, und machten auch

die

die Solution des corroſiviſchen Sublimats trübe und milchigt, und ſchlugen daraus ein weißes Pulver nieder. Ferner erhielt man eine Drachme und acht und ſechzig Gran dickes und dem Schweinsfett ähnliches Oel. Die ſchwarze Materie, ſo in der Retorte zurück blieb, wog eine Unze, zwo Drachmen und acht Gran; nachdem man ſie aber bis zur Weiße calcinirt hatte, wog ſie nur eine Drachme und funfzehn Gran, woraus man durchs Auslaugen eine halbe Drachme fixes Salz gezogen, ſo nicht bloß alkaliſch war, ſondern auch etwas von der Natur des Mittelſalzes hatte.

Hieraus iſt klar, daß die Fieberrinde viel ſaures Salz und dickes Oel, ſehr wenig Erde und etwas urinöſes Salz enthalte. Denn man muß nicht glauben, daß nicht mehr als ungefähr zwo Drachmen Oel in dieſer Rinde wären; ſondern die Verminderung des Capitis mortui, welches durch die Calcination von einer Unze, zwo Drachmen und acht Gran bis zu einer Drachme und funfzehn Gran gebracht worden, geſchieht vornehmlich durch die Ausdünſtung einer öligen Subſtanz, welche im Verbrennen einige ſalzige und erdige Theile mit ſich fortreißt, doch ſo, daß das Oel den größten Theil der verlohrnen Subſtanz ausmacht. Aus dieſer Vermiſchung der ſauren Salze und der öligen Theile in dieſer Rinde entſteht ein Harz, welches vermittelſt eines geſchickten Auflöſungsmittels herausgezogen werden kann und beynahe den vierten Theil der Rinde ausmacht. Der Theil der gummöſen Subſtanz iſt viel kleiner.

Ueber-

Ueberdieſes färbt das Infuſum der Fieberrinde das blaue Papier roth: woraus erhellet, daß dieſelbe eine große Menge ſaurer Salze, mit öligen Theilen vermiſcht, enthalte; und daß vornehmlich von ihnen ihre Wirkſamkeit herrühre.

Die Fieberrinde wird, ſo wie die meiſten bittern Arzneyen, unter die magenſtärkenden gezählt. Sie erweckt den Appetit, hilft zur Verdauung der Speiſen, treibt die Blähungen, tödtet die Würmer und befördert auch den Urin und die Monatzeit. Doch ihre am meiſten zu rühmende Kraft iſt dieſe, daß ſie die Wechſelfieber vertreibt: denn wenn man dieſe Rinde, wie ſichs gebührt, giebt, ſo heilt ſie dieſelben ſicher, bald und angenehm.

Man verſchreibt das Pulver davon von einer halben bis zu zwo Drachmen in einer dienlichen Feuchtigkeit, oder mit einem Syrup in Form eines Boli. Das Infuſum aber, von einer Unze Fieberrinde in einem Pfunde guten Weins, wird zu ſechs Unzen pro Doſi gegeben. In eben dieſer Doſi giebt man auch das Decoct von einer Unze Rinde in anderthalb Pfund Waſſer, ſo, daß der dritte Theil einkoche. Bisweilen verordnet man auch eben dieſes Decoct als ein Clyſtier, zu einem Pfunde für Erwachſene, für Kinder zu einem halben Pfunde; wenn die Kranken einen gänzlichen Abſcheu haben, die Fieberrinde ſelbſt einzunehmen.

Durch eine lange und vielfältige Erfahrung hat man gefunden, daß die Fieberrinde ſehr fein zu Pulver gerieben und in Subſtanz genommen,

viel geſchwinder und ſtärker wirke, als das Infuſum oder Decoctum; daß das Infuſum, ſo mit Wein gemacht wird, viel wirkſamer ſey, als die mit Waſſer gemachten Infuſa oder Decocta; daß eben dieſe Infuſa und Decocta ſehr unkräftig ſind, wofern ſie nicht trübe, oder mit der feinſten Subſtanz der Fieberrinde erfüllt, getrunken werden. Ferner iſt zu merken, daß das Decoct von der Fieberrinde, welches zum Clyſtier gebraucht werden ſoll, durchgeſeigt ſeyn muß, und daß man keinesweges das Pulver mit dem Decoct vermiſcht geben darf; wie es einige haben wollen. Denn wenn man z. E. alle Tage vier bis fünf Unzen in die Gedärme ſpritzte, ſo würde die allzu große Menge dieſes Pulvers den Leib zu ſehr verſtopfen; ſo, daß zuweilen Verſtopfungen und Entzündungen der Eingeweide, und zuletzt Geſchwüre daraus entſtehen würden.

Auf was für eine Art man auch die Fieberrinde nehmen laſſe; ſo muß die Doſis davon alle drey oder vier Stunden wiederholet werden, nachdem der Körper durch nöthige Mittel dazu vorbereitet worden. Denn in einfachen Wechſelfiebern, wie im Tertian- oder Quartanfieber muß man zuvor unterſuchen, ob eine Aderlaß nöthig ſey oder ob der Kranke purgieren müſſe. In dieſem Falle muß man ihn an den Tagen, in welchen das Fieber nicht kömmt, oder, wie man ſpricht, in den guten Tagen durch Aderlaſſen und purgieren vorbereiten. Beſonders muß man eine genugſame Menge Bluts weglaſſen und die Aderlaß, wenn

es

es die Nothwendigkeit erfordert, wiederholen, bevor man den Gebrauch der Fieberrinde anfange: denn ſie wirkt alsdann ſichrer und geſchwinder. Wofern man aber das Blut nicht in gehöriger Menge wegläßt, ſo wird das Fieber hartnäckig und weicht nicht, ob man ſchon die Fieberrinde lange Zeit braucht. Oder wenn durch einen oft wiederholten Gebrauch dieſer Rinde das Fieber zwar vertrieben zu ſeyn ſcheint: ſo erlangt doch der Kranke ſeine Kräfte nicht wieder und bekömmt bald ein Recidiv, wofern die Aderlaß nicht wiederholet wird. Hat man aber dieſe während des Gebrauchs der Fieberrinde vorgenommen, ſo weicht das Fieber bald und der Kranke kömmt in kurzer Zeit zu Kräften. Es iſt leicht, dieſes aus der Vernunft zu beweiſen; denn die Fieberrinde dehnt das Blut aus und verdünnet es, welches man an allen, ſo dieſes Mittel fleißig gebrauchen, bemerken kann; ihr Puls iſt ſtark und voll, obſchon weich. Das Blut hat alſo einen größern Raum nöthig, und dieſer wird ihm durch die Aderlaß verſchafft. Das Purgieren aber iſt nicht ſo nothwendig, wofern die Gedärme nicht gar zu voll ſind: denn die Fieberrinde eröffnet anfangs ſehr oft den Leib, und wirkt eben ſo, als wenn man ein Purgiermittel genommen hätte.

Alſo, in einem Tertian- und Quartanfieber gebe man, nach vorhergegangenem Aderlaſſen und Purgieren, wenn ſolches nöthig iſt, die erſte Doſin von der Fieberrinde zu Ende des paroxyſmi, und wiederhole ſie alle vier Stunden zu fünf bis

ſechs malen in einem Tage. Zwo Stunden nach eingenommener Doſi gebe man dem Kranken Speiſen, die von guten Säften und leicht zu verdauen ſind.

Wenn die Anfälle des Fiebers völlig aufgehört haben, ſo müſſen acht Tage lang täglich vier Doſis genommen werden, die andre Woche täglich drey, und die dritte täglich zwo Doſes; jedoch muß man die Heftigkeit und Hartnäckigkeit der Krankheit, wie auch die Jahrszeit und das Alter des Kranken in Erwägung ziehen. Denn ein Fieber, ſo mit ſchweren Zufällen begleitet iſt, deſſen Anfälle länger dauren, ferner welches im Herbſte kömmt und in alten und kränklichen Perſonen, fordert einen längern Gebrauch der Fieberrinde, als ein ſolches, deſſen Anfälle kurz und ohne einigen ſchweren Zufall ſind, und das zu Anfang des Frühlings und in einem jungen Körper entſteht. Eine gehörige Diät, die keine andre, als leicht zu verdauende und aus guten Säften beſtehende Speiſen erlaubt, iſt ſowohl während des Gebrauchs der Fieberrinde, als auch lange Zeit hernach, zu beobachten.

Ueberdieſes, wenn man einmal angefangen hat die Fieberrinde zu brauchen, muß man, ohne dringende Nothwendigkeit, in einigen Wochen ja Monaten nicht purgiern, damit das Fieber nicht wieder komme. Iſt aber das Purgieren unumgänglich nöthig, ſo laſſe man den Kranken an dem Tage ſelbſt, da er purgiert hat, und einige folgende Tage

zwo

zwo bis drey Doſes von der Fieberrinde nehmen, um dem Fieber abzuwehren.

Das Purgieren aber iſt nicht die einzige Urſache, welche das Fieber, ſo nach dem Gebrauch dieſer Rinde weggeblieben war, wieder erregt; ſondern es geſchieht auch oft, daß es durch einen geringen Fehler in der Diät oder auch durch die kleinſte Erkältung oder aus einer andern geringen Urſache wieder kömmt. Deswegen iſt es viel ſicherer, nach einem ſchweren Fieber, ſo durch die Fieberrinde vertrieben worden, den Gebrauch derſelben zwey bis drey Tage lang, nach Verlauf von acht oder zehn Tagen, aus Vorſichtigkeit wieder anzufangen, vornehmlich wenn der Winter heran-nahet, wo die Unbeſtändigkeit der Witterung die Fieber leicht zurück bringt. Auf dieſe Weiſe wird die Wiederkunft der hartnäckigſten Wechſelfieber verhütet.

In verdoppelten Wechſelfiebern; nämlich im doppelten Tertian- dreyfachen Quartan- oder im täglichen Fieber, es mag nun zwiſchen den Anfällen das Fieber gänzlich aufhören, oder es mag die Fieberhitze zwiſchen den Verdoppelungen nur nachlaſſen; ſo, daß das Fieber anhaltend iſt, oder, wenn der eine Anfall noch nicht geendigt iſt, der andre ſchon wieder kömmt, muß man nach vorher angeſtellter Aderlaſſe, und nachdem man ein Purgier- oder Brechmittel verordnet hat, oder auch ohne zu purgieren, wenn das Fieber nicht Zeit dazu läßt, ſeine Zuflucht ſogleich zum Gebrauch der Fieberrinde nehmen. Dieſer Gebrauch verhindert

keineswegeſ, noch eine oder mehrere Aderläſſen, wenn es nöthig iſt, vorzunehmen; ja der Kranke wird das Aderlaſſen leichter vertragen, und die Wirkung der Fieberrinde deſto geſchwinder empfinden.

Wenn es aber dennoch nöthig iſt zu purgieren, und das Fieber keine Zeit läßt ein Purgiermittel zu nehmen; ſo verordne man gleich nach der Aderlaß die Fieberrinde, mit einem dienlichen Purgiermittel vermiſcht.

Allein, in dieſen Arten von Fiebern muß die Fieberrinde alle drey Stunden wiederholet werden, und zwar Tag und Nacht, unausgeſetzt, und der Kranke muß eine Stunde nach jeder eingenommenen Doſi etwas Speiſe genießen, bis das Fieber gänzlich vertrieben iſt. Hernach gebe man ihm acht Tage lang täglich ſechs Doſes, alle drey Stunden eine, alsdann täglich fünf Doſes alle vier Stunden, eine Woche durch; die folgende Woche täglich nur vier, hernach drey und endlich zwo Doſes.

So lange das Fieber währt, muß die Speiſe ſehr mäßig und flüßig ſeyn, und man muß eher keine feſten Nahrungsmittel erlauben, als bis das Fieber völlig weggeblieben iſt und der Kranke Appetit zu bekommen anfängt.

Es geſchieht ſelten, daß die Fieberrinde, wenn ſie auch lange Zeit gebraucht wird, das Fieber dämpft, wofern nicht eine ſtarke Ausleerung dazu kömmt, die gemeiniglich durch Stühle oder durch den Urin geſchieht. Es iſt kein gewiſſeres Kennzeichen

chen einer vollkommenen Cur, als eine ſolche Ausleerung, wodurch die Materie des Fiebers vermindert und aus dem Körper geſchafft wird: zuweilen aber geſchieht ſie eher, zuweilen ſpäter. Man kann von einer vollkommenen Wiederherſtellung nicht verſichert ſeyn, bevor man nicht eine ſolche Ausleerung erfahren habe. Unterdeſſen muß man doch geſtehen, daß einige ohne eine beträchtliche Ausleerung völlig geſund geworden: allein es iſt zu vermuthen, daß die unmerkliche Ausdünſtung in dieſen Perſonen ſtärker erfolgt ſey, und den Mangel einer merklichen erſetzt habe.

Wenn dieſes nicht geſchieht, ſo weicht zwar das Fieber gewiß; aber es ſcheint nicht ſowohl vertrieben als vielmehr nur gedämpft zu ſeyn. Der Kranke befindet ſich noch hinfällig, matt, ohne Appetit, bis das Fieber wieder kömmt, oder die Waſſerſucht, oder ein andrer cachektiſcher Zufall, oder ein Geſchwür in einem Theile des Körpers entſteht.

Es geſchieht daher nicht ohne Grund, daß die Aerzte nach Beſchaffenheit der ſchädlichen Materie bald Purgiermittel, bald urintreibende, bald ſchweißtreibende Arzneyen mit der Fieberrinde verbinden, um dieſe Materie, ſo von der Fieberrinde ſchon gedämpft worden, durch einen ſolchen Weg auszutreiben, der ſich für die Beſchaffenheit der ſchädlichen Materie am beſten ſchickt.

Denn in den Wechſelfiebern, vornehmlich in den dreytägigen, läßt ſich dieſe Materie leichter durch Stühle oder durch den Urin wegbringen: in

den bösartigen aber, wo dieſe Materie mehr nach der Haut zugeht, wird ſie oft am glücklichſten durch den Schweiß ausgetrieben. In ſolchen Fällen muß der Arzt auf die epidemiſche Beſchaffenheit der Krankheiten, oder auf einen gewiſſen beſondern Zuſtand des Patienten aufmerkſam ſeyn.

Da das Wechſelfieber öfters ſeine Geſtalt ſehr verändert, wie ein andrer Proteus, (um mich der Worte des gelehrten **R. Morton**, in ſeinem Tractat von den Fiebern, zu bedienen) und da es nicht ſelten unter der Geſtalt der meiſten andern Krankheiten, ja ſelbſt der hitzigſten, erſcheint; ſo iſt zwar die Fieberrinde das erſte und faſt einzige Mittel, zu welchem man ſeine Zuflucht nehmen muß: allein es erfordern doch die heftigen Zufälle, die das Fieber begleiten oder die es auch oft verbergen und unterdrücken, einige andre beſondre Mittel, die mit der Fieberrinde verbunden werden müſſen. Dergleichen ſind Hauptſtärkende, Schlafmachende, Bruſt- und Magenſtärkende, eröffnende, antihyſteriſche und andre ähnliche Arzneyen.

Der Arzt muß alſo dieſe verſtellten Krankheiten ſorgfältig zu erkennen und zu unterſcheiden ſuchen, damit er die gehörige Cur derſelben ergreife. Denn bisweilen verbirgt ſich das Wechſelfieber unter dem Scheine eines ſtarken Froſtes, eines beſtändigen Brechens, eines ſchmerzhaften Durchfalls, der Cholera, einer Magenkolik, eines periodiſchen Kopfſchmerzens, des Seitenſtechens, einer Lungenentzündung, eines Fluſſes, eines Krampfs,

der

der ſich über den ganzen Körper erſtreckt, bisweilen auch unter dem Schein einer Ohnmacht oder eines Schlagfluſſes. Hiervon kann man in den Bemerkungen des **Morton** Exempel finden. Allein dieſe verſtellten Zufälle ſind nicht allezeit leicht zu unterſcheiden. Deswegen muß ein Arzt die epidemiſche Beſchaffenheit des Jahres, oder die vorhergehenden Krankheiten des Patienten ſorgfältig in Erwägung ziehen; denn es geſchieht oft, daß derſelbe von einem Wechſelfieber befallen worden, das zwar gedämpft, aber nicht völlig curirt iſt, ſo, daß es bald wieder kömmt. Wenn auch dieſes ſchon nicht gewiſſe Kennzeichen ſind, ſo geben ſie doch dem Arzte Anleitung, alle Zufälle und Veränderungen der Krankheit genau zu erwägen. Denn alsdann wird die periodiſche Zurückkehr der hauptſächlichſten Zufälle zu gewiſſen beſtimmten Stunden das ſicherſte Kennzeichen ſolcher verſtellten Fieber ſeyn.

Es iſt ferner zu unterſuchen, ob das Fieber, ſo man von einer andern Krankheit zugleich begleitet findet, nur ein Zufall dieſer Krankheit ſey, oder ob es eine idiopathiſche und mit der andern verwickelte Krankheit ſey. Denn wenn es nur ein Zufall der andern Krankheit iſt, ſo wird man es vergeblich mit der Fieberrinde zu curiren ſuchen: woſern nicht die idiopathiſche Krankheit mit dem Fieber zugleich curirt wird, indem man die dazu gehörigen Mittel mit der Fieberrinde verbindet. Allein, in einer verwickelten Krankheit muß man entweder beyde Krankheiten durch dienliche Mittel

zugleich heben; oder man kann vermittelſt der Fieberrinde das Fieber vertreiben, obgleich die andre Krankheit noch fortdauret.

Es geſchieht zuweilen, daß, wenn man eine unzulängliche Doſin von der Fieberrinde giebt, die Materie des Fiebers geſchwächt wird und die gewöhnlichen Anfälle nicht mehr verurſacht, ſondern nur einige Zufälle erregt, die, ob ſie ſchon ſchwächer als die wirklichen Fieberanfälle ſind, den Kranken dennoch durch ihre lange Dauer nicht weniger quälen. Dergleichen ſind niedergeſchlagene Kräfte, Mangel des Appetits, Ekel, Herzensangſt, Magendrücken, Aufblähen, Bauchgrimmen, Huſten, Kopfſchmerzen, Nachtſchweiße, Waſſerſucht, cachektiſche und rhevmatiſche oder andre dergleichen Zufälle.

Dieſe werden von den Unwiſſenden dem Gebrauche der Fieberrinde zugeſchrieben: allein mit Unrecht. Der Fehler liegt bloß darinn, daß man eine allzu ſchwache Doſin von der Fieberrinde gegeben hat, oder daß dieſe nicht ächt oder verdorben geweſen. Und in der That werden alle dieſe Zufälle in kurzer Zeit verſchwinden, wenn man nur eine gute Fieberrinde wählt und dem Kranken eine hinlängliche Doſin davon giebt.

Die bösartigen, peſtilenzialiſchen, Fäulniß- und Entzündungsfieber zu vertreiben, ſcheinet die Fieberrinde nicht Kräfte genug zu beſitzen; und die Kunſt des Arztes beſteht hier vornehmlich darinn, die Krankheit ſo weit zu bringen, daß ſie durch die Fieberrinde curirt werden könne. Unterdeſſen räth

räth R. Morton dieſe Rinde in Maſern und Pocken an, und zwar zu der Zeit, wenn dieſe Krankheiten im Abnehmen ſind; nämlich, wenn das Fieber nach ausgebrochnem Gifte noch fortdauret und ſich nach Art eines anhaltenden nachlaſſenden Fiebers zu verhalten anfängt.

Die mediciniſche Facultät zu Neapel hat die Fieberrinde auch wider die Peſt für ſehr nützlich gehalten und verordnet, daß man ſie in dieſer Krankheit gebrauchen ſolle. Dieſes meldet Sebaſtian Badius, ein genueſiſcher Arzt, in ſeinem Buche, welches Anaſtaſis Corticis Peruviani (die Wiederauferſtehung der Fieberrinde) betittelt und im Jahr 1663 heraus gekommen iſt, worinn er dem Plempius, einem Arzte zu Amſterdam, antwortet, der ihn zum Leichenbegängniß der Fieberrinde gebethen hatte, in ſeinem Buche, ſo im Jahr 1655 von ihm heraus gegeben worden.

Der unwiſſende Pöbel ſteht in der Meynung, die Fieberrinde ſey denenjenigen nicht zuträglich, die eine Verletzung an den Lungen haben oder die ſonſt zur Lungen- und Schwindſucht geneigt ſind. Allein die tägliche Erfahrung lehret, daß die Fieberrinde in nachlaſſenden Fäulnißfiebern, die auf Lungenentzündung und Seitenſtechen folgen, oder die ein Empyema oder ein Lungengeſchwüre begleiten, worein ſich die Entzündungsfieber öfters verwandeln, mit dem glücklichſten Erfolge gebraucht werde. Denn dieſes Fieber entſteht von faulenden und verdorbenen Theilchen, die ſich mit dem Blute, ſo durch dieſe Eytervollen Theile geht, vermiſchen,

miſchen, und wodurch die Fieberanfälle alle Tage oder allezeit über den andern Tag verurſacht werden. Durch die Fieberrinde aber werden dieſe Anfälle wenigſtens eine Zeitlang unterdrückt; ja, wenn man dieſes Mittel mit löſenden, balſamiſchen und reinigenden Arzneyen verbindet, ſo wird das Fieber völlig curirt, das Eyter ausgeworfen und die Geſchwüre werden geheilt. Ja es haben ſelbſt, nach dem Zeugniſſe des Morton, einige Lungenſüchtige, die man ſchon für verlohren gegeben, durch fleißigen Gebrauch der Fieberrinde mit andern Arzneyen darzwiſchen genommen oder damit vermiſcht, ihr Leben nicht nur auf viele Monate ſondern auch auf Jahre verlängert; und ob ſie gleich von ihren kränklichen Umſtänden niemals ganz befreyt geblieben: ſo ſind ſie doch durch den Gebrauch dieſer Rinde das Fieber loß geworden und haben ihre gewöhnlichen Geſchäffte noch ziemlich gut verrichten können.

Die Fieberrinde wird alſo mit Recht ein Gegengift wider das Fieber genennt. Denn man kann ſie in allen Wechſelfiebern, in allen Arten von nachlaſſenden und anhaltenden Fiebern, in jedem Alter und Geſchlechte, Kindern, Knaben, Erwachſenen und Greiſen, Jungfern, Schwangern und Kindbetterinnen ſicher und ohne einigen Schaden geben. Denn R. Morton verſichert, daß er innerhalb 25 Jahren nicht bemerkt habe, daß jemand den geringſten Schaden von dieſer Rinde empfunden hätte, ausgenommen ein ſchweres Gehör, welches während des Gebrauchs dieſes

ſes Mittels ein wenig beſchwerlich iſt, aber bald nach überſtandner Krankheit oder wenn man den Gebrauch der Fieberrinde gänzlich unterlaſſen hat, von freyen Stücken wieder verſchwindet; und er ſetzt hinzu, daß ihn der Gebrauch dieſes Mittels niemals gereuet habe. Dieſes beſtätigt auch die tägliche Erfahrung.

Nimm von guter und zu feinem Pulver geriebenen Fieberrinde, eine Unze; vom Syrupo febrifugo, Limonum, Cydonior. Abſinthii, Paraver. rhoead. Diacodii, de Chichorio comp. oder von einem andern beliebigen Syrup, eine genugſame Menge. Vermiſche es, mache ein dünnes Opiat, wovon eine Doſis bis zu zwo Drachmen alle drey oder vier Stunden gegeben wird; man trinke darauf ein Glas Wein mit Waſſer vermiſcht oder eine Ptiſane oder ein andres dienliches Getränke.

Nimm zwo Unzen zu Pulver geſtoßene Fieberrinde, guten rothen Wein, zwey Pfund. Macerire es in einem verſchloſſenen Gefäße zwey bis drey Tage und rühre es zuweilen um. Das abgegoßne iſt ein Fiebervertreibender Wein, wovon ſechs Unzen pro Doſi gegeben werden. Wenn man die Infuſion noch ſtärker verlangt, ſo thue man in jedes Glas noch einen Scrupel vom feinſten Pulver der Fieberrinde, und gebe es alſo trübe gemacht dem Kranken zu trinken.

Nimm vom Pulver der Fieberrinde eine Unze. Koche es in zwey Pfunden deſtillirten Scorzonern- oder Hindläuftwaſſer, bis zu acht und zwan-

zwanzig Unzen. Seige es durch, und laß von dem Durchgeſeigten ſechs Unzen pro Doſi entweder allein oder mit dem Fiebervertreibenden Weine vermiſcht nehmen. Oder:

Nimm von geſtoßener Fieberrinde, eine Unze; fixirten Salpeter eine halbe Drachme. Koche es in zwey Pfunden aquae Parietariae, bis zu acht und zwanzig Unzen. Das Durchgeſeigte, welches hochroth iſt, trinkt man Gläſerweis bis zu ſechs Unzen, den Urin zu treiben.

Nimm vom Pulver der Fieberrinde, eine Unze; Rhabarbarpulver eine Drachme; vom Syrup. de Cichor. comp. oder de Pom. comp. ſo viel genug iſt. Vermiſche es, mache eine Lattwerge. Die Doſis davon iſt zwo Drachmen, alle vier Stunden zu nehmen, um offenen Leib zu machen. Oder:

Nimm vom Pulver der Fieberrinde, eine Unze; Cremor. Tartar. eine halbe Unze; Jalappapulver einen Scrupel oder eine halbe Drachme; vom Syrupo febrifugo, ſo viel genug iſt. Vermiſche es, mache eine Lattwerge. Die Doſis iſt von einer bis zu zwo Drachmen, oft zu nehmen, in Fiebern die mit der Waſſerſucht verbunden ſind.

Nimm vom Pulver der Fieberrinde und von der Hiera picra Galeni, jedes eine halbe Unze. Gieß ein Pfund guten Wein darüber und digerire es vier und zwanzig Stunden. Seige es durch, und hebe es zum Gebrauch auf. Der

Kranke,

Kranke, welcher das Fieber hat, trinke davon ein oder zwey Gläſer, um gelinde zu purgieren.

Nimm klein geſtoßne Fieberrinde, eine halbe Unze, gereinigtes Gummi ammoniac, eine Drachme; Benzoinblumen, eine halbe Drachme; Copaivabalſam, zwo Drachmen; Syrup. febrifug. ſo viel genug iſt. Vermiſche es und mache eine Lattwerge, wovon die Doſis anderthalb Drachmen iſt, alle vier Stunden zu nehmen, im Fieber, wobey zugleich eine Verhärtung in den Lungen vorhanden iſt.

Nimm von der Fieberrinde, eine Unze. Koche ſie in zwey Pfunden deſtillirten Eiſenkrautwaſſers bis zu acht und zwanzig Unzen. Gegen das Ende thue dazu getrocknete Blätter von Gundermann, gulden Günſel, Sanikel, Jngrün, Sinau, Wald-Mangold oder Wintergrün, jedes eine kleine Handvoll. Jn dem Durchgeſeigten löſe zwo Unzen Syrup von Klapperroſen oder von Huflattich auf. Mache ein Apozem in ſechs Doſes zu theilen, wovon alle vier Stunden eine zu nehmen, wider ein Wechſel- oder ein hitziges Fieber, ſo mit Eyterauswurf verbunden iſt.

Nimm von fein geriebner Fieberrinde, vier Drachmen; alten Theriak, eine Drachme; Syrup. febrifug. ſo viel genug iſt. Mache einen Bolum in vier Doſes zu theilen, welche in einem Tage zu gehörigen Stunden genommen werden müſſen, in bösartigen Fiebern.

Nimm

Nimm vom Pulver der Fieberrinde, eine Unze; Diaporetic. mineral. zwo Drachmen; gereinigten Salmiak, eine Drachme; Syrup von Kermes, ſo viel genug iſt. Mache eine Lattwerge, wovon eine Doſis von anderthalb bis zu zwo Drachmen zu nehmen iſt, um Schweiß zu erregen.

Nimm von ſehr fein geriebner Fieberrinde, eine Unze; flor. Sal. ammoniaci martial. einen Scrupel; Syrup. febrifug. ſo viel genug iſt. Mache eine Lattwerge. Die Doſis iſt von einer bis zu zwo Drachmen täglich viermal zu geben, in der Bleichſucht der Jungfern und in andern cachektiſchen oder hartnäckigen Fiebern.

Nimm Fieberrinde, eine Unze. Croc. Martis aper. eine halbe Unze; pulv. Ari comp. drey Drachmen; Syrup. febrifug. ſo viel genug iſt. Mache eine Lattwerge, wovon die Doſis von einer bis zu zwo Drachmen, täglich drey bis vier mal zu nehmen, in einem cachektiſchen Fieber, in weggebliebner Monatzeit und in Verſtopfung der Eingeweide.

Nimm vom Pulver der Fieberrinde, eine Unze; vom Diaſcordio Fracaſtorii, zwo Drachmen; Syrup. febrifug. ſo viel genug iſt. Mache ein Opiat, in eben der Doſi zu nehmen, in Fiebern, ſo mit Durchfällen, Bauchgrimmen und Brechen begleitet ſind.

Der Syrup, die Tinctur und das Extract der Fieberrinde werden alſo bereitet:

Fieber-

Fiebervertreibender Syrup oder *Syrupus febrifugus.*

Nimm vom Pulver der Fieberrinde, zwo Unzen. Gieße zwey Pfund guten rothen Wein darüber. Macerire es zwey bis drey Tage und rühre es zuweilen um. Gieß es ab und infundire zwo Unzen friſches Pulver mit dem abgegoſſenen Weine. Digerire es wieder zwey bis drey Tage. Die Infuſion ſeige öfters durch, bis der Wein klar wird. Alsdenn vermiſche dieſen mit weiſſem Zucker, ſo in Scorzonerenwaſſer aufgelöſt und bis zur Conſiſtenz einer dicken Lattwerge gekocht worden. Auf dieſe Weiſe bekömmt man einen Fiebervertreibenden Syrup, welcher nicht unangenehm iſt; wovon die Doſis von einer bis zu zwo Unzen, vornehmlich bey Kindern bequem und mit gutem Nutzen gebraucht wird.

Fiebervertreibende Tinctur oder *Tinctura febrifuga.*

Nimm Fieberrinde, eine Unze; Aq. vitae acht Unzen. Digerire es in einem verſchloſſenen Gefäße drey Tage und rühre es zuweilen um. Gieße die Tinctur ab. Die Doſis iſt ein Löffelvoll in einem Glaſe guten Weins täglich oft zu nehmen.

Fiebervertreibendes Extract.

Nimm Fieberrinde, ein Pfund; rectificirten Weingeiſt, zwey Pfund. Digerire es bey gelinder

Wärme, und rühre es zuweilen um, bis der Weingeiſt ſich recht hoch roth färbt. Scheide die Tinctur von dem Pulver und drücke ſie heraus. Gieß auf das zurückgebliebne Pulver vier Pfund guten Wein. Digerire es im Sandbade vier und zwanzig Stunden. Seige den Wein durch und drücke ihn aus dem Pulver. Vermiſche ihn mit der vorigen Tinctur und evaporire es im Sandbade bis zur Honigdicke. Zu dieſem flüßigen Extracte thue drey Unzen Syrup von Kermes und vermiſche es wohl mit einander. Evaporire es bis zur Conſiſtenz eines dicken Extracts. Die Doſis iſt von einer halben bis zu zwo Drachmen.

Was die Art und Weiſe betrifft, wie die Fieberrinde wirket, ſo glaubt man gemeiniglich, die Urſache des Wechſelfiebers ſey ein ſaures Salz, welches die Säfte verdicke und die Nervenhäute reize, woraus ſo viele Zufälle der Fieber entſtehen. Die Fieberrinde aber ſey voll alkaliſchen Salzes, wodurch ſie das ſaure febriliſche Salz abſorbire und deſſen Wirkung vernichte, indem ſie die verdickten Säfte auflöſt.

Allein dieſe Meynung iſt der Erfahrung entgegen. Denn wenn das Fieber von der Säure herrührte, ſo würde daraus folgen, daß alle alkaliſche Salze, ſowohl fixe als flüchtige, ſalzige oder erdige, viel geſchickter und wirkſamer wären, die febriliſche Säure zu dämpfen; da hingegen die ſauren das Fieber verſtärken würden. Es geſchieht aber gerade das Gegentheil; denn die alkaliſchen Salze

haben

haben weit weniger Kraft das Fieber zu vertreiben als die ſauren. Ja, von den ſtärkſten alkaliſchen, als vom Weinſteinſalze, vom flüchtigen Hirſchhornſalze und von den Krebsſteinen werden die Fieber ſehr ſelten gedämpft; ſehr oft aber hemmt man ſie durch einige Tropfen vom Schwefel- oder Vitriol- oder Salpeterſauren, oder durch den Saft des Sauerampfers, der Limonien und andrer. Ueberdieſes enthält die Fieberrinde nur einen ſehr geringen Theil alkaliſches fixes und flüchtiges Salz, hingegen ſehr viel ſaures Salz und Oel. Daher iſt es nicht wahrſcheinlich, daß dieſe Wirkung von einigen Gran alkaliſchen Salzes, ſo noch dazu von ſaurem Schwefel und Erde verhüllt iſt, herrühren ſollte.

Man pflegt darwider einzuwenden, die Fieberrinde ſey bitter, und man glaubt, alle bittere Sachen gehörten zu den alkaliſchen Salzen; allein man betriegt ſich. Denn wenn man die Chemieverſtändigen fragt, ſo wird man von ihnen lernen, daß die bittern Sachen nicht zum Geſchlechte der alkaliſchen Salze gehören, daß man im Gegentheil durch die chemiſche Analyſin ein häufiges ſaures oder ſalziges Salz aus denſelben ziehen könne, und daß die ſtärkſten, durch die Kunſt bereiteten bittern Mittel, dergleichen die cryſtalli lunae und das Sal catharticum amarum ſind, nichts von alkaliſchen Salze enthalten, ſondern daß ſie aus den ſtärkſten ſauren Salzen zuſammengeſetzt ſind. Man ſchreibt alſo die Urſache und die Zufälle des Fiebers vergeblich der Säure zu, und man

 leitet

leitet mit eben ſo viel Unrechte die Fiebervertreibende Kraft der Fieberrinde von dem alkaliſchen Salze her, ſo in ihr enthalten iſt.

Derjenige, der am beſten von den Fiebern und von der Fiebervertreibenden Kraft der Fieberrinde gehandelt hat, iſt R. Morton in ſeinem Tractatu de febribus. Dieſer gelehrte und in der practiſchen Arzneykunſt ſehr erfahrne Engländer, der die Bewegungen der Natur ſorgfältig beobachtet hat, glaubt, die Urſache der Fieber wären gewiſſe giftige oder ſchädliche Theilchen, die dem Principio vitae oder den Lebensgeiſtern zuwider ſind und die ausdehnende Kraft derſelben hemmen, wodurch die natürliche Wärme nothwendig ausgelöſcht wird. Die Fieberrinde aber, ſagt er, dämpft als ein Gegengift die ſchädliche Materie des Fiebers, indem ſie den Gift, welcher ſich mit den Lebensgeiſtern vermiſcht hat, zerſtöret.

Allein dieſe Meynung ſetzt die Wirklichkeit der Lebensgeiſter zum voraus, die doch von vielen und zwar ſehr geſchickten Anatomicis in Zweifel gezogen wird. Ueberdieſes giebt dieſer gelehrte Arzt von der Wirkung der Fieberrinde in die Lebensgeiſter oder in die Nerven keinen Grund an, und hält es für unnütz ihn zu ſuchen, als wenn es unmöglich wäre, in einer ſo dunklen Sache die Wahrheit zu finden. Wenn wir aber die augenſcheinlichen Urſachen der Wechſel- oder der anhaltenden Fieber, ihre Zufälle und alles, was nach dem Gebrauche der Fieberrinde erfolgt, bemerken wollen: ſo werden wir ohne Zweifel einige Begriffe von

der

der Natur der Fieber und von der Art zu wirken der Fieberrinde erlangen; und ob es gleich nur Muthmaßungen ſind, ſo ſcheinen ſie ſich doch der Wahrheit ſehr zu nähern.

Die nächſte Urſache der Wechſelfieber iſt eine auszuwerfende Feuchtigkeit, die den Nerven zuwider iſt und ſich mit dem Blute vermiſcht, aus der Urſache, weil eine oder die andre merkliche oder unmerkliche Ausleerung unterdrückt iſt. Dieſe Unterdrückung wird durch den Mißbrauch der ſo genannten ſechs nicht natürlichen Dinge (Res ſex non naturales) verurſacht, unter welchen die kalte und feuchte Beſchaffenheit der Luft den erſten Platz verdient; denn dieſe iſt gemeiniglich die äußerliche oder entfernte Urſache dieſer Fieber. Die Natur jener ſchädlichen Feuchtigkeit ſcheint dem alkaliſchen urinöſen Salze ſehr beyzukommen, indem faſt alle auszuwerfende Säfte eine große Menge von dergleichen Salz enthalten. Folglich bringt dieſe Feuchtigkeit, wenn ſie ſich mit dem Blute vermiſcht, eine große Menge urinöſes Salz hinein. Man ſieht die Wahrheit deſſen, was ich hier behaupte, wenn man das Blut dererjenigen, die das Fieber haben, unterſucht. Denn man zieht aus ihrem Blute eine weit größre Menge urinöſes Salz, als aus dem Blute geſunder Perſonen. Die ſchädliche Kraft aber dieſer Feuchtigkeit kömmt nicht allein von der Menge der ſcharfen Salze her, ſondern auch von einigen entzündeten galligen oder ſchweflichten Theilchen, die nach Verhältniß ihrer Vermiſchung mit den Salzen die Schädlichkeit

derſelben vermehren oder vermindern. Man kann aber die Stärke dieſer Feuchtigkeit nur durch ihre Wirkungen erkennen.

Wenn dieſe ſchädliche ſalzigt-ölige Feuchtigkeit aus dem Blute abgeſondert worden, ſo fällt ſie zuerſt und unmittelbar auf die Nerven. Daher entſtehen die Zufälle, ſo bey Anfang des Fiebers bemerkt werden; nämlich, Froſt, Mattigkeit, Ohnmacht, Unruhe, Schauer, Erſtarren, Gähnen, Dehnen, Schwindel, krämpfige Schmerzen, ſchwacher Puls, Hitze, Durſt, Trockenheit der Zunge. Alsdann wirkt ſie, doch nur mittelbar, auch in die Säfte: weil die ganze Oekonomie des Blutes und der andern Säfte der zitternden Bewegung der Nervenfaſern unterworfen iſt.

Wenn dieſe Bewegung der Nerven geſtört worden, ſo vermindert ſich die Bewegung des Bluts und der Säfte und die gewöhnlichen Abſonderungen werden gänzlich unterdrückt. So lange aber die Kräfte des Kranken noch ſtark genug ſind, der Wirkung dieſer Feuchtigkeit zu widerſtehen; ſo wird durch den verhinderten Umlauf und durch das Stocken des Bluts in den Gefäßen das ganze Syſtem der Nerven in Bewegung geſetzt und erſchüttert, und die zitternde Bewegung fängt mit ſolcher Heſtigkeit an, daß der ganze Körper in kurzem ſich wieder erhitzt, die verhinderte Bewegung des Bluts wieder hergeſtellt und die Verdickung, ſo durch das Stocken in demſelben verurſacht worden, zertheilt und aufgelöſt wird. Durch eben dieſe Erſchütterung wird die den Nerven anhän-

gende ſchädliche Feuchtigkeit zurückgetrieben und durch die Schweiße oder eine andre merkliche oder unmerkliche Ausleerung aus dem Körper gebracht, oder auf einen andern Theil geworfen, z. E. auf die Lippen, die Naſe oder an einen andern Ort des Körpers, wo hernach verſchiedne Blattern und Bläschen, Frieſelflecke und Petechien ausſchlagen; oder es entſtehen Beulen unter den Achſeln und um die Gegend der Schaamglieder; in den andern Theilen zeigen ſich bösartige Beulen, Blutſchwären, Geſchwulſten und Geſchwüre von verſchiedner Art.

Die Fieberrinde heilt die bösartigen und peſtilenzialiſchen Fieber entweder gar nicht oder doch ſehr ſchwer: allein, wider die Wechſel- und anhaltenden Fieber hilft ſie ſicher und geſchwind, wenn man ſich ihrer gehörig bedient. Dieſe Wirkung der Fieberrinde rührt theils von ihrer ſtyptiſchen Bitterkeit, theils von den ſauren Theilchen, die in ihr enthalten ſind, her.

Die ſauren Mittel vertreiben öfters das Fieber, indem ſie die Schärfe des febriliſchen und alkaliſchen Giftes dämpfen: allein zuweilen kömmt das Fieber wieder, und zwar deswegen, weil die entfernte Urſache deſſelben immer noch bleibt, da die gehörige Ausleerung noch nicht völlig geſchehen iſt.

Die bittern Mittel vertreiben auch zuweilen das Fieber, nicht ſowohl dadurch, daß ſie das ſcharfe und freſſende Salz der febriliſchen Feuchtigkeit dämpfen, als vielmehr weil ſie die Urſache des

Fiebers ſelbſt aus dem Wege räumen. Wir haben geſagt, die innere und vorhergehende Urſache des Fiebers ſey die Unterdrückung einer gewiſſen gewöhnlichen Ausleerung, und dieſe Unterdrückung entſtehe aus Erſchlaffung der Nervenfaſern, die zu dem Theile, woraus dieſe Ausleerung geſchehen ſoll, gehören. Die bittern Arzneyen aber ziehen die erſchlafften Faſern wieder zuſammen und ſtellen alſo die unterdrückten oder verminderten Ausleerungen wieder her.

Die Fieberrinde beſitzt allein die Kräfte dieſer beyden Arten von Arzneymitteln vereinigt. Durch das ſaure Salz, welches ſie häufig enthält, dämpft ſie das ſcharfe und freſſende Salz des febriliſchen Giftes, und unterdrückt alſo die Zufälle des Fiebers bald; hernach durchdringt ſie bey fortgeſetztem Gebrauche alle Säfte des Körpers mit ihrer ſtyptiſchen Bitterkeit, wodurch ſie die feſten Faſern, ſo entweder durch feuchte Luft oder aus einer andern Urſache ſchlaff geworden, zuſammenzieht, ſtärkt und befeſtigt; und auf dieſe Weiſe hebt ſie die vorhergehende Urſache des Fiebers. Man darf ſich nicht wundern, daß das Fieber öfters wieder kömmt, wenn man den Gebrauch der Fieberrinde allzuzeitig einſtellt, vornehmlich bey feuchter und kalter Luft, wodurch die Faſern aufs neue erſchlaffen. Wenn man den Gebrauch der Fieberrinde eine gnugſame Zeit fortſetzt, ſo verändert ſie nicht nur die febriliſche Materie und befeſtigt die Faſern; ſondern ſie treibt auch die ſchon gedämpfte ſchädliche Feuchtigkeit durch einen oder

den andern Weg aus dem Körper. Sobald die Eingeweide ihre Stärke wieder erlanget haben, fangen ſie ihre Verrichtungen wieder an: ſie treiben die überflüßigen Säfte, womit ſie erfüllet waren, entweder durch die Stühle, oder durch den Urin, oder durch den Schweiß oder durch die unmerkliche Ausdünſtung fort. Auf dieſe Weiſe thut die Fieberrinde öfters die Wirkung eines Purgiermittels, einer Urin- und Schweißtreibenden Arzney. Sie kann aber die Bösartigkeit der peſtilenzialiſchen Fieber nicht verbeſſern, oder ſie bezwingt ſie nur ſehr ſchwer: weil nicht die Erſchlaffung der Faſern die vorhergehende Urſache dieſer Fieber, wie in den Wechſelfiebern iſt, ſondern die Reizung derſelben, die von der Fieberrinde nicht beſänftigt werden kann. Denn in dieſen Fällen ſind die ſtärkſten Herzſtärkungen nöthig; nämlich, ſubtile ſaure Salze, mit öligen aromatiſchen Theilen verbunden, nicht nur um die Heftigkeit des dicken und ſehr etzenden Giftes zu dämpfen, ſondern auch die dicken und fixen Salze deſſelben zu verdünnen und gleichſam flüchtig zu machen, damit ſie durch die Schweißlöcher der Haut leichter ausdünſten können, und daß endlich die unordentlich und ſtark erſchütterten Faſern gelinder gereizt und ihre Bewegungen gleichmäßig gemacht werden mögen. Auf dieſe Weiſe werden ſich die ſchon gedämpften giftigen Säfte von dem Blute abſondern und durch die Schweißlöcher der Haut oder durch andre Wege aus dem Körper gehen, oder wenig-

ſtens, welches bisweilen geſchieht, ſich auf einen weniger edlen Theil werfen.

Wir leſen in den Edimburgiſchen mediciniſchen Abhandlungen, daß die Fieberrinde von erfahrnen Aerzten und Chirurgis im heißen und kalten Brande, er mochte von einer innerlichen oder äußerlichen Urſache herrühren, mit dem glücklichſten Erfolge gebraucht worden ſey; und daß die Kranken, die man ſchon für verlohren gehalten, durch dieſe Rinde eine vollkommene Geſundheit wieder erlangt haben, nachdem ſie vorher alle andre Mittel vergebens gebraucht hatten.

Man verſchreibt dieſe Rinde im Decoct oder in Form eines Boli, täglich alle vier Stunden zu einer halben Drachme zu nehmen. Der Theil, ſo mit dem heißen oder kalten Brande behaftet iſt, wird zugleich mit Terpenthinöl oder mit einem andern dienlichen Mittel gerieben.

Vor einigen Jahren brachte man eine andre Rinde von einem unbekannten Baume nach Paris, unter dem Namen der weiblichen Fieberrinde, Kina Kina foemina. Sie war viel dichter als die wahre, röther und glich faſt an Farbe dem ſpaniſchen Taback, von außen weißlich. Sie half zuweilen wider das Fieber. Da ſie aber von weit geringern Kräften iſt, und die Verkäufer dieſelbe unter die wahre Fieberrinde miſchten, ſo ward ſie ferner hin zu bringen verbothen.

Es giebt noch eine andre Art der Fieberrinde, welche Schakarille heißt, Kina Kina aromatica, Caſcarilla, Schacarilla, Cortex Peruvianus griſeus

ſeus et Zagarilla, *Off.* Cortex Eleuterii, *Jo. Andr. Stiſſer.* China China falſa, & Cortex Eleuterii *Dale Pharmacol.* Elutheria, *Linn. H. Cliff.* 486. franz. Chacril oder Caſcarille.

Es iſt eine in Röhren gewundene Rinde, von der Breite eines Fingers oder Daumens, zwey, drey bis vier Zoll lang, eine oder ein paar Linien dick, auswendig aſchgrau, innwendig Eiſenroſtfarbig, von Geſchmack bitter, aromatiſch; von Geruch, wenn man ſie verbrennt, ſehr angenehm, aromatiſch und bey nah wie der Amber. Man bringt ſie aus einigen Ländern des mittäglichen Amerika zu uns, vornehmlich aus dem Lande Paraguay.

J. Andr. Stiſſer, der Arzneykunſt Doctor und Profeſſor auf der Univerſität Helmſtädt iſt der erſte, der von dieſer Rinde Meldung gethan hat. Er ſchreibt in Actor. laboratorii Chymici ſpecim. ſecund. ſo im Jahr 1693. zu Helmſtädt herausgekommen, daß er dieſe Rinde, welche einen aromatiſchen Geruch und Geſchmack hat und mit balſamiſchen harzigen Theilchen erfüllt iſt, unter dem Namen Corticis Eleuterii, von einem vornehmen Manne, der aus England zurückgekehrt war, bekommen habe, welcher ihm ſagte, daß es in England damals Mode wäre, dieſe Rinde unter den Rauchtaback zu miſchen, um durch ihren lieblichen Geruch den Tabacksrauch angenehm zu machen. Ferner erzählt Stiſſer, er habe kurz darauf von Jo. de Breyn, einem Kaufmanne zu Amſterdam, welcher eine große Kenntniß von den auslandi-

ländiſchen Pflanzen beſeſſen, eben dieſe Rinde erhalten; und dieſer habe ihm von ihrem Gebrauche nichts anders gemeldet, als daß ſie geraſpelt mit dem Taback vermiſcht würde, und dem unangenehmen Rauche deſſelben einen beſſern Geruch gäbe; aber ganz trunken machte, wenn man etwas zu viel darunter miſchte.

Einige Jahre darauf iſt eben dieſe Rinde auf der braunſchweigiſchen Meſſe von einigen Kaufleuten für die wahre Fieberrinde verkauft worden, und auf dieſe Weiſe hat man ſie in Deutſchland als ein Fiebervertreibendes Mittel kennen gelernt.

Der Baum, von welchem dieſe Rinde genommen wird, iſt uns bis itzt noch unbekannt.

Es ſcheinet, daß Stiſſer ſie zuerſt in Gebrauch gebracht habe. Obgleich, ſpricht er, dieſe Rinde keine große Fiebervertreibende Kraft beſitzt; ſo iſt doch ihr Gebrauch nicht ganz und gar zu verwerfen, da ſie mit balſamiſchen und harzigen Theilen, die unſerm Körper nicht unangenehm ſind, erfüllt iſt.

Er hat mit Weinſteinſalz und Weingeiſt eine Tinctur daraus bereitet, die er im Steine, in Engbrüſtigkeit, Lungenſucht, im Scharbock, in der Gicht und in andern Krankheiten mit gutem Nutzen gebraucht hat, und er hat ihre urintreibende und magenſtärkende Kraft durch die Erfahrung erkannt.

Er machte noch eine andre Tinctur daraus, mit flüchtigem Hirſchhornſalz, und Weingeiſte, welche nicht geringer war, als die vorhergehende, obſchon

von

von Farbe etwas heller. Er verordnete dieſe beyden Tincturen früh nüchtern oder eine Stunde vor der Mittagsmahlzeit zu zwanzig bis dreyßig Tropfen in Thee oder Coffee zu nehmen; und ſie haben Perſonen, die mit der Gicht, dem Scharbock oder dem Steine behaftet waren, gute Dienſte gethan.

Diejenigen, ſo während der Mahlzeit oder bald nach der Mahlzeit, die mit Weinſteinſalze bereitete Tinctur mit Bier oder Wein vermiſcht genommen, ſind davon ein wenig trunken geworden, doch ohne allen Schaden.

Die Fiebervertreibende, herzſtärkende und dem Gifte widerſtehende Kraft dieſer Rinde, wird von Jo. Ludwig Apin, einem Arzte zu Herſpruck, ſehr gerühmt, in der hiſtoriſchen Nachricht, ſo er im Jahr 1697 zu Nürnberg herausgegeben, in welcher er das epidemiſche Fieber beſchreibt, das in den Jahren 1694 und 1695 zu Herſpruck, einer Stadt im nürnbergiſchen Gebiete, und in den herumliegenden Orten graſſirt hat und zuletzt ein Petechialfieber geworden iſt.

Dieſes epidemiſche Fieber, deſſen Urſache er in dem häufigen Regenwetter zu finden glaubt, ſo im Jahr 1694 im Auguſtmonat angefangen und bis zum December gedauret hatte, war anfangs von keiner Erheblichkeit und ſchien faſt ein dreytägiges Wechſelfieber oder ein doppeltes Tertianfieber zu ſeyn. Es fiel nur Kinder, ſchwangere und arme Weiber an. Allein zu Anfang des Jahres 1695. nahm dieſe epidemiſche Seuche überhand und es

zeigten

zeigten ſich Petechien, deren Urſache er der Veränderung der Luft und der heftigen Kälte zuſchreibt, wodurch die Ausdünſtung plötzlich unterbrochen und die wäſſerigen Feuchtigkeiten des Körpers verdickt worden. Dieſes Fleckfieber ſchien zwar den Sommer über aufzuhören, indem die rothe Ruhr dazu kam: allein als die Wärme mäßiger ward, fieng es wieder an heftig zu werden; doch war es nicht ſo häufig zu finden, und als endlich die Morgenwinde zu wehen anfiengen, ſo verſchwand es gegen den Herbſt ganz und gar.

Er verſuchte anfangs dieſe Wechſelfieber mit Schweiß- und Giftreibenden Arzneyen zu curiren, nachdem der Kranke zuvor den Magen und die Gedärme durch Stühle und Brechen gereinigt hatte. Dem ungeachtet wollte das Fieber nicht weichen. Er vermiſchte daher das Pulver der Schakarille oder das Extract davon in dienlicher Doſi mit den andern Mitteln, und die Erfahrung lehrte ihn, daß er Urſache habe die Wirkung dieſer Rinde anzupreiſen. Denn ſie that in dieſer Art von Fiebern, von was für Zufällen ſie auch begleitet waren, die beſten Dienſte: er geſteht, daß er mit eben dieſer Arzney, indem er bloß die Doſin verſtärkte, ſelbſt die Fleckfieber curirt und auch der darauf folgenden rothen Ruhr abgeholfen habe.

Er gab die Schakarille bis zu einer Drachme pro Doſi, bald zweymal, bald drey bis viermal des Tages, und die Kranken ſchwitzten oft ſehr darauf. Er machte aus eben dieſer Rinde mit bloßem Waſſer ein Extract, deſſen beſondre Kraft

dieſe Fieber zu curiren ſehr von ihm gelobt wird, und deswegen hat er es Specificum Lexipyretum genennt, weil es die Fieber vertrieb, ἀπο τȣ̃ ληγειν τȣ̃ς πυρετȣ̃ς.

Dieſes Extract gab er auf folgende Weiſe: Nachdem er bey erfodernder Nothwendigkeit ein Brechmittel verordnet hatte, ſo ließ er entweder die Schakarille in Subſtanz nehmen, oder er ſetzte dieſe ganz und gar beyſeite und gab nur fünf bis ſechs Gran, mehr oder weniger, von dieſem Extracto Lexipyreto, entweder als Pillen oder in einem Tränkchen aufgelöſt, alle ſechs Stunden; in einem leichten Zufalle aber nur früh und abends. Dieſe angefangene Methode beobachtete er ſelten über drey Tage, wenn ſich keine offenbare Beſſerung zeigte. Viele wurden nach der zwoten oder dritten Doſi geſund, oder ſie kamen doch wenigſtens ſo weit, daß die Natur das übrige leicht ausrichten konnte, indem die heftigen Zufälle alle nachließen. Die meiſten, nachdem ſie dieſe Rinde in Subſtanz oder das Extract davon genommen hatten, fielen in einen ſtarken Schweiß, jedoch ohne alle Beſchwerlichkeit oder Abnahme der Kräfte. Außer dieſer augenſcheinlichen Wirkung durch den Schweiß ward auch der offne Leib bey den Kranken erhalten; und wenn einer ſchwer zum Schweiß zu bringen war, ſo erfolgten bey ihm bisweilen drey oder vier Stühle mit darauf zu ſpührender Erleichterung, eben ſo gut, als wenn er ein Purgiermittel genommen hätte. Das monatliche der Weibsperſonen, welches zu Anfang des Fiebers

war

war zurückgetrieben worden, ward durch den Gebrauch dieſer Rinde wieder in den Gang gebracht und auch die verſtopfte güldne Ader wieder hergeſtellt. In Deutſchland bedient man ſich der Schakarille oft an ſtatt der Fieberrinde. Die Aerzte ſchreiben ihr zertheilende, ſchweißtreibende, ſtärkende und beſänftigende Kräfte zu. Dieſe liegen in ihren ſulphuriſchen ſubtilen, harzigen, erdigen, gelind anziehenden Theilen, die durch den Geruch und Geſchmack, wie auch durch die chemiſche Analyſin ſich ſattſam erkennen laſſen.

Vor allen andern aber hat der berühmte Stahl dieſe Rinde für die Krankheiten der Bruſt ſehr dienlich befunden, weil ſie lindert, zertheilt und beſänftigt, in der Lungenentzündung, im Seitenſtechen, beſonders im Durchfalle bey hitzigen Fiebern und in der rothen Ruhr, welche durch dieſe Rinde beſſer, als durch alle andre Mittel, gedämpft wird.

Er verſchrieb im Anfange die Eſſenz der Schakarille mit einer zertheilenden catarrhaliſchen, z. E. der weißen Bibernelleſſenz vermiſcht von dreyßig bis vierzig Tropfen. Bey zunehmender Krankheit aber und in ihrem höchſten Grade ließ er das zuſammengeſetzte zertheilende Pulver, welches wir bald beſchreiben werden, früh und gegen die Nacht von einem halben bis ganzen Scrupel nehmen; und bey abnehmender Krankheit gab er die Schakarille in Subſtanz zu feinem Pulver gerieben, aber in einer ſchwächern und nicht ſo oft wiederhol-

ten

ten Doſi, nåmlich von zehn bis zu funfzehn Gran.

Zuſammengeſetztes zertheilendes Pulver des Herrn Stahls;
oder:
Pulvis reſolvens compoſitus, *Stahlii.*

Nimm anderthalb Unzen von dem zertheilenden Pulver, ſo aus Muſchelſchaalen, ohne Feuer zubereitet, aus ſchweißtreibendem Spießglaſe und aus gereinigtem Salpeter, zu gleichen Theilen genommen, gemacht worden; vom Extract der Schakarille mit Waſſer herausgezogen, eine halbe Unze. Vermiſche es und mache ein Pulver.

Im Entzůndungsfieber der Gedårme, ſo aus dem kleinen Gekrôſe oder von der rothen Ruhr entſteht, wird das Pulver der Schakarille mit den balſamiſchen Pillen auch angeprieſen.

Jo. Junker ſagt, in ſeinem Conſpectu Therapiae generalis, daß die vom Apinus gerůhmte beſondre Tugend dieſer Rinde in bôsartigen und anſteckenden Fiebern den Wunſch der Aerzte nicht erfülle. Er verſichert, daß er die Schakarille mit beßrem Erfolg in Wechſelfiebern gebraucht habe, und daß ſie mit andern dienlichen Arzneyen verbunden dergleichen Fieber ôfters glücklich vertreibe: in welcher Abſicht ſie der wahren Fieberrinde vorzuziehen iſt, als welche ſtårker zuſammenzieht, und, wofern man ſie nicht mit Behutſamkeit gebraucht, vielen ſchådlich iſt.

Man erlaube uns hier im Vorbeygehen anzumerken, daß diejenigen Fieber, in welchen Apinus dieſe Rinde ſo glücklich gebraucht hat, ob ſchon bösartige, dennoch von der Natur der Wechſelfieber, nämlich der Tertian- oder doppelt Tertianfieber geweſen ſind; und wir haben mit dem Morton bemerkt, daß die Schakarille ein Specificum wider dieſe Fieber ſey, wenn man ſie nur nicht zu ſpät giebt. Man muß alſo die bösartigen Fieber, in welchen dieſe Rinde zuträglich iſt, von denenjenigen ſorgfältig unterſcheiden, wider die ſie ganz und gar nicht dienet. Wir ſchließen alſo aus Apins und Junckers Beobachtungen, daß dieſe Rinde in allen Wechſelfiebern, ſowohl in gutartigen als bösartigen dienlich ſey, ſelten aber in den andern hitzigen, bösartigen und anſteckenden Fiebern.

Ferner verſichert Junker, die Schakarille diene in allen Entzündungen, nur nicht in der Bräune oder Entzündung des Schlundes, wo ſie etwas zu ſcharf iſt; ſie helfe wider Schmerzen, hypochondriſche, hyſteriſche Krämpfungen, wider die unordentliche Monatzeit und güldne Ader, innerliche Blutflüſſe, Blutſpeyen, allzu häufige Reinigung nach der Geburt, Blutſtürzung, wider Kopfſchmerzen, Schwachheit des Magens, die nach einer Krankheit zurück bleibt, und wider heftiges Brechen, wider alle Bauchflüſſe und andre Krankheiten. Und ob ſie gleich nicht in allen Fällen augenblicklich hilft, ſo erleichtert ſie doch den Kranken etwas, durch ihre ſtärkende und ſchmerzſtillende Kraft, und ſie iſt doch wenigſtens ſichrer

und

und zuträglicher, als diejenigen Arzneyen, ſo aus Mohnſaft gemacht werden.

Man muß nur dahin ſehen, daß man dieſe Rinde zu rechter Zeit und auf gehörige Weiſe brauche, und weil ſie erhitzt, nicht in allzu ſtarker Doſi gebe.

Wenn man die Schakarille verbrennt, giebt ſie einen angenehmen Geruch, ob man gleich bemerkt hat, daß er vielen zuwider iſt und den Kopf einnimmt.

Uebrigens brauchen die Deutſchen dieſe Rinde im Pulver, in der Eſſenz, im Extract und in der Infuſion.

Das Pulver verſchreibt man in den oben angeführten Krankheiten von ſechs Gran bis zu einem halben oder auch ganzen Scrupel: die Eſſenz oder Tinctur mit Weingeiſt gemacht, von zehn bis zu zwanzig Tropfen, und das Extract von drey bis zu ſechs oder acht Gran.

Michael Alberti in ſeiner Introductione ad Medicinam, ſchreibt dieſer Rinde eben die Eigenſchaften zu, von denen wir bisher geredet haben.

Er ſetzt auch hinzu, ſie habe keine ſolche ſpecifike Kraft die epidemiſchen Fieber zu heilen, als Apinus von ihr rühmt; jedoch ſey ſie in leichten Wechſelfiebern von einigem Nutzen, wenn vorher eine genugſame Evacuation geſchehen iſt.

Siebender Artikel.

Von der Codaga-Pala.

Codaga-Pala, *H. Mal.* part. *I. pag.* 85. tab. 47. Nerium Indicum, ſiliquis anguſtis, erectis, longis, geminis, *Burm. Theſ. Zeyl.* 167. tab. 77. Apocynum erectum Malabaricum, fruteſceus, Jaſmini flore candido, *Par. Bat.* 44. Arbor Malabarica lacteſcens, Jaſmini flore odorato, ſiliquis oblongis, *Syen. in not. ad H. M.* Coneſti, *Act. Edimb. Tom.* 3. *p.* 32.

Dieſer Strauch wächſt häufig in Malabarien und in der Inſel Zeylan. Seine Wurzel ſteigt nicht tief in die Erde, und breitet viele Zaſern aus. Die Rinde iſt röthlich, braun und weißlich; von Geſchmack bitter und nicht ſehr ſcharf. Die Stengel ſind feſt, holzig, rund und haben verſchiedne Zweige mit einer ſchwärzlichen Rinde, die ein weißliches Holz bedeckt. Die Blätter ſind von verſchiedner Größe, paarweiſe, gegen einander über, mit kurzen Stielen verſehen, länglich, lanzenförmig, ſpitzig, glatt, aderig, auf beyden Seiten hellgrün und voll milchigten Saftes. Aus dem Gipfel der Stengel entſpringen verſchiedne röhrige Blumen, fünfſpaltig, einblättrig, mit fünf Staubgefäßen, die in Form eines ſpitzigen Kegels beyſammen ſtehen, weiß, von gutem Geruch und

ſchönen

ſchönen Anſehen. Der Kelch, worauf die Blumen ſitzen, iſt ſternförmig, fünfſpaltig, bleibend und hängt an einem ziemlich langen, zarten und auf verſchiedne Weiſe vervielfältigten Stiele: denn wenn die Blumen verwelkt ſind, ſo entſtehen aus einem ſolchen Kelche zwo ſchmale, aufrechte, ſehr lange Schoten, die oben durch ihre ſehr ſcharfe und gewundene Spitze mit einander vereinigt ſind. Dieſe Schoten ſind mit einer ſehr weißen Wolle erfüllt, ſo die Saamen umgiebt, welche häufig, lang, ſchmal, geſtreift, aſchfarbig ſind, und an der Wolle, ſo wie die Nabelſchnur an der Nachgeburt, hängen.

Man rühmt die Rinde der Codaga-Pala geſtoſſen und mit ſaurer Milch getrunken wider den Durchfall. Die Rinde der Wurzel ſoll, auf eben dieſe Weiſe eingenommen, wider alle Arten von Bauchflüſſen dienen; es ſey die Ruhr, die Lienterie oder die güldne Ader. Die Wurzel geſtoßen und mit Waſſer gekocht, in welchem Reiß abgewaſchen worden, iſt gut in der Bräune der Kehle und des Halſes, wenn man eine Lotion daraus macht. Auf eben die Weiſe dient ſie auch wider Geſchwulſten und Gichtſchmerzen, wenn man ſie auf den kranken Theil legt: ſie ſtillt auch die Zahnſchmerzen, indem ſie die Würmer, ſo ſich in den Zähnen aufhalten, tödtet; man darf nur das Decoct davon in dem Munde halten. Das Decoct von den Saamen iſt im hitzigen Fieber und im Podagra nützlich; auch die Würmer werden davon getödtet.

In den edimburgiſchen Abhandlungen wird die Rinde der kleinen und jungen Zweige angeprieſen, die weder mit Moos noch mit einer äußerlichen und unſchmackhaften Schale bedeckt ſind. Man rühmt dieſe Rinde als ein ſpecifikes Mittel wider die Durchfälle, wenn man vorher den Moos abgeſchabt hat, und aus der zu Pulver geriebnen Rinde mit Pomeranzenſyrup eine Lattwerge macht. Von dieſer Lattwerge giebt man täglich alle vier Stunden eine halbe Unze, oder auch mehr, und fährt damit drey bis vier Tage fort. Am erſten Tage erfolgen die Stühle häufiger und ſtärker, doch ohne Bauchgrimmen; des andern Tages ändert ſich die Farbe der Stühle zur Beſſerung; den dritten und vierten Tag aber kommen die Stühle den natürlichen, was nämlich ihre Conſiſtenz betrifft, ſehr bey, wenn die Arzney recht gut gewirkt hat.

Es geſchieht ſehr ſelten, daß dieſes Mittel in anfangenden Durchfällen, die von einer unordentlichen Diät herrühren, fehlſchlägt, wenn man dem Kranken nur zuvor eine Doſin von der Ipecacuanha gegeben hat. Mit eben ſo gutem Erfolg und auf eben die Art verſchreibt man die Lattwerge ſolchen Perſonen, ſo eine ſchlaffe Leibesbeſchaffenheit haben und in feuchter Luft und Regenwetter ſehr leicht mit Durchfällen behaftet werden; ja man muß den Gebrauch dieſer Lattwerge noch einige Tage früh und abends fortſetzen, nachdem der Durchfall ſchon curirt worden iſt. Statt des gewöhnlichen Getränkes verordne man Reißwaſſer, oder

auch, wenn es nöthig iſt, Emulſionen aus den kühlenden Saamen und aus Salpeterkügelchen.

Wenn aber ein Fieber bey dem Durchfall iſt, ſo muß daſſelbe zuerſt durch eine Aderlaß gedämpft werden, wobey man zugleich die kühlenden Emulſionen oder das weiße Decoct mit den Salpeterkügelchen gebrauchen kann.

Achter Artikel.

Von der Simarouba.

Die Simarouba iſt die Rinde von einem bis itzt noch unbekannten Baume, welcher in Guiana wächſt und von den Einwohnern *Simarouba* genennt wird. Dieſe Rinde iſt blaßgelb, ohne Geruch, von Geſchmack ein wenig bitter; ſie beſteht aus zähen Zaſern und liegt über dem weißen, leichten und unſchmackhaften Holze der Wurzeln, des Stammes und der Aeſte, wovon ſie leicht getrennt werden kann.

Die Simarouba iſt von gummi-harziger Natur und hat einen nicht unangenehmen Geſchmack. Sie ſtärkt durch ihre gelinde Bitterkeit den Magen, und ſtillt die Schmerzen und das Bauchgrimmen durch ihre balſamiſch-öligen Theile die man aus der Milchfarbe erkennt, ſo ſie dem Waſſer, worinn ſie gekocht wird, mittheilt. Durch ihre anziehende Kraft aber hemmt ſie die Blut- und Bauchflüſſe.

Zu uns iſt dieſe Rinde zuerſt im Jahr 1713 aus Guaiana gebracht worden, wo ſie in dyſenteriſchen Bauchflüſſen ſehr im Gebrauch iſt. Im Jahr 1718 aber hat *Ant. de Juſſieu*, der Arzneykunſt Doctor, der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, wie auch der königl. Societäten zu London und Berlin Mitglied und der Botanik Profeſſor und Demonſtrator im königlichen Garten zu Paris, dieſe Rinde mit groſſem Nutzen gebraucht. Es war im Sommer eine große Hitze geweſen; darauf folgten viele dyſenteriſche Bauchflüſſe, die weder durch Purgiermittel, noch durch anziehende Arzneyen, noch auch ſelbſt durch die Ipecacuanha gedämpſt werden konnten; vielmehr wurden ſie durch den Gebrauch dieſer Mittel ärger. Herr *Juſſieu* aber dämpfte dieſe dyſenteriſchen Bauchflüſſe glücklich durch den Gebrauch der Simarouba. Man kochte anfangs dieſe Rinde zu einer halben bis ganzen Unze in einem kleinen Theile Waſſer, ſo wie man ſie in Guaiana zu gebrauchen pflegt. Allein dieſes Decoct verurſachte öfters Brechen und faſt allezeit beſchwerliche Schweiße; ja bisweilen vermehrte es auch die dyſenteriſchen Bauchflüſſe. Man änderte alſo die Doſin und traf den rechten Punkt durch die Erfahrung, welche die Lehrerinn aller Sachen iſt.

Man giebt die Simarouba im Decoct zu zwo Drachmen in zwey Pfunden Waſſer; im Pulver, welches man von der Rinde ſchaben, nicht aber ſtoßen muß, bis zu einer halben Drachme.

Nimm

Nimm von klein geſchnittner Simarouba, zwo Drachmen. Koche ſie in zwey Pfunden gemeinen Waſſers, und laß das Drittheil einkochen. Theile dieſes Decoct in vier Doſes, und gieb dem Kranken alle drey Stunden eine davon warm zu trinken.

Nimm vom Holze oder von der Rinde der Simarouba zu Pulver gerieben, eine halbe Drachme. Gieb ſie in zwo Unzen klaren Waſſers, oder vermiſche ſie mit ſyrupo Adianthi, und mache einen Bolum auf einmal zu nehmen. Wiederhole dieſes Mittel zu gehörigen Stunden unter einer andern beliebigen Geſtalt, bis zur völligen Geneſung.

Die Beſſerung erfolgt ohne einigen Ekel vor dem Decoct, ohne einiges Brechen und ohne Stühle. Unterdeſſen laſſen binnen einem Tage die heftigen Schmerzen nach, der Schlaf kömmt wieder, der Urin wird häufiger und klar, die Stühle erfolgen ſeltner, verliehren ihren ſtinkenden Geruch und verändern die Farbe; ſie werden immer dicker; der Kranke bekömmt Appetit und wird in kurzem wieder hergeſtellt.

Denn dieſe Rinde, wenn ſie im Decoct gegeben wird, iſt ein Balſam für die Gedärme; ſie ſtärkt den Magen, welcher durch häufige und langwierige Bauchflüſſe geſchwächt worden; ſie erweckt den Appetit und befördert die Verdauung der Speiſen durch ihre bittern und einſchneidenden Theile; ſie erſetzt auch der innern Haut der Gedärme den Schleim, ſo durch die allzu ſcharfen Stühle verlohren

lohren gegangen. Ihre antiſpaſmodiſche, magenſtärkende und ſchmerzſtillende Kraft übertrifft alle andre Mittel, die ſonſt wider die rothe Ruhr dienen. Sie iſt weit beſſer, als die anziehenden Arzneyen, die bey der fließenden güldnen Ader oder bey der Monatzeit der Weibsperſonen nicht ohne ſchlimme Folgen gegeben werden.

Wenn man aber das Decoct der Simarouba getrunken hat, ſo hört der ſchädliche Bauchfluß auf, und die übrige Materie, welche abgeführt werden muß, kann man ſicher abführen. Daher hat man aus vielen Erfahrungen erkannt, daß dieſe Rinde öfters eine antihyſteriſche Kraft beſitze.

Sie dient vornehmlich in wäſſerigen, galligen, blutigen und ſchleimigen Bauchflüſſen, die durch eine anhaltende convulſiviſche Bewegung der Gedärme einwurzeln, wobey weder ein Fieber noch eine Verletzung des Magens iſt; ſie hilft auch wider den Zwang des Maſtdarms, (tenesmus). Man verändert die Form und die Doſin dieſes Arzneymittels nach der verſchiednen Beſchaffenheit der Kranken und der Krankheiten. Denn wenn der Magen und die Gedärme ſchon ausgeleert und gereinigt und die Krankheit dadurch gedämpft worden, ſo iſt eine halbe Drachme vom Pulver dieſer Rinde ein oder zweymal genommen zuweilen hinlänglich, den Kranken zu heilen. Wenn aber mit den andern heftigen Zufällen noch eine üble Miſchung der Säfte verbunden iſt, ſo werden mehrere Doſes von dem Decocte der Simarouba erfordert.

Die-

Dieſer Artikel iſt aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, vom Jahr 1729 und 1732 genommen, wie auch aus einer Theſi, ſo unter dem Vorſitz Herrn *Ant. de Juſſieu* zu Paris 1730 vertheidigt worden iſt.

Das dritte Kapitel.

Von den Hölzern.

Erſter Artikel.

Von dem Paradies- oder Aloes-Holze.

Obgleich die Beſchreibung des Agallochi bey dem Dioſcorides ſo kurz iſt, daß man daraus nicht gewiß beſtimmen kann, ob es eben daſſelbe ſey, was von den neuern Griechen Xyloaloës, von den Arabern Agalugen und in den Officinen Paradies- oder Aloesholz genennt wird: ſo iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß es eben daſſelbe ſey. Denn ſowohl die Beſchreibung des Dioſcorides kömmt mit dem Paradiesholze der Officinen ziemlich genau überein; als auch die arabiſche Benennung iſt der alten griechiſchen Benennung nicht ſehr unählich: und über dieſes ſtimmen faſt alle Botanici darinn überein.

Es

Es iſt alſo das Paradies- oder Aloes-Holz, Ἀγάλλοχον *Dioſc.* ξυλάλοη, *Graec. recent.* Hoad, Agalugi & Agallugum, *Arab.* Agallochum, Xyloaloes, & lignum Aloes, *Offic.* Lignum Aquilae, Lignum Paradiſi, & Lignum ſanctae Crucis, *Quorumd.* ein harziges, wohlriechendes Holz, ſo von der Aloe, einem bittern purgierenden Safte, der in den Officinen ſehr gebraucht wird, völlig unterſchieden iſt. Es iſt auch nicht das Holz desjenigen Baums, aus welchem dieſer Saft fließt, wie einige geglaubt haben.

Die Araber unterſcheiden viele Arten des Paradiesholzes, in Anſehung ſeiner Güte und des Ortes, woher es gebracht wird. Wir aber nehmen mit dem C. Bauhin drey Arten davon an.

1. Agallochum praeſtantiſſimum, *C. B. P.* Calambac Indorum: Kenam Cochinchinenſium: Suk-Hiang Sinenſium, *Dale Pharmacol. Suppl.* Sokio G. Camelli, *Rai. Hiſt.* Dieſes iſt ein glattes, harziges Holz, weich, faſt wie Wachs oder Maſtix, welches zwiſchen den Zähnen und Fingern nachgiebt, und wenn man es auf glüende Kohlen legt, faſt ganz wie Harz zerfließt und einen ſehr angenehmen Geruch giebt: von Geſchmack iſt es ein wenig bitter und aromatiſch. Cuningham, *in Suppl. Dale Pharm.* nimmt in Anſehung der Farbe drey Arten davon an: die erſte iſt ſchwarz und purpurfarbig geſtreift: die andre hat ſchwarze und gelbe Flecken, wie der Tieger: die Farbe des dritten iſt wie das gelbe

vom

vom Ey. Man bringt dieſe Arten aus Cochinchina.

2. Agallochum *Offic. C. B. P.* Lignum Aloes vulgare, *Off.* Tehin-Hiang Sinenſium, *Dale Pharmacol.* Thimhio G. Camelli, *Rai. Hiſt.* Pao de Aguila, *Luſitan.* Dieſes bringt man uns in holzigen Stücken von verſchiedner Größe, bisweilen feſt, dicht, ſchwer, braunroth mit ſchwarzen und harzigen Streifen, bisweilen löcherig und gleichſam kariös; die Löcher enthalten ein röthliches wohlriechendes Harz, von Farbe wie das Holz oder aus dem purpurfarbigen ins ſchwarze. Der Geſchmack dieſes Holzes iſt ein wenig ſcharf, bitter, aromatiſch, der Geruch ſehr angenehm. Wenn man es auf glüende Kohlen oder auf glüendes Eiſen legt, ſo ſchwitzt ein harziger Saft heraus, welcher ſich in Blaſen erhebt, und es entſteht ein lieblicher und ſäuerlicher Rauch.

Dieſes Holz wächſt in der Inſel Sumatra, in Cambaya, vornehmlich aber in Cochinchina. Man findet es in den Apotheken öfter, als das Calambacholz, welches wegen ſeines hohen Preiſes ſehr ſelten zu uns gebracht wird.

3. Agallochum ſylveſtre, *C. B. P.* Calambour vel Calambouc, *Offic.* Agallochum, ſeu Lignum Aloes Mexicanum G. Camelli, *Rai. Hiſt.* Dieſes iſt ein leichteres, mehr durchlöchertes und weniger harziges Holz, als das Paradiesholz der Officinen, von Farbe gleichſam aus dem grünlichen ins braune, von Geruch angenehm und ſtark, faſt wie das Paradiesholz, von Geſchmack

bitter.

bitter. Man bringt es in groſzen Stücken aus den Inſeln Solor und Timor. Man braucht es ſehr ſelten in der Medicin; öfter aber, Käſtchen, Büchſen, Schnitzwerk, Roſenkränze und andre dergleichen Sachen daraus zu verfertigen.

Wir haben bis itzt noch keine richtige Beſchreibung der Bäume, von welchen das Calambac und Paradiesholz genommen wird *). Denn einige glauben,

*) Folgendes erzählt Kämpfer in ſeinen Amoenit. exot. faſc. 5. p. 903. von dem Paradiesholze. Wir fügen hier, ſagt er, eine ſehr rare Baumpflanze hinzu, die mit vieler Beſchwerlichkeit von den entfernteſten Bergen gebracht worden. Sie iſt aber noch ſehr jung und kaum einer Beſchreibung werth. Wir wollen ſie aber dennoch beſchreiben, bis wir mit der Zeit eine vollkommenere erhalten. Dieſe Pflanze heiſzt Sinkoo, und bey den gemeinen Japoneſern, Kaworiki, das iſt, wohlriechender Baum. Die Siamenſer nennen ſie Kiſſina; und auf lateiniſch heiſzt ſie *Arbor Aquilae & Aloes*, Aloesbaum, deſſen wohlriechendes Holz *Agallochum*, Paradies- oder Aloesholz genennt wird.

Der Stamm dieſer Baumpflanze iſt eine halbe Elle hoch, gerade, dünn, hellgrün, wollig, mit Blättern beſetzt, in zween Aeſte getheilt, die ſich einiger maſzen nach der Lage der Blätter richten. Die Blätter ſtehen einzeln, einen Zoll von einander, und ſind den Blättern des Pfirſchbaums ähnlich; am Rande nicht eingeſchnitten, aber haarig; auf beyden Seiten hellgrün und glänzend; in ihrer Mitte ragt eine Ader hervor, von welcher viele kleine Seitenadern abgehen, die aber

glauben, daß es verſchiedne Arten von Bäumen ſind; andre aber, daß dieſe beyden Hölzer von ei-
nerley

aber ſehr fein, und, wenn man ſie nicht recht genau betrachtet, kaum zu ſehen ſind.

Einige ſtellen dieſen Baum als Beerentragend und dem Olivenbaum ähnlich vor: und ich glaube, ſie ſtützen ſich auf die Nachricht des Serapio und Dioſcorides. Allein der Ort, wo dieſer Baum wächſt, iſt ſehr abgelegen und unbekannt, und es iſt noch kein Gelehrter dahin gekommen; unſre Schriftſteller ſetzen ihn in verſchiedne Gegenden. Garzias ſchreibt, er habe einen Zweig von dieſem Baume ohne Blüthe und Frucht aus Malaca bekommen. Mir hat es auch nicht geglückt eine Frucht davon zu ſehen: ſo wie ich auch kein ander Land habe erfahren können, wo er wachſen ſollte, als Cambodia und die am Meer liegenden Provinzen Tſiampa und Bonna im Königreiche Siam. Die Chineſer verſichern, daß ſie das Paradiesholz von den unerſteiglichen Bergen aus Cochinchina und aus der, mit China gränzenden, Provinz Junam bekommen. Aus den Nachrichten, ſo mir die Chineſer und Siamenſer davon gegeben haben, ſcheint es mir gewiß zu ſeyn, daß dieſer Baum nur durch das Alter ſeinen guten Geruch erhält, welcher von einem harzigen Safte herrührt, der, wenn der Baum verdorrt und kariös wird, einige innere Theile des Holzes einnimmt, um die Knoten aber ſich häufiger ſammlet. Dieſe Stücken werden Calamba oder Calamback genennt und ſehr theuer verkauft.

Die andern Stücken heißen, wie der Baum ſelbſt, Kiſſina, und ſind nach ihrer verſchiednen Güte, näm-

nerley Baume kommen. Jocob Cunningham meldet, das Calambac ſey von einem Baume, deſſen Frucht faſt Birnenförmig wäre, wollig, von der Größe einer gelben Myrobalane, mit einer dicken holzigen oder ſchwammigen Rinde bedeckt; ſie öffne ſich in zween Theile und enthalte zween durch eine Scheidewand abgeſonderte längliche Saamen

nämlich nach der harzigen Subſtanz, nach der Schwärze und Schwere, als den Kennzeichen ihres angenehmern und ſtärkern Geruchs, von ſehr unterſchiedenem Werthe. Dieſe bringt man nach Europa, aber jene nicht, wegen ihres allzu hohen Preiſes. Diejenigen, ſo das Paradiesholz ſuchen, gehen mit Waffen und Aexten verſehen zu gewiſſen Zeiten in die Wälder. So bald ſie ſehr alte Bäume und umgefallene, kariöſe und faulende Stämme antreffen, ſpalten ſie dieſelben ſorgfältig und nehmen die harzige Stücke, ſo ſich hin und wieder finden, weg. Das erſte, ſo ſie finden, opfern ſie ihren Götzen, die ſie für ihre Erhalter anſehen.

Das Calambacholz wird an den orientaliſchen Höfen und von den Großen in China und Japon ſehr hoch geſchätzt, ſo, daß kein Gaſtmahl gehalten wird, wo man nicht, ſeine Pracht zu zeigen, dieſes Räucherwerk in großer Menge verſchwenden ſollte. Die Chineſer bezeichnen in ihren Kräuterbüchern dieſen Baum, ob ſie ihn gleich nicht kennen. Sie bilden ihn ab als einen großen und unförmlichen Stamm eines verdorrten Baums, mit einem kleinen Aſte, und mit Blättern, die ſo ſind wie wir ſie beſchrieben haben: doch kommen ſie den Lorbeerblättern näher bey, und ſind, wie es ſcheint, paarweiſe geſtellt.

men mit häutigen Enden, und ſtehe auf einem fünfſpaltigen Kelche.

Was das gemeine Paradiesholz der Officinen betrifft, ſo ſagt man, daß es ein Baum wie der Olivenbaum ſey, daß ſeine Frucht roth und rund, wie der Pfeffer, das Holz aber des Lebensbaumes ſeinem ähnlich, gefleckt, wohlriechend, mit einer dicken Rinde von verſchiedner Farbe bedeckt ſey.

Serapio, Simeon Sethi und nach dieſen Jacob Bontius erzählen, daß die Indianer die abgehauenen Stämme des Paradiesholzes an dem Ufer der Flüſſe in den Koth legen, damit die Rinde und der Splint des Holzes verfaulen und verderben ſollen, damit nichts übrig bleibe, als das dichte Holz, welches harzig und der Fäulniß weniger unterworfen iſt.

Nach den philoſophiſchen Abhandlungen der königlichen Societät zu London iſt das Holz dieſes Baumes weiß, zart und voll von einem milchigten höchſt ſchädlichen Safte. Denn wenn etwas von dieſem in die Augen kömmt, ſo verurſacht er die Blindheit: wenn er auf einen andern Theil des Körpers fällt, ſo entſtehen Blaſen und eine Entzündung der Haut. Das Calambac oder das beſte Paradiesholz findet man nur in denen Bäumen, die auf den Bergen von ſich ſelbſt verfault ſind. Es verwandelt ſich auch nicht die ganze Subſtanz des Baumes in Paradiesholz: denn indem die Bäume verdorren, wird das Holz nach und nach von der Fäulniß angefreſſen, ausgenommen einige Theile des Holzes, um welche ſich der

Milchſaft ſammlet und zu Harze wird. Durch dieſes Harz werden die holzigen Theile erhalten, deren weiße Farbe ſich in eine braunrothe oder ſchwärzliche verwandelt. Das Calambacholz aber, ſo am meiſten harzig iſt, wird aus der Mitte des Stammes nahe an der Wurzel genommen.

Die Indianer halten das Calambac- und Paradiesholz in ſo großem Werthe, daß ſie für das beſte Calambac eben ſo viel Gold und Silber geben, als das Holz am Gewichte beträgt. Man verbrennt dieſe Hölzer unter den andern Räucherwerken in den Götzentempeln und in den Paläſten der Könige.

J. Bontius ſagt, das Pulver davon zu einem Scrupel genommen heile die Cholera und alle kalte Zufälle des Magens und der Gedärme; es tödte auch den Bandwurm und andre Würmer der Kinder. Man glaubt, es ſtärke das Gehirn, das Herz, den Magen, die Mutter und alle Eingeweide, und es erfriſche die Lebensgeiſter. Deswegen nimmt man es zu vielen herzſtärkenden Arzneyen der Araber. Es enthält in der That viel weſentliches Oel, ſo vermittelſt der Deſtillation kann herausgezogen werden. Es dienet wider Ohnmachten und Lähmungen. Von einigen wird es das Gedächtniß zu ſtärken gerühmt. Die Engländer preiſen es im Podagra und in rheumatiſchen Zufällen ſehr an. Man giebt es in Subſtanz von einem halben Scrupel bis zu einer halben Drachme. Das Decoct verſchreibt man wegen ſeiner Bitterkeit ſehr ſelten.

Das

Das weſentliche Oel, ſo man aus dem Paradies-holze zieht, beſitzt eben dieſelben Kräfte. Man kann es von drey, vier bis zu zwanzig Tropfen geben.

Man macht auch eine Tinctur mit Spiritu vini, die man von einer halben bis zu zwo Drachmen in den oben benannten Krankheiten gebrauchen kann.

Jedoch muß man auf die Schärfe oder etzende Kraft, ſo man dem milchigten Safte dieſes Baumes zueignet, Achtung geben. Denn wenn er wirklich eine ſolche Schärfe beſitzt, ſo muß man ſich vielleicht dieſes Holzes nicht ohne Behutſamkeit bedienen.

Das Paradiesholz wird gebraucht, zum Pulvere aromatico roſato, Pulv. diamargariti frigidi, in den Trochiſcis Alyptae moſchatae, & Galliae moſchatae.

Zweyter Artikel.

Von dem Rhodiſer Dornholze und dem Roſenholze.

Das Rhodiſer Dornholz, Ἀσπαλαθος, *Dioſc.* Ἐρυσισκηπτρον, *Quorumd.* Aſpalathus, *Plin.* Darſiſahan, *Arab.* iſt eine ganz unbekannte Sache in unſern Officinen; und wenn man ja noch einige Stücke Holz unter dem Namen des Rhodiſer Dornholzes findet, ſo ſind ſie

gänzlich von einander verſchieden und von unbekanntem Urſprunge. Es iſt auch kein Wunder, indem die Alten ſelbſt über dieſem Holze uneinig zu ſeyn ſcheinen.

Denn Dioſcorides ſagt, das Spalathum ſey ein holziger Strauch voll ſpitziger Dornen, der in Iſtrien, Syrien und in der Inſel Rhodis wachſe; und die Salbenkrämer bedienten ſich deſſelben ihre Salben zu verdicken. Man hält, ſpricht er, dasjenige für das beſte, welches ſchwer, und wenn die Rinde abgeſchält worden, roth oder etwas purpurfarbig, dicht, wohlriechend und von Geſchmack bitter iſt. Er erwähnt eine andre Art dieſes Holzes, ſo weiß, ohne Geruch und ſchlechter iſt. Dioſcorides ſcheint das Holz des Stammes zu meynen, von welchem man die Rinde abſchälen muß.

Galen aber, in dem Tractat von Gegengiften, begehrt die Rinde des Aſpalathi, wenn er die Trochiſcos Hedicroi beſchreibt; und in der Erklärung der Worte des Hippocrates überſetzt er die Worte μέλαιναν ῥίζαν, wovon Hippocrates im zweyten Buche von den Krankheiten der Weiber redet, durch die Wurzel des aromatiſchen Aſpalathi. Es iſt alſo der Aſpalathus, nach Galens Meynung, die Rinde von einer Wurzel.

Plinius macht eine noch größre Verwirrung: denn er ſagt, daß man die Wurzel des Aſpalathi zu den Salben nehme, und daß man diejenige für die beſte halte, ſo braun oder feuerfarbig und dick ſey, und wie Biebergeil rieche. Da nun dieſer Geruch eben nicht der angenehmſte iſt, ſo ſcheint

er

er dieſe Wurzel von dem Aſpalatho *Dioſcoridis* zu unterſcheiden. Ueber dieſes nimmt er zwo Arten davon an, deren eine ein Baum, die andre ein Strauch iſt; ferner einen orientaliſchen Aſpalathum und einen, der in den Inſeln Niſyre und Rhodis wächſt.

Die Araber ſagen, daß Rhodiſer Dornholz ſey ein dicker Baum mit großen Stacheln beſetzt, und folglich iſt es vom Aſpalatho der Griechen unterſchieden.

Die neuern Schriftſteller ſtimmen in der Unterſuchung des Aſpalathi der Alten nicht beſſer überein: denn Ruellius hält ihn für das Roſenholz; Sylvius glaubt, das Paradies- oder Aloesholz der Officinen ſey vielmehr der Aſpalathus als das Agallochum: einige nehmen das Holz des Cytiſi veri, welchen Marantha beſchrieben, für das wahre Rhodiſer Dornholz.

Eben ſo uneinig iſt man über das Roſenholz. Denn ein andres Roſenholz beſchreibt Ruellius, ein andres Cordus, ein andres Matthiolus. Wer wird ſich unterſtehen einen ſolchen Streit zu entſcheiden? Uns iſt es genug, ſicher zu wiſſen, daß man gegenwärtig in den Apotheken keine Arzney mehr unter dem Namen des Aſpalathi findet, und daß die größten Botanici nichts zuverläßiges von dem Aſpalatho der Alten wiſſen. Da man aber dieſes Arzneymittel zur Bereitung der Trochiſcorum Hedicroon und Cypheos verſchreibt, ſo muß man unterſuchen, was man ſtatt deſſelben gebrauchen ſolle.

Dioſcorides eignet dem rhodiſer Dornholze eine erhitzende und etwas anziehende Kraft zu. Er ſagt, das Decoct deſſelben mit Wein gemacht diene die unreinen Geſchwüre auszuwaſchen, und das Holz in Subſtanz als ein Mutterkränzchen gebraucht befördre die Geburt; das Decoct hemme den Durchfall und das Blutſpeyen und vertreibe das ſchwere Harnen und die Blähungen. Galen ſchreibt ihm einen ſcharfen und anziehenden Geſchmack und einander entgegengeſetzte Kräfte zu, nämlich eine erhitzende durch ſeine ſcharfen, und eine kühlende durch ſeine herben Theile; daß es alſo auf beyde Arten trocknet und folglich wider die Fäulniß und in Flüſſen nützlich iſt. Eben derſelbe ſetzt im Buche *de Succedaneis*, an die Stelle des rhodiſer Dornholzes den Keuſchlammſaamen, (ſemen viticis ſive agni caſti) Meſue eben dieſen Saamen oder auch den Zimmet; Nicol. Myrepſus die Bärwurzel; Valerius Cordus das Paradiesholz oder das gelbe Sandelholz, oder den Keuſchlammſaamen; die Londner das gelbe Sandelholz; Charas das Paradiesholz. Unter allen dieſen Arzneymitteln kömmt das Paradiesholz an lieblichem Geruche, an bitterm Geſchmacke und an Kräften mit dem rhodiſer Dornholze der Alten am beſten überein. Daher kann man es füglich an deſſen Stelle ſetzen.

Man findet in den Apotheken ein Holz, welches wie Roſen riecht und Roſenholz oder lignum Rhodium genennt wird, ſowohl wegen ſeines Geruchs als auch wegen des Ortes, wo es wächſt: denn

man

man brachte es ehemals aus der Inſel Rhodis. Es heißt auch lignum Cyprinum, weil es aus der Inſel Cypern kömmt. Eben dieſes brauchen einige für das rhodiſer Dornholz der Alten. Es iſt ein gelbliches, weißliches Holz, ſo mit der Zeit röthlich wird; dick, hart, feſt, krumm, mit kleinen harzigen Knoten beſetzt, von roſenhaftem Geruche.

Es iſt gänzlich unbekannt, was es für ein Baum ſey, wovon dieſes Holz in der Inſel Rhodis und Cypern genommen wird. Anguillara und Matthiolus wollen, daß dieſer Baum eine Art von wildem Olivenbaume ſey, ſo in der Inſel Rhodis wächſt. Dieſen widerſpricht Honorius Belli, welcher das Roſenholz für das Holz des gehörnten Geißklee, Cytiſi veri *Maranthae*, oder Cytiſi incani ſiliqua falcata, *C. B.* hält. Allein dieſes iſt nicht wahrſcheinlich, weil es keinen angenehmen Geruch hat.

Paul Herrmann, in ſeinem Tractat von der Materia Medica, ſagt, das Roſenholz ſey die Wurzel des canariſchen Geißklee, Cytiſi canarienſis; aber er beſchreibt die Pflanze nicht. Unterdeſſen bringt man wirklich aus den canariſchen und antilliſchen Inſeln, wie auch aus einigen orientaliſchen Ländern, dieſes Holz, welches einen roſenähnlichen Geruch hat und von gewiſſen Bäumen genommen wird.

Die Art des Roſenholzes, ſo in der Inſel Jamaica wächſt, iſt ein Baum, welchen Sloane, ein ſehr gelehrter Naturforſcher und der königlichen Societät zu London Secretair, alſo beſchrieben hat:

Lauro affinis, Terebinthi folio alato, ligno odorato, candido, flore albo, *Sloane Cat. Plantar. Jam. Raii Dendrol. fol. 88.* Dieſer Baum hat einen Stamm von der Dicke einer Mannshüfte, und iſt mit einer braunen, bald hellern, bald dunklern Rinde bedeckt, zuweilen voll kleiner Stacheln. Er ſteigt zwanzig Fuß hoch und ſeine Aeſte beugen ſich gegen die Erde. Das Holz iſt innwendig weiß, feſt, von ſehr ſtarkem und lieblichen Geruche. Die Blätter, ſo auf den Zweigen ſtehen, ſind geflügelt, mit drey, vier oder auch mehrern Reihen kleiner Blätter, die einen halben Zoll weit von einander abſtehen und an einer Ribbe hängen, ohne Endblatt. Dieſe kleinen Blätter ſind glatt, dunkelgrün, rundlich, ungefähr einen Zoll lang, und in der Mitte, wo ſie am breiteſten ſind, drey Viertel Zoll breit. Die Blumen entſpringen büſchelweis oben an den Zweigen, und ſind weiß, den Hollunderblumen ähnlich, aus drey dicken Blättern zuſammengeſetzt, mit einigen Staubgefäßen in der Mitte. Auf jede Blume folgt eine Frucht, von der Größe eines Pfefferkorns, deren dünne, trockne und braune Schale in zwey Theile aufſpringt, und einen runden, ſchwarzen Saamen enthält, welche faſt wie Lorbeeren riechen. Man findet dieſen Baum in den ſteinigten und bergichten Wäldern in Jamaica. Die Einwohner halten ihn gemeiniglich für das Roſenholz, deſſen Geruch er einigermaßen hat; ob man gleich bey genauer Unterſuchung ſieht, daß er von demſelben ſehr verſchieden ſey. Der Rauch dieſes Holzes, wenn

wenn man es verbrennt, giebt einen ſehr angenehmen Geruch. Die Holländer ziehen durch die Deſtillation aus dem Roſenholze ein ſehr durchdringendes weſentliches Oel, welches oft ſtatt des weſentlichen Oels aus den Roſen zu Haupt- Herz- und Schlagbalſamen gebraucht wird.

Man ſchreibt dieſem Holze ſowohl als deſſen weſentlichern Oele eine Herz- und Gehirnſtärkende Kraft zu.

Dritter Artikel.

Von dem Franzoſenholze.

Zu eben der Zeit, als Europa mit den Schätzen der neuen Welt bereichert wurde, ward es auch von einer neuen Krankheit angeſteckt, welche ihm bis dahin unbekannt geweſen war. Die Luſtſeuche fieng gegen das Ende des Jahres 1494. und zu Anfang des folgenden zu erſcheinen an, als Karl der Achte, König von Frankreich, die Stadt Neapel belagerte. Dieſe Krankheit breitete ſich unter der franzöſiſchen und ſpaniſchen Armee aus, und nachdem dieſe Kriegsheere Neapel verlaſſen hatten, fieng ſie an durch ganz Enropa zu gehen.

Daher iſt ſie von den Franzoſen die neapolitaniſche Krankheit genennt worden, von den Spaniern und Italienern aber die franzöſiſche Krank-

heit. Vor dieſer Zeit hatten die Aerzte noch nicht die geringſte Meldung davon gethan.

Die gemeine Meynung über den Urſprung dieſer Seuche iſt, daß ſie in Amerika endemiſch ſey und daß die Spanier ſie nach Europa gebracht hätten. Allein dieſes iſt nicht durch hinlängliche Gründe bewieſen. Ja, es giebt einige, welche glauben, dieſe Seuche habe ſich durch die Europäer in Amerika eingeſchlichen. Gewiß iſt es, daß die Meynungen ſowohl der Hiſtorienſchreiber als der Aerzte über den Urſprung dieſer Krankheit ſehr verſchieden und gänzlich ungewiß ſind; man kann ſie nachleſen in den Werken des Karl Muſitanus, eines neapolitaniſchen Arztes, die von der Luſtſeuche handeln, und in den gelehrten Noten und Erläuterungen des J. Devaux, eines ſehr geſchickten Wundarztes zu Paris, welcher dieſe Werke ins franzöſiſche überſetzt hat. Er glaubt, der neapolitaniſche Krieg zwiſchen den Franzoſen und Spaniern habe zu dieſer ſchändlichen Krankheit Gelegenheit gegeben, durch den öftern Beyſchlaf der Soldaten beyder Armeen, mit den neapolitaniſchen unzüchtigen Weibsperſonen; und dadurch habe ſich dieſer anſteckende Gift in der ganzen Welt ausgebreitet.

Es ſey nun auch mit dem Urſprunge dieſes Uebels beſchaffen, wie es wolle, ſo iſt gewiß, daß nach vielen in Europa vergeblich darwider verſuchten Arzneymitteln das eigentliche und beſte endlich in Amerika gefunden worden. Ein gewiſſer Spanier ward in der Inſel Hiſpaniola von großen

Schmer-

Schmerzen gequält, welche ihm die Luſtſeuche verurſachte, die er von einer Amerikanerinn bekommen hatte. Sein Knecht, ein gebohrner Amerikaner, der in Hiſpaniola die Arzneykunſt ausübte, gab ihm das Decoct von einem Holze, Guajacan genannt, zu trinken; wodurch er nicht nur von ſeinen großen Schmerzen befreyet wurde, ſondern auch ſeine vorige Geſundheit wieder erhielt.

Viele andre Spanier, die mit der nämlichen Krankheit angeſteckt waren, folgten ſeinem Exempel und wurden durch eben daſſelbe Mittel geſund. Dieſe Cur breitete ſich durch die, ſo aus Hiſpaniola zurück kamen, in ganz Spanien aus und ward in kurzer Zeit in der ganzen Gegend bekannt und gebraucht; bis man die Queckſilber-Cur wider dieſes Uebel erfand, von welcher Zeit an der Gebrauch des Franzoſenholzes ſehr abgenommen hat.

Das Franzoſenholz, Guaiacum *Off.* Lignum ſanctum, Lignum Indicum, Lignum vitae, & Palus ſanctus *Quorumd.* Guaiacum *Americanorum*, franz. Gayac; iſt ein feſtes, dichtes, ſchweres, harziges Holz, am innern Theile, welcher der Kern oder das Mark heißt, bey nah ſchwärzlich grün, oder aus dem weißen, grünen, braunen und ſchwarzen vermiſcht: der äußere Theil aber, oder der Splint iſt buxbaumfarbig oder blaßgelb; von Geſchmack ein wenig bitter und aromatiſch mit einer gelinden Schärfe; von Geruch, wenn es heiß iſt oder wenn man es verbrennt, ſtark, nicht unangenehm. Es iſt mit einer holzigen, dünnen, dichten,

ten, glänzenden und glatten Rinde bedeckt, welche etwas harzig und gleichſam aus vielen dünnen Blättchen zuſammen geſetzt iſt; von Farbe auswendig aus dem aſchgrauen ins grünliche oder ſchwärzliche, oder vermiſcht mit mehr oder weniger grünen und bleyfarbigen Flecken; innwendig blaß; von einem ſcharfen, unangenehm bittern Geſchmacke.

Man unterſchied ehemals in den Apotheken viele Arten des Franzoſenholzes. Ludw. Oviedo ſagt, ein andres ſey das gemeine Franzoſenholz, ein andres das heilige Holz (Lignum ſanctum) C. Bauhin beſtimmt drey Geſchlechter davon: das erſte heißt, Guaiacum magna matrice, *C. B. P.* Guaiacan, Lignum Indicum ex inſula S. Dominici *Monardi:* das zweyte, Guaiacum propemodum ſine matrice, *C. B. P.* Guaiacan genus alterum, quod Lignum ſanctum, illo praeſtantius, & ex inſula S. Joannis de portu divite affertur, quo maxime utuntur, *Monardi.* Von dieſem letztern hat man wieder mehrere Arten, die aber nur in Anſehung der Farbe, Größe und Schwere von einander verſchieden ſind, da ſie von einem und eben dem Baume genommen werden, deſſen Holz um ſo viel weißer iſt, je jünger der Baum iſt; und um ſo viel ſchwärzer und ſchwerer, je älter er wird. Das dritte heißt, Guaiacum foliis Lentiſci, *C. B. P.* Dieſes iſt dasjenige, wovon Cluſius in ſeinen Noten über den Monard einen Zweig mit Blüthen und Frucht abbildet. Allein dieſe Bäume ſcheinen nur ein Geſchlecht

ſchlecht auszumachen, wovon in der That mehrere Arten in Anſehung der Frucht unterſchieden werden können, und wenn man auch ja noch einen andern Unterſchied bemerkt, ſo iſt er doch viel zu gering ein beſonderes Geſchlecht zu machen. Wenigſtens hat Plůmier, ein großer Botanicus, in den neuen Geſchlechtern amerikaniſcher Pflanzen nur ein Geſchlecht des Franzoſenholzes angenommen, welches er alſo beſchreibt: Dieſes Pflanzengeſchlecht hat eine roſenåhnliche Blume, ſo nåmlich aus vielen kraisfórmig geſtellten Blåttern beſteht. Aus der Mitte des Kelches entſpringt ein Stempfel, ſo ſich in eine fleiſchigte und rundliche Frucht verwandelt, die einen oder mehrere eyfórmige harte Kerne in einem ſehr weichen Fleiſche enthålt. Er führt zwo Arten von dieſer Pflanze an, die er in ſeiner Hiſtorie der amerikaniſchen Pflanzen beſchreibt.

Die erſte heißt, Guaiacum flore coeruleo, fructu ſubrotundo, *Plum. nov. gen. 39.* Guaiacum tetraphyllum fructu ſingulari, *Ejuſdem Hiſtor. Mſſ. 86.* Pruno vel Evonymo affinis arbor, folio alato, buxeo, ſubrotundo; flore pentapetalo, coeruleo, racemoſo; fructu Aceris cordato, cujus cortex luteus, corrugatus, ſemen unicum majuſculum, nigricans, nullo oſſiculo tectum operit, *Sloane Cat. Pl. Jamaic.*

Dieſe Art des Franzoſenholzes erreicht zuweilen die Höhe eines großen, zuweilen eines mittelmåſſigen Baumes, nach Beſchaffenheit der Fruchtbarkeit des Erdreichs. Sein Stamm iſt gemeiniglich

niglich rund: allein diejenigen, ſo in der Inſel St. Domingo wachſen, ſind nicht ganz rund; ſondern wenn man ſie queer durchſchnitte, würden ſie eine birnenförmige Figur vorſtellen. Wenn man dieſe Bäume von weiten betrachtet, ſo ſehen ſie unſern Eichen ſehr ähnlich. Die jüngern ſind mit einer etwas runzlichten Rinde bedeckt; die ältern aber mit einer glatten, etwas dicken und gleichſam blätterigen, auswendig gefleckt, oder blaß mit grünlichen und aſchgrauen Flecken. Das Holz iſt ſehr feſt, ölig, ſchwer, von Geruch nicht unangenehm, und hat einen bittern und ein wenig ſcharfen Geſchmack. Es hat nicht viel Splint, welcher blaß iſt; der Kern aber iſt bey nah olivengrün und braun. Die Aeſte haben viele Knoten und theilen ſich ſehr oft in zween kleine gleichfalls knotige Zweige. Dieſe tragen an jedem Knoten zween gegen einander überſtehende Ribben, beynah einen Zoll lang, woran vier Blätter, je zwey und zwey hängen, nämlich oben zwey und eben ſo viel in der Mitte. Jedes Blatt iſt rundlich, ungefähr anderthalb Zoll lang, einen Zoll breit, glatt, feſt und dicht wie Pergamenpapier, blaßgrün, unten mit fünf kleinen hervorragenden Nerven verſehen; ohne Stiel, außer der gemeinſchaftlichen Ribbe, an welcher ſie ſtehen. An dem Orte wo ſie mit ihr zuſammen hängen, ſind ſie ein wenig roth und überhaupt von Geſchmack etwas ſcharf und bitterlich.

Die Blumen entſpringen oben an den Zweigen; ſie ſind häufig und gleichen völlig den Citronblu-

men, ſie beſtehen nämlich aus fünf blauen kraisförmig geſtellten Blättern. Aus ihrem fünfblättrigen und grünlichen Kelche entſteht ein Stempſel, ſo die Figur eines kleinen zugeſpitzten Herzens hat und auf einem etwas langen Stiele ſteht. Dieſen Stempſel umgeben ungefähr zwanzig blaue Staubfäden mit gelben Staubfachen verſehen. Er verwandelt ſich in eine Frucht, etwas größer als ein Fingernagel, herzförmig, fleiſchig, nach Art eines Löffels ein wenig ausgehöhlt, zinnoberroth. Innwendig liegt ein harter, olivenförmiger Saamen, mit einem Kern, der etwas kleiner als ein Olivenkern und mit einem ſehr weichen Fleiſche umgeben iſt.

Man findet dieſen Baum faſt in allen antilliſchen Inſeln, inſonderheit in den Inſeln St. Domingue und St. Croix.

Die andre Art des Franzoſenholzes heißt, Guaiacum flore coeruleo fimbriato, fructu tetragono, *Plum. n. pl. Am. gen. 39.* Guaiacum polyphyllum fructu ſingulari tetragono, *Ejuſd. Hiſt. Mſſ. 87.* Hoaxacan ſeu Lignum ſanctum, *Hernand.*

Dieſe Art wächſt nicht ſo hoch als die vorhergehende; ihr Holz iſt eben ſo feſt und ſchwer, aber buxbaumfarbig; die Rinde iſt auch ein wenig dick, auswendig ſchwärzlich, mit aſchgrauen Flecken, und mit netzförmigen Runzeln verſehen; innwendig aber blaß und von Geſchmack ein wenig bitter.

Die Zweige ſtehen auf eben die Weiſe, wie in der vorhergehenden, und ſind ebenfalls knotig, mit

vier

vier oder fünf Reihen von Blättern, an einer dünnen Ribbe, welche grün und ungefähr zween Zoll lang iſt. Dieſe Blätter ſind zarter, kleiner und ſpitziger, vornehmlich an den jüngern Bäumen, die auch mehrere Blätter tragen.

Die Blumen ſind den vorhergehenden völlig gleich, blau; aber am Rande haben ſie einen Saum. Die Früchte ſind viereckig, wie die Früchte unſers gemeinen Spindelbaumes (Euonymus vulgaris) wachsfarbig; inwendig in vier Zellen getheilt, deren jede einen harten und rothen Saamen enthält, von der Figur einer kleinen Olive.

Aus den Stämmen dieſer beyden Bäume fließt ein braunes, durchſichtiges und etwas ſcharfes Harz. Die letztere Art findet man häufig in der Inſel St. Domingue in der Gegend von Port de Paix. Beyde Arten blühen im April, und im Junius tragen ſie reife Früchte.

Von dieſen Bäumen braucht man in der Medicin das Holz, die Rinde und das Harz. Man wählet das Holz, welches friſch, ſchwer, harzig iſt, je ſchwärzer, je beſſer, an dem die Rinde feſt anhängt, das ſich leicht entzündet, und durchs Feuer zum Theil in ein flüßiges Harz verwandelt wird. Dasjenige aber, ſo blaß, allzutrocken, cariös und ohne Geſchmack iſt, muß man verwerfen. Was die Rinde betrifft, ſo wähle man die, welche dem Holze feſt anhängt, hart und harzig iſt.

Das Harz, ſo in den Apotheken Franzoſen-Holz-Gummi uneigentlich genennt wird, iſt aus-

wendig braun, innwendig weiß, bald röthlich, bald grünlich, und läßt ſich leicht zerreiben; von Geſchmack ein wenig ſcharf und von Geruch, wenn man es verbrennt, angenehm, faſt wie der Geruch des Franzoſenholzes.

In der chemiſchen Analyſi ſind aus fünf Pfund ſchwarzen und harzigen Franzoſenholzes, zu Feilſpähnen gemacht, vermittelſt der Deſtillation herausgezogen worden acht und zwanzig Unzen drey Drachmen, ſowohl ſaures als alkaliſches Phlegma, davon der erſte Theil, ſo vier Unzen und ſieben und eine halbe Drachme ausmachte, den Geruch und Geſchmack des Franzoſenholzes und die Kennzeichen eines bloß alkaliſchen und urinöſen Salzes hatte: denn er machte die Solution des corroſiviſchen Sublimats trübe und milchig. Der zweyte Theil, ſo in fünf Unzen und zwoen Drachmen beſtund, hatte einen ſchärfern Geſchmack, und über das alkaliſche Salz, welches ſich in den angeſtellten Unterſuchungen zeigte, enthielt er auch ein ſaures Salz, ſo die blaue Tinctur der Sonnenwende röthlich färbte. Der dritte, vierte und fünfte Theil, ſo zuſammen achtzehn Unzen, zwo und eine halbe Drachme betrugen, waren von Geſchmack noch ſaurer und machten die Tinctur der Sonnenwende feuerfarbig. Nichts deſto weniger aber zeigten ſie allezeit ein alkaliſches Salz, denn ſie präcipitirten die Solution des corroſiviſchen Sublimats. Nebſt dieſem Phlegma erſchienen neun Unzen, ſechs und eine halbe Drachme ſchwärzliches Oel, ſo dick wie ein Syrup, und ſchwerer als

das Waſſer: vier Drachmen ſubtileres und gelbliches Oel, welches über dem Waſſer ſchwomm. Die ſchwarze Maſſe, ſo in der Retorte zurück blieb, betrug drey und dreyßig Unzen, ſieben Drachmen. Folglich haben ſich in der Deſtillation ſieben Unzen, ſechs und eine halbe Drachme unvermerkt verlohren.

Die übrig gebliebene ſchwarze Materie, oder die Kohle des Franzoſenholzes wog zwo Unzen, ſechs Drachmen und zwölf Gran, nachdem ſie zwölf Stunden in offenem Feuer war calcinirt worden, nämlich bis ſie keinen Rauch mehr gab und in eine weiße Aſche verwandelt wurde. Man hat aus dieſer Aſche vermittelſt der Auslaugung eine Drachme und 62 Gran fixes Salz erhalten, ſo nicht bloß alkaliſch, ſondern ſalzig war, weil es aus der Solution des corroſiviſchen Sublimats ein weißes Pulver präcipitirte. Es ſind alſo zwey und dreyſſig Unzen und ſechzig Gran verdunſtet.

Es iſt zu verwundern, daß man durch dieſe Analyſin nur die Hälfte der principiorum, woraus das Franzoſenholz beſtehet, herausziehet, und daß die andre Hälfte, ſo beynah ganz aus einem dicken Oel und einem ſauren alaunartigen oder vitrioliſchen Salze beſteht, alſo verdickt iſt, daß man es in verſchloßnen Gefäßen durch ein ſehr ſtarkes Feuer nicht in die Höhe treiben kann, und daß es nur durch ein zwölfſtündiges Reverberirfeuer von der Erde getrennt und durch die Flamme oder den Rauch zertheilet wird.

Ferner iſt zu merken, daß die Kohle oder die ſchwarze Maſſe, ſo aus der Retorte genommen wird, auch nach zwey bis drey Tagen, der freyen Luft ausgeſetzt, ſich alsbald entzündet, ohne daß man Feuer daran bringe; wofern man nur nach geendigter Deſtillation, den Hals der Retorte wohl verſchließt, und die Gefäße und den Ofen von ſich ſelbſt kalt werden läßt.

Das deſtillirte Franzoſenholzöl wird von dem Sauren, womit es verbunden iſt, ſo verdickt, daß es ſich leicht in eine erdigte, ſchwarze, unſchmackhafte Maſſe verwandeln läßt und gänzlich fixirt wird. Denn acht Unzen und ſechs Drachmen ſchwarzes Franzoſenholzöl haben durch die Deſtillation aus einer gläſernen Retorte ſieben Unzen und drittehalb Drachmen dünnes und flüßiges Oel gegeben, welches ſo viel ſauren Spiritum enthält, daß es die Tinctur der Sonnenwende hochroth oder feuerfarbig macht. Es enthält aber kein alkaliſches Salz, denn es verändert die Solution des corroſiviſchen Sublimats nicht. In der Retorte blieb eine Unze, zwo Drachmen, acht und vierzig Gran einer ſchwarzen, harten, aber doch lockeren Materie zurück, wie der Bimſenſtein: zehn Unzen dieſer Materie gaben in dem Schmelztiegel bey heftigem Feuer drittehalb Stunden lang eine Flamme. Das in dem Schmelztiegel zurück gebliebne caput mortuum war, nachdem es vier Stunden calcinirt worden, dicht, hart, unſchmackhaft, ſchwarz und wog zwo Drachmen.

Das ſchwere und friſch deſtillirte Franzoſenholzöl mit rectificirtem Salpetergeiſt zu gleichen Theilen vermiſcht, efferveſcirt alsbald, ſteigt auf und entzündet ſich. Wenn es verbrannt iſt, bleibt eine ſchwammige, lockere, leichte, glänzende und unſchmackhafte Subſtanz zurück, welche ſich hernach auf keine Weiſe verändern läßt.

In dieſen beyden Operationen verwandeln ſich das Oel und das ſaure Salz in eine Erde oder unſchmackhafte, ſchwere und lockere Subſtanz; es mögen nun dieſe erdigen Theile vorher in dem Oel und Salze geweſen ſeyn, oder ſie mögen erſt in der Operation aus dem Oel und Salze ſeyn hervorgebracht worden.

Es iſt aus dieſer Analyſi des Franzoſenholzes klar, daß dieſes Holz aus einem ſauren vitrioliſchen Salze und aus Oel und Erde beſtehe, welche zwar unter der Geſtalt eines etwas dicken Harzes ſehr genau mit einander verbunden ſind, ſo, daß ſie ſehr ſchwer von einander getrennt werden können. Ueberdieſes enthält das Franzoſenholz ein ammoniakaliſches Salz, welches mit den andern principiis nicht ſo genau verbunden iſt, und deſſen flüchtiger urinöſiſcher Theil in der Deſtillation zuerſt verfliegt.

Der Splint oder das weiße Holz, womit das braune Mark des Franzoſenholzes umgeben wird, iſt viel leichter als das Franzoſenholz ſelbſt, und zum Arzneygebrauch weniger geſchickt; welches durch die Analyſin beſtätiget wird.

Aus

Aus fünf Pfund vom Splint des Franzoſenholzes gehn durch die Deſtillation aus der Retorte ein und dreyßig Unzen, zwo Drachmen, achtzehn Gran ſowohl ſaures als urinöſes Phlegma; ſechs Unzen, ſechs und eine halbe Drachme dickes und ſchweres Oel. Die ſchwarze zurück bleibende Maſſe wiegt drey und zwanzig Unzen, drey und eine halbe Drachme. Dasjenige, ſo in der Luft verfliegt, beträgt achtzehn Unzen, drey Drachmen und vier und funfzig Gran. Daher iſt die Vereinigung der Principiorum in dieſer Subſtanz nicht ſo genau als in dem Kern oder Mark des Holzes, indem der Verluſt in dieſem um acht Unzen kleiner iſt, als in dem Splint.

Endlich, die zurückbleibende Maſſe giebt, wenn ſie gehörig calciniret worden, eine Unze, vier Drachmen, ſechs und ſechzig Gran weiße Aſche, woraus man vermittelſt des Auslaugens zwo Drachmen und zween Gran fixes Salz, ſo nicht bloß alkaliſch ſondern ſalzig iſt, gezogen hat.

Die chemiſche Analyſis beweiſt, daß die Rinde des Franzoſenholzes ſowohl in Anſehung der Beſtandtheile als auch ihrer Miſchung von dem Holze ſehr verſchieden ſey. Denn aus fünf Pfunden von der Rinde des Franzoſenholzes hat man durch die Deſtillation vier und zwanzig Unzen, eine Drachme und zwey und dreyßig Gran, ſowohl alkaliſches urinöſes als ſaures Phlegma erhalten: doch ſo, daß der erſte Theil Kennzeichen einer ſchwächern Säure gab und eine größre Menge alkaliſches urinöſes Salz zu enthalten ſchien, als die Feuchtigkeit,

ſo aus dem Holze gezogen worden. Hernach ſind acht Unzen, drey Drachmen, vier und ſechzig Gran dickes und ſchweres Oel gekommen. In der Retorte blieb eine ſchwarze Maſſe, neun und zwanzig Unzen, vier Drachmen und vier und funfzig Gran ſchwer, zurück. Dieſe hat, nachdem ſie eilf Stunden im Reverberirfeuer calcinirt worden, dreyzehn Unzen, ſechs Drachmen, ſechzig Gran weiße Aſche zurückgelaſſen, welche ſieben Drachmen und zwölf Gran fixes bloß alkaliſches Salz enthielt. Aus dieſen chemiſchen Unterſuchungen erhellet klar, daß in der Rinde mehr, ſowohl urinöſes als fixes alkaliſches, Salz enthalten ſey, als in dem Holze; daß auch die Menge der fixen Erde oder der Aſche gröſſer, des Oels aber und des ſauren Salzes geringer ſey. Ferner, daß die Natur des ſauren Salzes, in der Rinde und im Holze verſchieden ſey, indem ſich das ſaure Salz des Holzes in ein fixes Mittelſalz verdickt, der Rinde ihres aber in ein bloß alkaliſches Salz zuſammengeht: woraus man ſchließen kann, daß beyder Kräfte verſchieden ſind, und daß man ſie nicht ohne Unterſchied brauchen müſſe. Dieſes bekräftiget auch die Erfahrung der geſchickteſten Aerzte.

Das Franzoſenholz verdünnt und zertheilt die dicken Säfte, hebt die Verſtopfungen, erregt den Schweiß, treibt den Urin und erleichtert den Auswurf aus der Bruſt; es ſtärkt den ſchlaff gewordnen Magen, ſowohl als die andern Eingeweide.

Es heilt die langwierigen und eingewurzelten Verſtopfungen der Leber und der Milz, die Gelb-

ſucht,

ſucht, die Waſſerſucht und die andern Uebel, ſo aus dieſen entſtehen. Es zertheilt und verzehrt die überflüßigen kalten Feuchtigkeiten in allen Theilen des Körpers: es vertreibt die Flüſſe des Hauptes und die davon herrührenden rhevmatiſchen Schmerzen: es hilft wider das Podagra, Chiragra, Hüftweh und wider alle Arten der Gicht. Es hilft den Engbrüſtigen, Paralytiſchen, Blödſinnigen, und dienet in allen Krankheiten der Nerven. Es bringt alle kalte und harte Geſchwulſten zum Schwären: es hemmt, trocknet aus und heilt die bösartigen und hartnäckigſten Geſchwüre. Ueberdieſes ſchreibt man ihm die Kraft zu, die Blattern und Geſchwüre der Luſtſeuche, und alle Schmerzen und andre Zufälle, ſo aus dieſer Krankheit entſtehen, zu heilen, und zwar ohne dem Körper zu ſchaden und ohne die Kräfte zu ſchwächen. Und in der That iſt dieſes Holz in den warmen Ländern vermögend die veneriſchen Krankheiten zu heilen, wofern man nur die Cur gehörig anſtellt. Allein in den kalten Ländern, wo die Körper nicht ſo ſtark ausdunſten, und wo ihre Ausdunſtung nicht ſo leicht befördert wird, iſt dieſes Arzneymittel nicht ſo ſicher zu gebrauchen. Aus dieſer Urſache vereinigt man das Queckſilber mit dem Franzoſenholze, dieſe Krankheiten zu curiren.

Einige behaupten, die Rinde des Franzoſenholzes beſitze eben dieſelben oder auch gar ſtärkere Kräfte, als das Holz ſelbſt. Andre hingegen, wie C. Hofmann, Matthiolus und Fallopius glauben, daß die Rinde weit geringer ſey. Fernelius

 aber

aber ſchreibt ihr eine ſtärker trocknende, verdünnende und ſchweißtreibende Kraft zu; doch glaubt er, ſie ſey allzu hitzig und denen, die das Fieber haben und deren Leber trocken und hitzig iſt, sehr ſchädlich. In der That, die chemiſche Analyſis ſcheint uns das zu beweiſen, was Fernelius durch den Geſchmack dieſer Rinde, welche ſchärfer und bittrer iſt, als das Holz, und durch die lange Erfahrung die er davon gemacht, entdeckt hatte. Denn die chemiſche Unterſuchung lehrt uns, daß die Rinde, wie wir ſchon geſagt haben, mehr ſubtile Theile, nämlich mehr ſcharfe ſowohl flüchtige als fixe Salze beſitze.

Hier iſt die Art und Weiſe, wie man dieſes Mittel wider die Luſtſeuche gab.

Man nahm zwölf Unzen von dem zu Feilſtaub gemachten Holze, zwo Unzen geſtoßne Rinde (einige laſſen die Rinde weg) und ließ ſie in ſechs Pfund Waſſer einen Tag lang maceriren, und alsdenn bey gelindem Feuer bis zur Hälfte oder auch bis auf den vierten Theil einkochen. Das kalt gewordne Decoct wurde durchgeſeigt und in einem wohl verſchloßnen Gefäße zum Gebrauch aufbehalten. Dieſes erſte Decoct wurde von einigen Cremor Guaiaci, von andern Serapium genennt.

Aus dem zurückgebliebnen Feilſtaube machte man ein andres dünneres Decoct zum ordentlichen Getränke, indem man acht Pfund Waſſer darauf goß und es bis zur Hälfte einkochen ließ.

Nachdem der Kranke durch ein Purgiermittel oder auch durch eine Aderlaß gehörig war vorbe-

reitet worden, ſo mußte derſelbe während der ganzen Cur in einem Zimmer bleiben, welches nicht der geringſten kühlen Luft, vielweniger dem Winde, ausgeſetzt war. Früh und abends ließ man ihn ein Glas von dem erſtern und ſtärkern Decocte trinken. So bald er es getrunken, deckte man ihn im Bette zu, worinn er einige Stunden ruhete, bis der Schweiß auszubrechen anfieng. Man ließ ihn ſo lange ſchwitzen als es ſeine Kräfte erlaubten, alsdenn trocknete man ihn mit warmen leinwandnen Tüchern ab. Man gab ihm des Tages zweymal zu eſſen, drey oder vier Stunden nach getrunknem Decocte. Die Speiſe, ſo man ihm gab, war ſehr leicht und wenig, nur um die Kräfte nicht gänzlich ſinken zu laſſen. Einige pflegten alles Fleiſch zu verbieten und erlaubten bloß zwo Unzen Zwieback mit kleinen oder großen Roſinen. Andre erlaubten etwas von weichem Fleiſche, als von jungen Hühnern oder Tauben; doch nur ſehr wenig. Das Getränke war das oben erwähnte, zweyte und ſchwächere Decoct des Franzoſenholzes. Der Wein wurde von einigen für ſehr ſchädlich gehalten und ganz und gar verboten; andre hingegen vermiſchten ihn als eine Arzney mit dem Decoct des Franzoſenholzes. Der Leib mußte während der ganzen Cur offen gehalten werden. Alle ſieben Tage gab man dem Kranken ein ſtarkes Purgiermittel. Auf dieſe Weiſe verfuhr man zwanzig bis dreyßig Tage, auch noch länger, bis daß der veneriſche Gift gänzlich aus dem Körper getrieben war. Wenn aber auch die Schmerzen

ſchon geſtillt und alle Zufälle gehoben waren, ſo ließ man dennoch den Kranken vierzig Tage lang das dünne Decoct des Franzoſenholzes unter der Mahlzeit trinken; das ſtarke aber wurde weiter nicht gebraucht. Auf dieſe Weiſe brachte man den Kranken nach und nach wieder zu ſeiner gewöhnlichen Lebensart.

Allein da es weit ſicherer iſt die Luſtſeuche vermittelſt des Queckſilbers zu curiren, ſo bedient man ſich derjenigen Methode nicht mehr, von welcher wir itzt geredet haben. Man verſchreibt das Franzoſenholz nur bloß zu ſchweißtreibenden und trocknenden Ptiſanen und Decocten, in der Luſtſeuche, in Catarrhen und Flüſſen. Selten giebt man es in Subſtanz, öfter im Decoct von zwo Drachmen bis zu einer halben oder ganzen Unze. Das Holz aber von acht Gran bis zu zween Scrupeln.

Nimm geraſpeltes Franzoſenholz, drey Unzen; von der Rinde eben dieſes Holzes, eine Unze; Brunnenwaſſer ſechs Pfund. Macerire ſie vier und zwanzig Stunden lang, hernach koche ſie bis zur Hälfte ein. Von dem Durchgeſeigten trinke der Kranke, drey, vier bis fünf Gläſer alle Tage, in der Luſtſeuche, in Flüſſen und in der Lähmung.

Nimm Franzoſenholz vier Unzen; Rinde von eben dieſem Holze, und Fenchelholz oder Saſſafras, jedes zu einer halben Unze; Paradiesholz, zwo Drachmen; geraſpeltes und geſtoßnes Süßholz, eine Drachme; Corianderſaamen, anderthalb Drachmen. Macerire ſie vier und zwanzig

Stun-

Stunden in ſieben Pfund Waſſer. Hernach koche es bis zur Hälfte ein, und thue gegen das Ende eine halbe Unze Roſinen dazu. Laß das Decoct von ſich ſelbſt kalt werden, ſeige es alsdenn durch ein Tuch und hebe es zum Gebrauch auf.

Nimm zu Feilſtaub gemachtes Franzoſenholz, vier Unzen. Macerire es einen Tag lang in vier Pfund gemeinen Waſſers. Koche es bis zur Hälfte ein. Gegen das Ende des Kochens thue hinzu, gereinigte Sennesblätter, eine Unze; Turbithwurzel, Hermodatteln, von jeden zwo Drachmen. Von dem Durchgeſeigten trinke der Kranke ein halb Pfund, früh nüchtern, in Lähmungen und Flüſſen.

Aus dem Franzoſenholze wird eine Tinctur, ein harziges Extract, ein Spiritus und ein Oel bereitet.

Die Tinctur und das harzige Extract werden alſo gemacht:

Nimm ſehr feinen Feilſtaub vom Franzoſenholze, ſo viel du willſt. Thue ihn in eine Phiole, und gieße höchſtrectificirten Weingeiſt darauf, ſo, daß dieſer drey bis vier queer Finger drüber ſtehe. Macerire es acht Tage und Nächte bey gelinder Wärme im Sandbade. Die hochrothe klare Tinctur ſcheide ſorgfältig von dem Feilſtaube und hebe ſie zum Gebrauch auf; oder deſtillire ſie bey einem ſehr gemäßigten Feuer bis zur Conſiſtenz eines dicken Extracts. Alsdenn trockne das Extract völlig im Waſſerbade oder

oder in der Sonnenwärme; die zurückbleibende Maſſe iſt das harzige Extract des Franzoſenholzes.

Man hält die Tinctur und das Extract für ſchweißtreibend. Die Tinctur giebt man bis zu einer halben Unze, das Extract von vier Gran bis zu zween Scrupeln.

Der Spiritus und das ſtinkende Oel werden alſo bereitet:

Nimm Feilſtaub vom Franzoſenholze, ſo viel beliebig. Thue ihn in eine Retorte, ſo mit einem großen Recipienten verſehen werden muß. Laß die Deſtillation im Reverberirofen anfangen; zuerſt mit gelindem Feuer, hernach verſtärke es nach und nach bis zum letzten Grad, ſo lange bis nichts mehr übergeht und in dem Recipienten kein Nebel mehr erſcheint. Wenn die Gefäße erkaltet ſind, ſo nimm den Recipienten weg und ſcheide das dicke und ſchwarze Oel ſorgfältig von dem Spiritu. Wenn dieſer Spiritus, welcher roth iſt, aus einem gläſernen Kolben von neuem deſtillirt wird, ſo wird er klar, von allem Oel gereinigt, und an Geſchmack ſäuerlich. Nach etlichen Wochen aber wird er wieder roth, welches von dem verborgenen Schwefel, ſo darinn enthalten iſt, herrühret.

Das dicke, ſchwarze und ſtinkende Oel wird entweder in Weingeiſt aufgelöſt, durch Löſchpapier geſeigt und alſo zum Gebrauch aufbehalten: oder man vermiſcht daſſelbe mit drey Theilen calcinirten und pulveriſirten Kochſalzes; und wenn man

es

es aus einer gläſernen Retorte im Sandbade deſtillirt, ſo geht eine rothe und weniger ſtinkende Feuchtigkeit über, welche man zum Gebrauch aufhebt.

Man zieht noch ein anderes, weſentliches, nicht ſtinkendes und helles Oel aus dem Franzoſenholze, auf folgende Weiſe:

Nimm geraſpeltes Franzoſenholz, vier Pfund; Meerſalz ein Pfund; gemein Waſſer vier und zwanzig Pfund. Macerire es in einem verſchloßnen Gefäße zwey oder drey Monate lang. Hernach deſtillire es aus dem Kolben mit einem Kühlfaſſe verſehen, bey heftigem Feuer. Auf dieſe Weiſe wird ein trübes Waſſer übergehen, ſo mit dem weſentlichen Oel geſchwängert iſt, welches nach und nach zu Boden ſinkt. Wenn das Waſſer völlig klar iſt, wird es abgegoſſen; auf dem Boden aber bleibt ein gelbes, wohlriechendes, durchſichtiges Oel zurück, ſo man das weſentliche Oel des Franzoſenholzes nennet.

Nimm vom mineraliſchen Mohr und von präparirten Kellerwürmern, jedes vier Drachmen; deſtillirtes Agtſteinöl und deſtillirtes Franzoſenholzöl, von jedem eine halbe Drachme; pulveriſirtes Gummi Ammoniac, eine Drachme; ſyrup. Regis Sapor, ſo viel genug iſt. Vermiſche es, mache ein Opiat, wider krebsartige Geſchwulſten.

Der Franzoſenholz-Spiritus treibt den Schweiß und Urin. Man giebt ihn von einer Drachme bis zu einer halben Unze in dem Decoct eben dieſes Holzes, wider Catarrhe, rhevmatiſche Schmer-

zen und wider die Lähmung. Bisweilen vermiſcht man ihn auch mit ſchweiß- und gifttreibenden Arzneyen, und lobt ihn in peſtilenzialiſchen Krankheiten und bösartigen Fiebern.

Das ſchwarze Oel wird wegen ſeines Geſtankes ſehr ſelten innerlich zu nehmen verordnet. Aeuſſerlich zertheilt und verdünnt es mit großer Wirkſamkeit. Man rühmt es die Geſchwüre, beſonders die veneriſchen, zu reinigen, das wilde Fleiſch wegzunehmen, die Exfoliation der Knochen zu befördern und die Fäulniß derſelben zu hemmen. Es ſtillt die Schmerzen, ſo von cariöſen Zähnen herkommen, indem es den Nerven verzehrt. Einige geben dieſes Oel, mit Weingeiſt verdünnt und gemäßigt, und mit ſchweißtreibenden Arzneyen vermiſcht von zween bis zu funfzehn oder zwanzig Tropfen innerlich, um den Schweiß zu befördern. Allein das weſentliche gelbe Oel des Franzoſenholzes iſt weit weniger unangenehm und eben ſo wirkſam, als das ſchwarze Oel, das Blut von den ſchädlichen Feuchtigkeiten zu reinigen: denn es treibt dieſelben durch die gelinde Ausdünſtung oder durch den Schweiß heraus. Einige rühmen es auch in der Luſtſeuche von vier bis zwölf Tropfen im Decoct oder deſtillirten Waſſer des Franzoſenholzes täglich etliche Wochen lang zu nehmen. Allein, wie wir ſchon geſagt haben, das Queckſilber thut weit beſſere Dienſte.

Einige rathen das Decoct des Franzoſenholzes als eine Injection im weißen Fluſſe der Weibsperſonen zu gebrauchen.

* * *

Vierter Artikel.

Von dem Grießholze.

Das Grießholz, Lignum nephriticum, *Offic.* Lignum peregrinum aquam coeruleam reddens, *C. B. P.* iſt ein weisliches oder blaßgelbes, dichtes und ſchweres Holz, von Geſchmack ein wenig ſcharf und bitterlich, deſſen Rinde ſchwärzlich, das Mark aber braun oder dunkelroth iſt. Wenn man es ungefähr eine halbe Stunde in klarem Waſſer einweicht, ſo färbt es daſſelbe himmelblau und gelb, wie Opal; doch ſo, daß dieſes Waſſer bald blau bald gelb zu ſeyn ſcheint, nachdem man es verſchiedentlich gegen die Lichtſtralen hält. Denn wenn man eine gläſerne Flaſche mit der Tinctur dieſes Holzes füllt, und ſie zwiſchen das Auge und das Licht ſetzt, ſo ſcheint dieſe Tinctur goldfarbig; himmelblau aber, wenn das Auge zwiſchen dem Lichte und der Flaſche iſt.

Man bemerkt auch, daß die blaue Farbe verſchwindet, ſo bald man eine ſaure Feuchtigkeit dazu gießt; und alsdenn iſt die Tinctur von allen Seiten goldfarbig: gießt man aber Weinſteinöl oder eine Solution eines alkaliſchen urinöſen Salzes dazu, ſo erſcheint alsbald die blaue Farbe wieder.

Man wähle dasjenige Grießholz, welches das Waſſer goldfarbig und himmelblau färbt; welches

aber

aber dieſe doppelte Farbe nicht giebt, das verwerfe man. Denn oft wird dieſes Holz mit einem ähnlichen verfälſcht, welches das Waſſer nur ſaffrangelb färbt.

Der Baum, wovon das Grießholz genommen wird, wächſt in Amerika und heißt Coatli, ſeu Aqueus ſerpens, *Hernand.* Tournefort beſchreibt ihn in ſeiner Materia medica alſo: Er iſt dem Birnbaum an Subſtanz und Größe gleich. Seine Blätter ſtehen wechſelsweiſe auf den Zweigen, und ſind an Geſtalt den Erbſenblättern ähnlich, doch dicker, einen halben Zoll lang, vier Linien breit, nicht zackicht, auf der obern Fläche dunkelgrün, ein wenig haarig; auf der untern mit einer weißen Wolle bedeckt und glänzend, mit einem dicken Nerven in der Mitte verſehen. Die Blumen entſpringen aus dem obern Theile der Zweige. Tournefort hat ſie nicht beſchreiben können, weil er ſie nur trocken geſehen. Hernandez ſagt, ſie wären blaßgelb, klein, länglich ährenweiſe geſtellt; die Kelche wären einblättrig, fünfſpaltig, einem Körbchen ähnlich und mit einer rothen Wolle bedeckt. Dieſer Baum wächſt in Neu-Spanien.

Man rühmt das Grießholz in den Krankheiten der Nieren und wider den ſchweren Abgang des Urins; denn es treibt vermöge ſeiner lindernden Kraft den Urin. Hernandez ſchreibt, wenn man von der Tinctur dieſes Holzes trinke, ſo reinige ſie die Harnblaſe, kühle und lindre die Schärfe des Urins; ſie helfe auch in Fiebern und Kolickſchmerzen.

zen. Monard ſetzt hinzu, daß ſie in Verſtopfungen der Leber und Milz dienlich ſey. Man ſchneidet dieſes Holz in kleine Stücken und macerirt es in ſehr klarem Waſſer. Eine halbe Stunde darauf bekömmt das Waſſer eine himmelblaue Farbe, welche nach und nach zunimmt, je länger das Holz drinnen liegt, obgleich dieſes ſelbſt weiß iſt. Wenn man das Waſſer getrunken hat, ſo gießt man friſches auf das Holz, und wiederholt dieſes ſo lange, bis das Waſſer ſich nicht weiter färbt. Der Geſchmack des Waſſers verändert ſich keinesweges durch das Einweichen dieſes Holzes.

Einige trinken alle Morgen nüchtern ein Glas oder ſieben Unzen von dieſer Tinctur: andre bedienen ſich derſelben beſtändig und vermiſchen ſie auch mit Wein. S. Pauli verſichert, daß dieſes Holz den Urin und den Stein mit ziemlicher Wirkſamkeit treibt, und weder die Nieren noch die Blaſe verletzt, wie die andern hitzigen diuretiſchen Mittel thun.

Während des Gebrauchs dieſer Tinctur hat man keine beſondre Diät zu beobachten nöthig: man darf nur mäßig ſeyn. Viele loben ihre vortreffliche Wirkung in Nierenſchmerzen, im Stein und Grieß, und in ſchwerem Harnen.

Unterdeſſen habe ich doch einige geſehen, die durch den Gebrauch dieſes Mittels vergeblich zu geneſen gehofft. Man muß alſo mit mehrerm Fleiß unterſuchen, welchen Perſonen dieſes Holz helfen könne und welchen es keine Erleichterung

zu ſchaffen vermöge. Was aber die ſteinzermalmende Kraft, die man ihm zuſchreibt, betrifft, ſo zweifle ich ſehr daran.

Fünfter Artikel.

Von dem gelben, weißen und rothen Sandelholze.

Die gemeine Meynung iſt, daß die alten Griechen und Lateiner die verſchiednen Arten der Sandelhölzer nicht gekannt haben. Die Araber ſind die erſten, ſo ausdrücklich einige Meldung davon thun, unter dem Namen Sandal. Die neuern Griechen, welche den Fußtapfen der Araber gefolgt ſind, haben der Sandelhölzer auch gedacht. Unterdeſſen glaubt Salmaſius in ſeinen exercitationibus Plinianis, daß die Hölzer ligna Sagalina genannt, wovon der Autor des Buches, welches zum Titel hat Periplus, Meldung thut, die Sandelhölzer ſind, und daß ſie folglich den Griechen nicht unbekannt geweſen. Allein, da Dioſcorides und Galen dieſer Hölzer ganz und gar nicht gedenken, ſo iſt daraus zu ſchließen, daß ſie damals entweder gar nicht oder nur ſehr ſelten in der Medicin gebraucht worden ſind. Heut zu Tage aber findet man drey Arten von Sandelhölzern in den Apotheken; nämlich das gelbe oder citronfarbige, das weiße und das rothe.

Das

Das gelbe Sandelholz, Santalum flavum vel citrinum, *Off.* Santalum pallidum, *C. B. P.* Santalum flavum, *Tabern.* Santalum citrinum. *I. B.* franz. Santal citrin; iſt ein ſchweres feſtes Holz, welches gerade Zaſern hat, und ſich deswegen leicht in gerade Bretterchen ſpalten läßt; von Farbe iſt es blaßröthlich oder gelblich und fällt etwas ins citronfarbige; von Geſchmack aromatiſch, bitterlich, mit einer nicht unangenehmen Schärfe, die den ganzen Mund erfüllt; von lieblichem Geruch, welcher dem Moſch oder den Roſen ein wenig beykömmt.

Das weiße Sandelholz, Santalum album, *Offic.* Santalum album, *C. B. P.* Lignum odoratum candidum, *Caeſalp.* franz. Santal blanc, iſt nur durch die bläſſere Farbe und einen ſchwächern Geruch von dem gelben unterſchieden: übrigens hat es eben dieſelbe Subſtanz und Textur.

Garzias ſagt, die Bäume des gelben und weiſſen Sandelholzes hätten eine ſolche Aehnlichkeit unter einander, daß man ſie kaum von einander unterſcheiden könnte, außer nur die Einwohner ſelbſt, welche ſie an die Kaufleute verhandeln. Allein der gelehrte Botanikus P. Herrmann verſichert, daß beyde Hölzer von einem und eben dem Baume kommen, deſſen Rinde oder Splint weißes Sandelholz heißt; das Mark aber oder die innere Subſtanz, von der Rinde und dem Splint getrennt, das gelbe Sandelholz iſt.

Dieſer Baum, welcher Sarkanda genennt wird, erreicht die Höhe eines welſchen Nußbaumes.

Seine Blätter ſind geflügelt, grün, den Blättern des Maſtixbaums ähnlich. Die Blumen ſind dunkelblau: die Früchte ſind Beeren von der Größe einer Kirſche, anfangs grün; wenn ſie reif ſind, ſchwarz; ſie haben keinen Geſchmack und fallen leicht ab.

Es giebt gewiſſe Vögel, ſagt Bontius, bey nah den Krammetsvögeln ähnlich, welche dieſe Früchte begierig freſſen: und indem ſie dieſelben mit ihrem Unflathe wieder von ſich geben, beſäen ſie die Felder und Berge mit neuen Bäumen.

Dieſer Sandelholzbaum wächſt in Oſtindien, vornehmlich im Königreich Siam und in den Inſeln Thymor und Solor.

Eben dieſer Jacob Bontius erzählt, daß diejenigen, ſo nach dieſen Inſeln, um die Sandelholzbäume abzuhauen, reiſen, von einem hitzigen Fieber befallen werden, welches von der Art der hitzigen Fäulnißfieber (ſynochus putrida) iſt, mit Phantaſiren und Verrückung des Verſtandes. Denn während des ſtarken Anfalls, der gemeiniglich vier Stunden dauret, pflegen die Kranken ſehr lächerliche Dinge vorzunehmen, indem ſie alles das nachahmen, was ſie ſonſt bey geſunden Tagen zu thun gewohnt geweſen. Ueber dieſes haben ſie auch einen Heishunger, ſo, daß ſie während der Raſerey alles was man ihnen darreicht, und wenn es auch das unflätigſte wäre, begierig verſchlucken. Unter die Urſachen dieſes Fiebers zählet der Autor vornehmlich den Geruch der friſch umgehauenen Sandelbäume, aus denen, beſonders

aus

aus der Rinde, ich weis nicht was für etwas giftiges und dem Gehirn ſchädliches ausdunſtet.

Das rothe Sandelholz, Santalum rubrum, *Offic.* Santalum rubrum, *C. B. P.* iſt ein feſtes, dichtes, ſchweres Holz, deſſen Zaſern bald gerade bald gewunden ſind, und ſich nach den Knoten richten. Es iſt das Mark des Baumes, wovon man große Stücken bringt, von der Rinde und dem Splint getrennt, auswendig dunkelroth und faſt ſchwärzlich, innwendig aber hochroth. Es hat keinen beſondern Geruch und einen gelind anziehenden und herben Geſchmack.

Ich habe keinen Schriftſteller gefunden, der den rothen Sandelholzbaum, Pantaga genannt, beſchrieben hätte, außer Herrmann, welcher ſagt, ſeine Früchte wären Schoten. Er wächſt in Coromandel in Oſtindien.

An ſtatt des gelben Sandelholzes braucht man zuweilen ein gewiſſes dichtes, ſchweres, harziges Holz, von citrongelber Farbe und ſtarkem citronhaften Geruch. Man nennet es auf franzöſiſch Bois de Citron, Bois de Coco, Bois de Jaſmin, Bois de Chandele. Der Baum, von welchem dieſes Holz genommen wird, heißt Nerium arboreum altiſſimum, folio anguſto, flore albo, *Sloane Catal. pl. Jam. Raii Hiſt. tom. 3.* Nerium Americanum lacteſcens, longiſſimo folio, flore albo odoratiſſimo, *H. Beaumont.* Nerium Americanum Mexicanum, folio non nihil mucronato, *P. B. Prod.* Ob dieſer Baum gleich an Farbe dem gelben Sandelholze etwas ähnlich iſt,

ſo unterſcheidet er ſich doch von dieſem ſowohl durch den Geruch, als auch durch kürzere und ungleiche Zaſern und durch eine harzige Subſtanz, womit er erfüllt iſt, vermittelſt deren er ſich leicht entzünden und ſchwer auslöſchen läßt.

Man findet auch oft in den Apotheken an ſtatt des rothen Sandelholzes einige röthliche Hölzer, die man aus Indien und aus Amerika bringt. Das eine heißt Holz von Campeche, Lignum Braſiliano ſimile, ſeu Lignum Sapou lanis tingendis percommodum, *C. B. P.* Tſia Pangam, *Hort. Malab.* Erythroxylum ſeu Lignum rubrum Indicum ſpinoſiſſimum, Coluteae foliis, floribus luteis, ſiliquis maximis, *P. Bat. Prodr.* Lignum Sappan, *Batavor.* Das andre heißt Braſilienholz, Braſilium Lignum, *I. B.* Pſeudo-Santalum rubrum, ſeu Arbor Braſilia, *C. B. P.* Ibirapitanga Braſilienſibus, *Marcgr. & Piſon.* Erythroxylum Braſilianum ſpinoſum, foliis Acaciae, *P. Bat. Prodr.* Es iſt aber ſehr leicht, das rothe Sandelholz durch die Farbe und den Geſchmack von dieſen Hölzern zu unterſcheiden: denn das Sandelholz iſt dunkelroth und von Geſchmack ein wenig herb; das Braſilienholz aber iſt gelbröthlich und von ſüßlichem Geſchmacke.

Die drey Arten des Sandelholzes enthalten ein weſentliches ſaures Salz und ein dickes Oel, ſo ſchwerer als das Waſſer iſt, weil es darinnen zu Boden ſinkt; ferner einen geringen Theil flüchtigen Salzes mit vieler Erde. In dem gelben iſt das Oel ſubtiler und häufiger; weniger ſubtil in

dem

dem weißen; dicker aber in dem rothen, welches auch mehr Erde enthält. Dieſes iſt aus dem Geruch nnd Geſchmack der Sandelhölzer leicht zu erkennen.

Die Meynungen der Schriftſteller über die Tugenden der Sandelhölzer ſind verſchieden. Denn einige rechnen ſie unter die kühlenden oder die Wallung des Blutes dämpfenden Mittel; andre aber zählen ſie zu den erhitzenden. In der That enthalten ſie ſubtile und wirkſame Theile, wie aus ihrer Analyſi erhellt. Deswegen tadelt Caſpar Hoffmann diejenigen Aerzte mit Recht, welche die Sandelhölzer und die daraus bereiteten Arzneyen der Kühlung wegen verordnen. Mit mehrerm Grunde ſchreibt man ihnen eine einſchneidende, verdünnende, anziehende und zugleich roborirende Kraft zu. Dieſe Wirkungen aber thun ſie unter verſchiedner Abſicht, welches wir ſchon bey vielen Arzneyen bemerkt haben. Das gelbe ſchneidet ſtärker ein, das weiße viel ſchwächer; das rothe aber zieht ſtärker an als dieſe beyde. Allen dreyen aber eignen faſt alle Aerzte eine Kraft zu das Herz zu ſtärken, die Verſtopfung der Leber zu heben, und die Feſtigkeit der Eingeweide wiederherzuſtellen oder zu vermehren.

Riverius rühmt das Decoct der Sandelhölzer als ein vortreffliches Mittel, nicht nur eine anfangende Schwindſucht zu curiren, ſondern auch in ſalzigten Flüſſen, beſonders in ſolchen, deren Materie dünn iſt; ferner verſichert er, daß dieſes

Decoct in langwierigen Blutflüſſen, ſo von der Hitze des Blutes herrühren, Wunder thue.

Man bereitet das Decoct der Sandelhölzer eben ſo, wie das vom Franzoſenholze, ſowohl das erſte als das zweyte, und man giebt es auch auf eben die Weiſe. Die Doſis des gelben Sandelholzes in Subſtanz iſt von einem Scrupel bis zu einer Drachme; des rothen bis zu zwo Drachmen; im Decoct aber bis zu einer halben Unze.

Nimm gelbes und rothes Sandelholz klein geſchnitten, von jedem zwo Unzen. Macerire ſie in zwey Pfunden Waſſer vier und zwanzig Stunden. Koche es bis zur Verminderung des Drittheils. Mache ein Apozem zum gewöhnlichen Getränke.

Nimm vom geraſpelten rothen Sandelholze eine Unze. Koche es in zwey Pfunden klaren Waſſers bis zur Verminderung der Hälfte. Zu dem Durchgeſeigten thue zwo Unzen Granatäpfelſyrup. Mache ein Apozem in Blutflüſſen und in Verſtopfung der Leber.

In hitzigen Fiebern braucht man das rothe Sandelholz äußerlich zu Umſchlägen, die Kopfſchmerzen zu lindern.

Nimm vom Pulver des rothen Sandelholzes, eine Unze, gerümmelt Brod eine halbe Unze; Roſeneßig ſo viel genug iſt. Mache ein Cataplaſma oder ein Epithema. Dazu thue eine halbe Unze ſpiritus vini camphorat. Lege es auf die Stirne, in Kopfſchmerzen, die von einem hitzigen Fieber entſtehen.

Das

Das gelbe Sandelholz wird gebraucht im pulvere aromatico roſato, pulvere laetificante, *Renodaei*, pulvere Bezoardico ſeu contra peſtem *Ejuſd.* in der Confectione Alkermes regia *Charas*, im Syrupo hydragogo & Syrupo myrtino *Ejuſd.*

Das gelbe und weiße Sandelholz im pulvere diamargariti frigidi: das rothe im Syrupo lienterico *Charas*, und im pulvere contra abortum *Ejuſd.* das weiße und rothe im pulvere Diarrhodon *Abbatis*.

Alle drey Sandelhölzer braucht man im Electuario Tria-Santali, Electuario de ſucco Roſarum, in der Confectione de Hyacinthis, und im Cerato ſantalino.

Sechſter Artikel.

Von dem Saſſafras oder Fenchel-Holze.

Das Saſſafras oder Fenchelholz, Saſſafras *Off.* Saſſafras, ſive Lignum Pavanum, *I. B.* iſt ein weißröthliches, ſchwammiges und leichtes Holz, mit einer ſchwammigen, auswendig aſchgrauen, innwendig eiſenroſtfarbigen Rinde bedeckt; von Geſchmack ſcharf, ſüßlich, aromatiſch; von Geruch ſtark und angenehm wie der Fenchel. Es wird aus Virginien, Braſilien und

andern amerikaniſchen Ländern zu uns gebracht. Man wählt das friſche und am ſtärkſten riechende. Einige ziehen die Rinde vor, weil ſie viel ſtärker riecht, als das Holz. Man verfälſcht es bisweilen mit Anisholze, Lignum Aniſatum, ſeu Lignum Aniſi, *I. B.* welches man aber durch ſeinen Geruch, der dem Anisſaamen ähnlich iſt, wie auch durch ſeine Schwere und durch ſeine harzige und dichte Subſtanz von dem Saſſafras leicht unterſcheiden kann.

Das Saſſafras wird von einem großen Baume genommen, der an Größe und Geſtalt der Fichte gleicht. Er heißt Saſſafras Arbor ex Florida, ficulneo folio, *C. B. P.* Laurus foliis integris & trilobis, *Linn. H. Cliff.* 54. Cornus mas odorata folio trifido, margine plano, Saſſafras dicta, *Pluken. Alm. p.* 120. *Tab.* 222. *fig.* 6. *Catesby Hiſt. Tom.* 1. *p.* 55. *t.* 55. Anhuiba ſive Saſſafras major, *Piſon.* Seine Wurzeln ſind bald dick, bald dünn, nach der verſchiednen Größe der Bäume; ſie breiten ſich an der Oberfläche der Erde aus, ſo, daß man ſie leicht ausreißen kann.

Dieſer Baum hat nur einen einzigen, bloßen, ſtarken, geraden, nicht ſehr hohen Stamm. Die Aeſte breiten ſich an dem Gipfel aus, wie eine behauene Fichte. Die Rinde iſt dick, innwendig ſchwammig, etwas weich, dunkelroth, mit einer dünnen, aſchgrauen oder ſchwärzlichen Schale bedeckt; von Geruch und Geſchmack aromatiſch, ſcharf, wie der Fenchel. Die Subſtanz des Stammes und der Aeſte iſt weiß oder fällt aus

dem

dem weißen ins röthliche, und zuweilen an einigen Orten ins aſchgraue, weich, und ihre Zaſern ſind der Linde ihren ähnlich; ſie riecht nicht ſo gut, wie die Rinde. Die Blätter, ſo an den Aeſten hängen, ſind dreylappig, wie die Feigenblätter oder der Gichtrübe (Bryonia) ihre, eingeſchnitten und in drey Spitzen getheilt, oben grün, unten grau, wohlriechend. Wenn ſie noch jung ſind, gleichen ſie den Blättern des Birnbaums und haben faſt keinen Winkel. Dieſer Baum iſt beſtändig grün. Die Blumen ſtehen Büſchelweis beyſammen, auf langen Stielen, und ſind klein, fünfſpaltig, abfallend; nach ihnen folgen Beeren, die den Lorbeeren ähnlich und unten mit einem rothen Kelche umgeben ſind.

Wilhelm Piſo beſchreibt noch zwo andre Arten dieſes Baumes. Der eine, ſagt er, wird von den Braſilienſern Anhuypitange genennt; ſeine Blätter ſind klein, ſchmal, dünn, und er hat ein weißliches und gelbliches Holz. Der andre, oder die dritte Art des Piſo heißt Anhuiba miri; ſeine Blätter ſind den Lorbeerblättern ähnlich, doch kleiner; die Frucht iſt wohlriechend und ſchwarz, wenn ſie reif iſt; und dieſe ſowohl als die Blätter, das Holz, die Rinde und Wurzel haben einen ſehr brennenden Geſchmack.

In der chemiſchen Analyſi ſind aus fünf Pfunden Saſſafras gezogen worden zehn Drachmen weſentliches wohlriechendes, dünnes, gelbliches, ſchweres und im Waſſer niederſinkendes Oel; ſieben Unzen dickes, brenzlichriechendes und röthliches

Oel;

Oel; ungefähr zwey und dreyßig Unzen ſauren Spiritum: zwo Unzen, fünf Drachmen urinöſen Spiritum. In der Retorte blieb eine ſchwarze Maſſe zurück, in Kohlen verwandelt, drey und zwanzig Unzen und eine Drachme ſchwer.

Wenn man dieſe Maſſe, indem man ſie calcinirte, mit einem Spatel nur ein wenig umrührte, ſo flog ſie gleich in glänzenden Funken auf. Die weißliche Aſche, ſo nach der Calcination zurück blieb, wog ſieben Drachmen und ſechzig Gran, woraus man zwey und vierzig Gran fixes bloß ſalzigtes Salz durchs Auslaugen bekommen hat. In der Deſtillation ſind vierzehn Unzen verlohren gegangen; in der Calcination aber zwey und zwanzig Unzen und zwo Drachmen. Es beträgt alſo die Summa aller verlohrnen Theile in dieſer Analyſi ſechs und dreyßig Unzen und zwo Drachmen. Hieraus iſt klar, daß außer den merklichen wirkſamen Theilen dieſes Holzes noch andre weniger merkliche darinnen befindlich ſind, die ſich unter den Händen des Chemici aus den Gefäßen verliehren. Die Kraft aber dieſes mixti rührt faſt allein von den ſubtilen, öligen, höchſt flüchtigen, und, wie man ſpricht, weſentlichen Theilen her, die mit einem ſubtilen, verdünnten und entwickelten Sauren vereinigt ſind.

Das Fenchelholz treibt die Ausdünſtung, den Schweiß und den Urin. Es zertheilt die dicken Säfte, hebt die Verſtopfung der Eingeweide und dient wider die Cachexie, Bleichſucht und Waſſerſucht. Es dämpft die podagriſchen Schmerzen

und

und hilft in Lähmungen und kalten catarrhaliſchen Zufällen. In veneriſchen Krankheiten wird es mit Nutzen gebraucht.

Die Doſis des Pulvers iſt eine Drachme. Man verſchreibt es aber ſelten in Subſtanz, ſondern es iſt gebräuchlicher das Infuſum oder das Decoct von einer halben bis zu zwo Unzen zu geben. Man nimmt es oft zu ſchweißtreibenden und trocknenden Decocten.

Nimm Fenchelholz mit ſeiner Rinde zu Feilſtaub gemacht, eine Unze. Gieß ein Pfund guten Wein darauf und laß es die Nacht über ſtehen. Das Durchgeſeigte gieb Löffelweis in Catarrhen und allen kalten Flüſſen.

Nimm von klein geſchnittenem Fenchelholze, zwo Unzen. Gieße drittehalb Pfund klares Waſſer darauf und laß es zwölf Stunden ſtehen. Alsdann koche es, daß zwey Pfund übrig bleiben. Seige es durch; der Kranke trinke davon gläſerweis zu beſtimmten Stunden.

Nimm Saſſafras, Franzoſenholz und Sarſaparille, von jedem anderthalb Unzen. Macerire ſie die Nacht über in vier Pfunden gemeinen Waſſers. Koche ſie, bis drey Pfund zurückbleiben. Von dem Durchgeſeigten trinke der Kranke täglich drey Gläſer, in der Lähmung, in Catarrhen und veneriſchen Krankheiten.

Man ziehet aus dem Fenchelholz ein weſentliches, helles, ſehr durchdringendes Oel, welches nach Fenchel riecht und im Waſſer zu Boden ſinkt.

Es

Es wird alſo gemacht: man raſpelt das Holz mit der Rinde, macerirt es in einer großen Menge Waſſer und deſtillirt es alsdann. Die Doſis dieſes Oels iſt von drey bis zu zwanzig Tropfen. Es erregt Schweiß.

Ein Theil dieſes Oels mit zween Theilen rectificirten Salpeterſauren vermiſcht, efferveſcirt alsbald heftig und entzündet ſich; wenn die Flamme verlöſcht iſt, bleibt eine harzige Subſtanz zurück.

Das vierte Kapitel.

Von einigen Meerpflanzen.

Erſter Artikel.

Von den Corallen und der Madrepore.

Die Corallen oder Corallenzinken, Corallum & Corallium, *Off.* Κȣραλιον *Theophraſti:* Κοραλλιον & Λιθόδενδρον, *Dioſc.* Curalium & Gorgonia, *Plin.* ſind ein Seegewächſe, welches unter dem Waſſer wächſt, ohne Blätter, faſt ſteinigt, zweigicht, dicht und feſt, aber dennoch zerbrechlich, mit einer gewiſſen weinſteinartigen Rinde bedeckt, die aber auch weich iſt. Es hat verſchiedne Farben; denn es giebt ein rothes,

thes, ein fleiſchfarbiges, ein gelbes, ein braunes, ein weißes, ein vermiſchtes.

Es ſind aber nur zwo Arten davon in den Apotheken im Gebrauche; nämlich die rothen und die weißen Corallen.

Die rothen Corallen, Corallum rubrum, *Offic.* Corallum rubrum, *C. B. P.* 366. findet man in dem franzöſiſchen Meerbuſen der mittelländiſchen See an dem Ufer von Provence, von dem Vorgebürge der Krone an, bis an das Vorgebürge St. Tropez, im ſpaniſchen Meerbuſen um die baleariſchen Inſeln bis zum mittäglichen Ufer von Sicilien, an den afrikaniſchen Küſten im mittelländiſchen Meere, bey dem franzöſiſchen Caſtell, Baſtion de France, und im äthiopiſchen Meere um das mauritaniſche Vorgebürge, Cap negre. Die Taucher, welche ſich beſtändig bemühen die Corallen zu fiſchen, erzählen, daß die kleinen Corallenzinken nur in den Höhlen gefunden würden, deren Lage mit der Oberfläche der Erde parallel iſt und deren Oeffnungen gegen Mittag ſehen; ferner, daß ſie nur dem Gewölbe dieſer Höhlen anhängen und nur von oben nach unten zu wachſen. Allein, ein großer Beweis, daß das Gegentheil geſchehe, iſt dieſes, daß man die Corallenzinken an Scherben von irrdenen Gefäßen, an Hirnſchädeln, an Stücken von Holz, an eiſernen Inſtrumenten, an Muſchelſchalen und andern dergleichen Sachen angewachſen findet, welche alle auf den Grund des Meeres fallen, ſo, daß die Corallen ſich anders nicht

nicht daran hängen können, als wenn ſie von unten in die Höhe wachſen.

Die Taucher bedienen ſich in Provence zwoer Maſchinen zur Corallenfiſcherey. Die eine, ſo ſie gebrauchen, die Corallen aus den Felſenritzen in der See, zu reißen, iſt ein großes hölzernes Kreuz, an deſſen Mitte eine ſehr ſchwere bleyerne Kugel befeſtiget wird, damit dieſes Inſtrument, ſo an einem langen und feſten Stricke hängt, geſchwind auf den Grund des Waſſers ſinken möge. An jedes Ende des Kreuzes wird ein rundes Netz gehangen. Wenn man dieſe Maſchine ins Waſſer gelaſſen hat, wo die Taucher einen Felſen voll Ritze gefunden haben, worinnen viele Corallen befindlich ſind: ſo ſtößt derjenige, der die Maſchine zu regieren hat, ein oder das andre Ende dieſes Kreuzes in einen ſolchen Ritz; und auf dieſe Weiſe wird die Coralle, ſo darinnen iſt, in das Netz verwickelt und von denen, die oben in einem Kahne warten, abgeriſſen und hinauf gezogen.

Die andre Maſchine, deren man ſich bedient die Corallen aus den ſehr tiefen Höhlen herauszuziehen, iſt ein langer Balken, an deſſen Ende ein eiſerner Ring, der anderthalb Fuß im Durchſchnitt hat, befeſtigt iſt, woran ein netzförmiger Sack mit zwey runden Netzen auf jeder Seite hängt. Dieſer Balken wird mit zwey ſehr langen Seilen an das Vorder- und Hintertheil des Kahns gebunden, und mit einer angehängten bleyernen Kugel ins Waſſer geſenkt. Durch die Bewegung des Kahns wird er regiert und in die

tiefen

tiefen Höhlen der Felſenufer gebracht. Alsdann reißt der eiſerne Ring die kleinen Corallenzinken, ſo an dem Gewölbe der Höhle hängen, loß; die andern aber werden in das Netz verwickelt und herausgezogen. Bisweilen, aber ſehr ſelten, findet man Corallenzinken, die drey bis vier Pfund wiegen.

Es zweifeln einige, ob ſie die Corallen zu den Pflanzen zählen ſollen, oder nicht. Allein, ſie wachſen und erhalten ſich nach Art der Pflanzen, ſie tragen Blumen und Saamen, oder vielmehr, ſie vermehren ſich vermittelſt einer gewiſſen Subſtanz, die ihnen ſtatt der Saamen dienet. An der Vegetation der Corallen wird niemand zweifeln, der das verſchiedne Wachsthum derſelben aufmerkſam betrachtet hat. Man bringt aus dem Grunde des Meeres Steine und Stücken von Felſen heraus, die voll kleiner Punkte oder Corallenkörner ſind, mit kleinen Zweigen, zwey bis drey Linien lang, und mit andern von etlichen Zollen bedeckt; ſo, daß man nicht zweifeln kann, daß dieſe erſten Korallenkeime nicht etliche Linien und Zoll lang, ja ſelbſt etliche Fuß hoch mit der Zeit hätten wachſen können.

Paul Boccone hat ſchon längſt einen milchigten Nahrungsſaft in verſchiednen Zellen unter der Rinde bemerkt; die Blume aber hat **Ludwig Ferdinand**, Graf von **Marſigli** im Supplément zum Journal des ſçavans vom Jahr 1707. genau beſchrieben; und über dieſes hat er eine vollſtändige Hiſtorie der Corallen geſchrieben, in ſei-

ner natürlichen Hiſtorie der Seltenheiten des Meeres, welche noch nicht im Druck erſchienen iſt *).

Die rothen Corallen ſind alſo eine Meerpflanze, ſo aus einer doppelten Subſtanz beſteht; die innwendige iſt dicht, ſteinigt, nicht porös oder ſchwammig, auch nicht zaſerig, der Länge nach mit Furchen geſtreift, hochroth, ohne Geruch und Geſchmack; die auswendige iſt weicher, ſchwammig, in Form einer Rinde, und wenn ſie noch unter dem Waſſer iſt, von Farbe grünlich, oder gelblich, oder gelbröthlich. Der Stamm theilt ſich in ſehr viele Aeſte; übrigens aber hat dieſe Pflanze weder Blätter noch Wurzeln, ſondern ſie hängt mit einem breiten, dünnen und aus ihrer eignen ſteinigten Subſtanz formirten Grunde an den Felſen, Steinen und andern Körpern. Die Rinde, womit der Grund, der Stamm und die Aeſte bedeckt ſind, läßt ſich, wenn die Corallen erſt vor kurzer Zeit aus dem Waſſer gezogen worden, von der ſteinigten Subſtanz ohne Mühe trennen: ſind ſie aber trocken geworden, ſo iſt dieſe Trennung viel ſchwerer. Von außen iſt die Rinde ungleich, rauh und gleichſam mit Körnern beſäet, welche in der Mitte ein kleines Loch haben, um den Nahrungsſaft aus dem Waſſer, womit die Corallen von allen Seiten umgeben ſind, anzunehmen. Ueber dieſes ragen auf der Oberfläche der Rinde kleine Warzen oder Drüſen hervor, die innwendig hohl

*) Siehe Hiſtoire phyſique de la Mer, par Louis Ferdinand Comte de Marſigli, à Amſterdam 1725.

hohl und in viele Zellen getheilt ſind, und deren Oeffnung oben auf der Warze bald länglich, bald rund, öfters aber in ſechs Ritze ſternförmig geſpalten iſt.

Die innere Fläche iſt geſtreift oder der Länge nach mit Furchen ausgehöhlt, die mit den Streifen oder Furchen der ſteinigten Subſtanz ſo zuſammen treffen, daß dadurch kleine Röhren formirt werden, vermittelſt deren der Nahrungsſaft ſich durch die ganze Pflanze verbreiten kann. Hin und wieder findet man auch in der ſteinigten Subſtanz der Corallen einige Höhlen oder Zellen, die ſo, wie die Warzen der Rinde, einen Saft enthalten.

So lange die Pflanze unter dem Waſſer lebt, ſind ihre Röhren, Warzen und Zellen von einem milchigten, ſchleimigten Safte voll, welcher einen ſcharfen und etwas anziehenden Geſchmack hat, beynahe wie der Pfeffer oder die wilden Kaſtanien. Wenn die Pflanze einige Zeit der Luft ausgeſetzt geweſen, ſo wird dieſer Saft dick, trocken und verwandelt ſich in eine gelbliche Subſtanz, die ſich leicht zerreiben läßt, und ohne Schärfe, ſondern nur ein wenig anziehend iſt.

Oben auf den Aeſten finden ſich einige weiche Erhebungen, die aus der Subſtanz der Rinde beſtehen, in verſchiedne Zellen getheilt und mit eben dem Safte angefüllt ſind. Dieſe Erhebungen ſind weich, wie die Rinde, wenn die Corallen aus dem Grunde des Meeres gezogen werden; nach

und nach aber trocknen ſie an der Luft und laſſen ſich zerreiben.

Viele halten ſie für die Früchte oder die Saamenbehältniſſe; allein ſie ſcheinen vielmehr von der Natur zu Werkzeugen beſtimmt zu ſeyn, wodurch der Nahrungsſaft der Pflanze bereitet wird. Die Blumen ſind in den Drüſen der Rinde enthalten. Wenn man die Corallen, ſo vor kurzem erſt aus dem Waſſer gezogen worden, an einem mittelmäßig warmen Ort in Seewaſſer legt, ſo ſchwellen die Drüſen allmählig auf, und laſſen etliche Tropfen von dem milchigten Safte fließen. Hierauf entſpringt aus jeder Drüſe ein weißer Kelch, anderthalb Linien lang, auf welchem acht kleine weiße Blätter ſternförmig geſtellt ſind. Endlich nach acht, zehn oder zwölf Tagen werden die Blumen, indem ſie verwelken, gelb und ziehen ſich in Form einer Kugel zuſammen, und enthalten einen milchigten Saft; ſie fallen aber von der Corallenrinde ab und ſinken im Waſſer unter. Dieſe rundlichen Körper hält der Graf Marſigli für die Früchte, die Saamen aber, glaubt er, wären in dem Safte derſelben verborgen.

Dieſer geſchickte Naturforſcher hat dieſe Blumen im Monat December, im Jahr 1706 zuerſt geſehen, an einer Coralle, die man an dem Ufer bey Marſeille aus dem Waſſer gezogen hatte, und die noch mit der Rinde bedeckt war. Denn als er ſie in ein Gefäß mit Seewaſſer gelegt und einige Stunden darinnen gelaſſen hatte, ſo fand er hin und wieder ſternförmige weiße Blumen an der

Coralle,

Coralle. Nachdem er ſie aus dem Waſſer genommen, verſchwanden die Blumen, und es blieben nur die rothen Drüſen zurück. Als er wieder Seewaſſer darauf gegoſſen hatte, kamen die Blumen wieder zum Vorſchein: und auf dieſe Weiſe konnte man die Coralle zehn bis zwölf Tage blühen ſehen.

Die Corallen werden faſt zu allen Zeiten in der See blühend angetroffen: wenigſtens hat ſie der Graf Marſigli im Winter, Frühling und Herbſte mit Blumen beſetzt gefunden. Es iſt falſch, was die Alten erzählen; nämlich, daß die Corallen unter dem Waſſer weich wären, und ſo bald ſie nur an die Luft kämen, wie ein Stein hart würden. Denn man findet ſie in dem Waſſer eben ſo hart und ſteinigt, als außer demſelben. In der That aber iſt ihre Rinde unter dem Waſſer weicher; und wenn ſie der Luft ausgeſetzt iſt, verhärtet ſie ſich ein wenig, ob ſie ſchon die Härte eines Steines niemals erlangt.

Der Saft, womit die Röhren, die Zellen und Drüſen der Rinde erfüllt ſind, iſt, ſo bald die Corallen aus dem Waſſer gezogen worden, milchigt und klebricht, von Geſchmack ſcharf und ein wenig anziehend, faſt wie der Geſchmack des Pfeffers und der wilden Kaſtanien; wenn aber die Corallen trocken geworden, verſchwindet dieſer Geſchmack, und es bleibt nur die anziehende Kraft zurück. Ungefähr ſechs Stunden darauf, nachdem die Corallen aus dem Grunde des Meeres geholt worden, wird dieſer Saft in der Luft gelb, dick

und endlich hart, ſo, daß er ſich in eine gelbliche Subſtanz verwandelt, die ſich zerreiben läßt. Dieſer Saft dienet den Corallen zur Nahrung und zum Wachsthum. Derjenige aber, welcher in den rundlichen Zellen der Blumen enthalten iſt, ſcheint mit den Saamen der Corallen erfüllt zu ſeyn; und man kann ihn für die Frucht oder die Saamen der Corallen halten; weil dieſe Kapſeln, wenn ſie von den Zweigen abfallen, den Steinen, Muſcheln und andern Körpern, worauf ſie fallen, anhängen, nach und nach ſich entwickeln, keimen und eine neue Corallenpflanze hervorbringen.

Die ſteinige Subſtanz der Corallen iſt nicht ohne Kraft oder wirkſame Theile, und noch viel weniger die Rinde. In der That, die vor kurzem aus dem Waſſer gezogenen Corallen ſind mit wirkſamen und flüchtigen principiis begabt, deren ſie aber beraubt werden, wenn man ſie lange Zeit der Luft ausgeſetzt hat. Die Rinde aber enthält eine größre Menge ſolcher Theile, als die Subſtanz der Corallen ſelbſt, wie man aus der chemiſchen Unterſuchung ſehen kann.

Aus drey Unzen von der friſchen und mit dem milchigten Saft erfüllten Rinde der rothen Corallen hat man durch die Deſtillation aus der Retorte erhalten, fünf Drachmen und dreyßig Gran faſt ganz unſchmackhaftes Waſſer: neun Drachmen von einem urinöſen Spiritu, mit etwas wenigem dicken und bituminöſen Oele vermiſcht. Die Maſſe, ſo in der Retorte zurückblieb, wog eine Unze, woraus man nach einer dreyſtündigen Calcination fünf

und zwanzig Gran fixes Salz gezogen hat. Der Verluſt der flüchtigen Theile ſowohl im Deſtilliren als Calciniren iſt eine Drachme und dreyßig Gran geweſen.

Aus drey Unzen rothen Corallen, die vor kurzem aus dem Waſſer gezogen und der Rinde beraubt worden, hat man achtzehn Gran weißes Waſſer; acht und vierzig Gran urinöſen Spiritum nebſt etwas wenigem bituminöſen Oel erhalten. Das, was in der Retorte zurückblieb, wog zwo Unzen, ſechs Drachmen und acht und dreyßig Gran; woraus durch das Auslaugen fünf und dreyßig Gran fixes Salz gezogen worden. Der Verluſt in der Calcination und Deſtillation hat ungefähr fünf und dreyßig Gran betragen.

Drey Unzen Corallen, die man vor anderthalb Jahren aus der See gezogen hatte, haben dreyßig Gran urinöſes Waſſer, mit einem bituminöſen Oele vermiſcht, gegeben. Die zurückgebliebne Maſſe war zwo Unzen, ſieben Drachmen, und 30 Gran ſchwer, woraus man nach der Calcination fünf und zwanzig Gran fixes ſalzigtes Salz durchs Auslaugen bekommen. Von dieſen drey Unzen Corallen ſind in der chemiſchen Unterſuchung ſechs und dreyßig Gran verlohren gegangen. Der urinöſe Spiritus färbte den Violenſyrup grün; er efferveſcirte mit den ſauren Feuchtigkeiten und veränderte die Solution des corroſiviſchen Sublimats in ein milchigtes coagulum. Das fixe Salz, welches man aus dem capite mortuo zog, machte in der Solution des corroſiviſchen Sublimats ein

weißes coagulum. Hieraus erhellet, daß das fixe Salz der Corallen nicht blos alkaliſch, ſondern ſalzigt ſey.

Die rothen Corallen verliehren, wenn ſie bey offenem Feuer calcinirt werden, ihre rothe Farbe und werden blaß oder weiß. Macerirt und kocht man ſie etwas lange mit einigen öligen Subſtanzen, als mit Anis- Fenchel- oder Citronen-Oel, ſo werden ſie auch weiß. Die Auflöſungsmittel aber werden roth gefärbt: allein, dieſes geſchieht nicht, wenn man ſie mit wäſſerichten Feuchtigkeiten kocht.

Aus dieſen Unterſuchen kann man ſchließen, daß man die Corallen nicht für bloße abſorbirende erdige Mittel halten müſſe, ſondern daß ſie ein flüchtiges urinöſes Salz und ein bituminöſes Oel, mit Erde verbunden, enthalten, wovon ihre Wirkſamkeit herrührt; ferner, daß die rothe Corallentinctur von der bituminöſen Subſtanz entſtehe, die von den erdigen Theilen zu trennen nicht unmöglich iſt. Es iſt ein großer Unterſchied unter den Corallen, welche erſt aus dem Waſſer gezogen worden, und denen, die man ſchon lange Zeit aufbehalten hat; ja, vielleicht hat die Rinde mehr Wirkſamkeit als die eigne Subſtanz der Corallen: welches noch weiter zu unterſuchen wäre.

Dioſcorides ſchreibt den Corallen eine anziehende und mittelmäßig kühlende Kraft zu; ſie ſollen die Auswüchſe hemmen, die Narben der Augen abſtergiren, die hohlen Geſchwüre und die Narben ausfüllen, die Blutflüſſe zurück halten

und

und wider den Harnzwang helfen. Dieſe Kräfte rühren nicht von den abſorbirenden und trocknenden erdigen Theilen allein her, ſondern auch von dem bituminöſen und balſamiſchen Oele. Man verſchreibt die Corallen mit gutem Nutzen in allerley Blut- und Bauchflüſſen und in dem weißen Fluß. Die Doſis iſt von einem Scrupel bis zu einer Drachme. Ueber dieſes eignet man ihnen auch die Kraft zu, das Herz zu ſtärken, den Giften und der Bösartigkeit der Säfte zu widerſtehen; nicht nur wenn man die Corallen innerlich braucht, ſondern auch wenn man ſie an dem Leibe trägt. Allein, was dieſe Tugend betrifft, ſo hat man davon keine Gewißheit.

Die Schriftſteller führen viele Zubereitungen von den Corallen an, als da ſind das Magiſterium, das Salz, die Tinctur und der Syrup der Corallen, die aber heut zu Tage faſt von allen verworfen werden. Man bedient ſich nur der Corallen, die auf einem Porphyrſteine ſehr fein zu Pulver gerieben worden; man zieht dieſe allen andern Zubereitungen vor und nennt ſie präparirte Corallen. Durch die andern Zubereitungen werden die Corallen ſo verändert, daß ſie von ſich ſelbſt gänzlich verſchieden ſind. Denn das Magiſterium der Corallen iſt eine Auflöſung derſelben mit ſauren Feuchtigkeiten, und eine Präcipitation durch alkaliſche Salze.

Das Corallenſalz iſt nicht ein wahres aus den Corallen gezogenes Salz, ſondern Cryſtallen, welche aus dem ſauren Salze entſtehen, ſo ſich mit

den Corallen durch die Auflöſung und Abdampfung verbunden hat. Der Syrup iſt eine ſaure Auflöſung der Corallen bis zur Conſiſtenz eines Syrups mit Zucker gekocht. Was die Tincturen betrifft, ſo erhalten ſie faſt alle nicht ſowohl von den Corallen, als von den Auflöſungsmitteln ihre Farbe und Kraft, oder von andern Dingen die man damit vermiſcht. Wenn man aber eine wahre Corallentinctur haben will, ſo kann man ſie auf folgende Art machen:

Nimm von geſtoßnen rothen Corallen eine beliebige Menge. Koche ſie im weſentlichen Anis- oder Fenchelöl, ſo viel genug iſt, ſechs bis ſieben Stunden lang, in einem verſchloßnen Gefäße, bis die Corallen weiß werden und das Oel ſich roth färbt. Gieße das Oel von den Corallen ab und deſtillire daſſelbe bey gemäßigtem Feuer, bis etliche Tropfen rothen Oels erſcheinen. Auf die in der Retorte zurückbleibende harzige Maſſe gieße ſo viel an der Luft gefloßnes Weinſteinöl, daß es zwey bis drey Finger hoch drüber ſtehe. Laß es zuſammen digeriren, bis das Harz völlig aufgelöſt iſt. Evaporire die Solution bis zur Trockenheit. Alsdann gieß auf die ſalzigte harzige Maſſe eine genugſame Menge rectificirten Weingeiſt, daß ſolcher drey bis vier Finger hoch drüber ſtehe. Macerire ſie im Aſchenbade, und ſcheide die Tinctur von der ſalzigten Maſſe. Gieße friſchen Weingeiſt darauf und laß es digeriren. Wiederhole dieſes, bis keine Tinctur mehr wird.

Alle

Alle dieſe Tincturen vermiſche mit einander und evaporire ſie bis zur Hälfte. Hebe ſie zum Gebrauch auf, als eine wahre Corallentinctur, deren Wirkungen aber die Verſprechungen der Charlatane nicht erfüllen. Dieſe Tinctur enthält den ſchweflichten und bituminöſen Theil der Corallen.

Die weißen Corallen, Corallum album, *Off.* Corallum album, *Lobel. Icon.* 253. ſind von den rothen nur durch ihre milchweiße Farbe unterſchieden. Man findet ſie ſelten in den Gewäſſern um Frankreich: und die meiſten Schriftſteller, welche geſagt haben, daß die weißen Corallen in dem mittelländiſchen Meere gefunden würden, haben einige Arten der Madrepore dafür angegeben. Der Graf Marſigli hat in den Fiſchereyen, bey welchen er geweſen iſt, keine weiße Coralle gefunden. Da man aber Corallenzinken findet, die theils roth, theils weiß ſind, könnte man hieraus nicht ſchließen, daß alle Corallen roth wachſen und keine andre Farbe haben, außer wenn ſie mit einigem Fehler behaftet ſind, oder für Alter ſaftleer, trocken und endlich weiß werden? Jedoch will ich dieſes nicht behaupten, bevor es nicht durch viele Beobachtungen beſtätigt worden ſey. Unterdeſſen verſichert der Graf Marſigli eben daſſelbe von den braunen, gelblichen oder aſchgrauen Corallen, welche ihm nichts anders zu ſeyn ſcheinen, als umgeriſſene Corallenpflanzen, die lange Zeit im Grunde des Meeres im Schlamm gelegen haben. Von den weißen Corallen findet man bey

dem

dem Dioſcorides und Galen nichts gemeldet; daher ſcheinet es, daß ſie ihnen unbekannt geweſen.

Man ſchreibt den weißen Corallen eben die Kräfte zu, als den rothen, nur daß ſie ſchwächer ſind. Oft verſchreibt man beyde zugleich.

Ob man wahre und ächte ſchwarze Corallen, nämlich von einer ſteinigten, harten, dichten, glänzend ſchwarzen und dem ſchwarzen Marmor ähnlichen Subſtanz finde, daran wird gezweifelt. Wenigſtens habe ich keine dergleichen weder in den Apotheken noch in den Naturalienkabinettern gefunden. Alle die Zweige, ſo man daſelbſt unter dem Namen der ſchwarzen Corallen zeiget, ſind nichts anders, als Stengel oder Zweige von einer Meerpflanze, welche genennt wird, Lithophyton nigrum, arboreum, *Inſt. R. H.* 547. Corallum nigrum, *C. B. P.* 366. Corallum nigrum, ſive Antipathes, *I. B.* 3. 804. deren Subſtanz gleichſam hornig iſt, dicht, hart, ſchwer zu zerbrechen, mit einer zaſerigten Rinde bedeckt, die oft dem Weinſtein ähnlich iſt. Man unterſcheidet ſie leicht von den Corallen, weil ſie im Feuer auf eben die Art, wie das Horn, brennt, und einen ſolchen Geruch, wie dieſes, giebt; welches die Corallen nicht thun. In den Apotheken braucht man ſie gar nicht, oder nur ſehr ſelten. In der Deſtillation giebt dieſe Meerpflanze viel flüchtiges urinöſes Salz.

Man braucht die rothen Corallen in der Confectione de Hyacinthis, im Pulvere e chelis compoſito

poſito *Londinenſium*, Pulvere dyſenterico *Charas.* Die rothen und weißen im Pulvere Diamargariti frigidi, & Pulvere Pannonico *Charas.*

Unter dem Namen der weißen Corallen findet man ſehr oft in den Apotheken Arten der Madrepore, welches Meerpflanzen ſind, bey nahe ſteinigt, weiß, äſtig, den Corallen ähnlich, von welchen ſie ſich aber doch dadurch unterſcheiden, daß ſie löchericht, innwendig hohl ſind und ohne Rinde wachſen. Diejenige Art der Madrepore, ſo man am öfterſten in den Apotheken antrifft, heißt Madrepora vulgaris, *Inſt. R. H.* 573. Corallium album oculatum officinarum, *I. B.* 3. 805. Corallo bianco, fiſtuloſo, *Imper.* 627. Von dem Grafen **Marſigli** wird ſie in der Hiſtoria rerum ſubmarinarum alſo beſchrieben: dieſe Madrepore iſt innwendig hohl und in verſchiedne Zellen oder Höhlen durch viele Queerwände getheilt. Eine jede Höhle wird wieder in ſieben kleine Zellen vermittelſt anderer Wände der Länge nach abgetheilt: endlich, das äußerſte der Zweige ſtellet einen ausgehöhlten und um und um mit kleinen Löchern durchbohrten Becher für. Sie ſcheinet, wenn ſie erſt aus der See gezogen worden, mit einem milchigten klebrichten Safte erfüllt zu ſeyn.

Aus drey Unzen dieſer Madrepore, die ſchon ſeit einiger Zeit aus dem Waſſer gekommen, ſind in der Deſtillation aus der Retorte funfzig Gran flüchtiger urinöſer Spiritus übergegangen; und aus der zurückgebliebnen Maſſe hat man durchs Auslaugen

zehn

zehn Gran fixes Salz gezogen. Von Bergharze hat ſie nichts oder nur ſehr wenig gegeben.

Einige glauben, daß die Madreporen eben die Kräfte beſitzen, als die weißen Corallen.

Zweyter Artikel.

Von dem Corallenmoos.

Das Corallenmoos, Corallina *Off.* Βρύον ταλάσσιον *Dioſcorid. & Galen.* Corallina, *I. B.* 3. 818. Corallina altera, *Tabern. Icon.* 813. iſt eine kleine Seepflanze, die ſehr viele zarte, zerbrechliche Zweige hat, ſo aus vielen Knoten oder Gliedern beſtehen; von Subſtanz; auswendig wie ein weißer Schlamm, der ſich an die Pflanze gelegt und hart geworden, von verſchiedner Farbe, bald weiß, bald röthlich, bald gelblich, bald aſchgrau, zuweilen ſchwarz, zuweilen grünlich; von Geruch ekelhaft wie der von Fiſchen, von ſalzigtem unangenehmen Geſchmacke. Dieſe Pflanze knirſcht zwiſchen den Zähnen wie kleine Steine und läßt ſich mit den Fingern zu Pulver reiben. Sie iſt kaum anderthalb oder zween Zoll hoch. Man findet ſie an den Klippen in der See, wo ſie ſich bald an Steine, bald an Muſcheln, bald an Corallen oder andre Seegewächſe anhängt. Sie wächſt ohne Wurzel und wird an dem Ufer

der

der mittelländiſchen See häufig gefunden. Man wählt die friſche, weiße oder aſchgraue.

Aus vier und zwanzig Unzen dieſer Pflanze, die aus der Retorte deſtillirt worden, ſind übergegangen drey Unzen und fünf Drachmen eines weißlichen Waſſers, von Geruch wie Fiſche: zehn Unzen röthlicher urinöſer Spiritus. Die Materie, ſo in der Retorte zurück blieb, wog zehn Unzen. In der Deſtillation ſind drey Drachmen verlohren gegangen. Aus dem zurück gebliebnen hat man drey Drachmen und dreyßig Gran fixes laugenhaftes ſalzigtes Salz bekommen. Man ſieht aus dieſer Unterſuchung, daß das Corallenmoos ſeine Kraft von einem häufigen, flüchtigen, öligen Salze, ſo mit vieler Erde verbunden iſt, erhalte.

Dioſcorides rühmt das Corallenmoos, die Anhäufungen der Säfte zu hemmen und das Brennen des Podagra zu dämpfen. Er ſchweigt aber von der Kraft die Würmer zu tödten, die man dem Corallenmoos zuſchreibt. Doch zu unſern Zeiten wird dieſe Würmer vertreibende Kraft ſehr erhoben. Man giebt das Corallenmoos zu grobem Pulver gerieben, von einer halben bis zu einer ganzen Drachme allein, oder mit andern Wurmarzneyen vermiſcht.

Nimm Corallenmoos, Maulbeerbaumrinde, von jedem eine Drachme; pulveriſirte Rhabarbar, Farrnkrautwurzel, Rheinfarrnblumen, jedes zu einer halben Drachme; vom mineraliſchen Mohr zwo Drachmen. Vermiſche es, mache ein

ein Pulver, wovon die Doſis von einer halben Drachme bis zu drey Drachmen gegeben werden kann.

Das fünfte Kapitel.

Von einigen Zweigen, Blåttern und Blumen.

Erſter Artikel.

Von dem aromatiſchen Rohre.

Das aromatiſche Rohr, Calamus aromaticus verus, *Off.* Κάλαμος ἀρωμάτικος *Dioſcorid. & Galen.* Κάλαμος μορεψικὸς *Hippocrat.* Calamus Alexandrinus, *C. Celſi;* Caſab aldharira, *Arab.* Dharira, *Avicen.* Dirimguo Malaiis, *Garz.* iſt der Stengel einer rohrartigen Pflanze, wie eine Rôhre ausgehôhlt, dünn, von der Dicke eines Haberhalms oder einer Schreibfeder, gegliedert, auswendig blaßgelb, innwendig weiß, mit einem ſchwammigten leichten Marke erfüllt, einer verwickelten Spinnwebe åhnlich, von Geſchmack ſcharf, und angenehm bitter, und von gutem Geruche.

Man wåhlt das aromatiſche Rohr, welches gelb, dicht gegliedert und wohlriechend iſt.

Es

Es iſt lange Zeit in den Apotheken unbekannt geweſen, und viele Aerzte, unter welchen Fuchs, Braſſavola, Valer. Cordus ſind, haben geglaubt, das aromatiſche Rohr ſey die wahre Akerwurz des Dioſcorides geweſen. Garzias, ein Portugieſe, hat das wahre aromatiſche Rohr, ſo in Indien gefunden worden, genau beſchrieben. Paludan und Proſper Alpin haben dasjenige, welches in Aegypten wächſt, auch beſchrieben. Von dieſer Zeit an iſt es in den Apotheken wieder bekannt geworden; und es iſt endlich nicht zu zweifeln, daß unſer aromatiſches Rohr, ob man es ſchon ſehr ſelten findet, der wahre Calamus *Dioſcoridis* ſey, inſonderheit wenn man es mit der Beſchreibung des Dioſcorides vergleichet.

Die Pflanze, ſo dieſen Stengel trägt, heißt Caſſab Eldereira, *Paludan. annot.* in *Linſchot navigationes*. Caſſabeldarrira, *P. Alpin Exot.* Ihre Wurzel, die zu nichts gebraucht wird, iſt drey bis vier Zoll lang, mit einem oben etwas vorragenden Knollen, übrigens wenig zaſerig. Bald treibt ſie einen, bald mehrere Stengel, beynahe zwo Ellen hoch, gerade, rund, glatt, von der Dicke einer Gansfeder, oder aufs höchſte von der Dicke des kleinen Fingers, mit vielen Knoten gegliedert; von Geruch, wenn die Pflanze friſch iſt, ſchwach, doch nicht unangenehm; von Geſchmack bitter mit einiger Schärfe. Dieſer Stengel iſt innwendig hohl, ſchwammig oder voll von einem leichten, zarten und weißen Marke, und läßt ſich in kleine Stücken zerbrechen.

Er theilt ſich in viele Aeſte, und dieſe theilen ſich wieder in kleinere zwey und zwey einander entgegengeſetzte Zweige. Die Blätter ſtehen in geringer Anzahl an jedem Knoten allezeit zwey einander gegen über, und umfaſſen den Stengel; ſie ſind einen Zoll breit, anderthalb Zoll lang, zugeſpitzt, mit einigen der Länge nach laufenden Nerven verſehen. Aus den Knoten der kleinern Stengel kommen auf beyden Seiten zween kleine und zarte Zweige die viele Blümchen tragen, welche auf ſehr zarten Stielen ſitzen und den Blumen des gelben Weiderichs (Lyſimachia lutea) ähnlich ſind.

Nach ihnen folgen kleine, längliche, ſpitzige, ſchwarze Kapſeln, worinnen Saamen von gleicher Farbe enthalten ſind. Dieſe Pflanze wächſt in Indien, wie Garzias ſagt, und auch in Aegypten, nach dem Zeugniß des Alpin.

Das aromatiſche Rohr wird von den indianiſchen Völkern die Fiſche und das gekochte Fleiſch zu würzen gebraucht: denn es ſtärkt den Magen und dient zur Verdauung. Dioſcorides ſagt, das aromatiſche Rohr, im Decoct getrunken, treibe den Urin, und wenn man es zugleich äußerlich auflegt, befördre es die Monatzeit; ferner helfe es wider den Huſten, wenn man den Rauch dieſes Rohres entweder allein, oder mit Terpenthin vermiſcht, durch eine Röhre zieht. Die Indianerinnen brauchen es öfters, wie Garzias erzählt,

zählt, in Mutterbeſchwerungen und Nerven-zufällen.

In unſern Apotheken wird es ſelten gebraucht, außer zum Theriak.

Zweyter Artikel.

Von dem Cameelheu.

Das Cameelheu heißt Schoenanthus & Squinanthum, *Off.* Σχοῖνος *Dioſc.* & *Galen.* Σχοῖνος ἡδύοσμος καὶ ἔνοσμος, καὶ εὐώδης *Hippocratis.* Σχοῖνος ἀρωματικὸς καὶ μυρεψικὸς, *Graec. recentior.* Σχοίναθος, *Actuar.* Juncus odoratus, *Plin.* Juncus rotundus, *C. Celſi*; Adher ſeu Adcher, *Arab.* Palea de Mecha, Paſtus & Foenum Camelorum, *Nonnullis.* Es iſt ein Halm, den man ſammt den Blättern und zuweilen mit den Blumen aus Arabien bringt; er iſt trocken, ſteif, rund, glänzend, gegliedert, ungefähr einen Fuß lang, voll ſchwammigten Markes, nahe bey der Wurzel blaß oder gelblich, am Gipfel grün oder purpurfarbig; von Geſchmack brennend, ein wenig ſcharf, bitter, aromatiſch, nicht unangenehm, dem Poley ähnlich, doch viel heftiger; der Geruch hält das Mittel zwiſchen Roſen und Poley und iſt ſehr durchdringend. Es wachſen viele Stengel aus einer Wurzel.

Einige haben gezweifelt, ob unſer Cameelheu und der Alten ihres einerley ſey. Allein Andreas Matthiolus, C. und J. Bauhin, haben durch viele Gründe bewieſen, daß es eben daſſelbe ſey, ſo, daß kein Zweifel darüber ſtatt findet. Dioſcorides und Galen haben dieſen Halm ſchlechtweg σχοῖνον oder Juncum genennt. C. Celſus, im dritten Buche, Kap. 21. nennt dieſen Juncum rund, um ihn von dem viereckigen zu unterſcheiden, der von den Griechen Cyperus genennt wird. Die ältern Griechen nennten ihn Σχοίνου ἄνθος, das iſt, Bimſenblume; (Junci flos) worüber ſich Galen in ſeinen Anmerkungen über den Theriak des Andromachus wundert, weil man dazumal die Blumen davon nicht hatte und auch nicht zu bringen pflegte. Hieraus iſt klar, nach Galens Meynung, daß die alten griechiſchen Schriftſteller unter dieſer Benennung nicht die Blume des Junci, ſondern den Juncum odoratum ſelbſt verſtanden haben. Wahrſcheinlich iſt es aber, daß die Griechen ihn vorzüglich ſo genennt, um ihn von den andern Binſen zu unterſcheiden. Denn das Wort ἄνθος bedeutet nicht nur eine Blume, ſondern auch etwas vortreffliches, wie Salmaſius anmerkt. Unterdeſſen iſt es doch zu verwundern, daß Galen verſichert, er habe die Blume des Cameelheus nicht geſehen, und ſie ſey zu ſeiner Zeit nicht mitgebracht worden; da doch Dioſcorides unter den Eigenſchaften, wornach man das Cameelheu wählen ſoll, die Blumen deſſelben verlangt.

langt. Heut zu Tage aber bringt man das Cameelheu oft mit ſeinen Blüthen.

Die Pflanze heißt Schoenanthos ſive Juncus odoratus, *I. B. t.* 2. 515. Juncus rotundus aromaticus, *C. B. Th. Botanici* 163. Gramen Dactylon aromaticum multiplici panicula, ſpicis brevibus tomento candicantibus ex eodem pediculo binis, *Pluk. Phyt. T.* 191. *Fig.* 1.

Ihre Wurzeln ſind weißlich, klein, zäh, hart, holzig, mit vielen dünnen Zaſern an dem obern Theile des Knollens beſetzt. Ihre Blätter ſind über eine Spanne lang, den Waizenblättern ähnlich, dick, bey der Wurzel breit, zuſammengewunden und ſchuppenförmig über einander liegend; ſie endigen ſich in eine kleine, rundliche und harte Spitze und umgeben die Halmen genau mit ihren Scheiden, wie im Rohre. Die Halmen kommen häufig aus einem Knollen der Wurzel, und ſind einen Fuß lang, rund, durch weit von einander abſtehende Knoten unterſchieden, bisweilen holzig, innwendig nicht hohl, ſondern voll ſchwammigten Markes, wie die Binſen. Gegen die Spitze ſind ſie zart und tragen Blumenähren, paarweiſe geſtellt wie in der Treſpe. Dieſe Aehren fallen ab; in ihren Hülſen oder kleinen Kelchen, die auswendig röthlich ſind, enthalten ſie kleine fedrichte Blumen, worauf die Saamen folgen. Die ganze Pflanze giebt einen lieblichen aromatiſchen Geruch. In einigen arabiſchen Provinzen wächſt ſie in ſolcher Menge, daß ſie das gemeine Futter der Cameele iſt.

Man ſuchte ehmals alle Theile dieſer Pflanze zum Gebrauch in der Medicin; nämlich, die Halmen, Blumen und Wurzeln: denn Dioſcorides erwähnt alle dieſe Theile. Einige rühmen bloß die Blätter und verſichern, daß ſie beſſer wären als die Blumen. Allein, dieſe Theile ſind alle wohlriechend und wirkſam: denn die Blätter reizen die Zunge durch eine gewiſſe angenehme und aromatiſche Schärfe: die Wurzel hat einen heißen und aromatiſchen Geſchmack: die friſchen Blumen haben etwas feines aromatiſches; welches ſie nach einem Jahre nicht mehr beſitzen, ſo, daß ſie nach zwey Jahren gänzlich unnütz ſind. Man ſchreibt dieſen Theilen auch verſchiedne Kräfte zu. Die Wurzel iſt anziehender als die Blumen; dieſe hingegen ſind wegen ihrer feinern Theile hitziger, als die Blätter. Man wähle daher zu den pharmacevtiſchen Compoſitionen das Cameelheu, welches friſch, blühend, wohlriechend, aromatiſch iſt, und einen brennenden Geſchmack hat.

Es iſt mit vielem aromatiſchen Oel erfüllt, ſo durch die Deſtillation herausgezogen wird; aber man braucht es in den Apotheken ſehr ſelten. Dioſcorides und Galen eignen dem Cameelheu, wenn es zu Umſchlägen oder als ein Decoct gebraucht wird, die Kraft zu, den Urin und die Monatzeit zu treiben und das Aufblähen der Leber, des Magens und Unterleibes zu dämpfen. Die Neuern aber brauchen es vornehmlich in Verſtopfungen der Eingeweide; nämlich, der Mutter, der Leber, der Milz, im Aufblähen des Magens,

im Brechen und Schlucken, und im ſchweren Harnen. Man giebt das Pulver bis zu einer Drachme; das Decoct aber mit Wein oder Waſſer zu zwo Drachmen. Außerlich in Säckchen verſchloſſen oder das Decoct zum Waſchen gebraucht, ſtärkt es den Kopf, den Magen, die Leber und übrigen Eingeweide. Simon Pauli erzählt in ſeinem Quadrip. Botanico, daß Heinrich Meibom das Cameelheu und die Cyperwurzel als ein Specificum in den Geſchwüren der Harnblaſe gebrauche.

Man nimmt das Cameelheu zur Theriaca *Andromachi*, und zum Mithridatio *Damocratis*.

Dritter Artikel.

Von dem Indianiſchen Blatte.

Das Indianiſche Blatt, Malabathrum, Folium, & Folium Indum, *Off.* Μαλάβαθρον & φύλλον Μαλαβάθρυ *Dioſc.* & *Galen.* Μαλάβαθρον Ἰνδικὸν *ejuſd. Galen.* Φύλλον Ἰνδικὸν *Actuar.* Malabathrum, *Plin.* Sadegi, *Avicen.* Tamalapatra, *Garz.* iſt ein Blatt, dem Blatte des Zimmetbaumes ähnlich, von dem es ſich nur durch den Geruch und Geſchmack unterſcheidet; es iſt länglich, zugeſpitzt, dicht und glatt, mit drey Nerven verſehen, die von dem Stiel an bis zur Spitze laufen; von Geruch iſt es angenehm,

nehm, aromatiſch, und kömmt den Würznelken etwas bey.

Man wähle das friſche, dichte, dicke, welches etwas groß und ganz iſt, und ſich nicht leicht in kleine Stücken zerbrechen läßt.

Ueber der Alten ihr Malabathrum ſind die Schriftſteller unter ſich nicht einig, und es iſt nicht gewiß, ob unſer Indianiſches Blatt das Malabathrum der Alten geweſen ſey.

Dioſcorides ſchreibt, das Malabathrum ſchwimme nach Art der Waſſerlinſen auf dem Waſſer, und habe keine Wurzel. Allein, entweder hat uns dieſer Schriftſteller ein Mährchen hinterlaſſen, das ihm von andern war erzählt worden; oder ſein Malabathrum iſt uns itzt völlig unbekannt. Plinius behauptet, es ſey ein Nardenblatt, welche Meynung zwar Dioſcorides ſelbſt ſchon als falſch verworfen hatte. Bey dieſer Verſchiedenheit der Meynungen nun muthmaßt Garzias, auf die Aehnlichkeit der Namen gegründet, daß das Indianiſche Blatt der Neuern, und der Alten ihr Malabathrum eine und eben dieſelbe Sache ſey. Denn die Indianer nennen dieſes Blatt Tamalapatra; wovon er glaubt, daß das griechiſche Wort Μαλάβαθρον abſtamme. Wir ſind ſeiner Meynung.

Der Baum, welcher dieſes Blatt trägt, heißt Canella ſylveſtris Malabarica, *Raii Hiſtor. 1562.* Katou-Karua, *H. Malab. P. 5.* 105. Canella arbor ſylveſtris, *Munting.* Tamalapatrum ſive Folium, *C. B. P.* 409. Er iſt dem Zimmetbaume

bäume nicht unähnlich, ſowohl dem Geruch als dem Geſchmacke nach; doch iſt er größer und höher. Die Blätter ſind gleichfalls ſehr groß, länglichrund, zwo Spannen lang und ungefahr zwo queer Hände breit; von dem Stiele bis zur Spitze des Blattes laufen drey dicke Nerven, von welchen viele kleine Seitenadern abgehen. Die Blumen entſtehen aus dem obern Theile der Zweige und breiten ſich in Form eines Sonnenſchirms aus; ſie ſind klein, ohne Geruch, blaßgrün, fünfblättrig, mit fünf grünen und kleinen Staubgefäßen verſehen, welche die Mitte einnehmen und grünlichgelbe Staubfache haben. Nach den Blumen folgen kleine Beeren, wie unſre Johannisbeeren. Dieſer Baum wächſt auf den Bergen in Malabarien; er blüht im Monat Julio und Auguſt, im December aber und im Januar ſind ſeine Früchte reif.

Das Malabathrum *Dioſcoridis* hat eben die Kräfte, wie die Narden, doch ſagt man, daß es viel wirkſamer ſey. Heut zu Tage braucht man es ſehr ſelten in der Medicin. Man nimmt es nur zum Theriak und Mithridat, und zur Hiera Diacolocinthidos.

Vierter Artikel.

Von den Sennesblättern.

Die Sennesblätter, Senna, Sena & Folium orientale, *Off.* Σέννα, *Actuar.* Sene, *Arab.* Abalzemer, *Perſar.* franzöſiſch Senné. Unter dieſem Namen findet man in den Apotheken kleine, trockne, feſte, lanzenförmig geſpitzte, grüngelbliche Blätter; von ſchwachem, doch nicht ganz unangenehmen Geruche; von ſcharfem, bittern und ekelhaften Geſchmacke.

Man bringt uns zwo Arten von Sennesblättern; nämlich die Alexandriniſche, oder die von Zeyde oder Sidon, welche die Franzoſen Senné de Seyde, ou de la Palte nennen, wegen des Zolls, den der türkiſche Kaiſer auf dieſe Blätter gelegt hat: die andre Art aber, deren Blätter weniger zugeſpitzt ſind, heißt die Tripolitaniſche, franzöſiſch, Senné de Tripoli. Dieſe iſt viel ſchlechter als die erſtere; ihre Blätter ſind hellgrün, größer, an der Spitze ſtumpf, und rauh anzufühlen. Außer dieſen beyden Arten findet man auch bisweilen Sennesblätter von Mocha, welche viel ſchmäler, länger und ſpitziger ſind; ferner italiäniſche Sennesblätter, welche größer, breiter, am Rande rundlich und mit vorragenden Adern verſehen ſind. Sie werden aber ſelten zu uns gebracht: denn ſie ſind lange nicht ſo wirkſam als die vorhergehenden.

Man wähle die alexandriniſchen Sennesblätter, die friſch, gelblich grün, wohlriechend, glatt anzufühlen, ganz, nicht zerrieben, nicht fleckicht, und von den Stielen gereinigt ſind: deren Tinctur, wenn man gemeines Waſſer darauf gießt, ſehr gefärbt ausſiehet.

Nicht allein die Blätter ſind in der Medicin zu gebrauchen, ſondern auch die Früchte, welche Sennesbälgchen heißen (Folliculi Sennae). Dieſes ſind häutige Schoten, länglich, gekrümmt, platt, gedrückt, von Farbe aus dem grünen ins röthliche oder ſchwärzliche, worinnen gedrückte, blaſſe oder ſchwärzliche Körner, der Weintrauben ihren ähnlich, enthalten ſind.

Die alten Griechen und Lateiner haben die Sennesblätter nicht gekannt. Jedoch zweifeln einige, daß ſie dem Dioſcorides und Galen unbekannt geweſen; und zwar gründen ſie ſich darauf, daß einige Ausleger des Meſue bey der Decoction der Sennesblätter den Galen anführen: allein in der That findet man bey dieſem Schriftſteller die Sennesblätter nicht erwähnt. Es iſt aber nicht das erſtemal, daß die Araber ſich auf das Zeugniß der Griechen falſch berufen. Unterdeſſen verwechſelt Ruellius dennoch die Sennesblätter mit der Colutea Theophraſti: allein Matthiolus hat dieſen Irrthum hinlänglich widerlegt. In der That, Averrhoes verſichert, die Sennesblätter wären eine neue und den Alten unbekannt geweſne Pflanze: alſo hat man den Gebrauch der Sennesblätter den Arabern zu danken. Serapio iſt der erſte,

welcher

welcher Meldung davon gethan hat, hernach Meſue. Unter den jüngern Griechen hat Actuarius der Sennesblätter zuerſt gedacht und ihre Kräfte beſchrieben.

Die Pflanze heißt Senna Alexandrina, ſive foliis acutis, *C. B. P.* 397. Sena, *I. B.* I. 3. 77. Sena orientalis, *Tabern. Icon.* 517. Es iſt ein Strauch, zwo Ellen hoch, mit holzigen Stengeln, die ſich in ſchwanke Zweige theilen, aus welchen dünne und über vier Zoll lange Stiele wechſelsweis kommen. An dieſen hängen ziemlich nahe bey einander vier, fünf bis ſechs Reihen kleiner Blätter, ohne Endblatt. Jedes von dieſen Blättern iſt hellgrün und hat einen ſehr kurzen Stiel, womit es der Ribbe anhängt; den Blättern des Süßholzes ähnlich, doch ſpitziger, kürzer als ein Zoll, drey Linien breit; von Geſchmack ſchleimig, etwas bitter und ekelhaft. Die Blumen ſtehen in einer langen Reihe zu oberſt der Zweige, und ſind aus fünf, etwas ausgehöhlten, gelben und mit purpurfarbigen Adern durchſtreiften Blättern, die auf einem fünfblättrigen Kelche ſtehen, zuſammengeſetzt. In ihrer Mitte ſind zehen Staubgefäße und ein gekrümmter Eyerſtock, welcher ſich in eine gedrückte und meiſtentheils gekrümmte Schote verwandelt, ſo aus zwo Häuten beſteht, zwiſchen welchen die Saamen liegen, den Weintraubenkörnern ähnlich, gedrückt, blaßgrün, ungefähr zwo Linien lang, auf der einen Seite ſpitzig, auf der andern ſtumpf; ſie liegen in einer Reihe und ſind durch kleine Scheidewände von einander getrennt. Man

cultivirt dieſe Pflanze in Perſien, Syrien und Arabien; von daher wird ſie in Aegypten und nach Alexandrien gebracht.

In der chemiſchen Unterſuchung haben vier Pfund und vier Unzen Sennesblätter funfzehn Unzen alkaliſche urinöſe Feuchtigkeit gegeben, ungefähr neun Unzen ſaure Feuchtigkeit, welche vermiſcht mit einander aus der Retorte gegangen ſind; ſechs Unzen, eine Drachme und zwölf Gran dickes Oel; eine Drachme flüchtiges urinöſes Salz. Die ſchwarze Maſſe, ſo in der Retorte zurück geblieben, hat achtzehn Unzen, ſieben und eine halbe Drachme gewogen. Als dieſe Maſſe vierzehn Stunden calcinirt wurde, gab ſie vier Stunden lang Flammen. Die Aſche, ſo man hieraus erhielt, war grau und bräunlich und betrug nur fünftehalb Unzen; woraus eine Unze und ſechs und funfzig Gran eines bloß alkaliſchen Salzes durchs Auslaugen gezogen worden.

Aus vier Unzen und fünf Drachmen von dem oben benannten Oel, hat man, als es durch die Deſtillation rectificirt wurde, vier Drachmen flüſſiges, und drey Unzen fünf Drachmen dickes ſchmieriges Oel erhalten; in der Retorte blieben drey Drachmen und acht Gran einer ſchwarzen Erde zurück. Man ſieht aus dieſer Unterſuchung, daß die Sennesblätter aus zweyerley Salze beſtehen; nämlich aus einem ammoniakaliſchen und einem weinſteinartigen, die zugleich mit vielem dicken Oele verbunden ſind. Daraus erwächſt ein gummösharziges Compoſitum, von dem die purgierende

Kraft

Kraft herrührt. Denn man zieht vermittelſt des Waſſers aus den Sennesblättern ein Extract, welches eine große Schärfe beſitzt, und wenn es trocken iſt, ſich leicht entzünden läßt.

Die Sennesblätter haben eine wundernswürdige Kraft von unten zu purgieren: und es giebt kein Purgiermittel, deſſen Gebrauch häufiger, gewöhnlicher und nützlicher wäre. Die Schriftſteller hegen verſchiedne Meynungen über die Eigenſchaften der Sennesblätter, und über die Säfte, ſo dadurch abgeführt werden. Actuarius behauptet, ſie führten die Galle und den zähen Schleim ab, obgleich Averrhoes läugnet, daß ſie den Leib von dem zähen Schleime reinigen. Meſue ſagt, daß ſie die Melancholie und die verbrannte Galle aus allen Eingeweiden abführen. Jacob Sylvius aber, ein pariſiſcher Arzt, hat bemerkt, daß ſie öfters die wäſſerichten Feuchtigkeiten abführen. Bey dieſen verſchiedenen Meynungen urtheilt Rolſincius, daß die Sennesblätter diejenige Feuchtigkeit abführen, welche überflüßig und der Natur beſchwerlich iſt. Kaum findet man ein andres Arzneymittel, das ſo wirkſam wäre, die verdorbnen und dicken Säfte zu bewegen und abzuführen, und die langwierigen Verſtopfungen zu heben. Sie ſind ein beſonderes Hülfsmittel, ſagt Fernelius, in langwierigen und eingewurzelten Uebeln, ſo von Unreinigkeit oder einer alten Verſtopfung der Eingeweide entſtanden ſind, als in ſchleichenden und eingewurzelten Fiebern,

bern, in der Melancholie, fallenden Sucht, Krätze, in allerley Arten von Ausſatz und Unreinigkeiten.

Die Sennesblätter machen öfters Bauchgrimmen, nicht etwan daß ſie blähend wären; ſondern weil die allzu zähen und gemeiniglich ſcharf gewordnen Säfte ohne ſchmerzhafte Empfindung nicht losgeriſſen werden können. Unterdeſſen ſuchen die Aerzte dieſe Beſchwerlichkeit durch verſchiedne Mittel zu verbeſſern, ſo dieſelbe wenigſtens lindern, wenn ſie ſie auch nicht gänzlich heben können. Einige vermiſchen die Sennesblätter mit magenſtärkenden Arzneyen, als mit Ingwer, Zimmet, Spicanarde: andre mit ſolchen Sachen, welche lindern und die Säfte ohne Bauchgrimmen abführen, als da ſind fette Fleiſchbrühen, Pflaumen, rothe Bruſtbeeren, Roſinen, blaue Veilchen, Althäawurzel, Engelſüß. Andre thun ſolche Mittel hinzu, welche die Blähungen treiben, indem ſie die ſchleimigen und zähen Säfte zertheilen. Dergleichen Mittel ſind Anis, Fenchel, Coriander, Weinſteinſalz, Wermuthſalz und andre mehr.

Die purgierende Kraft der Sennesblätter entſteht von einer gummöſen und harzigen Subſtanz, die auf zweyerley Art wirket, ſowohl, indem ſie die zähen und verdickten Säfte zertheilt, als auch und vornehmlich, weil ſie die Nervenfaſern der Gedärme reizt und ihre Zuſammenziehung zuwege bringt. Je weniger nun dieſes Harz vertheilt wird, deſto mehr hängt es ſich an die Theile an, und deſto ſtärker reizt es dieſelben: je mehr es

aber

aber vertheilt und verhüllt wird, deſto weniger hängt es ſich an, und deſto ſchwächer reizt es die Faſern. Alles nun, was dieſe harzige Subſtanz vertheilen und verhüllen kann, als vieles Waſſer, in welchem die Sennesblätter macerirt werden; alkaliſche Salze, welche die ſchweflichten und harzigen Dinge zertheilen können; auch Oele, worinn die harzigen Subſtanzen leicht aufgelöſt werden: alles dieſes wird das Bauchgrimmen vermindern. Alſo, die Tinctur von Sennesblättern, mit Ptiſanen oder Fleiſchbrühe bereitet und häufig getrunken, verurſacht weniger Beſchwerlichkeit und purgiert beſſer, als wenn man ſie in einer kleinen Doſi Waſſer giebt. Die lindernden und ſchleimigen Sachen verhüllen die harzigen Theile der Sennesblätter und dämpfen ihre Wirkſamkeit; allein, ſie vermindern zugleich ihre purgierende Kraft und ihre Wirkung wird davon ſchwächer.

Man hat bemerkt, daß die Sennesblätter in denjenigen Krankheiten ſehr ſchädlich ſind, wo die Säfte in ſtarker Wallung und die feſten Theile entzündet ſind. Folglich muß man ſich ihrer in den Blutflüſſen, in allen Entzündungen und in den Bruſtkrankheiten gänzlich enthalten. Dieſe Krankheiten ausgenommen, giebt es faſt keine, wo die Sennesblätter nicht zuträglich wären, wenn man die Regeln der Kunſt beobachtet.

Es entſteht noch ein andrer Streit unter den Aerzten, ob nämlich die Sennesblätter oder die Sennesbälgchen (Folliculi Sennae) vorzuziehen ſind? Meſue und Actuarius unter den alten; Fernelius

nelius, Lobelius und Pena unter den Neuern, geben den Bälgchen den Vorzug: Monard aber widerſpricht ihnen, und ihm ſtimmen itzt faſt alle Aerzte bey. Es iſt wahr, die Bälgchen machen weniger Bauchgrimmen, aber ſie purgieren auch viel ſchwächer.

Die Sennesblätter werden in Subſtanz, oder in der Infuſion, oder im Decocte gegeben. In Subſtanz oder im Pulver, von einem Scrupel bis zu einer Drachme, doch ſelten; weil es eine zu große Menge und den Kranken nicht nur beſchwerlich iſt, ſondern auch überdies mehr Bauchgrimmen macht. Das Infuſum oder das Decoct der Sennesblätter, wenn es nur nicht allzulange bey dem Feuer geſtanden hat, iſt viel beſſer. Denn Meſue merket an, daß die Kraft der Sennesblätter in ihrer Oberfläche liege; daher verlieren ſie dieſelbe durch allzulanges Kochen. Man verſchreibt die Sennesblätter zu einer Infuſion oder zu einem gelinden Decocte von einer Drachme bis zu einer halben Unze, entweder allein, oder mit andern Purgiermitteln vermiſcht.

Den unangenehmen Geſchmack der Sennesblätter pflegen einige durch die Blätter einer Pflanze, Iquetaya genannt, die man aus Braſilien bringt, zu verbeſſern. Herr Marchand, Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften hat entdeckt, daß die Pflanze, von welcher dieſe Blätter kommen, Waſſerbetonik heiße, Serophularia aquatica major, *C. B. P.* Man vermiſcht ſie mit den Sen-

 nes-

nesblättern, läßt ſie in lauem Waſſer maceriren und zieht eine Tinctur heraus, die nicht unangenehm iſt.

Nimm gereinigte Sennesblätter und im Schatten getrocknete Waſſerbetonickblätter, von jeden zwo Drachmen. Gieß ein Pfund warmes Waſſer darauf. Laß es maceriren, bis das Waſſer kalt geworden. Der Kranke trinke von Zeit zu Zeit davon, den Leib zu öffnen.

Nimm Sennesblätter, die von den Stielen gereinigt worden, zwo Drachmen; Wermuthſalz einen Scrupel. Laß es die Nacht über in ſechs Unzen gemeinen Waſſers maceriren. Seige ſolches durch; der Kranke trinke es des Morgens nüchtern entweder allein, oder mit Brühe vermiſcht.

Nimm Sennesblätter, zwo Drachmen; calabriniſche Manna, anderthalb Unzen; klein geſchnittene gute Rhabarbar und Tartar. ſolubil. von jedem eine Drachme. Gieße zwölf Unzen Decoct von Pflaumen oder von Roſinen darauf. Laß es ſechs Stunden lang warm maceriren. Das Durchgeſeigte theile auf zweymal zu nehmen.

Nimm Sennesblätter zwo Drachmen; Polychreſtſalz eine Drachme. Infundire ſie ſechs Stunden mit ſechs Unzen warmen Waſſers. In dem Durchgeſeigten löſe auf, zwo Drachmen Electuar. diaprun. ſolutiv. und eine Unze Pfirſchenblüthſyrup. Mache ein Purgiertränk-

chen

chen, des Morgens zwo Stunden zuvor, ehe man Fleiſchbrühe nimmt, zu trinken.

Nimm gereinigte Sennesblätter drey Drachmen; calabriniſche Manna, zwo Unzen; Tartar. ſolubil. anderthalb Drachmen; Corianderſaamen eine Drachme; trocknes Süßholz, geraſpelt und geſtoßen, eine Drachme und eine in Scheibchen geſchnittne Citrone. Gieße zwey Pfund kochendes Waſſer darüber. Laß es ſechs Stunden maceriren und gieb das Durchgeſeigte dem Kranken auf etlichemal zu trinken.

Das Extract der Sennesblätter wird auf eben die Weiſe bereitet, wie das Rhabarberextract. Man verſchreibt es von einer halben bis zu zwo Drachmen, aber ſehr ſelten: denn es wirkt ſehr ſchwach und verurſacht mehr Bauchgrimmen, als die Infuſion.

Man braucht die Sennesblätter im Extracto Sennae *Schroderi;* Extracto panchymagogo *Crolli;* Electuario Sennato; Elect. de Tamarindis, lenitivo, catholico, de pſyllio, in der Confectione Hamech; im Electuario de citro, in den Pilulis panchymagogis, & Pilulis tartareis *Quercetani;* im Hydragogo eximio *Renodaei.*

Fünfter Artikel.

Von dem cretiſchen Diptam.

Der cretiſche Diptam heißt Dictamnum Creticum & Dictamnus Cretica, *Offic.* Δίκταμον, *Theophr.* Δίκταμνος, *Dioſcorid.* Δίκταμνον, *Galen.* Dictamnum *Plin.* Dictamnus, *Virgilii.* Man findet unter dieſen Namen in den Apotheken rundliche Blätter, einen Zoll lang, grünlich, mit einer dicken Wolle bedeckt; ſie ſtehen oft auf kleinen Stengeln, von deren oberſten Theile gleichſam dichte Aehren herab hängen, die aus ſchuppenförmigen Blättern beſtehen; purpurfarbig; von Geruch ſtark und angenehm, von Geſchmack ſcharf, aromatiſch, brennend. Man bringt ſie aus der Inſel Creta. Man wähle diejenigen, welche friſch, ganz, nicht ſchimmlicht ſondern auf allen Seiten mit einer Wolle überzogen ſind, die einen brennenden Geſchmack und guten Geruch haben.

Dioſcorides beſchreibt drey Arten des Diptams; nämlich den cretiſchen Diptam; Δίκταμνος Κρετικὴ, Dictamnum Creticum, ſeu γλήκων ἀγρία, Pulegium ſylveſtre, *Quorumd.* den falſchen Diptam ψευδοδίκταμνος, Dictamnum ſpurium; und den zweyten cretiſchen Diptam, Δίκταμνος Κρετικὴ ἑτέρη, Dictamnum Cretenſe alterum, foliis Siſymbrii: welche drey Arten auch vom

vom Plinius angeführt werden. Die erſte Art iſt die, welche man in den Apotheken findet; ob man gleich verſichert, daß ſie weder Blumen noch Früchte trage. Allein es iſt zu glauben, entweder daß Dioſcorides durch andre zu einem Irrthum iſt verführt worden, oder daß ſein Text verderbt und ſeine Worte verändert worden ſind, wie Matthiolus behauptet. Denn Theophraſt ſetzt voraus, daß der Diptam Früchte trage, da er im neunten Buche ſeiner Hiſtorie, Kap. 16. ſagt, die Blätter des Diptams wären nur im Gebrauch, nicht aber die Zweige und Früchte: und Damocrates im Galen B. 5. κατὰ γενη, hat des Diptams erwähnt, als welcher Blumen trage, ανθος ἐχȣσης. Ueberdies hat Virgil ſelbſt der Blume und des Stengels gedacht, im zwölften Buche der Aeneide: Alsbald nahm die Venus, ſeine Mutter, von dem Berge Ida in der Inſel Creta, Diptam, deſſen Stengel mit ſchon vollkommnen Blättern beſetzt iſt und purpurfarbige Blumen trägt.

Man muß ſich auch nicht auf den Plinius berufen, welcher dem Irrthum des Dioſcorides folgt, und, B. 25. Kap. 53. alſo redet: „Der „Diptam hat weder Blumen, noch Saamen, noch „Stengel. Er ſcheint ſich ſelbſt zu widerſprechen, „wenn er zuvor nach dem Theophraſt ſagt:„ man bedient ſich nur der Blätter. Und in der That bringt man uns nur die Blätter, ſehr ſelten die blühenden Spitzen.

Die Pflanze heißt Origanum Creticum latifolium, tomentoſum, ſeu Dictamnus Creticus, *Inſt. R. H.* 199. Dictamnus Creticus, *C. B. P.* 222. Sie hat braune und zaſerige Wurzeln, harte Stengel, die mit einer weißen Wolle bedeckt, neun Zoll hoch und zweigicht ſind. Die Blätter entſtehen paarweiſe an den Knoten der Stengel; ſie ſind rundlich, einen Zoll lang, mit einer dichten weißen Wolle bewachſen: ihr Geruch iſt lieblich, ihr Geſchmack brennend und ſehr ſcharf. Die Blumen entſpringen oben aus den Zweigen, in kleinen, blättrigen, und gleichſam ſchuppigen, auswendig purpurfarbigen Aehren. Sie ſind einblättrig, in zwo Lippen geſpalten, ſchön purpurfarbig, mit einem ſtreifigen hohlen Kelche, in welchem vier ſehr kleine rundliche Saamen enthalten ſind. In der Inſel Creta und in Griechenland wächſt dieſe Pflanze wild zwiſchen den Felſenritzen.

Der Diptam enthält ein häufiges weſentliches Oel, ſo mit einem flüchtigen Salze verbunden iſt, wie man aus ſeinem Geruch und Geſchmack ſchlieſſen kann.

Von den Alten wird er ſehr angeprieſen, ſowohl die todte Frucht abzutreiben, den Abgang der Nachgeburt und die Monatzeit zu befördern, als auch die Wunden zu heilen, und ſelbſt wider den Gift und giftige Biſſe und Stiche. Hippocrates ſetzt den Diptam, wie Galen meldet, unter die beſten Mittel, die er kennt, die Nachgeburt zu treiben. Man hat eine alte Fabel, daß die

Ziegen

Ziegen in Creta dieſe Pflanze freſſen, um die Pfeile abzuſchütteln, womit ſie verwundet worden ſind.

Man giebt das Pulver davon, von einer halben bis zu einer ganzen Drachme; im Iufuſo aber, mit Wein bereitet, von einer Drachme bis zu einer halben Unze; ſowohl die Geburt zu befördern, das Mondkalb, die todte Frucht und die Nachgeburt zu treiben, als auch in bösartigen Fiebern und wider den Biß oder Stich giftiger Thiere.

Man braucht den Diptam in der Theriaca *Andromachi ſenior.* im Mithridatio *Damocratis,* Orvietano *Hoffmann.* und in der Opiata *Salamonis.*

Sechſter Artikel.

Von dem Thee.

Der Thee, The & Thea, *Off.* iſt ein kleines getrocknetes, zuſammengerolltes Blatt, von Geſchmack ein wenig bitter und gelind anziehend, nicht unangenehm, von einem lieblichen Geruche, welcher dem friſchen Heu und den Veilchen ähnlich iſt. Man bringt ihn uns aus China und Japan.

Man findet drey Arten dieſer Blätter in den Apotheken. Die gemeinſte heißt grüner Thee,

deſſen Blätter ſehr dicht zuſammengerollt und grünlich, wohlriechend und von Geſchmack ein wenig anziehend ſind: ſie färben das Waſſer blaßgrün.

Die zwote Art iſt koſtbarer und wird Kaiſerthee genennt, weil man ihn in China und Japan für den Kaiſer und die Großen aufbehält. Dieſes Blatt iſt groß und weniger zuſammengerollt; von Farbe grün, lebhaft; von Geruch ſubtil und angenehm. Die Indianer halten dieſen Thee in großem Werthe.

Die dritte Art, welche roth oder ſchwärzlich iſt, heißt gemeiniglich Theebohe. Dieſer hat ein kleines, zuſammengerolltes, ſchwärzliches Blatt. Er färbt das Waſſer braun und hat den Geſchmack und Geruch des grünen Thees, doch kömmt er den Roſen ein wenig bey.

Man hält alle dieſe Arten für die Blätter eines und eben deſſelben Baumes, und glaubt, daß ſie nur in Anſehung der Zeit ſie zu ſammlen, und der Art ſie zu präpariren, verſchieden ſind.

Der Strauch, welcher die Theeblätter trägt, heißt The Sinenſium, ſive Tſia Japonenſibus, *Breyn Cent.* 1. *Cap.* 52. Chaa, *C. B. P.* 147. Theae frutex, *Bont.* Euonymo adfinis arbor orientalis nucifera, flore roſeo, *Plukn. phythogr.* Die Wurzeln dieſes Strauches ſind dünn, zaſerig, auf der Oberfläche der Erde ausgebreitet. Er wächſt drey bis vier, aufs höchſte fünf Fuß hoch und iſt ſehr dicht und zweigicht. Die Blätter ſind dunkelgrün, zugeſpitzt, einen Zoll lang, fünf

Linien

Linien breit und am Rande geſägt. Die Blumen, deren eine große Anzahl iſt, ſind der wilden Roſe ähnlich, aus ſechs weißlichen oder blaſſen Blättern zuſammengeſetzt, und mit einem ſechsſpaltigen, ſehr kleinen flachen Kelche umgeben, deſſen Blätter rund, ſtumpf und bleibend ſind. In der Mitte dieſer Blumen ſteht eine große Menge (ungefähr zweyhundert) gelblicher Staubgefäße. Der Stempfel verwandelt ſich in eine runde Frucht, die bald drey Ecken und eben ſo viel Zellen, bald zwo Capſeln, oft aber nur eine hat. Jede Capſel enthält einen Saamen, faſt von der Geſtalt und Größe einer Haſelnuß, mit einer zarten, glatten, röthlichen Schale, (ausgenommen die Baſis, welche weiß iſt) die einen weißlichen oder blaſſen runzlichen Kern enthält; von Geſchmack anfangs ſüß, nachher bitter und ekelhaft, und endlich heiß und ſehr trocknend; dieſer Kern iſt mit einer dünnen und aſchgrauen Haut umgeben. Man cultivirt dieſen Strauch in China und Japan. Er wächſt gern auf gemäßigten und den Sonnenſtralen ausgeſetzten Flächen, nicht aber in ſandigem und allzufettem Boden.

Hier iſt die Art und Weiſe, wie man in Japan dieſen Strauch cultivirt. Man gräbt runde Gruben ſieben bis acht Zoll tief in die Erde, und wirft in jede vierzig bis funfzig Saamenkapſeln untereinander hinein; alsdann füllt man die Gruben wieder zu. Aus dieſen Saamenkapſeln entſtehen ſechs, zehn bis vierzehn, zuweilen mehr oder weniger, junge Sträuche. Dieſe werden ohne einige

weitere Wartung der Natur überlaſſen, außer daß man das Unkraut, ſo dabey wächſt, ausjätet. Selten werden in den erſten drey Jahren die Blätter geſammlet: allein nach dieſer Zeit macht man alle Jahre von dieſen Blättern eine reichliche Erndte. Gegen den Monat April und May gehen die Hausmütter mit ihren Kindern und Mägden bey trockener Witterung die jungen Blätter zu ſammlen, zu allen Stunden des Tages, inſonderheit aber wenn es am heißeſten iſt; gegen den Abend tragen ſie die geſammleten Blätter in Körben nach Hauſe. Hierauf ſtreuen ſie dieſelben in eine heiße, polirte eiſerne Schüſſel, und wenden ſie beſtändig mit den Händen um, bis daß ſie welk werden: ſie legen ſie alsdann auf reine Matten oder auf Papier, und wehen ſie mit einem Fächer an, damit ſie kalt werden. Nach dieſem drückt man ſie in flache Körbe, die aus indianiſchem Rohr gemacht ſind, bis die Blätter ſich mehr und mehr runzeln. Hernach rührt man ſie wieder in einer reinen und mäßig heißgemachten Schüſſel um, wie vorher, bis ſie mittelmäßig hart geworden, worauf ſie herausgenommen, mit dem Fächer abgekühlt und zum dritten und vierten mal in der Schüſſel, die immer weniger heiß gemacht wird, umgewendet werden, damit ſie noch trockner und härter werden mögen.

Endlich verwahrt man dieſelben in glaſurten Töpfen, die man ſorgfältig bedeckt. Nachdem ſie ungefähr ſechs Tage darinn gelegen haben, nimmt man ſie heraus und ſtellt eine Wahl unter den

Blät-

Blättern an, indem man die kleinern und zarten von den größern und härtern trennt. Hierauf trocknet man ſie der Sicherheit wegen zum fünftenmal in der eiſernen Schüſſel: und alsdenn dauren ſie viele Jahre lang, wenn ſie genau verwahrt werden.

Man gebraucht mehrern Fleiß und Sorgfalt, die Theeblätter für den Kaiſer und für die Großen zu ſammlen. Die Blätter werden bey guter Witterung ſorgfältig ausgeleſen.

Man nimmt die erſten, ſo am Gipfel der zarteſten Zweige ſtehen und hebt ſie für diejenigen auf, welche ſie am theuerſten bezahlen. Die andern Blätter giebt man für einen mäßigen Preiß. Sie werden alle im Schatten getrocknet und unter dem Namen des Kaiſerthees aufbehalten. Unter dieſen lieſt man noch die kleinern von den gröſſern aus: denn der Preiß wird nach der Größe der Blätter verändert; je ſchmäler ſie oben ſind, deſto höher ſteigen ſie an Werthe.

Der rothe Thee, welchen man Theebohe nennet, iſt am meiſten gerieben und geröſtet worden; daher kömmt die Verſchiedenheit ſeiner Farbe und ſeines Geſchmacks.

Die Ackersleute und der gemeine Mann nehmen die Blätter, auf die Weiſe, wie wir erzählt haben, präparirt und werfen ſie in einen küpfernen Keſſel voll Waſſer, und kochen ſie bey gelindem Feuer; ſie laſſen dieſen Keſſel den ganzen Tag über dem Feuer ſtehen, und dieſes iſt ihr gewöhnliches Getränke. Wenn die Blätter nun keine

Kraſt mehr haben, weil ſie durch wiederholtes Aufgießen mit Waſſer gänzlich ausgezogen worden, werfen ſie dieſelbe weg und thun friſche hinein.

Die Vornehmſten aber und die Reichſten des Landes beſorgen keine Hausgeſchäfte mit mehr Fleiß, Pracht und Kunſt, als die Zubereitung dieſes Getränkes.

Die Japaner ſtoßen oder mahlen vielmehr den Thee, den ſie Tchia nennen, zu einem feinen Pulver, vermittelſt einer Mühle aus dem ſchönſten Ophiten gemacht. Dieſes grüne und wohlriechende Pulver werfen ſie mit kleinen Löffeln in ihre Theetaſſen, und wenn ſie mit einem kleinen Gefäß oder Trichter ſiedend Waſſer drüber gegoſſen haben, ſo rühren ſie dieſes Pulver um, bis es einen Schaum giebt; und zwar bedienen ſie ſich hierzu kleiner Pinſel, die aus indianiſchem Rohr künſtlich verfertigt ſind.

Die Chineſer aber, deren Methode wir folgen, gießen ſiedendes Waſſer auf die trocknen und ganzen Theeblätter, die ſie zuvor in ein beſonders zu dieſem Gebrauche beſtimmtes Gefäß gethan haben. Wenn die Tinctur herausgezogen iſt, gießen ſie ein wenig klares Waſſer dazu, um die Bitterkeit zu mäßigen. Sie trinken alsdenn dieſen Thee warm und nehmen gemeiniglich etwas Zucker in den Mund; dieſes aber thun die Japaner ſelten. Man gießt alsdann von neuem Waſſer darauf, und bekömmt eine andre Tinctur, welche ſchwächer iſt, als die erſte: nach dieſem werden die Blätter weggeworfen.

Die

Die Chineſer ſchreiben dem Thee ausnehmende Tugenden zu. Er verbeſſert die verderbte Miſchung des Blutes, dämpft den Schwindel und die Kopfſchmerzen, beſonders wenn ſie von Unmäſſigkeit im Trinken entſtanden ſind; er dienet den Waſſerſüchtigen: denn er treibt den Urin. Er vertrocknet die Flüſſe des Hauptes, lindert die Schärfe der Säfte, hebt die Verſtopfungen der Eingeweide, verbeſſert die hitzige Beſchaffenheit der Leber, erweicht die verhärtete Milz und verhindert den Schlaf, vornehmlich in ſolchen, die ſelten Thee zu trinken pflegen. Er macht den Körper ſtark, erweckt die durch Schlaf und Düſternheit ſtumpf gewordnen Sinnen; er erfreut das Herz, vertreibt das Bauchgrimmen und die Blähungen, ſtärkt die Eingeweide, bringt das Gedächtniß wieder, ſchärft den Verſtand, beſänftigt die Nierencolick und wird für ein Mittel den Stein aufzulöſen gehalten. Wenigſtens verſichert Wilhelm Ten-Rhyne, daß er bey den Japanern nicht das geringſte Merkmaal eines Blaſen- oder Nierenſteines gefunden habe, ob er ſich gleich alle Mühe gegeben, dieſe Sache zu unterſuchen. Der Thee iſt auch das vornehmſte Mittel in Japan wider das ſchwache Geſicht und die Augenkrankheiten, ſo in dieſem Lande ſehr gewöhnlich ſind.

Es iſt unterdeſſen gewiß, daß in unſern Ländern der Thee nicht ſo wirkſam iſt, als ihn die Chineſer und Japaner rühmen. Die Urſache davon ſchreiben einige unſrer Unmäßigkeit, oder dem geringen Gebrauche zu, den wir von dieſem Getränke machen.

chen. Allein ich glaube, daß dieſe Völker die Kräfte des Thees allzu ſehr erheben, wie es die Gewohnheit der Menſchen in ſolchen Dingen iſt, von denen ſie einige Erleichterung und Hülfe erhalten haben. Ferner, wenn man einigen Nutzen von dieſem Getränke erhält, muß man ihn vornehmlich dem warmen Waſſer zuſchreiben, welches man in großer Menge trinkt; ob ich gleich dieſer Pflanze nicht alle Kraft und Wirkung abſpreche.

Der Thee beſitzt eine gelind anziehende Kraft; er hat einen ſubtilen und lieblichen Geruch; woraus man ſchließen kann, daß er aus einem mäßigen Theile flüchtigen öligen Salzes, mit einer anziehenden Erde verbunden, beſtehe. Durch ſeine anziehende Eigenſchaft ſtärkt er den Magen und verhindert, daß durch das häufige Trinken des warmen Waſſers die Faſern des Magens nicht allzu ſchlaff gemacht werden. Durch eben dieſe anziehende Kraft hebt er die Verſtopfungen der Eingeweide, wenn ſie nur nicht allzu hartnäckig ſind, indem er nämlich die Feſtigkeit und die zitternde Bewegung der Faſern wieder herſtellt. Die Theeblätter, entweder in Subſtanz, oder im Decoct mit Waſſer oder Milch genommen, ſind in Bauchflüſſen und in der rothen Ruhr dienlich. Durch die wirkſamen und flüchtigen Theile, die der Thee beſitzt, verdünnt er das Blut und die etwas dick gewordne Lymphe. Auf dieſe Weiſe treibt er den Urin und befördert die Tranſpiration; er lindert den Kopfſchmerz, verhindert den Schlaf,

und erleichtert die, ſo mit Flüſſen oder Catarrhen beladen ſind, wenn ſie zu ſchwitzen anfangen, nachdem ſie häufig Thee getrunken haben. Was aber die Kraft betrifft, welche man dem Thee wider die Nierenkolick zuſchreibt, ſo rührt dieſelbe nicht von den Theeblättern, ſondern vielmehr von dem warmen Waſſer her, welches die ſcharfen Salze des Blutes, als die Urſachen des Grießes und Steines, auflöſt und aus dem Körper treibt.

Man muß aber das Theetrinken nicht für ganz und gar unſchädlich halten. „Ich will keinesweges rathen, ſagt **Dan. Cruger**, in den Miſcellan. curioſ. Dec. II. ann. IV. obſerv. 64. daß einer, der einen verſchleimten, ſchwachen Magen hat, und deſſen natürliche Wärme ſchwach iſt, alle Tage viel Thee trinken ſoll. Dieſes beweiſt er durch Erfahrungen von etlichen Perſonen, die, weil ſie ſich dieſes Getränkes allzu häufig bedient, eine innerliche Kälte im Unterleibe bekommen haben. **Hermann Nicol. Grimm** hat in Indien auch gefunden, daß die unmäßigen Theetrinker mager geworden und in diejenige Krankheit verfallen ſind, welche die Harnruhr (Diabetes) heißt, wo die beſten Nahrungsſäfte mit dem Urin weggehen. Ich ſelbſt habe mehr als einmal wahrgenommen, daß einige von dem allzu vielen Theetrinken mit Schlafloſigkeit, Schwindel und krampfigten Bewegungen der Glieder behaftet worden. Ob gleich alſo der Thee vielen dienlich iſt, ſo bekömmt er doch nicht allen; und ein jeder muß, wenn er ſich deſſen bedient, das gehörige Maas beobachten.

Man gießt auf eine Drachme Theeblätter ein Pfund ſiedendes Waſſer. Man läßt ſie ein wenig maceriren, bis das Waſſer eine blaßgrüne Farbe bekömmt; und man ſchlurft dieſes Waſſer mit oder ohne Zucker.

Diejenigen, ſo einen beſchwerlichen Huſten haben, vermiſchen ein wenig Milch mit dem Theewaſſer, den Huſten zu lindern.

Nimm pulveriſirte Theeblätter, eine halbe Unze; Zucker, zwo Unzen. Wirf ſie in acht Unzen ſiedende Milch. Digerire ſie, bis die Hitze der Milch ſich vermindert. Der Kranke trinke dieſe im Bauchfluſſe und in der rothen Ruhr, wenn vorher die andern nöthigen Mittel gegeben worden.

Siebender Artikel.

Von den Stöchasblumen oder der welſchen Lavendel.

Die Stöchasblumen heißen Stoechas Arabica, & Flores Stoechados, *Off.* Στίχας, *Dioſc.* Στοίχας, *Galen.* Es ſind Blumenſpitzen oder kleine getrocknete Aehren einer Pflanze, welche Stoechas genannt wird. Sie ſind länglich, ſchuppig, purpurfarbig, und haben einen etwas ſcharfen, bitterlichen Geſchmack und ſtarken

ſtarken lieblichen Geruch. Man bringt ſie aus den hieriſchen Inſeln und aus Languedoc; man wähle die, ſo friſch, wohlriechend und ein wenig bitter ſind.

Die Pflanze, welche genannt wird Stoechas purpurea, *C. B. P.* 216. Stoechas Arabica vulgo dicta, *I. B.* 3. 277. Stoechas brevioribus ligulis, *Cluſ. Hiſt.* 344. iſt ein ſtrauchartiges Gewächs einer Elle hoch, und drüber. Ihre Stengel ſind holzig, viereckig, an deren Knoten die Blätter paarweiſe einander gegen über entſtehen, von Figur wie die Blätter der Lavendel, über einen Zoll lang und zwo Linien breit, weißlich, ſcharf, wohlriechend und aromatiſch. Auf dem Gipfel der Stengel ſteht eine Aehre, von der Länge eines Zolls, breit, aus vielen rundlich zugeſpitzten und weißen Blättchen dicht zuſammengeſetzt. Zwiſchen dieſen entſpringen aus vier Seiten dunkelpurpurfarbige Blumen, einblätterig, mit zwo Lippen, davon die obere aufrechts und zweyſpaltig, die untere dreyſpaltig iſt: beyde aber ſind ſo getheilt, daß die Blume dem erſten Anſehen nach fünfſpaltig zu ſeyn ſcheint. Aus dem Kelche, welcher einblättrig, eyrund, kaum gezähnt, kurz, bleibend iſt und auf einer Schuppe ſteht, wächſt ein Stempfel, ſo dem hinterſten Theile der Blume wie ein Nagel anhängt und mit vier Eyerſtöcken verſehen iſt, welche ſich in eben ſo viel rundliche und in einer Capſel verſchloßne Saamen verwandeln. Oben auf dieſer Blumenähre ſtehen etliche purpurfarbige violettne Blättchen.

Man bekömmt aus den Stöchasblumen durch die Deſtillation ein weſentliches aromatiſches Oel in nicht geringer Menge, wovon ihre Wirkſamkeit und ihr Geruch herrühret. Man braucht dieſe Blumen vornehmlich in kalten Krankheiten des Hauptes und der Nerven: überdies treiben ſie den Urin und die Monatzeit, und widerſtehen dem Gifte. Meſue verſichert, daß dieſe Pflanze den zähen Schleim und die ſchwarze Galle abführt, allein ſehr langſam und ſchwach. Die Neuern aber zählen die Stöchasblumen nicht unter die Purgiermittel. Man zieht das weſentliche Oel aus dieſen Blumenähren auf eben die Weiſe, wie aus den Lavendelblumen; und es hat eben dieſelben Kräfte. Man braucht es aber ſehr ſelten in der Medicin.

Die Stöchasblumen oder die welſche Lavendel werden genommen zum Syrupo de Stoechade *Fernel.* zur Hyera diacolocynthidos, Theriaca *Andromachi ſenioris;* zum Mithridatio *Damocratis;* Unguento martiato und Emplaſtro de Ranis.

Es giebt noch eine Pflanze, die in den Apotheken Rheinblume heißt, Stoechas citrina, Elichryſum, ſeu Stoechas citrina anguſti folia, *C. B. P.* 264. Sie hat aber weder die Geſtalt noch die Kräfte der Stöchasblumen, von denen wir geredet haben.

Achter Artikel.

Von dem Saffran.

Der Saffran heißt Crocus & Crocum, *Off.* Κρόκος, *Dioſc.* Zahafaran, *Arab.* franz. Safran. Unter dieſem Namen findet man in den Apotheken kleine Fäden, deren unterer Theil dünner, weißlich oder blaßgelb, der obere etwas breiter, fein gezackt iſt und aus dem röthlichen ins purpurfarbige fällt. Dieſe Fäden haben einen beſondern, angenehmen, ſcharfen, aromatiſchen, ſubtilen Geruch, welcher ſich ſehr ausbreitet, den Augen ein wenig beſchwerlich iſt, den Kopf einnimmt und Schlaf verurſacht. Von Geſchmack ſind ſie ein wenig bitter: ein kleiner Theil Saffran iſt hinlänglich eine große Menge Waſſer oder Wein gelb oder Citronengelb, welches etwas ins purpurfarbige fällt, zu färben.

Man wählt den Saffran, welcher friſch, von einem durchdringenden Geruche, von Farbe feuerroth, fett, biegſam, ſchwer zu zerreiben iſt, und die Hände färbt, wenn man ſie damit reibt. Hingegen verwirft man den, der aus feuchten und unterirrdiſchen Orten kömmt, wo er allzu feucht geworden iſt, und eine dunkle Farbe und einen ſchimmlichen Geruch bekommen hat. Um ihn zum Gebrauch zu bereiten, trennt man den weißen Theil, welcher weggeworfen wird, von dem gelben: hier-

auf wird er in einem reinen Gefäß bey gelinder Wärme getrocknet und pulveriſirt.

Die Pflanze, wovon man den Saffran nimmt, heißt Crocus ſativus, *C. B. P.* 65. Crocus, *Dod. Pempt.* 213. *I. B.* 2. 637. *Rai. Hiſt.* 1176. Ihre Wurzel iſt knollig, fleiſchig, von der Größe einer Haſelnuß, bisweilen einer welſchen Nuß, weiß, ſüß, zwiefach. Die oberſte iſt kleiner, die unterſte größer und mit vielen Zaſern beſetzt; beyde aber ſind mit einigen trocknen, röthlichen und netzförmigen Häuten überzogen. Aus dieſen Wurzeln wachſen fünf oder acht Blätter, einer flachen Hand oder auch neun Zoll lang, ſehr ſchmal und dunkelgrün. Zwiſchen dieſen entſteht ein kurzer Stengel, der eine einzige, einblättrige, lilienförmige, unten röhrige, weiße Blume trägt, die oben in ſechs rundliche Theile geſpalten und hellblau iſt. Aus dem Grunde der Blume entſpringen drey Staubfäden mit gelblichen Staubfachen, und ein weißlicher Stempfel, welcher in drey Theile geſpalten iſt, die oben breit, wie ein Federbuſch eingeſchnitten und fleiſchig ſind, aus dem feuerrothen ins purpurfarbige fallen und eine lebhafte Farbe wie die Pomeranzen haben: ſie werden vorzüglich Saffran genennt. Der Eyerſtock aber, auf welchem die Blüthe ſitzt, verwandelt ſich in eine längliche, dreyeckige, dreyzellige Frucht, worinn rundliche Saamen enthalten ſind.

Der Saffran wächſt in den meiſten Ländern, ſie mögen warm oder kalt ſeyn: in Sicilien, Italien, Ungarn, Deutſchland, England, Irrland,

in

in vielen Provinzen Frankreichs, in Guyenne, Languedoc, Oranien, Gatinois und in der Normandie. Der Saffran aus Gatinois wird in Frankreich für den beſten gehalten, und nicht unbillig für den orientaliſchen untergeſchoben, welchen man in den Apotheken zu fodern pflegt.

Der Saffran wird gewöhnlicher Weiſe und ſehr bequem durch ſeine Zwiebeln fortgepflanzt, die alle Jahre in großer Anzahl wachſen: denn es geht mit ſeinem Wachsthum ſehr langſam zu, wenn man den Saamen ſäet.

Man legt dieſe Zwiebeln zur Frühlingszeit in die Erde, in gleiche Furchen, jede eine flache Hand weit von der andern entfernt. Im erſten Jahre kommen nur grüne Blätter, die Blumen aber im Monat October des folgenden Jahres. Die Blumen dauren nicht länger als einen oder zween Tage, nachdem ſie ſich aufgeſchloſſen haben. Nach ihnen entſtehen Blätter, die den ganzen Winter durch grün ſind: dieſe verdorren und verliehren ſich im Frühlinge, und kommen den Sommer über niemals zum Vorſchein.

Sobald die Saffranblumen ſich aufgeſchloſſen haben, ſammlet man ſie beym Aufgang oder beym Untergang der Sonne, und man reißt die gelben Fäden aus der Mitte der Blumen ab: hernach werden ſie gereinigt, getrocknet und aufbehalten. Einige Tage darauf entſtehen neue Blumen, welche wieder geſammlet werden: und dieſes geſchieht einen Monat durch.

Im Monat October, wenn die Pflanze blüht, beſteht die Wurzel nur aus einer Zwiebel; den folgenden Frühling und Sommer hat ſie deren zwo, eine über der andern. Denn wenn zu Anfange des Frühlings die Blätter wachſen, ſo wächſt auch zugleich der obere Theil der Wurzel, woraus die Blätter kommen, bis er eben ſo groß iſt, als die Zwiebel, auf welcher er ſitzt. Wenn nun dieſer Theil feſt und ſaftvoll geworden iſt, ſo wird die untere Zwiebel welk und ſaftleer; und im Herbſte geht ſie ganz und gar verlohren.

Nachdem die Blumen verblüht ſind, nimmt man die Zwiebeln aus der Erde; welches zu Ende des Octobers geſchieht. Man verwahrt ſie den ganzen Winter durch, an einem trocknen Orte, ohne ſie mit Erde zu bedecken; nur muß man ſie vor der Sonne bewahren, damit ſie nicht trocken, ſondern mehr und mehr reif werden. Dieſes kann man daraus ſehen, wenn die Blätter vertrocknen. Wenn der Frühling wieder kömmt, legt man ſie von neuem in die Erde.

Der Saffran giebt in der chemiſchen Unterſuchung einen ſcharfen, ſubtilen und ſehr flüchtigen Spiritum, welcher in der Deſtillation zuerſt übergeht, ob gleich in geringer Menge; hernach ein Waſſer, ſo ein wenig ſauer iſt, weil es die Tinctur der Sonnenwende roth färbt; ſehr wenig Oel und ſehr wenig flüchtiges urinöſes Salz. Das Caput mortuum giebt durchs Auslaugen etwas alkaliſches fixes Salz. Das ſaure Salz wird von dem Schwefel nicht ſo ſehr verhüllt, daß es ſich nicht offen-

offenbaren ſollte; indem es der Solution der Sonnenwende eine hochrothe Farbe giebt. Das Weinſteinöl, wenn es auf die Saffranſolution gegoſſen wird, macht keine Veränderung darinn: allein das Kalchwaſſer bekömmt eine weiße Farbe, mit einer gelinden Efferveſcenz und einem geringen coagulo, wegen des Sauren, ſo im Saffran verborgen iſt: jedoch bemerkt man keine Wärme. Man zieht ſowohl mit Waſſer als mit Weingeiſte eine Tinctur aus dem Saffran auf gleiche Weiſe.

Viele Völker halten den Saffran für die beſte Würze der Speiſen. Ueberdies braucht man ihn oft in der Medicin; und einige Aerzte haben ihn ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften wegen den König der Pflanzen und die vegetabiliſche Panacee genannt. Er iſt eröffnend, digerirend, zertheilend und ein wenig anziehend: er verdünnt das Geblüt, erfriſcht die Lebensgeiſter: weswegen er herzſtärkend genennt und in der Ohnmacht, im Herzklopfen und wider den Gift verſchrieben wird. Er ſtärkt den Magen und hilft zur Verdauung: er befreyt die Lungen von dem allzuzähen Schleime, lindert das ſcharfe Serum und dämpft den Huſten. Daher nennen ihn einige die Seele der Lungen: und man braucht ihn in der Engbrüſtigkeit und Schwindſucht mit Nutzen. Er hebt die Verſtopfungen der Leber, er heilt die Gelbſucht und viele Krankheiten der Mutter; er befördert die Monatzeit, er hilft auf eine ſpecifike Weiſe in der ſchweren Geburt; indem er die Frucht treibt: welches Amatus Luſitanus durch eine beſondre Beobach-

tung beſtätiget. Denn er erzählt, es habe ein gewiſſes Weib eine Arzney genommen, die mit Saffran vermiſcht war; darauf habe ſie zwo Mägdchen gebohren, die eine gelbe Farbe hatten, welche aber bald verſchwand, da man ſie mit warmen Waſſer wuſch. Ein ähnliches Exempel erzählt Joh. Ferdinand Hertode in ſeiner Crocologie. Als er eine trächtige Hündinn eine Zeit lang mit Saffran genährt hatte, ſchnitt er ſie, da die Zeit wo ſie ihre Jungen werfen ſollte, herannahete, auf dem öffentlichen Theatro auf, und fand, daß nicht nur die Jungen ſondern auch die Nachgeburt gänzlich gelb waren.

Der Saffran gehört unter die Arzneyen, ſo wider die Mutterbeſchwerungen dienen. Er hat auch eine ſchmerzſtillende Kraft: denn er dämpft die Schmerzen und befördert den Schlaf. Oft vermiſcht man ihn auch mit Mohnſafte, aber ich weiß nicht, ob er deſſen Wirkung mäßigen oder verſtärken ſoll? Aeußerlich braucht man ihn in Augenwaſſern die Entzündung der Augen zu dämpfen, vornehmlich in Pocken und Maſern; ferner nimmt man ihn zu Breyumſchlägen, die Geſchwulſten zu zertheilen, die Entzündung und die Roſe zu hemmen und die gelähmten Glieder zu beleben.

Jedoch muß man ihn mäßig und an gehörigem Orte gebrauchen; ſonſt erfährt man, daß er auch ſchädlich ſey. Schwangere oder ſolche, deren monatlicher Fluß zu häufig erfolgt, müſſen ſich des Saffrans enthalten. Ueberdies beſitzt er eine trunkenmachende und narcotiſche Kraft: er beſchwert

durch

durch ſeinen Geruch das Haupt, und wenn man ihn innerlich in allzu ſtarker Doſi nimmt, ſo verurſacht er nicht nur eine Schwere des Hauptes, ſondern auch Schlaf und bisweilen ein unmäßiges und convulſiviſches Lachen, ja zuletzt ſelbſt den Tod. Galen im zweyten Buche, Κατα τοπȣς, Kap. 1. ſagt, der bloße Geruch des Saffrans verurſache Kopfſchmerzen, und in eben dem Kapitel ſetzt er den Saffran unter diejenigen Sachen, welche nicht nur dem Kopfe ſchaden, ſondern die auch den Verſtand verwirren. Endlich im fünften Buche, Simplic. Kap. 19. zählt er ihn unter diejenigen, ſo in allzu großer Menge genommen entweder unſinnig machen oder den Tod verurſachen: er ſetzt noch hinzu, daß er durch die Menge zu Gifte werde. Unter den Neuern meldet Johann Michaelis, daß einige durch den allzu häufigen Geruch und Gebrauch des Saffrans in Krankheiten und Taumel verfallen ſind. Borellus, Obſervat. Centuria 3. fol. 303. erzählt, daß ein Kaufmannsdiener, welcher nahe bey einer großen Menge Saffran geſchlafen, einen ſolchen Kopfſchmerz und eine ſo große Schwachheit des Herzens bekommen habe, daß er daran geſtorben ſey.

Coſtäus ſchreibt ebenfalls, daß viele, die ſich eines Säckchens voll Saffran als eines Küſſens bedienet hätten, von heftigen Kopfſchmerzen und einer unglaublichen Schwere wären befallen worden, daß ſie den Tod davon getragen. Von dem unmäßigen innerlichen Gebrauche oder von der allzu ſtarken Doſi des Saffrans erzählt Emanuel

König, Profeſſor der Arzneykunſt zu Baſel, es wären einige Bürger zu Baſel, die eine zu große Doſin Saffran mit Wein vermiſcht genommen, von einem ausſchweifenden und wider ihren Willen ausbrechenden Lachen befallen worden. Ein gewiſſer Specereykrämer, nach dem Zeugniß des Amatus Luſitanus, that ſehr viel Saffran in einen Topf, worinn Fleiſch kochte; und nachdem er ſolches gegeſſen hatte, brach er in ein ſo heftiges Lachen aus, daß nicht viel fehlte, er hätte gar den Athem ausgeblaſen. Simon Pauli in ſeinem Quadrip. Botanic. erzählt noch eine andre Erfahrung von einer Jungfer, welche die weggebliebne Monatzeit durch den Gebrauch des Saffrans zum Fluſſe bringen wollte; und von der Zeit an, ob ſie ſich gleich verheyrathet hatte, war ſie ihr ganzes Leben durch mit beſtändigen und unerträglichen Kopfſchmerzen beladen.

Auch der äußerliche Gebrauch des Saffrans iſt nicht ganz ohne Gefahr: denn C. Hoffmann erinnert von dem Emplaſtro oxycroceo, daß man ſolches in Beinbrüchen nicht zu Anfange brauchen ſolle, ſo lange der Zufluß zu befürchten iſt; denn die Erfahrung, ſagt er, hat gelehrt, daß es großen Schaden bringe. Dieſes beſtätigt auch Simon Pauli, im Quadrip. Botanic. durch ſeine eigene Erfahrung. Man muß daher den Saffran mit Behutſamkeit und Mäßigung gebrauchen.

Welche Doſis des Saffrans heilſam oder ſchädlich ſey, darüber ſind die Schriftſteller unter ſich nicht einig.

Einige

Einige verſichern, man könne einen halben Scrupel, andre einen ganzen, noch andre anderthalb Scrupel innerlich ohne Gefahr geben. Unterdeſſen verſichert Rhazis, daß er zwo Drachmen Saffran glücklich gegeben habe, die Geburt zu befördern. Allein C. Hoffmann glaubt, es ſey hier ein Irrthum vorgegangen, indem man für zween Scrupel zwo Drachmen geſetzt habe. Denn Dioſcorides und nach ihm Serapio, Avicenna und andre ſchreiben, daß drey Drachmen Saffran tödtlich wären.

Jedoch bey den Pohlen iſt, nach Ettmüllers Zeugniß, der Gebrauch des Saffrans ſo gewöhnlich und ſtark, daß ſie ihn oft zu einer Unze unter ihre Speiſen miſchen. Allein was die Gewohnheit zu thun vermögend ſey, ſieht man aus dem beſtändig fortgeſetzten Gebrauche des Mohnſaftes, wovon einige, die ſich nach und nach dazu gewöhnt haben, täglich eine oder zwo Drachmen ohne Schaden einnehmen; obgleich drey, vier oder fünf Gran den Tod verurſachen können.

Der Saffran kann alſo in Subſtanz von einem halben bis zu einem ganzen Scrupel, ja bis zu anderthalb Scrupeln ſicher und ohne Gefahr verſchrieben werden. Man verſchreibt auch die Tinctur und zuweilen das Extract davon, doch viel ſeltner.

Die Saffrantinctur wird gemacht, wenn man über kleingeſchnittenen und mit Weinſteinöl etwas angefeuchteten Saffran eine genugſame Menge Weingeiſt gießt, daß ſolcher zwey queer Finger

hoch

hoch drüber ſtehe. Hierauf läßt man es in einem verſchloßnen Gefäße ſechs bis acht Tage lang digeriren. Man ſcheidet die Tinctur von dem Saffran und gießt friſchen Weingeiſt drüber, bis ſich keine Tinctur mehr herauszieht. Dieſe Saffrantincturen deſtillirt man bey mäßigem Feuer, bis die zurückbleibende Feuchtigkeit ſaffrangelb iſt, welche man alsdenn zum Gebrauch aufhebt. Die Doſis iſt von vier bis zu zwanzig Tropfen.

Einige verwahren den Spiritum, welcher zuerſt in dieſer Deſtillation übergeht, unter dem Namen des Saffran-Spiritus; und in der That behält er den Geruch davon und beſitzt die ſubtilſten Theile des Saffrans. Deswegen rühmt man ihn, die Lebensgeiſter zu erfriſchen und ſie ſowohl als das Blut in ſtärkere Bewegung zu ſetzen.

Andre bereiten die Saffrantinctur mit einem herzſtärkenden Waſſer; und **Fried. Hoffmann** rühmt ſie in der Melancholie.

Das Saffranextract wird alſo gemacht: man läßt die Tinctur bis zur Conſiſtenz eines dünnen Extracts abdampfen, nur muß man ſich hüten, daß es nicht anbrenne. Es hat einerley Kräfte mit dem Saffran. Man giebt es von zwo bis zu zehn Gran. **Jacob Bontius** in ſeinem Tractat de Medicina Indorum rühmt es als ein herrliches und ſpecifikes Mittel in der rothen Ruhr.

Nimm Saffran einen halben Scrupel, Zimmet einen Scrupel, cretiſchen Diptam eine halbe Drachme. Vermiſche es, mache ein Pulver, in der ſchweren Geburt zu geben.

Nimm

Nimm pulveriſirten Saffran, funfzehn Gran; Myrrhe und Borax, von jedem einen halben Scrupel. Vermiſche es, mache mit Conſerve von Lavendel- oder Ringelblumen einen Bolum.

Nimm pulveriſirten Saffran und Myrrhe, von jedem funfzehn Gran; Aloe einen Scrupel. Mache mit Beyfußſyrup einen Bolum, die weggebliebne Monatzeit zu erregen.

Nimm Saffran eine halbe Drachme. Gieße fünf Unzen guten weißen Wein darüber; thue den Saft von einer Pomeranze dazu. Laß es die Nacht über digeriren. Das Durchgeſeigte gieb des Morgens zu trinken, die Monatzeit zu befördern.

Nimm Saffran einen Scrupel; vom Antihectico Poterii zwo Drachmen; florentiniſche Veilchenwurz, eine halbe Drachme; Balſamum ſulphuris aniſat. zwanzig Tropfen; Alantconſerve eine halbe Unze. Vermiſche es, mache ein Opiat. Die Doſis iſt eine Drachme, täglich zwey bis dreymal zu nehmen, wider die anfangende Lungenſucht.

Nimm Kellerwürmer, drey Drachmen; gereinigtes Gummi Ammoniac anderthalb Drachmen; Benzoinblumen eine Drachme; Saffran, peruvianiſchen Balſam, von jedem funfzehn Gran; Schwefelbalſam ſo viel genug iſt. Mache eine Pillenmaſſe. Die Doſis iſt achtzehn Gran täglich dreymal zu nehmen, in langwierigem, vom Kropf und von der Lungenſucht herrührenden Huſten, und die Knoten der Lungen zu verhü-

ten.

ten. R. Morton recommendirt dieſe Pillen unter dem Namen balſamiſcher Pillen.

Nimm Saffran, flüchtiges Agtſteinſalz, Benzoinblumen, von jedem eine halbe Drachme; Gummi Ammoniac, eine Drachme; Conſerve von Roſmarinblumen, eine halbe Unze. Vermiſche es, mache einen Bolum, wovon eine Drachme pro Doſi täglich zwey bis dreymal zu nehmen, in der Engbrüſtigkeit.

Nimm pulveriſirten Saffran eine Drachme; Ackeleyſaamen ſechs Drachmen; vitrioliſirten Weinſtein, eine halbe Drachme; Conſerv. Cynorrhodon ſo viel genug iſt. Mache ein dünnes Opiat und theile ſolches in ſieben Doſes; in eben ſo viel Tagen früh nüchtern zu brauchen, wider die Gelbſucht.

Nimm Roſen- und Wegerichwaſſer, von jedem zwo Unzen; pulveriſirten Saffran ſechs Gran. Mache ein Augenwaſſer, womit die Augen benetzt werden, wenn die Pocken anfangen auszubrechen.

Nimm Fenchelwaſſer vier Unzen; Saffran funfzehn Gran. Reibe es zuſammen in einem Mörſel, bis das Waſſer eine goldgelbe Farbe bekömmt. Dann gieße die Tinctur von dem Pulver ab und vermiſche ſie mit eben ſo viel emetiſchem Spiesglasweine. Mache ein Augenwaſſer, in der Augenentzündung zu gebrauchen.

Nimm von gerümmeltem Weisbrodte ein Pfund; Kuhmilch ſo viel genug iſt. Laß es kochen und rühre

rühre es beſtändig um; zu Ende des Kochens thue das Gelbe von einem Ey und ſehr fein pulveriſirten Saffran eine Drachme dazu. Mache einen ſchmerzſtillenden Breyumſchlag, die Entzündungsgeſchwulſten zu zertheilen und den Schmerz zu lindern.

Nimm Saffran eine halbe Drachme; Gummi Tacamahaca eine Drachme; Ofenruß, zwo Drachmen; Terpenthin, ſo viel genug iſt. Mache ein Pflaſter, welches denen, die das Fieber haben, kurz vor dem Anfalle, auf das Gelenke der Hand gelegt werden muß.

Nimm Saffran, Campher, von jedem eine halbe Drachme. Verſchließe ſie zuſammen in ein ſcharlachtuchenes Säckchen; trage dieſes am Halſe gegen die Herzgrube herunter hängend, als ein Amuletum, das Fieber zu vertreiben.

Man braucht den Saffran in Theriaca *Andromachi ſenioris*, Mithridatio, Confectione de Hyacinthis, Philonio, Benedicta laxativa, Hiera picra *Galeni*, Hiera diacolocynthidos, Electuar. Orvietano *Hoffmanni*, Pulvere *Comitiſſae Kanth*, Pulvere laetificante, Pulvere Diarrhodon, Trochiſcis Hedichroi, de Carabe, de Caphura, Pilulis de Ammoniaco *Quercetani*, Pilulis *Ruffi*, aureis de Cynogloſſo, contra gonorrhoeam virulentam *Charas*, Elixir Proprietatis *Paracelſi*, Laudano liquido *Sydenham*, Laudano liquido cydoniato *Londinenſium*, Oleo Scorpionum compoſito

poſito *Charas*, Unguento aureo, Emplaſtro de Mucaginibus, de Galbano, de Meliloto, Oxycroceo.

Das ſechſte Kapitel.

Von den Früchten und Saamen.

Erſter Artikel.

Von den Datteln.

Die Datteln, Palmulae & Dactyli, *Offic.* φοινικοβάλανοι, *Dioſc.* Δάκτυλοι & φοίνικες, *Graec.* Tamar, *Arab.* Caryotae & Coryotides, *Quorumd.* franz. Dattes; ſind länglich runde Früchte, Daumensdick, eines Fingers lang, von Figur wie die Eicheln. Sie beſtehen aus einer dünnen, röthlichen Haut und aus einem fetten, feſten, wohlſchmeckenden, ſüßen Fleiſche, worinn eine dicke, längliche, harte Nuß liegt, welche der Länge nach eine Furche hat.

Man wähle die Datteln, welche groß, gelblich, nicht ſehr runzlicht, etwas weich, doch voll von Fleiſch, innwendig etwas hart, an dem Kerne weiß, gegen die Schaale zu röthlich ſind; die einen Geſchmack haben, wie Wein, und wenn man ſie ſchüttelt, keinen oder nur einen ſehr ſchwachen Klang geben. Hingegen verwerfe man die welken,

ken, harten und die kein Fleiſch haben, die durch⸗ſtochen und von Würmern oder Fäulniß angefreſſen ſind. Die beſten werden aus dem Königreiche Tunis zu uns gebracht. Die in Spanien wachſen, ſind niemals recht reif. Die aber aus Sale kommen, verderben leicht und ſind in kurzer Zeit voll Würmer oder ſie vertrocknen.

Die Datteln ſind Früchte eines Baumes, welcher genennt wird. Palma major, *C. B. P.* 506. Palma dactylifera major vulgaris, *Jonſton. Dendrol.* Palma Dachel, *Proſp. Alpin.*

Der Dattelbaum hat eine einfache, dicke, holzige Wurzel, bisweilen auch zwo, nach Beſchaffenheit des Erdreichs. An der Oberfläche der Erde iſt ſie mit Aeſten umgeben, deren einige krumm, zart, meiſtentheils bloß und einfach ſind und mit verſchiednen Biegungen weit und breit durch die Oberfläche der Erde laufen; die andern Aeſte ſind zweigicht und mit ſehr kurzen Zaſern verſehen. Auswendig haben ſie eine Rinde, inwendig ſind ſie holzig, und ſowohl die Rinde als das Holz ſind zäh, zaſerig und feſt, von Farbe dunkelroth, von Geſchmack herb.

Der Stamm dieſes Baumes iſt ſehr gerade, einfach, ohne Aeſte, völlig walzenförmig, gegen den Gipfel ein wenig dünner; von verſchiedner Dicke und Länge nach Beſchaffenheit des Alters; der höchſte ſteigt kaum über ſechzehn Ellen. Er hat keine Rinde, allein, wenn er jung iſt, wird er von den Stielen bedeckt, die, nachdem man die blätterigen Zweige abgeſchnitten hat, zurück blei-

ben und Ringel (pollices) genennt werden. Dieſe ſind ſehr gleichförmig geſtellt, indem allezeit ihrer ſechs um den Stamm herum ſtehen; ſo, daß die ſechs obern dem Zwiſchenraume der untern gegen über ſind. Wenn ſie aber aus Alter oder durch die Witterung abfallen, ſo wird der Stamm bloß und rauh, an Farbe falb. Der Ort wo die Zweige geſeſſen haben, iſt ſehr kenntlich, denn der Stamm hat die Eindrücke davon, ſo wie der Stengel des Kopfkohls, wenn ſeine Blätter abgefallen ſind. Die innwendige Subſtanz von dem Gipfel an bis zur Wurzel beſteht aus dichten, holzigen, feſten Zaſern, die dennoch leicht ſind und vermittelſt einer ſchwammigen Materie ſo ſchlaff an einander hängen, daß man ſie mit den Fingern trennen kann. Daher läßt ſich dieſes Holz, weil es keine Feſtigkeit hat, ſchwer zerhauen. Die alten Stämme haben kein Mark, aber ſtatt deſſen einen holzigen Nerven, welcher durch die Mitte der Länge nach läuft und viel dicker und feſter iſt, als die Zaſern der übrigen Subſtanz, mit welcher er ſo ſchlaff zuſammen hängt, daß man ihn ohne Mühe mit den Fingern abreißen kann.

In den jungen Stämmen iſt der ganze innwendige Theil weich wie Mark, und gut zu eſſen; in den größern iſt dieſes Mark nur an dem Gipfel, und in den alten nur in den Knoſpen des Gipfels zu finden; die Subſtanz deſſelben iſt ſehr weiß, zart, fleiſchig, zerbrechlich, ſüßlich und wohlſchmeckend. Deswegen nennen es die Perſer Mag ſi ſer, das iſt, Mark des Kopfes. Dioſcorides giebt ihm

den

den Namen εγκάρδιον, oder Mark, Theophraſt und Galen nennen es εγκέφαλον, das heißt, Gehirn. Wenn man dieſes Mark herausſchneidet, ſo verdirbt der Baum; weil daſſelbe der Keim der neuen Sproſſen und der Anfang der künftigen Zweige iſt.

Der Dattelbaum endiget ſich allezeit mit einem einzigen buſchigten Gipfel, obgleich Theophraſt ſagt, *H. Pl. Lib. 2. c. 8.* daß derſelbe in Aegypten zuweilen deren mehrere habe, wenn nämlich aus Nachläßigkeit deſſen, dem dieſe Bäume zugehören, ein oder der andre Schößling groß wird, der um den Gipfel wider die Gewohnheit der Natur wächſt. Der buſchigte Gipfel beſteht, nach der verſchiedenen Beſchaffenheit der Bäume, wenigſtens aus vierzig, höchſtens aus achtzig blätterigen Zweigen, die in einer ſchönen und bey andern Bäumen nicht gewöhnlichen Ordnung rund herum ſtehen. Zuerſt entſpringt auf dem Gipfel des Stammes eine große Knoſpe, kegelförmig, aus denen ſich bald zu entwickelnden Zweigen zuſammengeſetzt, ungefähr zwo Ellen lang, und in eine Spitze geendigt. Nahe dabey ſtehen junge blätterige Zweige, die ſich noch nicht völlig entwickelt haben, und über die Länge der kegelförmigen Knoſpe nicht hinaus reichen. Unter dieſen ſtehen wieder viele andre Zweige, von vollkommener Länge, wechſelsweiſe geſtellt, die ſich mehr und mehr von dem Gipfel zurückbeugen, ſo, daß die letzten ſich gegen den Horizont in einen Bogen krümmen: unter dieſen ſtehen oft einige alte und verwelkte

Zweige, die unordentlich herabhängen, wenn man ſie nicht abgeſchnitten hat. Aus den Winkeln der blätterigen Zweige kommen traubenförmige Büſchel, deren jedes eine Scheide hat. Dieſe Büſchel tragen an dem männlichen Dattelbaume Blumen, und an dem weiblichen Früchte.

Der blätterige Zweig iſt ſehr groß, ungefähr ſechs Ellen lang und beſteht aus Blättern, die des Rohrs ſeinen ähnlich ſind, an einer Ribbe auf beyden Seiten der Länge nach geſtellt.

Dieſe Ribbe iſt ſechs Ellen lang: gegen ihren Urſprung breit und platt, nach und nach wird ſie ſchmäler bis an ihre Spitze; ſie iſt glatt, glänzend, grün, und wenn ſie alt wird, unten gelblich; der obere Theil iſt gewölbt, der untere gegen den Urſprung ausgehöhlt, übrigen Theils rinnenförmig und vertieft. Ihre Subſtanz iſt eben ſo, wie des Stammes, doch leichter und nicht ſo dicht, mit weißern und feinern Zaſern verſehen. Man kann an der Ribbe drey Theile unterſcheiden; der eine macht den Grund aus, der andre iſt blätterlos und der dritte mit Blättern beſetzt. Der Grund iſt der unterſte Theil der Ribbe, welcher ſchuppenförmig an dem Stamme ſteht und eine dreyeckige, längliche, innwendig ausgehöhlte, auswendig gewölbte Figur hat; anderthalb Spannen lang, neun Zoll breit und zween dick. Der Rand iſt an beyden Seiten dünn, mit häufigen Zaſern beſetzt, die netzförmig wie eine Fiſchreuſe zuſammenhängen, womit die Seiten des nächſten Grundes der Zwiſchenribben, ſo in der obern Reihe ſtehen, verwachſen

ſen ſind, ſo, daß nur ein kleiner Theil unbedeckt bleibt. Der blätterloſe Theil, welcher der Schafft heißt, iſt derjenige, ſo vom Grunde bis an die erſten Blätter geht, vom Stamme ſich ablenkt und wenn die Zweige zum erſtenmal abgeſchnitten worden, zurückbleibt: beym zweyten Abhauen der Zweige wird er von denen, ſo der Dattelbäume ſorgfältig warten, abgeſchnitten, aus Furcht, er möchte das Regenwaſſer ſammlen. Vom Plinius wird dieſer Theil pollex genennt. Er iſt eine Elle lang, einen Zoll dick, unten drey, übrigens aber ungefähr zween Zoll breit. Der letzte Theil der Ribbe iſt lang und nach und nach dünner, anfangs am Rande mit Stacheln, in kurzem aber mit einer langen Reihe von Blättern beſetzt.

Die Stacheln ſind der Urſprung der Blätter, die aus jeder Seite der Ribbe kommen. Zuerſt ſind ſie kurz und weiter von einander entfernt; hernach länger und dichter beyſammen, bis ſie etwan einer Elle lang geworden, da ſie alsdenn nach und nach die Geſtalt der Blätter annehmen. Dieſe Stacheln haben die Figur eines unregelmäßigen Kegels, und ſind eckicht, dick, hart und etwas holzig, glänzend und fallen aus dem grünen ins blaßgelbe, auf der obern Seite rinnenförmig ausgehöhlt; ihre Spitze iſt länglich-rund und braun, bis ſie ſich nach und nach ausbreiten und in Blätter verwandeln.

Die Blätter fallen nicht ab und ſind geflügelt, den Blättern des Rohrs ähnlich, in ſehr großer Anzahl, anfangs kurz, kaum einer Spanne lang;

in kurzem werden ſie viel länger, und gehen bis zu Ende der Ribbe in eine Spitze geendigt. Sie ſtehen auf einer Art von Stielen, die einen halben Zoll weit von einander entfernt, holzig, dick und einen Zoll lang ſind, eine unähnliche bey nah viereckichte Figur haben und der Ribbe feſt anhängen, ſo, daß ſie nicht anders als mit Gewalt können abgeriſſen werden. Die Blätter haben eine ſchiefe Lage und ſtehen wechſelsweiſe in gleicher Reihe; ſie ſind ungefähr einer Elle lang, zween Zoll breit, von Figur wie die Blätter des Rohrs, ſehr ſpitzig und auf der obern Seite in der Mitte der Länge nach gefalten; auf beyden Seiten aber dunkelgrün, ein wenig glänzend und geſtreift. Ueberdies ſind ſie hart, ſteif, trocken, mit dicken und feſten, der Länge nach laufenden, Nerven verſehen.

Der Umſchlag, wovon wir ſchon geſagt haben, daß er netzförmig ſey, iſt rauh und grob, aus ungleichen, dicken, ein wenig gedrückten, ſteifen Faden, die gleichſam aus grobem Hanfe geſponnen zu ſeyn ſcheinen, zuſammengeſetzt und gleicht an Figur einer Fiſchreuſe, an dichter Subſtanz dem Hanfe und dem Gebrauch nach iſt er ein Band. In den jungen Dattelbäumen, beſonders um die Zweige des Gipfels, iſt dieſer netzförmige Umſchlag dunkelgelb, dicht und eine Spanne breit; in den alten aber, vornehmlich um die alten Zweige, fällt er aus dem röthlichen ins ſchwarze und iſt weniger dicht: jenen gereicht er zur Zierde und zum Nutzen; dieſen ſchadet er und macht ſie unanſehn-

anſehnlich. Dieſe Art von Bande iſt nicht einfach, ſondern nach der Menge der blätterigen Zweige vielfältig, ſo, daß man ſolcher Bänder drey, vier bis fünf an einander gedrängt findet.

Denn da die Reihen dieſer Zweige ſehr nahe beyſammen ſtehen, ſo kann es nicht anders ſeyn, die Netze müſſen ſich vervielfältigen und die untern müſſen die nächſt folgenden umfaſſen. Dieſes kann man am obern Theile des Stammes ſehr deutlich ſehen: denn am untern vertrocknen dieſe Netze und fallen mit den Ringeln ab, wenn ſie lange Zeit durch Nachläßigkeit der Bauren, zerriſſen und verfault an dem Stamme geblieben ſind. Man kann die Länge und Figur eines jeden Netzes aus dem Raume zwiſchen dem Grunde der blätterigen Zweige meſſen, deren Ränder durch das Netz mit einander vereinigt ſind. Es beſteht aus drey Reihen paralleler Zaſern, davon die beyden äußern die dritte wie einen Weberfaden einſchließen und mit ſchieflaufenden Zaſern durchkreuzen, welche zwar nicht wie ein Gewebe in einander gewirkt, ſondern vermittelſt ſehr feiner Haare, wie eine Spinnwebe, mit einander verbunden ſind. Der Gipfel iſt vornehmlich mit dieſen Netzen verſehen, welche den Grund ſowohl der blätterigen Zweige, als auch beſonders der jungen traubenförmigen Büſchel, einiger maßen befeſtigen und wider die äußerlichen Verletzungen ſchützen.

Der Dattelbaum, welcher aus den Wurzeln eines andern gleichſam als aus ſeinem mütterlichen Schooße wächſt, trägt im vierten Jahre nach

ſeiner Verpflanzung die erſten Früchte, wenn er in einem fruchtbaren Boden ſteht; iſt dieſer aber wild, ſo trägt er erſt im ſechſten oder ſiebenden Jahre Früchte: derjenige aber, ſo aus einem Kerne wächſt, bringt ſeine Früchte noch viel ſpäter.

Der Dattelbaum trägt ſeine Früchte nur auf dem Gipfel des Stammes, an den Winkeln der blätterigen Zweige. Sie ſind mit großen traubenförmigen Büſcheln umgeben, mit welchen ſie, wenn ſie noch jung ſind, in einer gleichſam ledernen Scheide zuſammengedrängt und verhüllt werden.

Die Lateiner nennen dieſe traubenförmigen Büſchel ſpadices, und ihre Umſchläge oder Scheiden, ſpathas; Wörter, die ſie von den Griechen entlehnt haben. Man kann anfangs die traubenförmigen Büſchel des männlichen Dattelbaumes von des weiblichen ſeinen äußerlich nicht unterſcheiden: denn beyde haben Scheiden von vollkommen ähnlicher Geſtalt, und das, was dieſe Scheiden anfangs enthalten, iſt innwendig und auswendig ſehr weiß, auf beyden Seiten glatt, glänzend und gleichſam in einen einzigen Knollen zuſammengedrängt, welcher die Figur der Scheide annimmt und aus den noch ſehr zarten und wohlſchmeckenden Knoſpen und Stielen beſteht.

Die Dattelbäume, ſie ſeyn männlich oder weiblich, tragen ihre Blumen auf folgende Weiſe. Zu Anfange des Februars, auch wohl eher, treiben die Bäume aus den Winkeln der blätterigen Zweige Knoſpen, nämlich gerade Scheiden,

die

die mit ihrer flachen Seite an dem Stamme liegen, aber noch unter dem Netze oder Umſchlage der blätterigrn Zweige verborgen ſind; aus denen ſie hervorbrechen und wegen der Menge der Blumen, die ſie tragen, eine ſolche Größe erlangen, daß ſie im folgenden Monate der Länge nach aufſpringen und durch die Oeffnung, ſo nur an einer Seite, ſelten an beyden, geſchieht, den Knollen, wovon wir oben geredet, zum Vorſchein bringen. Wenn dieſer nun von ſeinem Umſchlage frey iſt, bekömmt er in wenigen Tagen die Geſtalt eines traubenförmigen Büſchels: dieſes beſteht aus unzähligen Stielen, woran in dem männlichen Baume kleine Blumen, in dem weiblichen aber Früchte, wie kleine Pflaumen, hängen, die der Länge nach ohne Ordnung von einander abgeſondert liegen. Die Blumen der männlichen Dattelbäume dienen die weiblichen zu befruchten, deren Früchte erſt innerhalb fünf Monaten reif werden. Die Scheiden dauren nicht lange, ſondern verwelken und müſſen von denen, ſo dieſe Bäume warten, ſorgfältig abgeſchnitten werden, um den Bäumen ein gutes Anſehen zu geben. Die jungen Dattelbäume und die ſehr alten tragen nur einige traubenförmige Büſchel; die aber, ſo in ihrem beſten Wachsthum ſind, tragen deren acht oder zehn.

Die Scheide hat die Figur einer hölzernen Keule; auswendig iſt ſie mit einer weichen, dichten, ſehr kurzen und dunkelrothen Wolle bedeckt; wenn man dieſe abſchabt, hat die Scheide eine hellgrüne Farbe: innwendig iſt ſie weis, glatt, feucht und

ein wenig ſchleimig. Ihre Subſtanz iſt einer Rinde gleich und läßt ſich in Zaſern theilen, ein wenig vertieft; wenn ſie trocken worden, zäh und dem Leder nicht unähnlich; von der Dicke eines Haberhalms, am gewölbten Theile viel zärter als an dem übrigen; in der weiblichen Scheide dünner als in der männlichen. Dieſe Scheide beſteht aus einem röhrigen und einem ausgedehnten Theile. Die Röhre, welche den Schafft des traubenförmigen Büſchels bedeckt, iſt platt, durch die Schwere des ausgedehnten Theils zurück gebogen, von der Figur einer Degenſcheide, einer Elle lang, (die weibliche iſt etwas kürzer) einen Zoll dick und drey Zoll breit. Der ausgedehnte Theil iſt einer Elle lang, einer flachen Hand breit, und drüber; wenn er bald aufplatzen will, drey Zoll dick, auf beyden Seiten aufgeblaſen, mit einer ſtumpfen Spitze; der Rand iſt um und um einen Zoll breit, dicht, von zerbrechlicher Subſtanz und ſcharf. Die innere Fläche iſt ausgehöhlt, weiß, glatt und eben.

Das männliche Büſchel beſteht aus einer groſſen Menge kleiner Blumen: es hat zweyhundert Stiele, davon die kürzeſten vierzig, die mittlern ſechzig und die längſten achtzig Blümchen tragen. Dieſe ſind kleiner als die Mayblumen (Lilium convallium) länglich, dreyblätterig, blaßgelb, von Geruch unangenehm; ſie ſitzen auf keinem eigenen oder beſondern Stiele, ſondern auf einem fleiſchigen und grasgrünen Grunde. Ihre Blätter ſtehen aufrechts und ſind länglich, ausgehöhlt, ſtumpf

zuge-

zugeſpitzt, ſaftig, fleiſchig und ſteif. Die Staubgefäße ſind wollig, ſteif, ſehr kurz, weiß und endigen ſich in kleine Staubfache, welche mit vielem Staube erfüllt ſind.

Zu Ende des Februars und zu Anfang des Märzes öffnen ſich die Scheiden und die weiblichen traubenförmigen Büſchel brechen zuerſt herfür; einige Tage darauf kommen ſie völlig unbedeckt zum Vorſchein, und tragen die jungen Früchte in zwey kleinen Häuten oder Kelchen verhüllt, deren einer auswendig und kürzer, der andre innwendig iſt, welcher die Frucht unmittelbar und faſt ganz umgiebt. Beyde Kelche haben einen ungleichen Rand und ſind ein wenig rauh. Von dieſen jungen Früchten befindet ſich eine unzählige Menge an einem traubenförmigen Büſchel, ſie gleichen den Pfefferkörnern an Größe und Runde und ſind glänzend, weiß, von Geſchmack ein wenig herb. Im May ſind dieſe Früchte ſo groß, wie unſre Kirſchen, und von grasgrüner Farbe.

Zu Anfang des Junius haben ſie die Geſtalt und Größe der Oliven: ihre Kerne werden hart und ihr Fleiſch verliert etwas von ſeiner Feuchtigkeit, und wird feſter; der Geſchmack aber und die Farbe haben ſich noch nicht verändert.

Im Auguſt werden ſie reif, und zwar wird nicht die ganze Subſtanz zugleich weich; ſondern zuerſt bekommen ſie meiſtentheils oben einen weichen Flecken, wie man an einem faulen Apfel ſieht: dieſer Flecken breitet ſich mehr und mehr aus; und die

die ganze Subſtanz, welche grün war, verwandelt ſich in wenigen Tagen in ein ſüßes Fleiſch.

Dieſe reifen Früchte oder dieſe Datteln haben gemeiniglich die Figur der Eicheln, doch ſind ſie größer als dieſe, mit einer dünnen, glänzenden, durchſichtigen Haut umgeben, von verſchiedner Farbe, nachdem die Farbe des Fleiſches iſt. Sie ſind ſehr fleiſchig, fett, ſaftig, von Geſchmack wie Wein, ſehr ſüß. Das Fleiſch hängt nur ein wenig an der Nuß, mit einer dazwiſchen liegenden weißen, weichen und gleichſam ſeidenen Haut, die ſich in viele dünnere Häutchen theilen läßt. Die Nuß iſt feſt, wie Horn, hart, von Farbe auswendig wie die Weintraubenkörner oder aſchfarbig, mehr oder weniger blaß; innwendig iſt ihre Subſtanz geſtreift, faſt wie die Muskatennuß. Von Figur iſt ſie ein wenig gewunden, gekrümmt, auf der einen Seite erhaben und glatt, auf der andern durch einen tiefen Streifen der Länge nach getheilt. Die gewölbte Seite iſt mit einer kleinen Linie gezeichnet, welche mitten durch die Länge geht, in deren Mitte man einen Punkt oder eine Art von Nabel ſieht, welcher einen weißen Knorpel enthält. Dieſer dringt bis in die Mitte der Subſtanz der Nuß, und iſt der künftige Keim. Das Mark dieſer Nüſſe iſt nicht ſo beſchaffen, als es Rajus geglaubt hat, auch nicht ſo, wie er ſagt, daß man es herausnehmen könne, wenn man die ſie in der Erde hat weich werden laſſen.

Der Dattelbaum wächſt gern in heißen Ländern und in einem ſandichten lettigen, leichten und

ſal-

ſalpetrichten Boden. Er wächſt aus einem geſteckten Kerne oder aus den Wurzeln eines andern Dattelbaums. Aus den Kernen kommen männliche und weibliche Bäume; aus den Wurzeln aber wächſt nur dasjenige Geſchlecht, von welchem die Wurzeln ſelbſt ſind. Er liebt die Flächen, ſo von Brunnenwaſſer befeuchtet werden, deſſen Zufluß man gehörig hemmen und durch die Reihen der Bäume leiten kann, wenn es nöthig iſt.

Man pflanzt im Frühling, oder in was für einer Jahrszeit man will, die Schößlinge von zwey oder drey Jahren in die Erde, und begießt ſie fleißig während des Sommers. Die um den Stamm ſelbſt herfürſproſſen, müſſen abgeſchnitten werden. Die Motten, Ameiſen und Heuſchrecken, welche dieſen Bäumen vielen Schaden thun, muß man davon vertreiben. Wenn ſie nun groß genug ſind, Blumen und Früchte zu tragen, ſo müſſen diejenigen, welche ſie cultiviren, alle Jahre bemüht ſeyn, dieſelben fruchtbar zu machen, wenn ſie viele Früchte davon haben wollen. Gegen das Ende des Februars alſo ſammlen ſie auf dem Gipfel des Baums die männlichen Scheiden, ſo die Blumen enthalten, welche die weiblichen traubenförmigen Büſchel fruchtbar zu machen dienen. Sie öffnen die männlichen Scheiden der Länge nach und nehmen die Büſchel heraus, deren Blumen noch nicht aufgeſchloſſen, ſondern in einen Knollen zuſammengedrängt ſind. Hierauf theilen ſie dieſe Büſchel in geſpaltene Stäbe oder Gabeln, ſo gut ſie können, weil dieſe Figur dem Gebrauche, wozu ſie beſtimmt

ſtimmt ſind, bequem iſt: denn ſie ſtellen dieſe Stäbe auf die weiblichen Büſchel. Einige nehmen dazu die noch grünen Stäbe und ſtecken ſie ſo gleich auf diejenigen weiblichen Büſchel, welche zum Vorſchein kommen. Andre trocknen die Stäbe zuvor und heben ſie bis auf den März auf, zu welcher Zeit die weiblichen Büſchel alle aufgeſchloſſen ſind; und alsdenn verrichten ſie die Befruchtung auf einmal. Dieſe zweyſpaltigen Stäbe werden in der Mitte des weiblichen Büſchels der Queere nach angeſteckt und ſo befeſtigt, daß die Winde ſie nicht herausreißen können, ſondern daß ſie einige Zeit darinnen bleiben, bis ſie alle ihre Kraft den weiblichen Büſcheln mitgetheilt, und die jungen Früchte einige Größe erlangt haben, nachdem ſie mit dem Saamenſtaube der männlichen Blumen beſtreut worden ſind. Die Einwohner der Wüſten wiederholen zuweilen dieſe Einpfropfung: die Perſer aber und alle Araber laſſen es bey einer einzigen ſorgfältig verrichteten bewenden. Die Befruchtung der Trauben geſchieht auch, ohne Zuthun der Menſchen, vermittelſt der Luft, welche den Saamenſtaub von einem blühenden männlichen Dattelbaume auf einen weiblichen weht, welcher nahe dabey ſteht. Ob nun gleich diejenigen, ſo die Wartung der Dattelbäume übernehmen, die zweyſpaltigen Stäbe auf alle weiblichen Dattelbäume ſtecken: ſo erhalten doch die, welche um die männlichen herumſtehen, den Staub der Blumen auch ohne Beyhülfe der Kunſt. Dies iſts, was wir von der Befruchtung der Dattel-

bäume

bäume überhaupt zu ſagen hatten. Itzt müſſen wir noch von der Sammlung der Datteln, von der Art ſie zu trocknen, auszupreſſen und aufzubewahren, reden.

Die reifen Datteln werden nach ihrem dreyfachen Grad der Reife in drey Klaſſen getheilt. Zu der erſten gehören die, ſo bald reif werden wollen, oder an dem äußerſten Theile zu reifen anfangen: die zwote enthält diejenigen, ſo ungefähr bis an die Hälfte reif ſind: in der dritten ſind die begriffen, welche eine völlige Reife erlangt haben. Alle aber müſſen zu gleicher Zeit von den Bäumen abgenommen werden, damit ſie nicht zerquetſcht werden, wenn ſie von ſelbſt abfallen: die völlig reifen muß man, weil ſie ſehr weich ſind, ohne Verzug ſammlen; und die andern welche in zwey oder drey Tagen eben ſo reif als die erſten wären, würden abfallen wenn man ſie nicht ſammlete. Die Bauren ſteigen alſo auf den Gipfel der Dattelbäume und nehmen die Datteln ab, was für einen Grad der Reife ſie auch erlangt haben mögen; doch laſſen ſie, die noch grün ſind, ſtehen, um ſie einandermal zu ſammlen. Einige faſſen die Trauben mit der Hand an, und ſchütteln die Datteln ab; welche Art zu ſammlen aber nur in den etwas niedrigen Dattelbäumen ſtatt findet. Man ſammlet die Datteln im Herbſte zwey bis dreymal, bis man ſie innerhalb dreyen Monaten alle abgenommen hat.

Dieſe Früchte werden nach den Graden ihrer Reife ausgeleſen und haufenweis auf Matten, die

aus

aus den Blättern des Dattelbaums geflochten ſind, gelegt, damit ſie an der Sonne trocknen mögen. Auf dieſe Weiſe werden ſie zuerſt weich: bald hernach verdicken ſie ſich mehr und mehr, bis ſie der Neigung zur Fäulniß nicht mehr unterworfen ſind, weil ihre überflüßige Feuchtigkeit verflogen iſt: denn wenn dieſe drinnen bliebe, würde man ſie nicht ſo leicht erhalten können; vielmehr würden ſie in kurzem ſchimmlicht und ſauer werden.

Die Art und Weiſe die Datteln zu erhalten iſt dieſe: Wenn ſie trocken ſind, drückt man entweder mit einer Preſſe den honigähnlichen Saft heraus und thut ſie in Schläuche von Hirſchhaut, von Kalbs= oder von Schafsleder, oder in Körbe, die aus den Blättern des wilden Dattelbaums in der Form und Weite eines Sacks gemacht werden. Dieſe Arten von Datteln dienen dem Volke zur Nahrung: oder wenn man ſie ausgepreßt hat, befeuchtet man ſie wieder mit ihrem eignen Safte, ehe man ſie in die Behältniſſe verſchließt: oder man preßt ſie gar nicht aus, ſondern begießt ſie häufig mit einem andern Syrup und legt ſie in Krüge; dieſe Datteln pflegen die Reichen zu eſſen. Bey den lateiniſchen Aerzten heißen alle dieſe verſchiednen Früchte Caryotae, bey den griechiſchen Φοινικο-βαλάνοι, durch welche Namen ſie dieſelben von den trocknen und runzlichten Datteln unterſcheiden, die aus Syrien und Aegypten nach Europa gebracht werden: dieſe ſind zuvor auf dem Baume ſelbſt trocken geworden oder man hat ſie,

wenn

wenn ſie beynahe reif waren, geſammlet, durch⸗ ſtochen und an Faden aufgehangen, um ſie zu trocknen.

Nachdem die Datteln geſammlet und auf die oben beſchriebne Weiſe getrocknet worden, ſo preßt man einen fetten und angenehmen Syrup heraus, welcher an ſtatt der Butter, die Brühen und Spei⸗ ſen ſchmackhaft zu machen, gebraucht wird. Man preßt dieſen Syrup auf verſchiedne Art aus. Denn einige legen einen Korb von Weiden über einen ſchiefliegenden Stein oder auf ein Bret, und gra⸗ ben ein Loch in die Erde, worein ſie einen thöner⸗ nen Topf ſetzen, in welchen der Saft fließen kann. Hernach füllen ſie den Korb mit ſo viel trocknen Datteln, als ihrer hineingehen; wenn dieſe durch ihre eigne Schwere gedrückt und etliche Tage von der Hitze macerirt werden, (denn man verrichtet dieſes in freyer Luft) ſo laſſen ſie ſehr viel Saft in den unten ſtehenden Topf fließen. Diejenigen, ſo eine größre Menge dieſes Syrups haben wollen, legen einen Strick um den Korb und ziehen ihn feſt zuſammen, alsdann beſchweren ſie den Korb mit Steinen und preſſen alſo den Saft häufiger aus. Wenn dieſe Datteln nun ihres Honigs gänz⸗ lich oder doch größtentheils beraubt ſind, werden ſie in Gefäße gelegt, worinn ſie ſich erhalten kön⸗ nen. Man wiederholt dieſe Operation, bis die Datteln alle ausgepreßt ſind.

Die Baſrenſer und übrigen Araber, die eine größre Menge Dattelbäume haben, machen die Sache kürzer. Nämlich, ſtatt der Preſſen, be⸗

dienen ſie ſich großer Kammern, die oben offen ſind und einen gedielten oder mit Gyps überzogenen Boden haben und deren Wände mit Kalch beſtrichen ſind, die ſie aber innwendig mit Zweigen bedecken, um die Unreinigkeit zu verhüten. In dieſe Kammern tragen ſie alle Datteln, welche durchs Trocknen weich genug geworden und bekommen den Syrup, welcher in eine drunter ſtehende Pfanne fließt. Wenn ſie nicht eine genugſame Menge davon erhalten, ſo gießen ſie kochendes Waſſer über die Datteln, um ihren dicken Saft flüßiger zu machen. Die auf den Bergen wohnen, wo keine Dattelbäume wachſen, drücken den Saft auf eine andre Art aus. Sie ſtoßen die von andern ſchon längſt ausgepreßten Datteln und kochen ſie in einer großen Menge Waſſer, bis ſie wie ein Brey werden. Dieſen reinigen ſie und kochen ihn bis zur Dicke eines Syrups, welcher aber viel ſchlechter iſt, als derjenige, ſo aus den Körben gepreßt wird.

Die Einwohner der Oerter, wo die Dattelbäume wachſen, brauchen ihre Stämme zu Pfälen und Balken, die Dächer und Hütten damit zu ſtützen: das übrige bauen ſie alles aus Zweigen von Dattelbäumen ohne Nägel und Richtſchnur, ohne Kunſt und Fleiß. Auch den nöthigen Hausrath verſchafft ihnen der Dattelbaum: die blätterigen Zweige brauchen ſie zu Reisholz; aus den traubenförmigen Büſcheln machen ſie Beſen; zu Schüſſeln und Tellern dienen ihnen die leeren Scheiden, denen ſie eine Figur geben, welche ſie

wollen.

wollen. Aus den Schäften der Trauben und Büſchel machen ſie feſte Stricke, die zu ihrem Schiffsgeräthe nöthig ſind: ja ſie machen auch Schuhe daraus.

Man bereitet aus verſchiednen Theilen des Dattelbaums allerley Speiſen. Das Mark am Gipfel, welches die Griechen ἐγκέφαλον nennen, wie auch die jungen blätterigen Zweige, ſo auf dem Gipfel der jungen Dattelbäume wachſen und kegelförmig zuſammengewunden ſind, geben eine ſehr angenehme Nahrung. Die jungen Blumenbüſche des männlichen und die Trauben des weiblichen Dattelbaums ſind, wenn ſie einer flachen Hand groß ſind, eben ſo wohlſchmeckend als die beſten Confituren. Alle dieſe Theile können roh gegeſſen, oder mit Schöpſenfleiſch gekocht werden. Die Confituren, ſo man daraus bereiten kann, will ich nicht erwähnen: allein die Datteln ſelbſt übertreffen alle dieſe wohlſchmeckenden Sachen und geben eine Verſchiedenheit von Speiſen, die ſehr angenehm ſind. Denn im Sommer dienen die faſt grünen und friſchen Datteln, in den andern Jahrszeiten aber die getrockneten und ausgepreßten dem gemeinen Volke zur Sättigung, welches dieſe Früchte ihrer Schleimigkeit, Weiche, Farbe, ihres Geſchmacks und übrigen Eigenſchaften wegen ſehr liebt, ſowohl wenn ſie friſch und natürlich ſind, als auch, wenn man ſie durch verſchiedne Grade der Trockenheit und auf allerley Arten zubereitet hat. Sie geben eine Nahrung, die dem Magen nicht beſchwerlich iſt; ſie nehmen auch

nicht durch aufſteigende Dünſte den Kopf ein, ſondern ſie ſind denen, welche Waſſer trinken eine geſunde und mäßige Nahrung. Sind ſie aber getrocknet, ſo laſſen ſie ſich wegen ihrer Härte nicht ſo leicht verdauen. Man kocht die Kerne, um ſie ein wenig zu erweichen, und giebt ſie den Jochochſen zum Futter. Den aus den Datteln gepreßten Syrup braucht das Volk an ſtatt der Butter zu allerley Gebackenem und den Reiß ſchmackhaft zu machen, wenn man ſich bey Gaſtereyen und an Feſttagen ergötzen will.

Die Alten, nach dem Zeugniß des Strabo und Dioſcorides, goßen Waſſer über die Datteln und ließen ſie jähren um einen Wein davon zu bekommen. Dieſes thut man noch itzt in Natolien, ob gleich ſelten und verſtohlner Weiſe, weil die mahometaniſche Religion den Wein verbietet. Man deſtillirt aber öfters einen Spiritum aus den Datteln; und wiewohl dieſer auch verbothen iſt, ſo braucht man ihn doch unter dem Namen einer Arzney wider die Unreinigkeiten des Magens und das Bauchgrimmen.

Um dieſen Spiritum wirkſamer zu machen, thun die Reichen, ehe ſie die Datteln deſtilliren, Pokenwurzel, Ambra und andre Gewürze dazu: das gemeine Volk aber nimmt Süßholz, perſiſchen Wermuth, die kleinen Wurzeln vom Cameelheu, und das Kraut vom türkiſchen oder perſiſchen Wurmſaamen.

Die Arzneykräfte des Dattelbaums liegen in ſeinen Früchten. Die vornehmſte davon iſt ihre

gelind anziehende Kraft. Von dieſer hat die Erfahrung gelehrt, daß ſie den Magen ſtärke, die Bauchflüſſe hemme, die Gedärme, die Bärmutter und die Frucht ſtärke. Eben dieſer anziehenden Eigenſchaft iſt es zuzuſchreiben, wenn die Datteln äußerlich gebraucht einige gute Wirkung thun. Durch ihre Süßigkeit, die durch die anziehende Kraft gemäßigt wird, dienen ſie wider den Huſten: denn ſie machen die allzuflüßigen und ſcharfen Säfte, welche Catarrhe verurſachen, durch eine gelinde Verdickung geſchickt, ohne gewaltſame Erſchütterung der Bruſt ausgeworfen zu werden, indem ſie die Theile der Lungen reinigen und lindern. Deswegen nimmt man die Datteln zum Decocto pectorali, Syrupo de Hyſſopo, Syrupo reſumtivo, zu den Speciebus Diathamaron *Nicolai*, unter das Looch ſanum & expertum, und zu andern dergleichen Arzneymitteln, die bey uns gebräuchlich ſind. Ferner macht es ihre anziehende Kraft, daß ſie den Nieren und der Harnblaſe ſehr zuträglich ſind. Man kann auch die Datteln mit Purgiermitteln vermiſchen. Man braucht ſie in großer Menge unter das Electuarium Diaphoenicum, welches Meſue das Geſundheitsmittel nennet; damit ſie die Heftigkeit des Scammoniums mäßigen, und in der Kolik den zähen Schleim, der den Gedärmen anhängt, abführen ſollen. Sie werden auch zu dem Diaphoenico ſolido genommen. Solenander rühmt die Datteln das Podagra zu curiren. Joelius ziehet ein Oel daraus, womit er den Maſtdarm,

wenn er vorgefallen iſt, und die beſchundenen Theile des Körpers ſalbet. Das gemeine Volk legt das Fleiſch der Datteln auf den Fuß oder die Hand, um die Splitter und Dornen herauszuziehen. Foreſt verſichert, das Pulver von geſtoßenen Dattelkernen befördre die Geburt. Riverius verordnet die Aſche der verbrannten Dattelkerne, denen, ſo den Urin nicht halten können. Ob nun gleich alle dieſe Wirkungen der Datteln machen, daß man ihren Gebrauch anpreiſt: ſo ſind doch einige, die ſie nicht für geſund halten, weil ſie Kopfſchmerzen verurſachen und dem Geſichte ſchaden, wenn man ſie nämlich allzu oft und häufig genießt. Nun iſt es zwar wahr, daß alle, die ſich mit Reiß und Datteln nähren, die unter freyem Himmel im Thau ſchlafen und ſich oft zu baden pflegen, den Augenkrankheiten unterworfen ſind. Aber warum giebt man dieſe Wirkung den Datteln ſchuld, da ſo viel andre Urſachen dazu vorhanden ſind?

Bis hieher iſt alles aus Kämpfers *Amoenit. exot. faſcicul.* 5. genommen.

In Afrika wächſt der Dattelbaum wild und bringt daſelbſt viele und vortreffliche Früchte, ſo wie auch in Judäa, Syrien und Perſien. In Griechenland, Italien und den mittäglichen Provinzen Frankreichs werden die Dattelbäume durch die Wartung gezogen: allein ſie tragen ſelten Früchte, und wenn ſie auch zuweilen einige bringen, ſo werden ſie doch niemals reif, welches vielleicht daher rührt, daß keine männlichen Dattelbäume da ſind.

Die

Die Datteln enthalten einen ſchleimigen und ſüßen Saft wie Honig, wie man ſolches aus dem Geſchmack und dem Decocte ſo mit Waſſer bereitet und bis zur Honigconſiſtenz verdickt wird, leicht erkennen kann. Wenn man dieſes Decoct jähren läßt, ſo geht es in Wein und zuletzt in Eßig über.

Die Aegypter und afrikaniſchen Völker pflegen die Datteln zu eſſen: ſie ſind keine unangenehme Speiſe. Die unreifen haben eine anziehende Kraft: die reifen beſitzen außer einem ſchleimigen und ſüſſen Geſchmacke noch etwas anziehendes und geben eine ziemlich gute Nahrung; über dieſes ſind ſie auch dem Magen und der Bruſt dienlich. Allein, wenn man zu viel davon ißt, ſind ſie ſchwer zu verdauen, und verurſachen Kopfſchmerzen und bey einigen Bauchgrimmen. Sie machen einen dicken und ſchleimigen Saft, wovon die Leber, die Milz, und andre Eingeweide verſtopft werden; ja von ihrem allzulangen Gebrauch entſteht nach und nach eine melancholiſche Cacherie. Wegen ihrer gelind anziehenden Eigenſchaft und ihres ſchleimigen Weſens räth man ſie als eine dienliche Nahrung, in den Blutflüſſen der Weiber, in der güldnen Ader, im Blutſpeyen, in den Krankheiten des Magens und in der rothen Ruhr.

Die Datteln werden oft nebſt rothen Bruſtbeeren, Roſinen und Feigen in Bruſttränken gebraucht.

Nimm. Datteln, ohne Kerne, zehn Stück; Feigen, ſechs Stück; geraſpeltes und geſtoßnes Süßholz, zwo Drachmen, gereinigten und abgewaſch-

gewaſchnen Reiß, eine Unze. Koche ſie in vier Pfunden klaren Waſſers, daß drey Pfund zurückbleiben. Das Durchgeſeigte gieb gläſerweiſe zu trinken.

Zweyter Artikel.

Von den rothen Bruſtbeeren.

Die rothen Bruſtbeeren, Jujubae & Zizypha, *Off.* Ζίζυφα, Ζίνζυφα & Ζίτζυφα, *Graec.* recent. Hanab, *Avicenn.* Huner & Zufaizef, *Serap.* franz. Jujubes; ſind Früchte, die an der Sonne ein wenig getrocknet worden, runzlicht, von der Figur und Größe einer Olive. Sie beſtehen aus einer etwas dicken gelbröthlichen Haut und einem weißlichen, weichen, ſchwammigen Fleiſche, mit einem länglichen, auf beyden Seiten ſpitzigen, runzlichten Kerne; ſie haben einen ſüßen und dem Wein ähnlichen Geſchmack.

Man wähle die friſchen, großen, ſchweren, nicht ſehr welken, die voll ſaftigen, zarten und ſüßen Fleiſches ſind, und wie Wein ſchmecken.

Man zweifelt, ob dieſe Früchte den alten Griechen bekannt geweſen, und ob ſie eben dieſelben ſind, welche Galen σηρικὰ nennet. Jo. Bauhin glaubt, daß die rothen Bruſtbeeren der Lotus Athenaei, *L. 14. Deipnoſoph* geweſen: und er glaubt ferner, Theophraſt habe unter dem Namen

men Lotus, *L. 4. C. 4.* davon geredet; Plinius aber unter dem Namen oſſea Lotus, *L. 3. Sect. 32.* Eben dieſer Plinius und Columella haben ſchon längſt von einem Baume Meldung gethan, welchen ſie Ziziphus nennten. Columella unterſcheidet zwo Arten deſſelben: eine rothe, ſo die unſrige zu ſeyn ſcheint, und eine weiße, von welcher man glaubt, ſie ſey der Ziziphus alba, *Cluſ. Hiſt. 29.* Elaeagnus Orientalis anguſtifolius, fructu paruo, olivaeformi, ſubdulci, *Corol. Inſt. R. H. 53.* Salmaſius hält dafür, Plinius habe durch den Namen Ziziphus dasjenige gemeynt, was vom Columella Zizipha alba genennt wird; und unter dem Worte Tuber habe er unſre rothen Bruſtbeeren verſtanden. Ferner glaubt er, Plinius habe einen Irrthum begangen, indem er den Unterſchied der Ziziphen des Columella bloß auf das gezogen hat, was er Tuber nennet. Die meiſten Arzneygelehrten glauben auch, daß die σηρικὰ des Galen unſre rothen Bruſtbeeren ſind. Zu dieſer Meynung werden ſie vornehmlich durch den Avicenna bewogen, welcher von den rothen Bruſtbeeren eben das erzählt, was Galen von den Sericis geſagt hat.

Es iſt ſchwer, dieſe Streitigkeiten zu entſcheiden, da wir die Bäume noch nicht kennen, von welchen Athenäus, Theophraſt, Galen, Columella, Plinius und die Araber gehandelt haben, und da uns auch die verſchiedenen Arten der Ziziphen nicht bekannt ſind, um ſicher urtheilen zu können, welchen von dieſen Bäumen oder was

für Arten von Ziziphen dieſer oder jener Schriftſteller gemeynt habe. Allein außer den beyden Arten von rothen Bruſtbeerbäumen, den rothen nämlich und den weißen, deren wir oben gedacht, hat Auguſtin Lippi noch drey andre in Aegypten gefunden. Dieſer gelehrte Botanikus wurde in der Stadt Sennaar ermordet, als er der Botanik wegen nach Aethiopien reiſete.

Die drey Arten von rothen Bruſtbeerbäumen hat er in einem Briefe an den Herrn **Fagon**, königl. Leibarzt, beſchrieben.

Sie heißen: 1) Ziziphus humilior Alexandrina, latifolia, minori fructu, forma Ceraſi, purpuraſcente, D. *Lippi.* Nabca, Paliurus Athenaei credita, *Proſp. Alpin. 8.* 2) Ziziphus humilior Alexandrina, latifolio, minori fructu, luteo, forma Ceraſi, D. *Lippi.* 3) Ziziphus latifolia Memphitica, gigas, majori fructu, forma Ceraſi, purpuraſcente, D. *Lippi.*

Uebrigens iſt ſo viel gewiß, daß unſre officinellen rothen Bruſtbeeren durch die Araber und die neuern Griechen in Gebrauch gekommen ſind.

Der Baum, welcher dieſe Beeren trägt, heißt Ziziphus, *Dod. Pempt.* 807. Jujubae majores oblongae, *C. B. P.* 446. Zizipha ſativa *I. B.* 1. 40. Er iſt von der Größe eines Olivenbaums; ſeine Rinde iſt gewunden, rauh, voll Spalten oder Ritze: ſeine Zweige ſind ſehr ausgebreitet, ungleich und mit ſcharfen Stacheln beſetzt. Die Blätter ſind wechſelsweiſe geſtellt, rundlich, einen oder anderthalb Zoll lang, einen halben oder bey

nah

nah ganzen Zoll breit, zugeſpitzt, glänzend, mit drey Nerven verſehen, und am Rande ſcharf eingeſchnitten. Die Blumen entſpringen dreyfach oder vierfach aus den Fügungen der Blätter, und beſtehen aus fünf kraisförmig geſtellten Blättern, die gelblich und kaum einer Linie lang ſind. Ihr Kelch iſt einblätterig, fünfſpaltig, aus welchem ein Stempfel entſteht, ſo ſich in eine längliche, olivenförmige, gelbe oder röthliche Frucht verwandelt, die, wenn ſie friſch iſt, aus einer häutigen Schale und einem grünen ſäuerlichen Fleiſche beſteht, worinn eine ſehr harte, zweyzellige Nuß liegt, welche zween weiche, rundliche, gedrückte Kerne enthält, von der Größe einer großen Linſe, aus einem weißlichen Mark und einer rothen Haut beſtehend: einer von dieſen Kernen verdirbt gemeiniglich. Man cultivirt den rothen Bruſtbeerbaum in Provence und Languedok. Die Früchte werden, wenn ſie reif ſind, geſammlet, und die Einwohner dieſer Provinzen bedienen ſich ihrer friſch als einer angenehmen Speiſe. Man läßt ſie in Körben und auf Strohdecken an der Sonne trocknen, bis ſie runzlicht werden; und alsdenn hebt man ſie zum Arzneygebrauch auf.

In der chemiſchen Unterſuchung ſind aus vier Pfunden und drey Unzen rothen Bruſtbeeren, die von den Kernen gereinigt, im Mörſel geſtoßen und zu einer ſehr ſchleimigen und zähen Maſſe gemacht worden, aus der Retorte gegangen, zwölf Unzen eines klaren, ſäuerlichen und ein wenig herben Waſſers, ohne Geruch; ſechzehn Unzen und ſechs

Drach-

Drachmen einer klaren Feuchtigkeit, von ſaurem Geſchmack und ohne Geruch; vier Unzen und fünf Drachmen röthliche und ſehr ſaure Feuchtigkeit; zwo Unzen röthliche und brenzlich riechende Feuchtigkeit, welche in der Unterſuchung Kennzeichen ſowohl ſaurer als alkaliſcher urinöſer Salze gegeben hat, da ſie nämlich den aufgelöſten corroſiviſchen Sublimat zu Boden ſchlug und die blaue Tinctur der Sonnenwende in eine rothe verwandelte. Das Oel, welches man daraus bekommen, hatte eine dicke Conſiſtenz wie Butter, und betrug drey Drachmen. Es hat ſich in der Unterſuchung kein feſtes urinöſes Salz gezeigt. Die in der Retorte zurückgebliebne ſchwarze Maſſe wog achtzehn Unzen. Obgleich dieſe Maſſe, im Reverberirfeuer aus der Retorte deſtillirt, keine flüchtigen Principia mehr giebt, und, wenn man ſie mit lauem Waſſer lange Zeit macerirt, nur ſehr wenig Salz vermittelſt des Auslaugens giebt: ſo iſt ſie doch nichts deſto weniger mit wirkſamen und flüchtigen Principiis begabt; ja ſie enthält noch viele ölige, ſalzige und erdige Theile, die ſo genau mit einander verbunden ſind, daß es ſehr ſchwer iſt, ſie von einander zu trennen. Die Kraft des Feuers iſt in den verſchloßnen Gefäßen viel zu ſchwach, als daß ſie die öligen Theile von den ſalzigten und erdigen trennen und zum Aufſteigen bringen könnte: hierzu wird ein offenes, ſehr ſtarkes und langes Feuer erfordert. Das laue Waſſer aber kann die ſalzigten Theile nicht auflöſen, weil ſie von den öligen zu ſehr verhüllt ſind. In der That, als dieſe

Maſſe

Maſſe in offenem Feuer ſechzehn Stunden lang calcinirt worden und hernach erkaltet war, war ſie noch immer ſchwarz und wog acht Unzen. Als dieſe wieder eben ſo lange war calcinirt worden, wog ſie nur eine Unze, ſieben und eine halbe Drachme. Endlich nach einer dritten zwo Stunden langen Calcination war dieſe Maſſe dichter und feſter und wog eine Unze, ſechs Drachmen; woraus man vermittelſt des Auslaugens vier Drachmen und vier und funfzig Gran bloß alkaliſches fires Salz gezogen hat. Der Verluſt in der Deſtillation iſt dreyzehn Unzen geweſen; es ſind nämlich viele wäſſerige, wenige ſalzigte und einige ölige Theile verlohren gegangen. In der Calcination aber iſt ein Pfund und vier Drachmen verflogen, nämlich viel von den öligen, wenig von ſalzigten und etwas von erdigen Theilen. Dieſe Verbindung und Zuſammenhäufung der öligen Theile mit den ſalzigten und erdigen findet man faſt in allen ſchleimigen, zähen und beynahe harzigen Körpern.

Die rothen Bruſtbeeren beſtehen alſo aus öligen, ſalzigt-ſauren und erdigen Theilen, die ſo mit einander verbunden ſind, daß eine ſüße und ſchleimige Miſchung daraus erwächſt, wovon ihre Kraft und Wirkung abhängt. Dieſe Miſchung aber unterſcheidet ſich vom Honig oder vom Zucker durch ihre Schleimigkeit, welche in den rothen Bruſtbeeren größer iſt, wegen der häufigen Erde, ſo ſich mit den ſalzigten und erdigen Theilen vermiſcht

hat.

hat. Denn im Honig und Zucker ſindet man einen viel kleinern Theil Erde.

Die Griechen und Araber ſtimmen über die Eigenſchaften und die Nützlichkeit der rothen Bruſtbeeren mit einander nicht überein. Wofern Galen durch das Wort σηρικὰ unſre rothen Bruſtbeeren verſteht, ſo hält er ſie dem Magen für unzuträglich, und ſagt, ſie gäben eine ſehr ſchwache Nahrung und wären ſchwer zu verdauen. Allein die Araber und viele unter den neuern Griechen rühmen ſie zu verſchiednem Gebrauche. In der That, ſie haben einen gewiſſen ſüßen Schleim in großer Menge, wodurch ſie die Säfte lindern und die Schärfe derſelben dämpfen. C. Hoffmann warnt die practiſchen Aerzte, daß ſie die rothen Bruſtbeeren nicht ohne Unterſchied in den Bruſtkrankheiten brauchen ſollten, als ob ſie in dieſen Krankheiten an und für ſich zuträglich wären: denn ſie fänden nur allein in ſolchen ſtatt, wo die Säfte einer Verdickung nöthig haben, nicht aber, wenn ſie verdünnt werden müſſen.

Die gereizten Lungen zu beſänftigen, den heftigen Huſten zu mäßigen und den ſcharfen Schleim zu lindern, ſind die rothen Bruſtbeeren ſehr dienlich. Sie ſind auch den Nieren zuträglich, nicht weniger wider die Schmerzen der Blaſe und das Harnbrennen.

Man braucht ſie in Decocten für die Bruſt, mit Datteln, ſchwarzen Bruſtbeeren, Roſinen

und

und dergleichen, im Syrupo Jujubino, Syrupo reſumptivo, Looch ſano, und im Electuario lenitivo.

Dritter Artikel.

Von den ſchwarzen Bruſtbeeren oder den Sebeſten.

Die ſchwarzen Bruſtbeeren, Sebeſten, Myxa & Myxaria, *Offic.* Μύξα, *Paul. Ægin.* Μυξάρια, *Aët. & Actuar.* Sebeſten, Motheica, Mokaita & Mukeita, *Arab.* franz. Sebeſtes; ſind Früchte, wie kleine Pflaumen, ſchwärzlich, birnenförmig, oben zugeſpitzt, runzlicht, halb getrocknet; ſie ſitzen auf einem Keiche, welcher leicht abfällt und wie ein Gefäß ausgehöhlt, aſchgrau, mit einer dünnen, häutigen und ſchwärzlichen Haut umgeben iſt. Die ſchwarzen Bruſtbeeren beſtehen aus einem braunen, ſchleimigen, ſüßen Fleiſche, das mit einem kleinen Kerne feſt zuſammenhängt, welcher zuweilen drey Ribben, zuweilen aber die Figur unſrer Pflaumkerne hat, und oft in zweyen Behältniſſen zwo von einander abgeſonderte Mandeln enthält, länglich, dreyeckig, weiß, und wenn ſie friſch ſind, von einem angenehmen Geſchmacke: zuweilen aber liegt nur eine einzige Mandel drinnen. Man wähle die Sebeſten, welche voll, groß, fett, fleiſchig und ſüß ſind und auf

dem

dem Kelche ſitzen. Die bittern aber, die ſchimmlichtriechenden und von Würmern angefreſſenen muß man verwerfen. Dioſcorides und Galen haben von dieſen Früchten nichts gemeldet. Einige muthmaßen, die Sebeſten wären diejenige Frucht, ſo vom Athenäus δαμαμυξις genennt wird; welches man aber nicht für gewiß ausgeben kann. Die neuern Griechen aber haben ihrer ſehr oft gedacht.

Der Baum, ſo die Sebeſten trägt, heißt Sebeſtena domeſtica, *C. B. P.* 446. Myxa ſive Sebeſten, *I. B.* 1. 197. Sebeſten domeſtica, *P. Alpin.* 30. Vidimaram, *H. Malab.* V. 4. 77. Prunus Malabarica, fructu racemoſo, calyce excepto, *Rai. Hiſt.* 1563. Er erreicht eine mittelmäßige Höhe und hat einen dicken Stamm; ſeine Rinde iſt rauh und weißlich. Die Aeſte haben viele Zweige und hängen gegen die Erde. Die Blätter entſtehen wechſelsweiſe auf den Zweigen und ſind rundlich, feſt, ungefähr drey Zoll breit, am obern Rande ungleich eingeſchnitten oder gezähnt, bisweilen in einen Bogen ausgeſchnitten, gleich als wenn ein Stück daran fehlte, hellgrün, oben glatt und glänzend, unten mit Adern verſehen. Sie ſtehen auf einem Zoll langen Stiele, welcher vermittelſt eines Knotens den Zweigen ſo ſchwach anhängt, daß man das Blatt leicht abreißen kann. Die Blumen, nach Auguſtin Lippi Briefen, ſind häufig, gleichſam büſchelweiſe oben an den Zweigen geſtellt, weiß, wohlriechend, einblätterig, fünfſpaltig, unten röhrig

und

und gleichſam trichterförmig, an Geſtalt und Größe den Blumen des Storarbaumes gleich, ausgenommen daß die Einſchnitte ſich ſehr nach außen zu krümmen. Der Kelch iſt einblätterig, ein wenig geſpalten; aus ihm entſteht am hintern Theile der Blume ein Stempfel, in Form eines Nagels, welcher ſich in eine eyrunde oder birnenförmige Frucht verwandelt, die oben zugeſpitzt iſt, von der Größe einer Olive; der untere Theil wird mit dem aſchgrauen Kelch umgeben. Uebrigens iſt dieſe Frucht glatt, fleiſchig, weich, halb durchſichtig, anfangs grün, hernach ſchwärzlich, voll ſchleimigten Saftes, ſüß; ihr Fleiſch hängt feſt an einem länglichen Saamen, welcher bald platt, wie unſre Pflaumkerne, bald mit drey Rippen verſehen iſt und bald einen bald zwo längliche, weiße, ſüße Kerne in einer oder zwoen Zellen von einander abgeſondert enthält. Dieſer Baum wächſt in Aegypten und im Oriente.

Es giebt noch eine andre Art dieſes Baumes, welche Sebeſtena ſylveſtris, *C. B. P.* heißt, deren Blätter kleiner ſind, ſo wie auch die Früchte, die einen weniger angenehmen Geſchmack haben.

Aus dem Fleiſche der Sebeſten macht man einen ſehr guten Leim, indem man ſie, wenn ſie reif ſind, ſtößt und mit Waſſer verdünnt: denn das Waſſer wird davon ſehr klebricht.

In der chemiſchen Unterſuchung ſind aus drey Pfunden und vierzehn Unzen Sebeſtenfleiſches mit der häutigen Schale, durch die Deſtillation aus dem Kolben im Dampfbade, neunzehn Unzen und

fünf und eine halbe Drachme klare und faſt unſchmackhafte Feuchtigkeit gezogen worden, welche dennoch Kennzeichen des Sauren gegeben, indem ſie die blaue Tinctur der Sonnenwende roth gefärbt hat; ferner zwo Unzen und ſieben Drachmen einer Feuchtigkeit, die einen ſäuerlichen Geſchmack hatte und die Tinctur der Sonnenwende purpurfarbig machte. Der Verluſt in dieſer Deſtillation beträgt zwo Unzen und viertehalb Drachmen. Die ſchwarze und trockne Maſſe, ſo im Kolben zurückblieb, wog zwey Pfund und ſieben Drachmen. Als dieſe aus der Retorte bey einem ſtarken Feuer deſtillirt wurde, gab ſie zwölf Unzen, fünf Drachmen und vier und funfzig Gran einer ſauren, klaren und gegen das Ende röthlichen Feuchtigkeit; zwo Unzen und anderthalb Drachmen einer ſalzigten urinöſen und brenzlichtriechenden, röthlichen Feuchtigkeit, die mit dem Salzſauren efferveſcirte; ferner zwo Unzen, ſechs Drachmen und acht Gran dickes, an Conſiſtenz dem Schweinſchmalz ähnliches Oel. Die zurückgebliebne Maſſe wog dreyzehn Unzen und zwo Drachmen. Als dieſe drey und vierzig Stunden lang calcinirt worden war, ließ ſie zwo Unzen und ſieben Drachmen einer grau ſchwärzlichen Aſche zurück, woraus man eine Unze und ſechs Drachmen ſehr ſcharfes alkaliſches Salz durchs Auslaugen gezogen hat. In dieſer Deſtillation ſind eine Unze und ſieben Drachmen nicht nur wäſſeriger, ſondern auch ſalzigter und öliger Theile verlohren gegangen. In der Calci-

nation

nation aber ſind zehn Unzen und drey Drachmen öliger und ſalzigter Theile verflogen.

Es erhellet aus dieſer Unterſuchung, daß die Sebeſten aus öligen, ſalzigt ſauren und erdigen Theilen beſtehen, welche ſo mit einander verbunden ſind, daß eine ſüße und ſchleimige Miſchung daraus entſtehet. Dieſe iſt viel zäher als in den rothen Bruſtbeeren, wegen des häufigern Oels: ſie giebt auch mehr von alkaliſchem, ſowohl flüchtigen als fixen Salze; und von dieſen Salzen rührt die verdünnende und zertheilende Kraft her, die man in den Sebeſten findet.

Man braucht die Sebeſten ſehr oft, die Schärfe der Säſte zu lindern, vornehmlich in dem Huſten, ſo von einem ſcharfen, dünnen und ſalzigten Schleim entſtehet, im kurzen Athem, im Seitenſtechen, in der Lungenentzündung, wider die Heiſcherkeit und das Harnbrennen: wider alle dieſe Krankheiten macht man ein Decoct aus den Sebeſten. Sie erweichen und eröffnen auch den Leib. Allein dieſe laxierende Kraft iſt ſo ſchwach, daß einige ſie gänzlich läugnen.

Die Sebeſten werden auch öfters mit den rothen Bruſtbeeren zu Ptiſanen und Bruſttränken genommen, wie auch zum Electuario lenitivo und Electuario Diaſebeſten.

Nimm von gereinigter Gerſte eine halbe Unze; geraſpeltes und geſtoßnes Süßholz, anderthalb Drachmen. Koche ſie in vier Pfund gemeinen Waſſers, daß der dritte Theil einkoche. Gegen das Ende des Kochens wirf rothe Bruſt-

beeren und Sebeſten, von jeden zwölf Stück hinein. Wenn das Decoct vom Feuer weggenommen worden, thue Huflattichblumen und Klapperroſen, von jeden ſo viel, als man mit fünf Fingern faſſen kann, dazu. Laß es einige Zeit maceriren; ſeige das Bruſtdecoct durch und gieb es dem Kranken gläſerweis zu trinken.

Nimm von gereinigter und geſchnittener Graswurzel, eine Unze; von Sebeſten funfzehn Stück; von rothen Bruſtbeeren zwanzig Stück. Koche ſie in vier Pfunden gemeinen Waſſers, daß der vierte Theil einkoche. Das Durchgeſeigte gieb von Zeit zu Zeit dem Kranken, wider das Harnbrennen.

Die Aegypter bedienen ſich des aus den Sebeſten gezogenen Leims in Form eines Pflaſters wider alle ſcirrhöſe Geſchwulſten: denn er zertheilt und erweicht alle Härte.

Einige brauchen auch viele Tage lang wider den Huſten Bolos, die aus dieſem Leim und aus Zuckerkand und Süßholzpulver bereitet werden.

Man bringt dieſen Leim ſelten zu uns.

Vierter Artikel.

Von den Roſinen.

Die Roſinen ſind reife Früchte des Weinſtocks, welche entweder an der Sonnenwärme trocken geworden, wodurch die Roſinen ſüßer werden; oder man hat ſie im Backofen gedörrt, wodurch ſie ſüß und ſäuerlich werden. Dieſe braucht man in der Medicin ſelten, die erſtern aber ſehr oft.

Man verſteht alſo durch die Roſinen, Uva paſſa, *Off.* Σαφὶς *Dioſcoridis*, alle Arten von getrockneten Weintrauben. Die alten Griechen unterſcheiden zwo Arten derſelben; nämlich die Weintrauben, deren Stiel man mit einem Meſſer bis zur Mitte abſchnitt oder mit einem Faden feſt band und am Weinſtock ließ, damit ſie an der Sonne trocknen ſollten. Dieſe hießen ϛαφυλαὶ πατηθεῖσαι. Diejenigen aber, ſo man von dem Stocke trennte und an der Sonne trocknen ließ wurden ϛαφυλαὶ θηλοπευθεῖσαι genennt. Allein dieſe verſchiedne Weiſe, die Weintrauben am Stocke, oder von demſelben getrennt, zu trocknen, macht keinen weſentlichen Unterſchied unter den Roſinen. Heut zu Tage hat man in den Apotheken gemeiniglich drey Arten Roſinen; nämlich, ganz große Roſinen oder Zibeben, welches die größten ſind;

gemeine groſse, ſo wie die unſrigen ſind; und kleine Roſinen oder Corinthen.

Die ganz groſsen Roſinen oder die Zibeben, Uvae paſſae maximae, ſeu Paſſulae Damaſcenae, *Off.* Zizib, *Arab.* Zibebae, *Quorumd.* franz. Raiſins de Damas; ſind getrocknete, runzliche, platte Weinbeeren, ungefähr einen Zoll lang und breit, braun, halb durchſichtig, fleiſchig, mit einem weſentlichen ſüſsen Salze, ſo dem Zucker ähnlich iſt, gleichſam beſtreuet; ſie enthalten wenige Saamen, und haben einen ſüſsen, doch nicht ſehr angenehmen Geſchmack. Man nennt ſie auch Damaſcener Roſinen, weil ſie in Syrien, in der Gegend um Damaſcus, geſammlet und zubereitet werden.

Man wähle die friſchen, groſsen, braunen, fleiſchigen Zibeben: hingegen verwerfe man die allzu fetten, die den Fingern ankleben, die mit Mehl beſtreut, cariös und ohne Saft ſind.

Der Weinſtock, welcher dieſe Trauben trägt, heiſst Vitis Damaſcena, *Hort. Reg. Pariſ.* Er unterſcheidet ſich von den andern Arten des Weinſtocks beſonders durch die vortreffliche Gröſse ſeiner Beeren, welche die Figur einer ſpaniſchen Olive oder einer Pflaume haben.

Die gemeinen groſsen Roſinen, Uvae paſſae minores ſeu vulgares, *Off.* Paſſulae Maſſilioticae, *Quorumd.* franz. Raiſins paſſes, Paſſerilles, Raiſins de Provence; ſind Weinbeeren, die an der Sonne getocknet worden und den vorhergehenden ähnlich, aber viel kleiner ſind, von Geſchmack

ſchmack ſüß, angenehm, und wie mit Zucker überzogen. Man braucht ſie öfters für die Zibeben und ſie kommen dieſen in der That ſehr nah. Sie werden in der Provence und in Languedoc bereitet, man nimmt ſie aber nicht von einerley Art Weinſtocke. Denn einige nehmen die Muskatweinbeeren oder die Früchte des Weinſtocks, welcher Vitis Apiana, *C. B. P.* 298. genennt wird: andre bedienen ſich der Muskatellertrauben, die Picardans heißen: andre brauchen die, ſo Aujubines genennt werden: andre nehmen noch andre.

Die Einwohner von Montpellier trocknen ihre Weinbeeren auf folgende Weiſe. Sie binden die Trauben, je zwo und zwo mit Faden zuſammen, nachdem ſie vorher die verdorbenen Beeren mit einer Scheere abgeſchnitten haben. Hernach legen ſie dieſelben in kochendes Waſſer, worein ſie ein wenig Oel gegoſſen, bis die Beeren welk werden und ſich runzeln: alsdann hängen ſie dieſe Trauben auf Stangen, um ſie zu trocknen; und drey oder vier Tage darauf laſſen ſie dieſelben an der Sonne dörren.

In den nördlichen Ländern macht man einen ſtarken und guten Wein aus den Roſinen, indem man ſie in kochendem Waſſer ſtößt, macerirt und jähren läßt. Man zieht aus dieſem Wein einen Brandwein und einen Weingeiſt.

Die kleinen Roſinen oder die Corinthen, Uvae paſſae minimae, Paſſulae Corinthiacae, *Offic.* franz. Raiſins de Corinthe; ſind getrocknete, dunkelpurpurfarbige, kleine Weinbeeren, wie die Johannis-

hannis= oder Hollunderbeeren, ohne Körner, von Geſchmack ſüß, mit einer gelinden und angenehmen Säure. Man wähle die friſchen und die wohl verwahrt worden. Man verwerfe die, ſo mit Honig benetzt oder mit Schleim überzogen ſind, die ſchimmlicht riechen, oder allzu dürr und cariös ſind.

Corinthen heißen ſie von der Stadt Corinth, in deren Gegend ſie ehemals cultivirt wurden. Allein heut zu Tage wachſen ſie daſelbſt nicht mehr, vielleicht aus Nachläßigkeit der Einwohner.

Der Weinſtock, welcher ſie trägt, iſt den andern ähnlich; nur ſind ſeine Blätter größer, weniger eingeſchnitten, ſtumpf, dicker, unten weiß. Die Beeren ſind viel kleiner und kaum größer als die Johannisbeeren, ohne Saamenkörner. Er wächſt auf der Inſel Zazintho, Cephalonien und andern, die unter der venetianiſchen Herrſchaft ſtehen. Man pflanzt nur die Weinſtöcke, deren Trauben ſchwarz ſind, ob es gleich auch andre mit weißen Trauben giebt.

Im Monat Auguſt, wo die Trauben reif ſind, ſchneidet man ſie ab und breitet ſie weitläuftig auf der Erde aus, um ſie an der Sonne zu trocknen. Wenn ſie trocken geworden, reinigt man ſie und wirft ſie durch eine, mit Fleiß dazu gemachte Oefnung des Daches in Magazine, bis dieſe ganz voll ſind. Hier werden ſie von einander ſelbſt gedrückt, daß ſie in kurzem ſo feſt zuſammen hängen, daß man ſie mit ſpitzigen Eiſen herausgraben muß. Wenn ſie in Fäſſer gefüllt werden

müſſen,

müſſen, um ſie wegzuſenden, ſo ſteigt einer mit bloſſen Füßen in das Faß und tritt die Roſinen feſt ein, damit ihrer eine größre Menge hineingehen, und damit ſie, weil man die Luft daraus getrieben, ſich länger halten ſollen.

Es wird ein großer Handel mit dieſen Waaren getrieben: denn man braucht die Roſinen nicht in den Apotheken allein; ſondern auch in der Küche, wo man ſie häufig unter die Speiſen nimmt.

Die Roſinen enthalten einen ſüßen und honighaften Saft, welcher nicht ſo klebricht iſt, als der in den rothen und ſchwarzen Bruſtbeeren. Sie nähren mehr und geben einen weniger dicken Saft. Allein da ſie leicht in Jährung gerathen, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ſie den Leib beunruhigen, wenn man ihrer zu viel genießt: denn ſie machen die Galle dünner und flüßiger, wie alle andre ſüße Sachen, von denen man ſagt, daß ſie ſich in Galle verwandeln. Ueberdies zertheilen und verdünnen ſie die andern dicken und zähen Säfte und machen die rohen zur Verdauung geſchickt. Man rühmt ſie deshalben, wenn zuvor die Körner herausgenommen worden, den Leib gelind zu erweichen, und hält ſie der Bruſt, den Lungen, der Luftröhre, den Nieren, der Blaſe und der Leber für ſehr zuträglich. Sie lindern den rauhen Hals, und dienen in allen Bruſt- und Lungenbeſchwerungen den zähen Schleim zu kochen und den Auswurf deſſelben zu befördern. Wenn man ſie mit den Körnern ißt, ſind ſie ſehr anziehend. Sie befördern die

Verdauung und ſind in der rothen Ruhr und in allen Bauchflüſſen, ja ſelbſt im Leberfluſſe, nützlich.

Man muß ſich in den Entzündungsfiebern und wenn die Galle erhitzt iſt der Roſinen enthalten: denn ſie würden die Jährung der Säfte vermehren. Wenn man ſie allzu oft und häufig ißt, reizen ſie das Zahnfleiſch und machen es zur Fäulniß geneigt.

In Bruſttränken die Schärfe der Säfte zu dämpfen, und in vielen andern Decocten, den beiſſenden und widrigen Geſchmack gewiſſer Arzneymittel zu lindern, werden die Roſinen öfters gebraucht. Man verſchreibt ſie bis zu einer Unze zu jedem Pfund Waſſer.

Nimm von den Körnern gereinigte und klein geſchnittne Zibeben, vier Unzen. Koche ſie in vier Pfunden klaren Waſſer, daß drey Pfund zuzück bleiben. Das Durchgeſeigte hebe zu einem Bruſttrank auf.

Nimm von dieſem Decocte und von Kalchwaſſer, jedes gleich viel. Vermiſche es und gieb dem Kranken täglich zwey bis dreymal ſechs Unzen davon, als ein wirkſames Mittel in catarrhaliſchen Zufällen.

Nimm von Sarſaparille ſechs Unzen; kleine Roſinen, acht Unzen. Koche ſie in zwölf Pfunden Waſſer, daß der vierte Theil einkoche. In dem Durchgeſeigten löſche ein halb Pfund ungelöſchten Kalch. Laß es ſtehen und gieß es, wenn es klar geworden, ab. Hebe es zum Gebrauch auf. In catarrhaliſchen Zufällen, in

Lungen-

Lungengeſchwüren und wider die Kröpfe giebt man von dieſem Decoct täglich drey bis viermal drey Unzen pro Doſi.

Nimm von Roſinen, aus denen man die Körner genommen, zwo Unzen; geraſpeltes und geſtoßnes Süßholz, eine Drachme. Koche ſie in drey Pfunden gemeinen Waſſers, daß zwey Pfund zurückbleiben. Gegen das Ende des Kochens thue vier Drachmen Sennesblätter dazu. Macerire ſie eine oder zwo Stunden. Das Durchgeſeigte gieb gläſerweiſe zu trinken. Es iſt ein gelindes und nicht unangenehmes Purgiermittel.

Man braucht die Roſinen in Syrupo de Altheae *Charas*, Syrupo de Eryſimo *Lobel.* Syrupo de Hyſſopo *Meſues*, Syrupo antihectico ſeu de Teſtudinibus *Lazar. Riverii*, Electuario lenitivo & Confectione Hamech.

Fünfter Artikel.

Von den trocknen Feigen.

Die trocknen Feigen, Ficus Paſſae, ſeu Caricae, *Off.* ſind reife Feigen, die an der Sonne getrocknet worden. Man findet drey Arten davon in den Apotheken: die großen und gelben, welche man fette Feigen nennt; die groſſen und violettblauen; und endlich die kleinen, wel-

che

che marſilianiſche Korbfeigen genennt werden und wegen ihres lieblichen Geſchmacks die beſten ſind. Man wähle die weichen, die leicht nachgeben, wenn man ſie mit den Fingern drückt, welche ſchwer ſind, eine dünne und weiche Haut, innwendig einen Saft und gelben Saamen und honigſüßen Geſchmack haben. Hingegen verwerfe man die harten, wurmſtichigen, übelriechenden und ſchwarzen.

Der Baum, welcher die Feigen trägt, heißt Ficus ſativa, *Inſt. R. H.* 622. Ficus communis, *C. B. P.* 457. Er hat eine mittelmäßige Höhe; ſeine Zweige ſind ausgebreitet; der Stamm iſt nicht ganz gerade, die Rinde nicht glatt, ſondern rauh, vornehmlich wenn er alt iſt. Das Holz iſt weißlich, weich, markicht und unbrauchbar. Die Blätter ſind groß, in Form einer Hand ausgeſchnitten, in fünf Theile und in eben ſo viel Winkel getheilt, rauh, hart, dunkelgrün. Die Früchte entſtehen ohne einige vorhergehende Blüthe an dem Urſprunge der Blätter. Sie ſind anfangs klein, werden aber nach und nach größer; anfangs grün, hernach entweder weiß, oder röthlich, oder violett: alle aber ſind weich, markicht, mit unzähligen Saamenkörnern erfüllt. Aus dieſen Früchten, wenn ſie unreif ſind, aus den Blätterſtielen und aus der jungen Rinde fließt, wenn man ſie verwundet, ein milchigter, ſcharfer und bittrer Saft. Die Blumen aber fehlen dieſer Pflanze nicht, wie viele geglaubt haben, ſondern ſie ſind in der Frucht ſelbſt verborgen: welches zwar nach dem Valerius Cordus der berühmte Tournefort

fort gemuthmaßt hatte, ob gleich ſowohl ihm als den andern Botanicis die wahren und weſentlichen Theile dieſer Blumen unbekannt geblieben, bis zum Jahr 1713. als de la Hire, der Arzneykunſt Doctor, und Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, die Staubgefäße der Feigen und ihre Staubfache von einem ſehr feinen Pulver voll, entdeckt und in Gegenwart dieſer berühmten Akademie öffentlich gezeigt hat. Denn Tournefort hatte gewiſſe feine Haare, die aus den Saamendecken kommen, und ſelbſt die Stempfel der Saamen für die Blumen angeſehen. Allein, da die weſentlichen Theile der Blumen hauptſächlich die Staubgefäße und ihre, mit einem feinen Pulver erfüllten, Staubfache ſind, dieſe Haare aber keine ſolche Staubfache haben: ſo werden ſie falſch Blumen genennt; um deſto mehr, wenn man die Staubgefäße mit ihren Staubfachen anderswo findet. Die Blüthe dieſer Pflanze iſt alſo in der Frucht ſelbſt enthalten, oder vielmehr die Frucht iſt der Kelch, in welchem die Blüthe und die Saamen verborgen ſind.

Hier iſt die Beſchaffenheit der Befruchtungstheile des Feigenbaumes nach dem Linnäus, in *Gen. Pl.* 776. Der gemeinſchaftliche Blumenkelch oder die Feige ſelbſt, iſt birnenförmig, ſehr groß, fleiſchig, ausgehöhlt, oben mit vielen halblanzenförmigen, ſpitzigen, geſägten, eingebogenen Schuppen verſchloſſen. Seine innere Fläche iſt um und um mit Blümchen bedeckt, davon die äußern, oder die nächſt dem Rande des Kelches

ſtehen,

ſtehen, die männlichen ſind, deren es eine kleine Anzahl giebt; unter dieſen ſitzen die weiblichen, in großer Menge. Jede von den männlichen Blumen hat ihren Stiel und ihren eignen Kelch, der in drey (vier bis fünf) Theile geſpalten iſt, mit lanzenförmigen, geraden, gleichen Ausſchnitten, ohne Blumenkranz: ſie hat drey Staubfäden (oder fünf, nach dem Pontedera;) welche borſtengleich, ſo lang als der Kelch, und mit zweyfachen Staubfachen verſehen ſind; zwiſchen dieſen Staubfäden befindet ſich eine gewundene abfallende unvollkommene Frucht. Die weiblichen Blumen ſitzen jede auf einem Stiele und haben einen eignen fünfſpaltigen Kelch, mit lanzenförmig zugeſpitzten, geraden und bey nah gleichen Ausſchnitten, aber ohne Blumenkranz.

Auf dem eyförmigen Eyerſtocke, welcher von der Größe des eignen Kelches iſt, ſtehet ein pfriemenförmiger, eingebogner Griffel, der aus dem Eyerſtock an der Seite ſeiner Spitze entſteht, und ſich in zwo zurück gebeugte Spitzen endiget, davon eine kürzer iſt als die andre. Der ſchiefe Kelch enthält einen einzigen, großen, rundlichen und gedrückten Saamen.

Das, was die Alten von der Caprification oder der Art die Feigen zur Reife zu bringen, geſchrieben haben, iſt gewiß verwundernswerth; und Tournefort hat es durch ſeine eignen Beobachtungen beſtätiget.

Auf den Inſeln des Archipelagus cultivirt man zwo Arten von Feigenbäumen; die eine Art iſt der

zahme

zahme Feigenbaum, welcher viel Früchte trägt, die aber verderben würden, wenn man ſie nicht durch fleißige Wartung zur Reife brächte; die andre iſt der wilde Feigenbaum, welcher von den alten Griechen ἐρινεὸς, heut zu Tage von den griechiſchen Einwohnern dieſer Inſeln Ορνος, von den Lateinern Caprificus genennt wird. Dieſer Feigenbaum trägt drey Arten von Früchten, die aber niemals reif werden, ſondern nur die Reife der zahmen Feigen zu beſchleunigen dienen.

Dieſe drey Arten heißen Fornites, Cratitires und Orni. Nach den erſten folgen die Cratitires, nach dieſen die Orni, und vermittelſt dieſer letztern werden die Feigen caprificirt oder zur Reife gebracht.

Die Art, wie dieſe Caprification angeſtellt wird, erzählt Tournefort in den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, vom Jahr 1705.

Die Fornites erſcheinen im Monat Auguſt und wachſen bis zum November, doch ohne reif zu werden. Unterdeſſen werden ſie von einigen Inſekten geſtochen, weswegen ſie in kurzer Zeit voll Würmer ſind. Wenn dieſe Würmer im October und November ſich in Mücken verwandelt haben, ſtechen ſie die zwoten Früchte, Cratitires genannt, welche zu Ende des Septembers zum Vorſchein kommen: und die Fornites fallen nach und nach ab, nachdem ſie von ihren Würmern verlaſſen worden. Die Cratitires aber, welche voll Würmer und Mücken ſind, bleiben bis auf den nächſten May auf dem Baume, zu welcher Zeit die

dritte

dritte Art von Früchten erſcheint, und zwar auf eben dem Baume, welcher die beyden vorhergehenden herfürgebracht. Dieſe dritten Früchte heißen Orni und ſind viel dicker, als die andern. Wenn ſie eine gewiſſe Größe erlangt haben, und ſich am Nabel zu öffnen anfangen, werden ſie von den Mücken verwundet, die, nachdem ſie die Cratitires verlaſſen haben, ihre Eyer in dieſe Früchte legen. Endlich, gegen die Monate Junius und Julius ſammlen die Landleute die Ornos zu derjenigen Zeit, wenn ihre Mücken bald auskriechen wollen, und hängen ſie auf die zahmen Feigenbäume. Alsdann kriechen die Mücken aus den Ornis heraus und ſtechen die zahmen Feigen, und bringen ſie innerhalb vierzig Tagen zur Reife. Wofern man die Zeit verfehlt, ſo fallen die Orni ab und die zahmen Feigen bleiben unreif und fallen gleichfalls in kurzer Zeit ab.

Die friſchen Feigen, ſo auf dieſe Weiſe reif geworden, ſind gut zu eſſen und geben eine nicht unangenehme Nahrung: allein die Bauren, welche auf den Inſeln des Archipelagus wohnen, pflegen ſie etliche Tage an die Sonne zu legen und hernach im Backofen zu dörren; ſie eſſen ſie als ihre gewöhnliche Nahrung zum Gerſtenbrodte. Jedoch ſind ſie viel ſchlechter als diejenigen Feigen, ſo man in der Provence, in Italien und Spanien trocknet; weil ihnen die Ofenwärme einen unangenehmen Geſchmack giebt. Unterdeſſen iſt die Wärme des Feuers, die Mückeneyer zu zerſtören,

nöthig;

nöthig; ſonſt würden dieſe Früchte in kurzem voll Würmer ſeyn und verderben.

Man kann die Arbeit und Geduld der Landleute nicht genug bewundern, welche mehr als zween Monate anwenden, die Neſter dieſer Mücken, nämlich die Ornos zu ſuchen und ſie, nachdem ſie reifen, zu ſammlen, um ſie von dem wilden Feigenbaume auf den zahmen zu tragen. Dieſe Arbeit aber bleibt ihnen nicht unbelohnt: denn die zahmen Feigenbäume, die in der Provence kaum fünf und zwanzig Pfund Feigen bringen, pflegen ihrer mehr als zweyhundert und achtzig Pfund zu tragen, wenn ſie auf dieſe Weiſe cultivirt werden.

Die Feigen, ſie mögen friſch oder getrocknet ſeyn, dienen zu einer ſehr gewöhnlichen Nahrung, vornehmlich in den mittäglichen Ländern. Die friſchen, wofern ſie nur reif ſind, laſſen ſich viel geſchwinder und leichter verdauen, als alles andre Obſt. Galen erzählt, er habe ſich der Geſundheit wegen von ſeinem acht und zwanzigſten Jahre an bis in ſein Alter alles Obſtes enthalten, ausgenommen völlig reifer Feigen und Roſinen. Sie nähren mittelmäßig, erweichen den Leib, dienen den Lungen, den Nieren und der Blaſe. Sie haben eine reinigende und den Grieß abführende Kraft; aber ſie machen kein allzu gutes Blut. Wenn man ſie allzu häufig gebraucht, verurſachen ſie Blähungen, und ſchaden der Leber und der Milz, und machen ein ſchlaffes, aufgedunſtenes und ſchwammiges Fleiſch. Perſonen, die mit Verſtopfungen der Eingeweide beladen, und ſolche,

deren Stühle ſehr flüßig ſind, müſſen ſich für den Feigen in Acht nehmen.

Wenn man aber Feigen gegeſſen hat, ſo muß man bald darauf viel trinken, damit ſie ſich nicht im Magen oder in den Gedärmen feſt ſetzen: denn ſie gehen leicht in die Fäulniß über, wenn ſie ſich allzu lange darinn aufhalten, und zünden Fäulnißfieber an.

In der Medicin werden die trocknen Feigen öfter gebraucht, als die friſchen. Die Aerzte ſtimmen darinn überein, daß ſie den Beſchwerungen der Bruſt und der Lungen, dem kurzen Athem, und dem Huſten zuträglich ſind. Denn vermittelſt ihres Honigſaftes öffnen ſie den Leib, inſonderheit wenn man ſie vor den andern Speiſen nimmt; ſie kochen, zeitigen und führen die dicken Feuchtigkeiten ab, die den Lungen beſchwerlich ſind: ſie befreyen die Nieren vom Grieß und lindern die Schmerzen der Blaſe. Die ſchwangern Weiber glauben, daß ſie leichter gebähren, wenn ſie etliche Tage vor der Geburt Feigen eſſen; kurz vor der Geburt aber pflegen ſie dieſelben öfters geröſtet oder gebraten zu eſſen. Sie befördern den Ausſchlag auf der Haut, oder die Blätterchen, die Bläschen und den Schweiß; weswegen ſie von vielen Aerzten in Decocten für die Pocken und Maſern der Kinder verſchrieben werden. Einige rathen auch das Decoct von Feigen in der Bleykolick häufig zu trinken: eben dieſes Decoct zeitiget die Geſchwulſten und Geſchwüre des Halſes, wenn man ſich oft damit gurgelt. Galen ſchreibt den

Feigen

Feigen eine Kraft den tödtlichen Giften zu wider=ſtehen zu; und Mithridates bereitete aus den Fei=gen den vortrefflichen Gegengift, womit er ſich wi=der allen Gift verwahrte.

Dieſes Mittel beſtund aus zwanzig Rautenblät=tern, zwoen trocknen Feigen und eben ſo viel ge=trockneten Welſchennüſſen, welches alles mit einem Gran Salz unter einander gerieben wurde.

Galen, Paul Aegineta, Oribaſius und viele von den Neuern glauben, daß der öftere Gebrauch der trocknen Feigen Läuſe herfürbringe. Unterdeſ=ſen merkt Athenäus an, *L. 2. Deipnoſoph.* daß die Philoſophen und Redner Anchimolus und Moſchus, welche in Elis lebten, mit dieſer Krank=heit keinesweges behaftet geweſen, ungeachtet ſie ihr ganzes Leben hindurch Waſſer getrunken und nichts als Feigen gegeſſen hätten. Jedoch ſetzt er hinzu, ihr Schweiß habe ſo übel gerochen, daß in den Bädern alle vor ihnen geflohen wären. Des=wegen erinnert Simon Pauli diejenigen, deren Schweiß unter den Achſeln einen bockſtinkenden Geruch hat, ſich der Feigen gänzlich zu enthalten. Sie verdünnen die Galle und bringen ſie in Jäh=rung; daher ſagt man, daß ſie zu Galle werden, wie der Honig, der Zucker und alle übrige ſüße Sachen. Sie ſind alſo choleriſchen Perſonen nicht dienlich; und man muß ſie in Gallenfiebern und in der Entzündung der Leber oder der Milz meiden. Man verſchreibt ſie der Zahl nach zu fünf oder ſechs Stücken zu jedem Pfund Bruſttrank. Al=lein man muß ſich in Acht nehmen, daß man nicht

zuviel von den trocknen Feigen oder den andern Früchten, von denen wir oben gehandelt, zu den Decocten nehme: denn ſonſt würden dieſe zu ſchleimig und dick werden, den Magen beſchweren und nicht leicht durch die Urinwege gehen.

Nimm von trocknem, geraſpelten und geſtoßnen Süßholz eine Drachme; trockne Feigen, zwölf Stück. Koche ſie in einem Pfund gemeinen Waſſers bis zur Hälfte. Seige es durch und mache einen Julep, welchen man in heftigem Huſten, die Schärfe der Säfte zu dämpfen und den Auswurf zu befördern Löffelweis geben kann.

Nimm trockne Feigen, zwo Unzen. Stoße ſie und laß ſie einen Tag lang in anderthalb Pfund Weingeiſt maceriren. Drücke die Tinctur aus und koche ſie bis zur Conſiſtenz eines Syrups. Gieb dem Kranken Löffelweis davon, im Huſten, in der Heiſcherkeit und Engbrüſtigkeit.

Nimm zwo bis drey trockne Feigen. Macerire ſie die Nacht über in Branntwein, und gieb ſie den Engbrüſtigen des Morgens zu eſſen.

Nimm Hyſſopblätter, eine Handvoll, trockne Feigen, ſechs Stück. Koche ſie in zwey Pfunden klaren Waſſers, daß die Hälfte davon einkoche. Seige das Decoct durch und gieb es im Anfalle der Engbrüſtigkeit warm zu trinken.

Nimm gereinigten und abgewaſchnen Reiß, eine halbe Unze, trockne Feigen und Datteln, aus denen man die Kerne genommen, von jeden ſechs Stück; rothe und ſchwarze Bruſtbeeren,

von jeden zwölf Stück; von den Körnern gereinigte Roſinen, ſechs Drachmen; Lungenkraut und Frauenhaar (capillus Veneris) von jedem eine Handvoll; Huflattichblumen und Klapperroſen, von jeden ſo viel, als man mit drey Fingern faſſen kann; trocknes, geraſpeltes und geſtoßnes Süßholz, anderthalb Drachmen. Koche es alles in ſechs Pfunden gemeinen Waſſers, daß das Drittheil einkoche; ſeige dieſen Brusttrank durch.

Nimm geraſpelt Hirſchhorn eine halbe Unze, trockne Feigen, ſechs Stück; Fenchel- und Akeleyſaamen, von jedem zwo Drachmen. Mache ein Decoct mit einer genugſamen Menge gemeinen Waſſers, gläſerweis warm zu trinken, um den Ausbruch der Pocken und Maſern zu befördern.

Nimm gute trockne Feigen, zwölf Stück. Schneide ſie klein und macerire ſie zwo bis drey Stunden in einem Pfund warmer Milch. Hernach laß ſie gelind kochen; das durchgeſeigte Decoct hebe zum Gebrauch auf, als ein Gurgelwaſſer in der Entzündung des Halſes und der Mandeln.

Die trocknen Feigen, entweder gebraten oder in Milch gekocht und äußerlich als ein Cataplaſma aufgelegt, bringen die Geſchwulſten zur Reiſe oder zertheilen dieſelben, und zeitigen und öffnen die Eytergeſchwüre. Wenn man ſie mit Sauerteig und Salz vermiſcht, ſo bringen ſie die Peſtbeulen in kurzer Zeit zum Schwären: geröſtet oder ge-

braten zeitigen ſie die Geſchwulſten des Zahnfleiſches. Wenn man ſie auf die ſchmerzhafte güldne Ader legt, lindern ſie ſo gleich die Schmerzen.

Sechſter Artikel.

Von den Myrobalanen.

Die Myrobalanen, Myrobalani, *Off.* ſind Früchte, die unter einander ſehr verſchieden und getrocknet ſind, und aus fremden Ländern zu uns gebracht werden. Den alten Griechen ſind ſie nicht bekannt geweſen; die Araber haben ſie zuerſt in der Medicin gebraucht; und unter den neuern Griechen hat ſie Actuarius allein gekannt. Man muß aber die Myrobalanen von dem Myrobalano *Plinii* unterſcheiden, welches itzt in den Apotheken Glans unguentaria oder Nux Ben, und von dem Dioſcorides Βάλανος μυρεψικὴ genennt wird, wovon wir an ſeinem Orte reden werden.

Avicenna und Serapio nennen vier Arten von Myrobalanen, denen ſie den Namen Helilegi geben; die gelben oder citronenfarbigen, die ſchwarzen oder indianiſchen, die chebuliſchen und chineſiſchen. Die gelben und die ſchwarzen hielten ſie für einerley Art, nur daß ſie in Anſehung der Reife von einander verſchieden wären; ſie glaubten nämlich, die unreifen wären gelb, die reifen

aber

aber ſchwarz: und dieſe wurden wegen ihrer Farbe auch indianiſche genennt. Diejenigen aber, ſo die chineſiſchen hießen, ſind uns itzt gänzlich unbekannt, wofern man nicht mit dem Garzias glaubt, daß es eben die ſind, welche die embliſchen oder aſchfarbigen genennt werden. Sie zählen aber die Belliriſchen und Embliſchen nicht zu den Myrobalanen: denn von dieſen handeln Serapio und Avicenna beſonders. Nachgehends aber hat man dieſe beyden Früchte unter die Myrobalanen gerechnet, indem man die Chineſiſchen, als unbekannte, weggelaſſen. Die Neuern haben alſo fünf Arten von Myrobalanen beſtimmt, welche man noch in den Apotheken findet und deren man ſich in der Medicin bedienet; nämlich die gelben oder citronfarbigen, die Indianiſchen oder ſchwarzen, die Chebuliſchen oder die großen ſchwarzbraunen, die Belliriſchen, und die Embliſchen oder aſchfarbigen. Dieſe fünf Arten ſind Früchte von ganz verſchiednen Bäumen, und nicht, wie einige glauben, von einem und eben demſelben Baume. Man bringt uns dieſe Früchte aus Oſt-Indien.

Die gelben Myrobalanen, Myrobalani citrinae, *Off.* Myrobalani teretes citrini bilem purgantes, *C. B. P.* 445. Helilegi Azafar, *Arab.* Μυϱοβάλανα ξανθὰ, *Actuar.* franz. Myrobalans citrins, ſind trockne, länglich runde, birnenförmige Früchte, funfzehn Linien lang, neun Linien breit, oben und unten ſtumpf, von Farbe gelb. Sie ſind gemeiniglich durch fünf große Streifen von einem Ende bis zum andern, und durch eben ſo viel kleinere,

nere, die zwiſchen den großen laufen, unterſchiedenen. Die äußere Rinde iſt ſchleimig und gleichſam gummös, anderthalb Linien dick, bitter, herb und ein wenig ſcharf. Mitten innen liegt eine eckige, längliche, runzliche Nuß, deren Farbe heller, und deren Kern weiß und mit einer zarten gelblichen Haut umgeben iſt. Man wähle die, ſo ſchwer, friſch und gummös ſind.

Man bedient ſich nur der Rinde oder des getrockneten Fleiſches: die Nuß, welche holzig iſt, wird gemeiniglich verworfen. Dieſe Früchte wachſen auf einem Baume, der von der Größe des wilden Pflaumenbaums iſt, und deſſen Blätter nach Art derer des Eſchenbaums oder des Spierlings (Sorbus) paarweiſe geſtellt ſind. Dieſer Baum heißt Arbor Myrobalanifera Sorbi foliis, *Jonſton. Dendrol.* Wir haben keine genaue Beſchreibung davon.

Die großen ſchwarzbraunen Myrobalanen, Myrobalani Chebulae, *Offic.* Myrobalani maximi, oblongi, anguloſi, pituitam purgantes, *C. B. P.* 445. Helilegi Kebuli, *Arab.* Μυροβάλανα κεβουλὰ, *Actuar.* franz. Myrobalans chebules; ſind getrocknete Früchte, den gelben ähnlich, nur größer und haben mehr die Figur einer Birne. Sie ſind, wie die vorhergehenden, mit fünf Streiſen oder Ribben verſehen, runzlich, auswendig ſchwarzbraun, innwendig dunkelroth, von Geſchmack wie die gelben; doch iſt ihr Fleiſch viel dicker und enthält eine eckige, dicke, runzliche Nuß, mit einem

ſaftigen, länglichen Kerne, von Geſchmack wie die vorhergehenden.

Man wähle die friſchen, großen, vollen, nicht ſehr runzlichen, ſchweren, deren Rinde oder Fleiſch ſchleimig und ſchwer zu zerbrechen iſt.

Der Baum, ſo dieſe Früchte trägt, hat einfache nicht gepaarte Blätter, des Pfirſchbaumes ſeinen ähnlich. Er heißt Arbor Myrobalanifera Perſicae folio, *Jonſton. Dendrol.* Wir haben keine Beſchreibung davon. Johann Veslingius, in ſeinen Anmerkungen über des P. Alpin Buch von den Pflanzen in Aegypten, beſchreibt einen andern Baum unter dem Namen Myrobalani Chebuli, welchen man in der Stadt Cairo cultivirt, der aber von jenem gänzlich unterſchieden iſt. Denn er trägt gepaarte Blätter, die auf einem gemeinſchaftlichen Stiele ſtehen und rundlich, ſtumpf zugeſpitzt und den Pferſichblättern völlig unähnlich ſind. Seine Aeſte ſind mit langen, ſehr ſpitzigen und feſten Stacheln beſetzt. Ich will nicht verſichern, daß es der wahre Baum der groſſen ſchwarzbraunen Myrobalanen ſey.

Die indianiſchen oder ſchwarzen Myrobalanen, Myrobalaui Indicae ſeu nigrae, *Offic.* Myrobalani nigrae octangulares, *C. B. P.* 445. Myrobalani Indae, nigrae, ſine nucleis, *I. B.* t. 1. 204. Helilogi Aſuad, *Arab.* Μυροβάλανα Ἰνδικὰ ἢ δαμασώνια, *Actuar.* franz. Myrobalans Indiens ou noirs; ſind getrocknete Früchte, kleiner als die gelben, neun Linien lang, vier bis fünf Linien breit, vielmehr runzlich als geſtreift, an beyden

Enden ſtumpf, von außen ſchwarz, von innen glänzend wie Bergharz oder Pech, feſt, mit einer Furche innwendig ausgehöhlt. Daher ſcheinen ſie vielmehr unreife, als reife, Früchte: denn dieſe Aushöhlung ſcheint für den Kern beſtimmt zu ſeyn, und in der That findet man in einigen einen unvollkommenen. Sie haben einen ſäuerlichen, herben, bitterlichen Geſchmack mit einer gelinden Schärfe; ſie hängen den Zähnen an und ziehen den Speichel zuſammen. Man findet bisweilen in den Apotheken unter dieſen Myrobalanen andre Früchte, die viel eckichter, etwas größer und mit einer Nuß verſehen ſind. Dieſe ſcheinen auch indianiſche Myrobalanen zu ſeyn, die aber zur Reife gekommen. Man wähle die friſchen, ſchwarzen, ſchweren, deren Fleiſch hart, feſt und dicht iſt.

Der Baum, welcher ſie trägt, gleicht an Größe dem wilden Pflaumbaum, und ſeine Blätter ſind den Weidenblättern ähnlich. Er heißt Arbor Myrobalanifera Salicis folio, *Jonſton. Dendrol.*

Die belliriſchen Myrobalanen, Myrobalani Belliricae, *Off.* Myrobalani rotundae Belliricae, *C. B. P.* 445. Belilegi, *Arab.* *Μυροβάλανα Βελλεριϰὰ*, *Actuar.* franz. Myrobalans Bellirics; ſind rundliche, ein wenig eckige Früchte, welche die Figur und einigermaßen auch die Farbe einer Muſcatennuß haben, aber etwas ins gelbe fallen und bey nah einen Zoll lang, ungefähr zehn Linien breit ſind. Sie endigen ſich in einen etwas dicken Stiel, wie die Feigen; ihre Rinde iſt bitter, herb,

an-

anziehend, einer Linie dick, weich, und enthält eine Nuß von viel hellerer Farbe, mit einem rundlichen, zugeſpitzten und einer Haſelnuß ähnlichen Kerne. Man wähle die, ſo friſch ſind, deren Rinde dicht, das Fleiſch aber weniger feſt iſt, als in den großen ſchwarzbraunen oder gelben.

Der Baum, welcher ſie trägt, heißt Arbor quae Myrobalanus Lauri folio ſubcineritio, *Jonſton. Dendrol.* Seine Blätter gleichen den Lorbeerblättern, nur ſind ſie bläſſer; und er ſelbſt hat die Größe des wilden Pflaumbaumes.

Die aſchfarbigen Myrobalanen, Myrobalani Emblicae, *Off.* Myrobalani Emplicae in ſegmentis nucleum habentes, anguloſae, *I. B.* t. 1. 206. Amlegi vel Emlegi, *Arab.* Μυροβάλανα Εμπελιτικὰ vel Εμπλικὰ, *Actuar.* franz. Myrobalans Emblics; ſind getrocknete, beynahe ſphäriſche, durch ſechs Winkel unterſchiedne Früchte, dunkel aſchfarbig, die einen halben Zoll im Durchſchnitt haben, ob man gleich zuweilen größre findet. Sie enthalten unter einem weichen Saamenbehältniß, das, wenn es reif iſt, in ſechs Theile aufſpringt, eine leichte, weiße, eckichte Nuß, von der Größe einer Haſelnuß, ſo in drey Zellen getheilt iſt, und wenn ſie reif geworden ſich in drey Theile öffnet. Man bringt uns gemeiniglich die Stücken des Saamenbehältniſſes oder des getrockneten Fleiſches: ſie ſind ſchwärzlich, von Geſchmack ſäuerlich, herb, mit einer gelinden Schärfe. Man wähle die aſchfarbigen Myrobalanen, welche friſch, fleiſchig, dick und ſchwer ſind.

Der

Der Baum, ſo dieſe Früchte trägt, heißt Arbor Myrobalanifera foliis minutim inciſis, *Jonſton. Dendrol.* Er übertrifft die andern nicht nur durch ſeine Höhe, ſondern er iſt auch von ihnen durch die Figur ſeiner Blätter ſehr unterſchieden: denn dieſe ſind ſehr fein eingeſchnitten und nicht lang. Man findet keine genaue Beſchreibung davon. Samuel Dale, in ſeiner Pharmacologie, glaubt, daß es der Baum ſey, welcher unter dem Namen Arbor Nilicamara im Horto Malabarico Vol. 1. beſchrieben iſt. Rajus aber hält dafür, es ſey derjenige Baum, welcher in eben dem Horto Malabarico Vol. 4. Tanus genennt wird. Allein, man kann dieſes nicht mit Gewißheit behaupten.

Die Indianer brauchen dieſe Myrobalanen das Leder zu färben und Dinte zu machen. Sie eſſen dieſelben auch in Salzwaſſer eingeweicht, um den Appetit zu erwecken.

Alle Arten der Myrobalanen wachſen in Oſt-Indien, nämlich in Bengala, Cambaya und Malabarien.

Das Waſſer, worinn man die Myrobalanen macerirt hat, giebt dem blauen Papier eine Purpurfarbe, wegen des weſentlichen ſauren Salzes, ſo in dieſem Waſſer enthalten iſt.

Die Myrobalanen geben alle in der chemiſchen Unterſuchung eine große Menge Schwefel und viel ſaure Feuchtigkeit, aber ſehr wenig von fixem Salze, mit vieler Erde vermiſcht. Ferner, da das Waſſer, worinn die Myrobalanen macerirt worden,

den, das blaue Papier purpurroth färbt: ſo iſt daraus zu ſchließen, daß die anziehende Kraft dieſer Früchte von einem weſentlichen alaunartigen Salze herrührt, ſo mit öligen Theilen mittelmäßig verhüllt iſt. Dieſes beweiſt auch ihr anziehender Geſchmack.

Faſt alle Aerzte rechnen die Myrobalanen unter diejenigen Arzneymittel, welche den Leib ohne Gefahr öffnen. Denn ob ſie gleich eine purgierende Kraft haben, ſo verurſachen ſie doch keine Verminderung der Kräfte, noch ſonſt eine Beſchwerlichkeit; ſondern ſie ſtärken durch ihre anziehende Eigenſchaft die Eingeweide, ja den ganzen Körper. Deswegen rühmt man ſie als ein ſpecifikes Mittel in Bauchflüſſen und der rothen Ruhr, wo man zugleich purgieren und zuſammenziehen muß. Sie dämpfen oder verbeſſern auch alle diejenigen Purgiermittel, welche Schmerzen verurſachen. Daher vermiſcht man ſie nicht ohne Nutzen mit dem Scammonio und andern heftigen Purgiermitteln. Nur wirft man ihnen vor, daß ſie die Verſtopfung und Verhärtung der Eingeweide vermehren: und daher verbietet man ſie ſolchen Perſonen zu geben, die mit Verſtopfungen beladen ſind.

Man verſchreibt ſie alle zuſammen zu gleichen Theilen, und giebt ſie alſo mit einander vermiſcht zu einer oder anderthalb Unzen in der Infuſion oder in einem gelinden Decoct: in Subſtanz aber zu drey bis vier Drachmen, doch ſelten. Denn man verſichert, daß ſie in Subſtanz genommen keinesweges purgieren, ſondern ſtark zuſammenziehen.

Das

Das Infuſum führt gelind ab, ohne einiges Anziehen: das Decoct purgiert ſtärker und iſt zugleich anziehend. Das Pulver, ſo man davon macht, nachdem man ſie zuvor geröſtet hat, zieht ſehr ſtark zuſammen, und purgiert ganz und gar nicht. Ueberdieß dienen die Myrobalanen die wackelnden Zähne zu befeſtigen, wenn man ſich mit ihrem Decoct den Mund öfters ausſpühlt. Man verſchreibt ſie mit gutem Erfolg in den Krankheiten der Augen, und in Erſchlaffung des Magens, der Leber und übrigen Eingeweide, um ihre Faſern zu befeſtigen. Meſue preiſt ſie ſo ſehr an, daß er ſagt, ihr Gebrauch verzögere das Alter und erhalte den Körper in einer jugendlichen Blüthe.

Nimm vom Pulver der gelben Myrobalanen eine Drachme; pulveriſirte Rhabarbar, eine halbe Drachme; Syrup. de Cichor. compoſ. ſo viel genug iſt. Mache einen Purgierbiſſen für den Bauchfluß.

Nimm von geröſteten und pulveriſirten gelben Myrobalanen eine Drachme; Muskatennuß eine halbe Drachme; Laudanum opiatum, einen halben Gran; Conſerve von rothen Roſen, eine genugſame Menge. Mache einen Bolum, welcher anziehend iſt, wider den Bauchfluß.

Nimm von den fünf Myrobalanen, grob geſtoßen, von jeden eine Drachme; Rhabarbar eine Drachme. Macerire ſie ſechs Stunden in ſechs Unzen heißen Waſſers. Seige es durch, und thue zu dem Durchgeſeigten eine Unze Syrup

rup von weißen Roſen. Mache ein Laxiertränkchen, im Bauchfluſſe.

Nimm von den fünf Myrobalanen, zu grobem Pulver gemacht, von jeden zwo Drachmen; rothe Roſen, drey Drachmen. Macerire ſie in zwey Pfunden gemeinen Waſſers über warmer Aſche. Zu dem Durchgeſeigten thue eine Unze Syrup von Saurachbeeren oder von Granatäpfeln. Der Kranke trinke davon gläſerweis in Blut- und Bauchflüſſen.

Nimm von geſtoßnen gelben Myrobalanen zwo Drachmen. Macerire ſie in Roſen- und Wegerichwaſſer, von jedem drey Unzen. Das Durchgeſeigte brauche als ein Augenwaſſer in einer anfangenden Ophthalmie.

Man nimmt die Myrobalanen zur Confection Hamech, zu den Pilulis aggregativis, Pilulis lucis, Pilulis ſine quibus, und Pilulis tartareis *Quercetani*.

Nachdem wir die Arten der Myrobalanen abgehandelt haben, wollen wir noch einer ausländiſchen Frucht erwähnen, die oft mit den gelben Myrobalanen vermiſcht gefunden und vom Samuel Dale für eine unvollkommene gelbe Myrobalane gehalten wird, die durch den Stich eines Inſects verdorben iſt.

Die Frucht heißt die bengaliſche Bohne, Faba Bengalenſis, Myrobalani ſpecies a nonnullis credita, *Samuel Dale*, *Raii Dendrol.* 134. Faba Bengalenſis, *Anglor.* Es iſt ein dichter, runzlicher, runder, platter, nabelförmig ausgehöhlter

Aus-

Auswuchs, ungefähr einen Zoll breit, auswendig braun, innwendig ſchwärzlich; von Geſchmack ſtyptiſch und anziehend, ohne Geruch.

Marloe, ein engliſcher Arzt, iſt der erſte, ſagt Samuel Dale, der dieſes ausländiſche Arzneymittel und deſſen Gebrauch unter dem räthſelhaften Namen der bengaliſchen Bohne der gelehrten Welt bekannt gemacht hat. Deswegen haben einige geglaubt, daß es die bengaliſche Frucht, *Cluſii exoticor.* lib. 2. cap. 14. ſey: andre haben ſie für eine Art von Myrobalanen gehalten, andre für die Blume des gelben Myrobalanbaumes; weil man ſie oft mit dieſen Früchten vermiſcht findet. Allein Samuel Dale glaubt, die bengaliſche Bohne ſey ein Auswuchs, welcher durch den Stich irgend eines Inſects verurſacht worden, oder es ſey vielmehr die geſtochene gelbe Myrobalanfrucht ſelbſt, die durch dieſen giftigen Stich eine monſtröſe Geſtalt bekommen hat. Denn man bemerkt öfters, daß die Pflaumen von einem ſolchen Stiche eines Inſects ihre natürliche Figur verliehren und innwendig hohl werden, ohne einigen Kern zu haben.

Die bengaliſche Bohne iſt ſehr anziehend, und in allen Blutflüſſen, beſonders in der Blutſtürzung den Auswurf zu hemmen dienlich, indem ſie das Blut ein wenig verdickt, die Oeffnungen der Blut- und Pulsadern zuſammenzieht, die zerrißnen Theile conſolidirt und die ſcharfen corroſiviſchen Säfte dämpfet.

Sieben-

Siebender Artikel.

Von der Coloquinte.

Die Coloquinte heißt Colocynthis et Pulpa Colocynthidos, *off.* Κολοκυνθίς et *Gal.* Σικυώνει et Σικυωνεις σπόγγον, *Hippocrat.* Hanthal, *Arab.* Kandel, *Serap.* Fel terrae, et Nex plantarum, *Quorund.* franz. Coloquinte, ou Pommes de Coloquinte. Es iſt eine kugelrunde Frucht, von der Größe einer Pomeranze; deren getrocknetes Fleiſch ſchwammig und gleichſam häutig iſt und aus kleinen Blättern beſteht, trocken weiß und ſehr leicht. Man bringt uns dieſes Coloquintenfleiſch, nachdem man vorher ſeine gelbliche Rinde abgeſchält. Es hat einen ſehr bittern, ſcharfen, ekelhaften Geſchmack, welcher die Kehle verletzt. Inwendig enthält es kleine, platte, harte, weiße oder röthliche Saamen, von der Größe der Gurkenſaamen, doch runder, aufgeſchwollener und härter. Man bringt uns die Coloquinten aus Aleppo. Man wähle das Mark davon, welches weiß, trocken, ſchwammig, glatt und ſehr bitter iſt.

Die Pflanze, ſo dieſe Frucht trägt, heißt Colocynthis fructu rotundo minor *C. B. P.* 313. Sie breitet ſich über der Erde mit rauhen und ſtreifigten Ruthen aus. Ihre Blätter ſtehen einzeln an langen Stielen, von einander entfernet; ſie ſind rauh,

weißlich, haarig, wie die Blätter der Waſſermelone getheilt, doch kleiner; und an ihren Fügungen wachſen gewundene Stiele oder Gabeln. Die Blumen ſind gelblicht, glockenförmig, ausgebreitet, fünfſpaltig; einige davon ſind unfruchtbar und haben keinen Eyerſtock: andre ſind fruchtbar und ſtehen auf einem Kelch und Eyerſtocke, welcher ſich hernach in eine kugelrunde Frucht, ſo groß wie eine Pomeranze, verwandelt, ſo Anfangs grün, wenn ſie aber ihre völlige Reife erlangt hat, gelblich iſt und einen ſehr widrigen Geruch und ausnehmend bittern Geſchmack hat. Sie enthält unter einer dünnen häutigen Rinde ein weißes, ſchwammiges und gleichſam häutiges Mark oder Fleiſch, welches in drey Theile getheilt iſt, deren jeder zwo Zellen hat, in welchen Saamen, der Gurken ihren ähnlich liegen, nur ſind ſie runder, aufgeſchwollener und härter, und enthalten einen weißen, ölichten und ſüßen Kern. Dieſe Pflanze wächſt auf den Inſeln des griechiſchen Meeres und auf der orientaliſchen Seeküſte.

In der chemiſchen Unterſuchung ſind aus zwey Pfunden und ſieben Unzen Coloquinten, aus denen man die Saamen genommen, neun Unzen und ſieben und eine halbe Drachme klares Waſſer, ohne Geruch und Geſchmack, gegangen; welches aber doch ein wenig alkaliſches urinöſes Salz enthielt, weil es die Solution des corroſiviſchen Sublimats trüb und etwas milchig machte: drey Unzen und drittehalb Drachmen einer brenzlichriechenden, röthlichen, ſowohl ſauren als urinöſen Feuchtigkeit: eine

Unze,

Unze, ſechs und eine halbe Drachme urinöſen Spiritus: drey Unzen und zwölf Gran ſtinkendes, bitteres und ſcharfes Oel. Die ſchwarze Maſſe, ſo einer Kohle gleich in der Retorte zurück blieb und gar keinen Geſchmack hatte, wog zehn Unzen und vier und eine halbe Drachme; und nach einer achtſtündigen Calcination mit Reverberierfeuer war ſie nur vier Unzen und drittehalb Drachmen ſchwer. Man hat hieraus durchs Auslaugen drey Drachmen und ſechzig Gran blos alkaliſches und cauſtiſches Salz gezogen, welches aus der Solution des corroſiviſchen Sublimats ein ſehr gelbes Pulver zu Boden ſchlug. Der Verluſt der Theile in der Deſtillation hat ungefähr zwölf Unzen und eine Drachme, in der Calcination aber ſechs Unzen und zwo Drachmen betragen.

Die Beſtandtheile der Coloquinten, welche ſich in dieſer Unterſuchung offenbaren, machen mit einander vermiſcht eine harzig-gummöſe Subſtanz aus: nämlich, das alkaliſche Salz, ſo in den Coloquinten häufig enthalten iſt, verbindet ſich mit einem Theile des ſcharfen Oels zur Conſiſtenz eines Gummi, unterdeſſen daß ein andrer mäßiger Theil des Oels mit etwas wenigem ſauren Salz ein Harz formirt. Und aus dieſen, mit einander vermiſchten und mit Erde verdickten, Theilen erwächſt eine harzig-gumöſe und ſcharfe Subſtanz; welches alles durch verſchiedene Verſuche beſtätiget wird, ſo Herr Bouldüc, der königl. Akademie der Wiſſenſchaften Mitglied, mit den Coloquinten angeſtellt hat.

Man kann ſie in den Abhandlungen dieſer Akademie vom Jahr 1701 nachleſen.

Aus acht Unzen Coloquinten hat er bey nahe drey Unzen gummöſes Extract bekommen; und aus einer gleichen Menge von Coloquinten hat er mit Weingeiſt eine halbe Unze harziges Extract gezogen.

Als er Weingeiſt auf Coloquinten gegoſſen hatte, die ſehr lange Zeit in ſiedendem Waſſer macerirt worden, und deren gummöſe Subſtanz dadurch getrennt war: ſo konnte er keine Tinctur herausziehen. Im Gegentheil aber hat er aus Coloquinten, die er in Weingeiſte macerirt und deren harzige Tinctur er abgezogen hatte, noch zwo Unzen gummöſes Extract mit Waſſer ausgezogen. Das Decoct von Coloquinten gab in der Deſtillation ein klares Waſſer ohne Geruch und Geſchmack, welches keine purgirende Kraft beſaß. Allein, als man ſechs Pfund Moſt auf vier Unzen Coloquintenfleiſch gegoſſen und es zwölf Tage lang hatte jähren laſſen: ſo gab dieſe gejohrne Feuchtigkeit in der Deſtillation zuerſt acht Unzen einer ſpirituöſen, riechenden und von Geſchmack bittern Feuchtigkeit, hernach einige Theile einer minder bittern Feuchtigkeit, und alsdenn ein ganz unſchmackhaftes Waſſer.

Endlich, die im Kolben zurückgebliebene Feuchtigkeit nachdem ſie gehörig durchgeſeigt und bis zur Conſiſtenz eines dicken Extracts abgeraucht worden, ließ drittehalb Unzen gummöſe Materie zurück. Dieſes Extract iſt nicht aus den Coloquinten allein gezogen worden; ſondern auch aus einem großen

Theile von Sapa. Eine Unze von dieſer ſpirituöſen Feuchtigkeit, die man einem ſtarken Manne zu trinken gab, erweckte Ekel und Bauchgrimmen, ohne die geringſte Evacuation zu verurſachen. Allein zwo Unzen von eben dieſem Spiritu haben heftig und mit Bauchgrimmen purgiert. Zehn Gran vom Extract haben gelind abgeführt, ohne einige Gewalt oder Schmerzen. Das harzige Extract purgiert ſehr wenig; allein es verurſacht heftige Leibesſchmerzen: das gummöſe Extract aber bewegt gelinder und führt häufiger ab, doch ſtärker als das oben erwähnte Extract aus den gejohrnen Coloquinten.

Endlich, wenn man ein Pfund Coloquintenfleiſch, woraus man die Saamen genommen, in zwölf Pfunden klaren Waſſers ſechs bis acht Stunden kochen läßt, und es durchſeigt und ſtark auspreßt; alsdann eine gleiche Menge Waſſer von neuem auf die zurückgebliebene Maſſe gießt und es zwölf Stunden kocht und nachher durchſeigt; endlich das zurückbleibende Coloquintenfleiſch in acht Pfunden Waſſer vierzehn Stunden lang zum drittenmale kochen läßt, und das Decoct mit ſtarkem Auspreſſen durchſeigt: ſo wird das, was im Seigtuche bleibt, kaum ein Viertelpfund wiegen. Dieſe Decocte aber mit einander vermiſcht und bis zur Hälfte abgeraucht, und hernach erkältet, werden in eine feſte, dichte und ſchleimige Maſſe wie Leim zuſammengehen. Wenn man dieſe noch weiter abraucht, trocknet ſie zu einem dicken Extract, welches man mit einem weſentlichen aromatiſchen Oel befeuchten muß

und als ein wahres und vortreffliches Coloquinten-extract aufheben kann. Es purgiert gelinde, man kann es von vier bis zu funfzehn Gran geben.

Aus dieſem allen iſt zu ſchließen, daß die Coloquinten zweyerley Theile enthalten, von welchen ihre purgirende Kraft hauptſächlich herrührt; nämlich ölichte und ſalzigte ſcharfe Theile. Dieſe Principia findet man nicht in den Coloquinten allein, ſondern auch in allen andern heftigen Purgiermitteln, im Tabak, z. E. in der Nießwurzel und in andern. Denn dieſe Arzneymittel enthalten ein ſehr ſcharfes Oel, welches die Eigenſchaft hat, die Nerven zu reitzen und heftig zu erſchüttern. Denn wenn man z. E. nur den geringſten Tropfen Tabaksöl in die Wunde eines Thieres applicirt, ſo bekömmt dieſes alsbald Convulſionen durch den ganzen Körper und ſtirbt in kurzer Zeit während der Convulſionen. Auch nicht nur die ſtarken Purgiermittel beſitzen dieſes ſcharfe und den Nerven ſchädliche Oel; ſondern man entdeckt es auch in den meiſten bittern Vegetabilien, welche die Nerven gewiſſer Thiere, beſonders der Vögel, mit ſolcher Gewalt angreifen und in Zückungen ſetzen, daß ſie dieſelben tödten, wie man aus Wepfers Beobachtungen, in ſeinem Tractat vom Waſſer-Schierling ſehen kann. Die Bitterkeit aber dieſer Vegetabilien kömmt vornehmlich von einem ſcharfen Oel her, wie es die Unterſuchung derſelben beweiſt.

Die Wirkung der heftigen Purgiermittel hängt alſo vornehmlich von dieſen ölichten Theilen ab.

Denn

Denn ſie verurſachen in den Nervenhäuten der Gedärme und der andern Eingeweide ein gewaltiges Erſchüttern. Dadurch werden di Drüſen in allen Eingeweiden ſtark gedrückt, und die Säfte, ſo wegen ihrer Zähigkeit darinnen ſtocken, ausgepreßt und in die Gedärme getrieben. Hierzu trägt das andre Principium der Purgiermittel nicht wenig bey; nämlich, die ſcharfen ſalzigten Theile, ſowohl fixe, als flüchtige die man darinnen findet. Denn ſie dringen durch die kleinen Oefnungen in die Gefäße, vermiſchen ſich mit den Säften, löſen ſie auf und ſchmelzen ſie; ja, was noch mehr iſt, ſie machen oft die ganze Maſſe des Geblüths ein wenig flüßiger. Daher kömmt der häufige Zufluß der seröſen Säfte aus dem ganzen Körper in die Eingeweide, die ſchon von den öhlichten Theilen gereizt ſind: und daher kommen auch die häufigen Evacuationen nach eingenommenen Purgiermitteln. Allein dieſe häufigen ölichten Theile, ſo vermittelſt der ſauren Salze in eine harzige Subſtanz verdickt werden, reitzen die Nervenhäute noch ſtärker, indem ſie ſich darinn entwickeln und ausbreiten: daher entſtehen die Schmerzen in den Gedärmen und die krampfigten Bewegungen, worauf gar keine oder nur ſehr wenige Stühle erfolgen, wegen der Verdickung der Säfte. Hingegen die ſcharfen Salze, ſo dem größten Theil der gummöſen Subſtanz ausmachen und nur mit wenigen ölichten und ſehr entwickelten Theilen verbunden ſind, reitzen die Nervenhäute nicht ſo ſehr, als die Säfte, womit ſie ſich vermiſchen, auflöſen und flüßiger machen. Da ſie aber oft eine

harzige Reitzung nöthig haben, um in die erſchlaf-ten Gedärme zu wirken und durch dieſe Bewegung die aufgelöſten Säfte ſtärker fortzutreiben: ſo wirken deshalben die Purgiermittel deſto beſſer, wenn die harzigen Theile von den gummöſen nicht getrennet werden, als wenn man eine von dieſen beyden Subſtanzen beſonders und allein giebt.

Dieſe ölichten, bitteren und den Nerven ſchädlichen Theile, ſo in den Coloquinten häufig zu finden ſind, ſie mögen mit den ſauren Salzen eine gummöſe Subſtanz ausmachen, oder ſie mögen vermittelſt der Deſtillation von dieſen Salzen getrennet worden, oder dünner gemacht, oder durch die Gährung in einen ätheriſchen und ſehr ſubtilen Spiritum verwandelt worden ſeyn: ſo behalten ſie dennoch immer ihre Eigenſchaft: nämlich ihre Bitterkeit und die Nervenreizende Stärke, wie wir ſolches ſchon oben angemerkt haben.

Die Coloquinte iſt ein Arzneymittel, das eben ſo alt iſt, als die Arzneykunſt ſelbſt. Hippocrates, Dioſcorides, Galen, Plinius, die Griechen und endlich die Araber haben es ſehr wohl gekannt. Es iſt ein ſehr ſtarkes und heftiges Purgiermittel. Faſt alle Aerzte rühmen es, die dicken und verſchleimten Säfte, beſonders die pituitöſen, abzuführen; von denen ſie glauben, daß die Coloquinten ſie aus den verborgenſten und entfernteſten Theilen herausziehen. Paul Aegineta ſagt, die Coloquinten führten nicht ſowohl aus dem Blute, als aus den Nerven ab. Man räth den Gebrauch derſelben in eingewur-

gewurzelten und hartnäckigen Krankheiten, die weder der Lerchenſchwamm noch die Turbitwurzel heben gekonnt; in den Krankheiten der Nerven, der Gelenke, in der Verſtopfung der Eingeweide, in Kopfſchmerzen, in der eingewurzelten Hemikranie; im Schlagfluße, in der fallenden Sucht, im Schwindel, in Engbrüſtigkeit, ſchweren Athem, in kalten Gliederkrankheiten, im Lendenweh, in der Colik, ſo von Blähungen entſtanden, in der Waſſerſucht, dem Ausſatz, der Krätze, und endlich in allen Fällen, wo ein harter Knollen einen harten Keil erfordert, wie C. Hoffmann, ſagt. Denn wir curiren die ſchweren Krankheiten niemahls, weil wir uns beſtändig an lindernde Mittel halten, ſetzt ebenderſelbe nach dem Maſſaria hinzu. Auſſer der purgierenden Kraft ſcheinen einige Aerzte noch eine gewiſſe ſpecifike und blos alterirende Eigenſchaft in den Coloquinten erkannt zu haben; indem Scribonius Largus dieſelben beſonders rühmt, die Monatzeit zu befördern, ferner wider das Lendenweh und epileptiſche Zufälle; und Helmontius nennet die Coloquinten wegen ihrer zertheilenden Kraft ein vortreffliches Mittel wider die langwierigen Krankheiten.

Ueber die tödtliche oder wenigſtens ſehr gefährliche Eigenſchaft der Coloquinte ſtimmen die Aerzte auch mit einander überein. Denn ſie greift den Magen, die Eingeweide und den ganzen Körper ſehr heftig an; ſie verletzt die Nerven und erſchüttert ſie zuweilen ſehr ſtark; ſie öffnet die Adern und macht, daß das Blut heraus fließt; ſie nagt die Gedärme

und verurſacht grauſame Schmerzen darinn. Deswegen rathen einige, dieſes Arzneymittel als ein heftiges Gift, und welches ſchlimmer iſt als der Tod ſelbſt, wie C. Hofmann ſpricht, aus der Medicin gänzlich zu verbannen. Doch Simon Paulli iſt nicht ihrer Meynung: und er tadelt ſie ihrer Furchtſamkeit wegen; weil viele erfahrne Männer, deren Anſehen in der Medicin groß iſt, den Fußtapfen der Alten gefolgt ſind, und in hartnäckigen Krankheiten die Coloquinten mit glücklichem Erfolg gebraucht haben. Und in der That, dieſe Arten der Purgiermittel ſind die beſten Arzneyen, wenn man ſie nur gehörig, zu rechter Zeit und am rechten Orte braucht. Daher giebt Symphorianus Campegius den jungen Aerzten den Rath, daß ſie ſich der Coloquinten nicht bedienen ſollen; und er erlaubt ihren Gebrauch nur den alten und erfahrnen Practicis.

Die Griechen und Araber, ſowohl die alten, als die neuern, haben die Schädlichkeit der Coloquinten auf verſchiedene Weiſe zu verbeſſern geſucht. Erſtlich, indem ſie das Coloquintenfleiſch reiben und zu einem ſehr feinen Pulver machen: Zweytens, indem ſie Traganth, arabiſches Gummi, Maſtix und andre anziehende Sachen damit vermiſchen. Doch Dodonäus verwirft alles dieſes als ſchädlich, und glaubt, die Coloquinten würden durch Hinzuſetzung andrer Purgiermittel verbeſſert. Andre nehmen ſaure Feuchtigkeiten, ihre purgierende Kraft zu dämpfen: andre alkaliſche Salze, andre die Fermentation, andre die Putrefaction. Einige bereiten

Extracte

Extracte mit Weingeiſt oder mit Waſſer daraus. Allein da man die Coloquinten braucht, nicht um den Unterleib gelinde abzuführen, ſondern öfters um ſtark und häufig zu purgieren: ſo ſind die Präparationen, wodurch ihre purgirende Kraft allzuſehr geſchwächt wird, ganz und gar unnütz, und daher zu verwerfen. Uns ſcheinen nur diejenigen Verbeſſerungen dienlich zu ſeyn, durch welche die Subſtanz der Coloquinten verbreitet wird; damit ihre allzudicken Theile, wenn ſie ſich an die Häute der Gedärme hängen, dieſelben nicht allzuſehr reitzen, noch eine Entzündung daſelbſt verurſachen oder dieſe Theile anfreſſen mögen. Wenn man alſo recht ſtark purgieren will, ſo nehme man das Coloquintenfleiſch, ſorgfältig gerieben und zertheilt, wie man es unter der Form der Kügelchen zu gebrauchen pflegt: und die Erfahrung hat gelehrt, daß die Coloquinten keinen Schaden thun, wenn man ſie nur zu rechter Zeit und in gehöriger Doſi braucht. Sehr oft pflegt man ſie nur ſtatt eines ſtimuli in kleiner Doſi mit andern Purgiermitteln zu verbinden. Wenn man aber einer wirkſamen, doch nicht heftigen Purganz nöthig hat; ſo kann man das Decoct der Coloquinten mit Waſſer, oder das Infuſum mit Wein, oder auch das mit Waſſer bereitete Extract, oder dasjenige, ſo mit Moſt durch die Gährung bereitet und heraus gezogen worden, mit gutem Erfolg gebrauchen. Man bedient ſich aber der Extracte öfterer, als der Infuſionen oder der Decocte, welche dem Kranken wegen ihrer auſſerordentlichen Bitterkeit oft ſehr zuwider ſind. Das mit Weingeiſt be-

reitete

reitete Extract purgiert weniger, wie wir ſchon geſagt haben, als die Subſtanz ſelbſt, und verurſacht viel größre Schmerzen im Leibe.

Dioſcorides verordnet, die Coloquinten in einer Doſi, vier Heller ſchwer, mit Honigwaſſer, gekochtem Honigwaſſer, gekochtem Honig, Myrrhen und Salpeter in Form eines Boli oder als Pillen zu geben: wenn man aber gelinder purgiren will, ſo befiehlt er, Honigwaſſer oder Zibebenwein, in einer ausgehöhlten Coloquinte gekocht, zu trinken. Aetius iſt faſt eben dieſer Methode gefolgt; er nimmt um gelind zu purgieren, eine Coloquinte von gehöriger Größe, öfnet ſie oben, und nimmt die Saamen heraus: das Fleiſch läßt er darinnen und füllt den Apfel mit Moſt oder altem ſüßen Weine; hernach läßt er es vier und zwanzig Stunden maceriren, ſeigt dieſen Wein durch ein Tuch, und giebt ihn dem Kranken warm zu trinken.

Man giebt die Coloquinten in Subſtanz von fünf Gran bis zu einem Scrupel, und zwar ſehr fein pulveriſirt. In der Infuſion oder im Decoct von einem halben Scrupel bis zu einer Drachme, doch geſchieht dieſes ihrer Bitterkeit wegen ſehr ſelten. Man muß aber das Infuſum und Decoct ſorgfältig durchſeigen. Zum Clyſtier giebt man das Decoct von einer Drachme, ja im Schlagfluß bis zu anderthalb oder zwo Drachmen. Es iſt auch zu merken, daß man das Decoct zum Clyſtier wohl durchſeigen müſſe, damit nicht etwan einige Häutchen von den Coloquinten darinn bleiben, die

wenn

wenn ſie ſich an die Häute der Gedärme hängen, ſchreckliche Zufälle verurſachen, wie Ettmüller wahrgenommen hat.

Wenn die Coloquinten in allzugroßer Doſi gegeben worden, ſo daß ein übermäßiges Purgieren oder Convulſionen daraus entſtehen oder wenigſtens zu befürchten ſind: ſo muß man dieſen Zufällen abhelfen oder ſie verhüten, indem man dem Kranken häufig Oel zu trinken giebt und ſolches auch in die Gedärme ſpritzt.

Die Coloquinten ſind in hitzigen Krankheiten ſelten zuträglich; ſie ſind auch den choleriſchen Temperamenten nicht dienlich, noch auch ſolchen Perſonen, ſo hitzige Eingeweide haben. Jungen und ſtarken Körpern können ſie zur Arzney dienen, keinesweges aber Kindern, Greiſen, Schwangern; denn wenn man dieſen die Coloquinten auch nur als ein Stuhlzäpfchen applicirt, ſo tödten ſie die Frucht.

Die Coloquintenkügelchen, ſo in den Apotheken nach der arabiſchen Benennung Trochiſci Alhandal heißen, werden auf folgende Art bereitet:

Nimm von weiſſen, leichten und von den Saamen gereinigten Coloquinten, ſo viel du willſt. Schneide ſie, wie ſichs gebührt, und reibe ſie zwiſchen den Händen mit einer gnugſamen Menge ſüßen Mandelöls. Hernach reibe ſie im Mörſel, bis ſie zu ſehr feinem Pulver werden. Dieſes vermiſche mit einer gnugſamen Menge Schleim von Gummi Traganth, mit Roſenwaſſer ausgezogen.

gen. Mache kleine Kügelchen, ſo im Schotten getrocknet und von neuem pulveriſirt werden müſſen. Hieraus mache wieder mit eben dem Schleime Kügelchen; trockne ſie und pulveriſire ſie zum drittenmal. Mache alsdenn Kügelchen, und hebe ſie zum Gebrauch auf. Die Doſis iſt von ſechs Gran bis zu einer halben Drachme. Die Apotheker zu Paris haben eine löbliche Gewohnheit, in allen pharmacevtiſchen Compoſitionen, zu welchen die Coloquinten erfordert werden, dieſe ſorgfältig bereiteten Kügelchen anſtatt der rohen Coloquinten zu gebrauchen.

Nimm von klein geſchnittenen Coloquinten eine halbe Drachme. Gieße ſechs Unzen weiſſen Wein darauf. Laß ſie die Nacht über maceriren. Seige den Wein durch Löſchpapier, und löſe in dem durchgeſeigten eine Unze calabriniſche Manna auf. Mache ein Purgiertränkchen.

Nimm von Alhandalkügelchen, zwölf Gran; friſches und gereinigtes Caßienmark eine Unze. Vermiſche es, mache einen Bolum; welchen man mit ungeſäuertem Brodte eſſen muß.

Nimm von Alhandalkügelchen, zehn Gran; Scammonium ſechs Gran; Electuar. Diaprun. eine halbe Unze. Mache einen Bolum.

Nimm von Alhandalkügelchen ſechs Gran; pulveriſirte Jalappa funfzehn Gran; verſüßtes Queckſilber zehn Gran; Roſenconſerve, ſoviel gnug iſt. Vermiſche es, mache einen Bolum.

Nimm

Nimm von Coloquintenextract, ſechs Gran; gereinigte Aloe einen Scrupel; pulveriſirten Safran funfzehn Gran. Vermiſche es mit Wermuthſyrup und mache einen Bolum, die unterdrückte Monatzeit wieder in den Gang zu bringen.

Nimm Coloquinten, anderthalb Drachmen; Speichelwurz, eine halbe Unze. Koche ſie in einer genugſamen Menge gemeinen Waſſers, daß zwölf Unzen zurück bleiben. In das durchgeſeigte geuß drey Unzen emetiſchen Spiesglaswein; Steinſalz zwo Drachmen. Mache ein Clyſtier, in der Schlafſucht und im Schlagfluß.

Man braucht die Coloquinten in Hyera Diacolocynthidos, Confectione Hamech, Extraxto Panchymagogo *Crollii* et *Hartmanni*, Pilulis de Euphorbio et de Sagapeno. *Quercetani*, Pilulis ex duobus, *Pharmacop. Londinenſis*, Pilulis de Agarico, aggregatiuis, polychreſtis, cochiis, foetidis, aureis, mercurialibus, Unguento de Artanita.

Die purgirende Kraft der Coloquinten iſt ſo ſtark, daß, wenn man das Fleiſch davon, mit Rindsgalle vermiſcht, äuſſerlich auf den Nabel applicirt, ſolches nicht nur purgiert, ſondern auch die Würmer tödtet, und aus den Gedärmen treibt. Ja man ſagt ſogar, daß die Coloquinten durch den bloſſen Geruch und das Anfühlen purgieren.

Achter

Achter Artikel.

Von der Caßie.

Die Caßie, Caſſia ſolutiua, Caſſia nigra, Siliqua Aepyptiaca *Off.* et Caſſia fiſtula, *Quorumd.* Eiarxamber, *Serap.* Chaiarſandar, *Avicenn.* Κασσία μέλαινα, *Actuar.* et *Graecor recent.* iſt eine Schote, welche man weder mit der aromatiſchen Caßie der alten Griechen, ſo Caſſia Syrinx genennt wurde, itzt aber Zimmet heißt, noch auch mit der Caßienrinde oder dem Mutterzimmet der Neuern verwechſeln muß. Denn dieſe gehören unter die aromatiſchen Rinden, jene aber unter die purgierenden Früchte. Die Caßie, Caſſia ſolutiua, iſt den alten Griechen gänzlich unbekannt geweſen. Als die Araber ihren heilſamen Gebrauch erkannt hatten, ſo waren ſie die erſten, welche ſie ſehr anprieſen. Dieſe Caßie iſt eine ausländiſche Frucht, oder eine länglich-runde Schote, einer Elle lang, ohngefähr einen Zoll dick, und beſteht aus einer holzigen, dünnen, etwas harten Schale, deren Farbe auswendig aus dem braunen ins ſchwarze fällt: inwendig iſt ſie gelblich, und wird durch gleichweit von einander abſtehende, holzige, dünne Querwände in verſchiedene Fächer getheilt. Dieſe enthalten ein weiches, ſchwarzes, honighaftes, ſüßliches mit einer geringen Schärfe vermiſchtes Mark, in welchem länglichrunde, gedrückte,

harte,

harte, gelbe und glänzende Saamen liegen. Man findet zweyerley Caſſie in den Apotheken: die eine heißt die morgenländiſche oder alexandriniſche oder ägyptiſche, weil man ſie nämlich aus Aegypten bringt: die andre iſt die abendländiſche, ſo in den amerikaniſchen Inſeln cultivirt, und in großer Menge und um geringern Preis zu uns gebracht wird. Dieſe hat eine dickere, mehr rauhe und runzliche Rinde; ihr Mark aber iſt ſcharf und ekelhaft. Die Rinde der morgenländiſchen hingegen iſt dünner, ſchwärzer; ihr Mark ſüß und wohlſchmeckend: weswegen ſie der abendländiſchen vorgezogen wird.

Man wähle diejenigen Schoten, welche ſchwer, friſch und voll ſind, und deren Saamen, wenn man ſie ſchüttelt, kein Geräuſch machen; deren Mark fett, glänzend ſchwarz, ſüß, nicht herb aus Mangel der Reiſe, nicht ſauer wegen des Alters, weder allzu trocken, noch zu feucht, noch auch ſchimmlicht ſey. Denn die Kaufleute pflegen ſie in ihren Kellern oder an andern Orten zu verwahren, wo ſie dieſelben mit Sand bedecken und Waſſer darauf gießen, damit ſie recht voll und friſch ſcheinen ſollen: allein ſie werden daſelbſt bald ſauer oder ſchimmlicht.

Man braucht davon nur das Mark; die Rinde, die Saamen und Scheidewände werden weggeworfen. Daher nimmt man daſſelbe aus den Schoten, und drückt es durch ein Sieb; und alsdann wird es Caſſienblume oder gereinigte Caſſie genennt.

Der Baum, ſo dieſe Schote trägt, heißt Caſſia fiſtula Alexandrina, *C. B. P.* 403. Caſſia purgatrix, *I. B.* t. 1. 416. Caſſia nigra, *Dodon. Pempt.* 787. Arbor Caſſiam ſolutivam ferens, *Bont.* Conna, *H. Malabar.* T. 1. Quauhayohuatli 2a. ſive Caſſia fiſtula, *Hernand.* Der Pater Plůmier, in ſeinem Botanico Americano manuſcripto, Vol. 7. fol. 103. beſchreibt dieſen Baum ſehr genau. Er iſt unſerm welſchen Nußbaum åhnlich, wenn man auf die Richtung der Aeſte und die Reihe der Blåtter ſieht; obgleich die Rinde des Stammes důnner, glåtter, auswendig aſchgrau, innwendig fleiſchfarbig iſt. Das Holz des Stammes iſt feſt, innwendig dunkelroth, und mit einem blaſſen Splint umgeben. Die Aeſte tragen Blåtter, die unſern welſchen Nußblåttern ſehr gleichen; nåmlich zwey und zwey an důnnen und grůnen Ribben, ſo ungefåhr anderthalb Fuß lang, und an ihrem Urſprunge dicker ſind. An jeder Ribbe ſtehen gemeiniglich fůnf oder ſechs Reihen Blåtter, (oft mit einem Endblatte). Dieſe Blåtter haben beynahe die Farbe und Feſtigkeit der welſchen Nußblåtter, ob ſie gleich wegen der Feinheit ihrer Adern auf der Oberflåche ein wenig glåtter ſind. Sie haben auch die Figur einer Lanze, indem ſie vier bis fůnf Zoll lang, ungefåhr zween breit, oben zugeſpitzt und unten gerůndet ſind. Um die Ribben dieſer Blåtter entſtehen zugleich drey oder vier etwas långere Stiele, ſo mit vielen Blumen beſetzt ſind, zum Vergnůgen der Augen. Jede Blume ſitzt auf einem zween Zoll langen

Stiele, und hat einen ausgehöhlten Kelch, der aus fünf eyförmigen, grünlichgelben Blättchen aufs höchſte von der Größe eines halben Fingernagels, beſteht. Aus dieſem Kelche entſpringen fünf kraisförmig geſtellte, angenehm gelbe Blätter, nach Art eines Löffels ausgehöhlt und rundlich. Zwey davon ſind ein wenig größer, als die andern; alle aber haben aufs höchſte die Länge eines Zolls und ſind durch und durch mit kleinen Adern verſehen. Aus eben dem Kelche wachſen zehn blaßgelbe Staubfädchen, jedes mit einem gelben Staubfache beſetzt. Dieſe Staubfädchen ſind ungleich und von verſchiedner Größe, denn einige ſind länger, andre kürzer; drey ſind zurück gebogen, ſieben aber gerade. Zwiſchen dieſen Staubgefäßen ragt ein grünlicher und wie ein Haken gebogener Stempfel hervor, welcher ſich in eine länglichrunde, gerade Schote verwandelt, ungefähr anderthalb Fuß lang und etwas weniger als einen Zoll dick. Dieſe Schote beſteht aus einer holzigen, aber dennoch dünnen Materie; oder ſie iſt eigentlich eine holzige Röhre, an allen Seiten verſchloſſen, und mit einer dunkelkaſtanienbraunen Haut bedeckt; auf welcher man ſehr kleine zwerchlaufende Runzeln ſieht, ausgenommen an der Seite des Bauches und Rückens, durch deren Länge eine hervorragende, glatte Ribbe lauft. Dieſe Röhre theilt ſich innwendig in viele kleine Zellen, die durch dünne, holzige, runde und gleichweit von einander abſtehende Scheidewände formirt werden. Sie enthalten ein ſüßes Mark, ſo anfangs weißlich, her-

nach gelblich, und wenn die Schoten reif ſind, ſchwärzlich iſt. In jeder Zelle liegt ein harter, rundlicher, platter Saame, welcher herzförmig iſt, von Farbe ins kaſtanienbraune fällt, und mit einem ſehr dünnen Faden den Seiten der Zelle anhängt.

Dieſer Baum blüht gemeiniglich in den Monaten April und May in den amerikaniſchen Inſeln; und indem er blüht, verliert er alle ſeine Blätter, wie wir mit Verwundrung ſehen, daß ſolches an den Mandel- Aepfel- und Pferſichbäumen, und noch an vielen andern in unſern Ländern zu geſchehen pflegt.

Aus den Blumen bereitet man eine gute gelind purgierende Conſerve. Die jungen Schoten werden mit Zucker überzogen.

In Amerika war dieſer Baum fremd: und man hat ihn aus Afrika oder aus Oſt-Indien dahin gebracht. Er wächſt in Agypten und faſt in allen heißen Provinzen in Oſt-Indien.

In der chemiſchen Unterſuchung ſind aus zwey Pfunden, fünf Unzen und vier Drachmen alexandriniſchen Caſſienmarks, im Dampfbade deſtillirt, ſechs Unzen, fünf Drachmen und zwölf Gran klares und faſt unſchmackhaftes Waſſer, ſo nur einen ſehr ſchwachen Geruch von der Caſſie behalten hatte, gegangen; unterdeſſen gab es doch Kennzeichen des Sauren, indem es die blaue Tinctur der Sonnenwende in eine rothe verwandelte. Hernach erhielt man eine Unze, ſieben und eine halbe Drachme Waſſer, ohne allen Geſchmack

und

und Geruch. Die zurückgebliebne trockne und harte Materie wog acht und zwanzig Unzen und vier Drachmen, welche durch die Deſtillation aus der Retorte zehn Unzen und vier Drachmen eines röthlichen ſauren Spiritus gegeben; ferner neun Drachmen eines ſauren und urinöſen Spiritus: vier Drachmen und ſechzig Gran eines bloß urinöſen Spiritus: vier Drachmen und ſieben und vierzig Gran dickes brenzlichriechendes Oel. Die verbrannte ſchwarze Maſſe, ſo in der Retorte blieb, wog zehn Unzen, und anderthalb Drachmen. Als man dieſe zwanzig Stunden calcinirt hatte, bis ſie keinen Rauch mehr gab, ließ ſie eine Unze und fünf Drachmen braunrothe Aſche zurück, woraus man ſechs Drachmen und zwölf Gran laugenhaftes bloß alkaliſches Salz gezogen hat.

Der Verluſt der Theile, ſo verflogen ſind, hat in der Deſtillation im Dampfbade vier Drachmen und vier und zwanzig Gran betragen. In der Deſtillation aber aus der Retorte ſind vier Unzen; und in der Calcination acht Unzen, vier Drachmen und ſechs und dreyßig Gran in Rauch und Flammen weggegangen.

Ueberdieß wird das Caſſienmark ſehr leicht ſauer; und wenn man es mit vielem Waſſer verdünnt und viele Monate in einem Faſſe verwahrt, ſo ſchießt ein weſentliches Salz an, das den Weinſtein-Cryſtallen völlig ähnlich iſt.

Aus dieſer Unterſuchung erhellt, daß in dem Caſſienmark ein ſaures, flüchtiges und ſubtiles Salz enthalten ſey, ſo in der Deſtillation zuerſt

übergeht; und ein andres fixes Salz, welches nur durch ſtarkes Feuer mit dem Oel fortgeht; ſehr wenig von urinöſem Salz und ein mäßiger Theil Erde. Daß folglich das Caſſienmark ſeine Kraft von einem gewiſſen weſentlichen Salz erhält, welches den Weinſteincryſtallen ähnlich, doch viel ſubtiler, oder von erdigen Theilen weniger verhüllt und durch ölige Theile mehr gemäßigt iſt.

Nach dem Bekenntniß faſt aller Aerzte iſt das Caſſienmark ein gelindes und unſchädliches Laxiermittel, ſo jedem Geſchlechte, jedem Alter und Temperamente, den Schwangern und Kindbetterinnen zuträglich iſt. Wegen der Gelindigkeit dieſes und andrer ähnlicher Laxiermittel ſind die Araber beherzter geworden, ſich des Purgierens zu bedienen, als es die alten Griechen geweſen, welche nur heftige Purgiermittel zu gebrauchen pflegten. Man verſchreibt aber das Caſſienmark mit gutem Nutzen in hitzigen und Entzündungsfiebern, in Krankheiten der Bruſt, der Nieren und Blaſe, in allen äußerlichen und innerlichen Entzündungen, wenn nämlich das Laxieren ſtatt findet; es dient auch in allen ſolchen Zufällen, wo die andern Purgiermittel das Uebel verſchlimmern würden.

Man giebt es nicht nur zu laxieren, in einer großen Doſi; ſondern auch in einer kleinern als ein alterans zum langwierigen Gebrauche, bald den harten und trocknen Leib zu erweichen und zu öffnen, bald um die Säfte, ſo zu einem gewiſſen Theile wider die Natur häufig fließen, in die Gedärme zu leiten und durch dieſen Weg abzuführen; als

in gewiſſen hartnäckigen und langwierigen Krankheiten, in der Gicht, im Catarrhe, im Stein, in der güldnen Ader, in langanhaltenden Kopfſchmerzen, in der Hemikranie und andern dergleichen.

Die Aegypter brauchen das Caſſienmark mit Zuckerkand und Süßholz als ein Geheimniß wider die Krankheiten der Nieren und Blaſe. **Monardes** und **Matthiolus**, die den Fußtapfen der Aegypter gefolgt ſind, halten daſſelbe für ein untrügliches Präſervativ, wenn man täglich drey Stunden vor der Mittagsmahlzeit drey Drachmen davon einnimmt.

Außer dem **Meſues** behauptet auch **Fallopius**, daß unter allen Laxiermitteln keines den Nieren und der Blaſe zuträglicher ſey, als die Caſſie. Allein, nicht alle ſind dieſer Meynung. **Pigräus** und **Fabricius Hildanus** behaupten, daß die Caſſie dieſen Theilen zuwider ſey, und **Ballonius** ſchreibt in ſeinen Ephemeridibus, die Wundärzte zu Paris hätten wahrgenommen, daß die Caſſie denen, die am Steine geſchnitten worden, ſehr ſchädlich geweſen wäre. Unterdeſſen lehrt uns die tägliche Erfahrung, daß man in dieſen Fällen von der Caſſie, wenn man ſie gehörig gebraucht, nichts zu befürchten habe. In der That erinnert **Fallopius** ſelbſt, der doch die Caſſie in den Krankheiten der Blaſe rühmt, daß man das Harnbrennen ausnehmen müſſe. Es iſt auch nicht zu zweifeln, daß ſie in den Entzündungskrankheiten der Nieren und Blaſe, wenn die Entzündung noch in ihrer Heftigkeit iſt, nicht ſollte

 ſchäd=

ſchädlich ſeyn, ſo wie alle andre Purgiermittel, wodurch dieſe Krankheiten verſchlimmert werden. Denn ſie entſtehen entweder von einer krampfigten Zuſammenziehung der Nerven oder der Häute, ſo von dem Anſtoßen und Reiben der Steine verurſacht wird; oder ſie kommen von einem ſcharfen ſalzigten Sero, welches die Ureteres und die Blaſe reizet und verletzt. Wenn es aber nöthig iſt in dieſen Krankheiten zu purgieren, ſo iſt gewiß kein Laxiermittel beſſer und mit geringerer Gefahr zu nehmen, als die Caſſie.

Man macht der Caſſie auch noch andre Vorwürfe: ſie ſchwächt, ſagt man, die Feſtigkeit oder den Tonum des Magens; ſie verurſacht Bauchgrimmen und Blähungen. Deshalb glauben einige, ſie ſey einem feuchten Magen, und hypochondriſchen und mit Blähungen beladenen Perſonen nicht dienlich; ſie ſchade wegen ihrer Süßigkeit auch denen, ſo viel Galle haben. Allein, alle dieſe Fehler kann man leicht verbeſſern, wenn man die beſte oder alexandriniſche Caſſie wählt, welche friſch und reif ſeyn muß: denn dieſe wird kein Bauchgrimmen verurſachen. Die amerikaniſche hingegen, die weniger wohlſchmeckend iſt, erweckt zuweilen Bauchgrimmen, ſo wie die unreife und für Alter ſauer gewordene alexandriniſche Caſſie. Ueberdies wenn der Magen ſehr feucht iſt und ſeine Faſern allzu ſchlaff ſind, ſo wird man ſehr wohl thun, wenn man die Caſſie mit der Rhabarbar vermiſcht.

Da

Da dieſes Arzneymittel einen ſüßen Geſchmack hat, und, wie einige ſich ausdrücken, mit einer ſchildkrötmäßigen Langſamkeit wirkt: ſo iſt es kein Wunder, daß es zuweilen eine Jährung und Aufblähung im Magen und in den Gedärmen verurſacht. Dieſe Beſchwerlichkeit kann man vermeiden, wenn man anſtatt die Caſſie in Subſtanz zu geben, das durchgeſeigte Decoct davon, und zwar warm, zu trinken giebt: denn auf dieſe Weiſe entſtehen weder Blähungen noch Aufſtoßen, und die Arzney hält ſich in dem Magen und den Gedärmen nicht ſo lange auf. Es haben auch Melancholiſche und hyſteriſche Weibsperſonen nicht Urſache den Gebrauch der Caſſie zu fürchten, gleich als ob dieſe nur Blähungen und Dünſte (Vapeurs) zuwege brächte. Vielmehr wird die Caſſie ihnen ſehr nützlich ſeyn, wenn man ſie mit Cremore Tartari vermiſcht oder mit Tamarinden abkocht. Durch eben dieſe ſauren Subſtanzen gemäßigt, wird ſie denen unſchädlich ſeyn, welche viel Galle haben. Endlich iſt es leicht, die langſame Wirkung der Caſſie durch andre ſchärfere Purgiermittel zu beſchleunigen, als z. E. durch Scammonium, Sennesblätter, Jalappe, Manna, wie auch durch emetiſche Spiesglasarzneyen, die ſtatt des Reizes dazu gemiſcht werden, oder mit welchen die Caſſie, um ihre Heftigkeit zu dämpfen, verbunden wird. Sie iſt alſo im Seitenſtechen, in der Entzündung der Lungen und anderer Theile, wo man ein Brech- oder Purgiermittel geben muß, von großem Nutzen. Sie thut

auch vortreffliche Wirkungen in derjenigen ſchmerzhaften Spannung des Unterleibes, ſo zuweilen von einer zur unrechten Zeit gebrauchten emetiſchen Spiesglasarzney entſteht. In dieſem Fall iſt nichts beſſer, als daß man dem Kranken, ſtatt alles Getränks, Caſſiendecoct und darzwiſchen etwas Fleiſchbrühe zu trinken gebe.

Viele glaubwürdige Aerzte verſichern, daß die Kinder von den Pocken befreyt bleiben, wenn man ihnen, bald nachdem ſie gebohren ſind, Caſſienmark giebt und die verdorbene Milch (colostrum) aus den Gedärmen abführt. Man löſet zwo bis drey Drachmen Caſſienmark in ſechs Unzen Kalbfleiſchbrühe oder Molken auf, und giebt ſie ihnen löffelweiſe innerhalb acht oder zwölf Stunden, ehe ſie an die Bruſt gelegt werden.

Man verſchreibt das aus den Röhren gezogene und durch ein Sieb gedrückte Caſſienmark von zwo Drachmen bis zu anderthalb Unzen, ſowohl den Leib gelind zu öffnen als auch zu purgieren. Man nimmt es entweder allein, oder mit andern Purgiermitteln vermiſcht in Form eines Boli, oder in einer dienlichen Feuchtigkeit aufgelöſt. Zum Kochen aber verſchreibt man es von einer halben bis zu vier Unzen, als einen Trank zu brauchen, oder als ein Clyſtier zu appliciren.

Nimm friſches und gereinigtes Caſſienmark eine Unze; pulveriſirte Rhabarbar einen Scrupel; Cremor. Tartari eine halbe Drachme. Vermiſche es, mache einen Bolum, früh nüchtern

in

in Oblaten zu nehmen, um zu purgieren. Man muß Kalbfleiſchbrühe darauf trinken. Oder:

Nimm Caſſienmark, ſechs Drachmen; Pulv. Cornachin. einen Scrupel. Vermiſche es, mache einen Bolum. Man trinke ein Glas Molken oder Ptiſane darauf. Oder:

Nimm Caſſienmark eine halbe Unze; Rhabarbarpulver einen Scrupel; pulveriſirte Jalappa zwölf Gran; verſüßtes Queckſilber zehn Gran; Pferſichblüthſyrup, ſo viel genug iſt. Mache einen Purgierbiſſen.

Nimm von gereinigter Caſſie eine halbe Unze; Zuckerkand und Süßholz zu Pulver gerieben, von jedem eine halbe Drachme. Mache einen Bolum, zu Anfang der Mittags- oder der Abendmahlzeit zu nehmen, den Leib zu erweichen, die Gicht und den Stein zu verhüten, und wider catarrhaliſche Zufälle.

Nimm Caſſienmark und Tamarinden, von jedem zwo Drachmen. Vermiſche ſie, mache einen Bolum kurz vor dem Eſſen zu nehmen in melancholiſchen oder hyſteriſchen Perſonen den trocknen und verſtopften Leib zu erweichen und zu öffnen.

Nimm alexandriniſches Caſſienmark eine Unze; Violen- oder Pferſichblüth-Syrup eine Unze. Löſe ſie auf in ſechs Unzen Bruſttranke, oder Molken, oder Sennesblättertinctur oder Decocte von Tamarinden. Mache eine Potion.

Nimm Sennesblätter zwo Drachmen; Rhabarbar und Tartar. ſolub. von jedem eine Drachme.

me. Laß es die Nacht über auf heißer Aſche in zwölf Unzen Decocte von Graswurzel maceriren. Seige es durch, löſe in dem Durchgeſeigten eine Unze Syrup von weißen Roſen, und anderthalb Unzen Caſſienmark auf. Theile dieſen Trank in zwo Doſes, davon man die zwote vier Stunden nach der erſten nehmen und Fleiſchbrühe dazwiſchen trinken muß.

Nimm gereinigtes Caſſienmark, eine Unze; Calabriniſche Manna, anderthalb Unzen; gute Rhabarbar und Tartar. tartariſat. von jedem eine Drachme. Laß es in ſechs Unzen dienlicher Feuchtigkeit gelind kochen. Das Durchgeſeigte gieb warm zu trinken, und drey Stunden darauf etwas Fleiſchbrühe.

Nimm Caſſienmark, ohne es von den Saamen zu reinigen, drey Unzen; Calabriniſche Manna, zwo Unzen. Laß es in zwölf Unzen Bruſttranke gelind kochen. In dem Durchgeſeigten löſe eine Unze Syrup. de pom. comp. oder ſechs Gran emetiſchen Weinſtein auf. Theile es auf zweymal zu nehmen; den zweyten Theil vier Stunden nach dem erſten. Der Kranke trinke Fleiſchbrühe dazwiſchen.

Nimm ungereinigtes Caſſienmark drey Unzen, Tamarinden anderthalb Unzen. Laß es in zwey Pfund Molken gelind kochen. Das Durchgeſeigte gieb gläſerweis.

Nimm

Nimm Caſſienmark eine Unze, Violenhonig zwo Unzen. Löſe ſie in einem Pfund eines erweichenden Decocts auf. Zu einem Clyſtiere. Oder:

Nimm ungereinigtes Caſſienmark vier Unzen. Laß es in einem Pfund Molken kochen. In dem Durchgeſeigten löſe eine Drachme Salpeterkügelchen und zwo Unzen Nenupharhonig auf. Mache ein Clyſtier.

Das Caſſienmark wird zuweilen auch äußerlich gebraucht. Man legt es friſch herausgezogen in Form eines Cataplaſma auf die äußere güldne Ader, wenn ſie entzündet iſt; oder man ſpritzt es ein, die Entzündung der innern güldnen Ader zu dämpfen. Es wird auch in Entzündungen der Leber und in der Gicht äußerlich zu appliciren angeprieſen.

Man braucht es zum Electuario Diacaſſia, Electuario catholico, lenitivo, Diapruno, de Pſyllio, Confect. Hamech.

Man findet in den Officinen der Specereykrämer und in einigen Cabinettern eine andre Art von Caſſie, welche die braſilianiſche Caſſie genennt wird. Es iſt eine Schote, viel dicker als die ägyptiſche, etwas platt, ſehr hart. Man bringt ſie aus Braſilien.

Der Baum, ſo ſie trägt, heißt Caſſia fiſtula Braſiliana, *C. B. P.* 403. Tapyracoaynana Braſilienſibus, *Piſon.* & *Marcgr.* Caſſia fiſtula Braſiliana, flore incarnato, *Breyn. Centur. prim. Cap.* 21. Er iſt ſehr groß und ſchön: ſein Stamm gerade, glatt, aſchfarbig blaß. Die Aeſte breiten

ſich

ſich ſehr aus und tragen ſchöne Blätter, deren viele an einer neun Zoll langen Ribbe auf ſehr kurzen Stielen einander gegenüber ſtehen. Sie ſind hellgrün, wollig; durch ihre Länge läuft eine röthliche Ribbe, und durch die Breite gehen viele kleine Adern, welche gleich weit von einander abſtehen, gegen den Rand zu ſich krümmen, und ordentlich zuſammenlaufen. Die Blumen, ſo aus den Winkeln der Blätter entſpringen, ſtehen ährenweis auf Stielen, die einer flachen Hand, und drüber, lang ſind.

Jede Blume hat einen eigenen, dünnen, wolligen, Zoll langen Stiel. Die Knoſpen dieſer Blumen gleichen der Capern ihren, und wenn ſie aufgeblüht ſind, beſtehen die Blumen aus fünf fleiſchfarbigen Blättern, und ſind viel kleiner, als die von der alexandriniſchen Caſſie. In der Mitte ſtehen zehn zurückgebogene Staubfäden mit groſſen Staubfachen; die drey unterſten von dieſen Staubgefäßen ſind noch einmal ſo lang, als die obern. Zwiſchen ihnen ſieht man einen langen und haarigen Stempfel, von der Figur eines halben Monds, welcher nach und nach eine Schote wird. Die unreifen Schoten ſind grün; die reifen ſchwarz oder braun, herabhängend, ungefähr zwey Fuß lang, fünf Finger dick, allmählig gekrümmt, der Länge nach auf einer Seite mit zwo hervorragenden Ribben verſehen, auf der andern Seite nur mit einer, gleich als wenn ein Strick unter der Schaale wäre.

Die Schaale dieſer Schoten iſt auswendig rauh, wie die äußere Rinde des Baumes; innwendig aber holzig, weiß und ſo hart, daß man ſie nicht zerbrechen kann, ſondern mit dem Hammer zerſchlagen muß. Innwendig theilt ſich dieſe Schote in viele Fächer, deren jedes von der Dicke einer Gansfeder iſt, und einen Saamen von der Figur und Größe einer Mandel enthält. Dieſer Saame iſt blaßgelb, glänzend, glatt, hart, auf einer Seite durch eine röthliche Linie der Länge nach getheilt, und enthält einen weißen Kern, von Subſtanz wie Horn. Ueberdies liegt in jedem Fache ein ſchleimichtes, braunes oder ſchwärzliches Mark, dem gemeinen Caſſienmark ähnlich, doch von Geſchmack bitter und unangenehm.

Dieſes Mark iſt anfangs anziehend, wenn die Frucht aber völlig Reif geworden, laxierend. Marcgrav ſchreibt ihm nur die anziehende Kraft zu, vielleicht weil er es, ehe noch die Frucht reif war, gebraucht hatte. Piſo aber hat dieſe einander entgegengeſetzten Kräfte darinn wahrgenommen; und Lobel verſichert, daß eine Unze von dieſem Marke ſtärker purgiere, als zwo Unzen von der ägyptiſchen Caſſie: welches auch C. Bauhin im Pinace angemerkt hat. Ueberdies bezeugt Tournefort, er habe in Portugal die purgierende Kraft dieſer Caſſie erfahren. Jonſton nennt ſie alſo in ſeiner natürlichen Hiſtorie der Bäume S. 384. falſch: braſilianiſche Caſſie, welche nicht purgiert, Caſſia fiſtula non purgans, Braſilienſis.

Neunter Artikel.

Von den Tamarinden.

Die Tamarinden, Tamarindi, *Off.* Tamarhendi, *Arab.* 'Οξυφοινὶξ *Actuar.* & *Graec. rencent.* iſt eine Frucht, deren Fleiſch oder markige zähe und ſchleimichte Subſtanz als eine Maſſe zu uns gebracht wird; von Farbe ſchwärzlich, von Geſchmack ſauer. Sie iſt mit den Rinden, Häuten und harten Zaſern, wie auch mit den braunrothen, glänzenden und harten Saamen vermiſcht, welche größer, als die von der alexandriniſchen Caſſie, beynah viereckig und platt ſind.

Man wähle das Tamarindenmark, welches ſett oder klebricht, ſauer, ſaftvoll, mit Pflaumen nicht verfälſcht iſt und aus dem braunen ins ſchwärzliche fällt. Man reinigt es bey uns, bevor man es gebraucht, von den Häuten, Zaſern und Saamen. Es wird aus Aegypten und Indien zu uns gebracht.

Von dieſem Arzneymittel findet man bey den alten Griechen nichts gemeldet. Die Araber haben es Tamar hendi genannt, welches indianiſche Frucht heißt: denn das Wort Tamar, im weitläuftigen Verſtande genommen, bedeutet eine jede Frucht. Es iſt daher falſch, wenn einige Ausleger der Araber dieſe Frucht kleinen indianiſchen Dattelbaum und indianiſche Dattel nennen, indem

ſowohl

ſowohl die Frucht als der Baum, von den Datteln und dem Dattelbaume ſehr unterſchieden ſind.

Der Baum, welcher dieſe Früchte trägt, heißt Tamarindus, *Raii Hiſt.* 1748. Siliqua Arabica, quae Tamarindus, *C. B. P.* 403. Tamarindus Detelſide appellata, *P. Alp. de Pl. Aegypt.* 351. Jutay ſiue Tamarindus, *Piſon.* 157. Tamarindus, *Marcgr.* 1051. Balam-pulli ſiue Maderam-pulli, *H. Malabar.* T. I. Seine Wurzel iſt äſtig, zaſerig und haarig und breitet ſich weit umher aus. An Höhe gleicht er dem welſchen Nußbaum, voll dichter und ausgebreiteter Aeſte. Der Stamm iſt zuweilen ſo dick, daß zween Menſchen ihn kaum umfaſſen können; die Rinde iſt dick, braun, aſchfarbig und voll Spalten; die Subſtanz feſt und röthlich. Die Aeſte breiten ſich gleichmäßig und ordentlich aus, und theilen ſich in Zweige, welche wechſelsweis geſtellte Blätter tragen. Dieſe beſtehen aus neun, zehn und bisweilen zwölf paaren kleiner Blätter, die an einer Ribbe hängen, ohne Endblatt, obgleich in den Kupfern des P. Alpin und des Horti Malabarici ein Endblatt abgebildet iſt. Dieſe kleinen Blätter ſind ohngefähr neun Linien lang, und drey bis vier breit, ſtumpf, unten mehr rund und gleichſam ohrförmig, zart, von Geſchmack ſäuerlich, hellgrün, unten und am Rande etwas haarig. Die Blumen entſpringen aus den Winkeln der Blätter büſchelweis, an dünnen Stielen hängend. Sie beſtehen aus drey roſenfarbigen und mit rothen Adern durchſtreiften Blättern, einen hal-

ben Zoll lang, drey bis vier Linien breit und gleichſam gekräuſelt; eines davon iſt kürzer als die übrigen beyden. Der Kelch iſt dick und birnenförmig, in vier weißliche oder röthliche Blätter getheilt, welche ſich gemeiniglich nach unten zu biegen und länger ſind, als die Blumenblätter. Der Stempfel, ſo aus der Mitte der Blumen entſteht, iſt gebogen und wird nur von drey Staubgefäßen umgeben; er verwandelt ſich in eine Frucht, die an Geſtalt und Gröſſe den Bohnenſchoten gleich iſt, durch drey oder vier Erhebungen unterſchieden, mit einer doppelten Schale bedeckt, davon die äuſſere röthlich und wie Eyerſchalen dünne und zerbrechlich, die innere aber grün und noch dünner iſt. Der Raum, welcher ſich zwiſchen dieſen Schalen findet, enthält ein weiches, ſchwärzliches, weinſäuerliches und ein wenig ſcharfes Mark. Dieſe Frucht iſt von ihrem Stiel an bis zu ihrer Spitze mit vielen haarigen Zaſern bewachſen. Die innere Schale enthält ſehr harte, viereckige, faſt platte, den Feigbohnen oder Lupinen ähnliche, glänzend braune und gefleckte Saamen.

Der Tamarindenbaum wächſt in Egypten, Arabien, in beyden Indien, Aethiopien und demjenigen Theile von Afrika, welcher Senegal heißt. Man bringt uns ſeine Früchte geſtoßen, oder vielmehr das Mark mit den Saamen vermiſcht. Und dieſes Mark verkauft man unter dem Namen Tamarinden.

Der Tamarindenbaum bringt zuweilen in ſehr heißen Sommern eine gewiſſe ſchleimichte, ſaure und

und röthliche Subſtanz hervor, welche ſowohl an Härte als an Weiſſe dem Cremor Tartari ſehr nahe kömmt.

Aus dem ſehr ſauren Geſchmack der Tamarinden iſt klar, daß ſie eine große Menge ſaurer Theile enthalten: dieſes beſtätigt auch die chemiſche Unterſuchung; kaum zieht man etwas alkaliſches aus denſelben. Allein, auſſer dem Sauren geben ſie ein häufiges Oel. Aus ſechs Pfunden Tamarinden, ſo in acht Pfunden gemeinem Waſſer aufgelöſt worden, haben ſich nach zween Monaten ſechs Drachmen weſentliches Salz an den Seiten des Fäßchens angeſetzt, nnd nach Verlauf mehrerer Monate eine noch gröſſere Menge. Dieſes Salz iſt von dem Cremore Tartari nicht unterſchieden: denn es iſt ſauer und läßt ſich nur in kochendem Waſſer auflöſen. Wenn man die Tamarinden etliche Tage in der Digeſtion ſtehen läßt, ſo kann man einen Spiritum herausziehen, ſo dem deſtillirten Weineßig ſehr gleich iſt; woraus man deutlich ſiehet, daß die Tamarinden viel Saures und vielen Schwefel enthalten: jedoch iſt das Saure in größrer Menge darinn; hingegen im Caſſienmark iſt der Schwefel häufiger, als das Saure, vorhanden.

Die Türken und Araber, wenn ſie eine lange Reiſe thun wollen, kaufen, ſagt Bellonius, Tamarinden, nicht um ſich ihrer als einer Medicin zu bedienen, ſondern den Durſt damit zu löſchen. Zu eben dem Endzweck überziehen ſie ſowohl die kleinen und grünen, als auch die größern und reifen Ta-

marindenſchoten mit Zucker oder Honig, und nehmen ſolche mit ſich, wenn ſie durch die arabiſchen Wüſten reiſen.

Die Araber verſichern einmüthig, daß die Tamarinden eine purgierende Kraft beſitzen; ob ihnen ſchon einige dieſelbe abſprechen wollen; vielleicht weil ſie ſie nicht in hinlänglicher Doſi gegeben haben. Man muß geſtehen, daß die Tamarinden ein gelindes Laxiermittel ſind. Allein auſſer der Kraft den Leib zu öfnen, haben ſie auch noch eine gewiſſe gelind anziehende Eigenſchaft: das, was man in wenigen andern Purgiermitteln antrifft.

Auſſer der laxirenden Wirkung ſchreibt man den Tamarinden auch eine Kraft zu, die Schärfe der Säfte zu dämpfen, die Hitze der Galle und des Blutes zu mäßigen, die hitzigen und peſtilentialiſchen Fieber und die Gelbſucht zu heilen, den Durſt zu löſchen, die Hitze des Magens, der Leber und übrigen Eingeweide zu vertreiben und das Brechen zu hemmen. Man hat ihren Gebrauch auch in der güldenen Ader, in den Entzündungen, in der Waſſerſucht, ſo von einer Entzündung entſtanden, in gallichten Durchfällen, in den Krankheiten der Nieren und in der Gonorrhoe dienlich befunden. In dieſer letztern hat Fallopius ſie mit gutem Nutzen gebraucht. Die Tamarinden ſind nicht nur ſelbſt laxierend, ſondern ſie verbeſſern auch die Fehler anderer Purgiermittel, die ſehr ſtark und heftig wirken, als das Scammonium, die verſchiedenen Arten der Wolfsmilch, den Kellerhals (Laureola); denn

denn dieſer ihre ſalzigen, ſcharfen und öhlichen Theile werden durch das weſentliche ſaure Salz der Tamarinden geſättiget, welches dieſelben figirt und ihre Wirkſamkeit vermindert. Im Gegentheil verſtärken ſie die Kraft der langſam wirkenden und ſüßen Laxiermittel, dergleichen die Caſſie und Manna ſind, und vermindern ihre Gährung; weil die Sauren nicht ſo geſchwind efferveſciren. Die Brechmittel, ſo man aus Spießglas bereitet, werden durch die Tamarinden nicht gedämpft, wie einige glauben; vielmehr wird ihre Wirkung dadurch verſtärkt: denn die ſauren Mittel aus dem Pflanzenreiche vermehren die Kraft der Brechmittel; da hingegen die mineraliſchen Sauren ſie vermindern oder gänzlich dämpfen.

Es giebt einige Krankheiten, in denen man die Tamarinden als ein ſpecifikes Mitel anpreiſt; als in hitzigen und Fäulnißfiebern, im Scharbock, in der Harnruhr, (Diabetes) in Krankheiten der Kinder, ſo von Würmern herrühren, und in der Gelbſucht. In dieſem Uebel geben die Indianer ein Arzneymittel, ſo aus Tamarinden, Caſſie und Zucker beſteht. In ſcorbutiſchen Zufällen verſchreibt man ſie mit gutem Erfolg, ſowohl den Leib zu öffnen, als die Verdünnung der Säfte zu hemmen und die Schärfe zu lindern. Hingegen ſchaden ſie, wie alle ſaure Sachen, denen, ſo den Huſten, einen kalten Magen und Geſchwüre in den Gedärmen haben, und ſolchen, die mit der rothen Ruhr beladen ſind.

Man giebt das Mark der Tamarinden, wenn man zuvor die Saamen, Häute und Zaſern heraus-

genommen, und daſſelbe durch ein Sieb gedrückt hat, in Form eines Boli, mit Zucker oder Oblaten verhüllt, oder in einer dienlichen Feuchtigkeit aufgelößt, von zwo Drachmen bis zu einer Unze; in der Infuſion aber und im Decoct bis zu drey Unzen.

Nimm gereinigte Tamarinden und gereinigtes Caſſienmark, von jedem eine halbe Unze; pulveriſirte Rhabarbar dreyßig Gran. Vermiſche es, mache einen Purgierbiſſen.

Nimm von gereinigten Tamarinden eine halbe Unze; pulveriſirtes Scammonium zwölf Gran. Mache einen Bolum.

Nimm von guten Tamarinden, zwo Unzen; Molken zwey Pfund. Koche ſie gelinde. In dem durchgeſeigten löſe zwo Unzen Violenſyrup auf. Mache einen Trank gläſerweis zu geben, in hitzigen Fiebern den Durſt zu ſtillen, und die Wallung des Blutes oder der Galle zu dämpfen.

Nimm von Tamarinden eine Unze. Koche ſie in ſechs Unzen gemeinen Waſſers. In dieſem Decocte macerire zwo Drachmen Sennesblätter; eine Drachme klein geſchnittene Rhabarbar. Hernach laß anderthalb Unzen Calabriniſche Manna darinn zerfließen. Das durchgeſeigte laß den Kranken früh nüchtern zu purgieren nehmen.

Nimm Tamarinden zwo Unzen; Caſſienmark ſammt den Kernen, drey Unzen. Laß es in einem Pfund

Mol-

Molken gelind aufwallen. Das Durchgeſeigte theile in zwo gleiche Doſes.

Man braucht die Tamarinden im Electuario catholico, El. lenitiuo, Diapruno, de Pſyllio, und in der Confectione Hamech. Die Egypter, nach P. Alpins Bericht, bedienen ſich der Blätter des Tamarindenbaumes, die Würmer in den Kindern zu tödten: und die Indianiſchen Aerzte legen, nach dem Zeugniß des Garzias und Acoſta, die zerriebenen Blätter auf die mit der Roſe behafteten Theile des Körpers.

Zehnter Artikel.

Von der Vanille.

Die Vanille, Vanilla, Vaniglia, et Aracus aromaticus, *Off.* franz. Vanille, iſt eine ſchmale, faſt runde und ein wenig platte Schote, ohngefähr ſechs Zoll lang, vier Linien breit, runzlich, röthlich, weich, ölich, fett, jedoch zerbrechlich und von auſſen wie Leder. Inwendig liegt ein röthliches Mark, ſo mit einer unzähligen Menge kleiner, ſchwarzer und glänzender Saamen erfüllt, und von Geſchmack angenehm iſt, wie der peruvianiſche Balſam. Man bringt uns dieſe Frucht aus Peru und Mexico.

Man unterſcheidet drey Arten Vanillen. Die erſte, deren Schote dicker und kürzer iſt und von den

Spaniern Pompona oder Bova genennt wird; die zwote, deren Schote dünner und länger iſt, und dieſe iſt die wahre; die dritte, deren Schote die kleinſte unter allen iſt, und Simarona oder die falſche heißt. Ob es aber verſchiedene Arten oder nur Abänderungen ſind, die von dem Erdboden und der Zeit, wenn man ſie ſammlet, oder von einem andern Zufall herkommen, das iſt uns bis itzt noch unbekannt.

Die erſte hat einen ſtärkern, aber minder angenehmen Geruch, welcher den Mannsperſonen Kopfſchmerzen, und den Frauenzimmern Dünſte und die Frucht zu erſticken verurſacht: ſie enthält einen flüſſigern Saft und dicke Saamen, faſt wie die Senfkörner. Die dritte iſt nicht ſo wohlriechend und hat weniger Saft und Saamen.

Die zwote, welches die wahre iſt, wird allein zum Gebrauch genommen. Man wähle die friſche, wohlriechende, ſo ein wenig weich, weder allzutrocken oder dürre, noch mit Oel befeuchtet ſey.

Man muß diejenige Vanille nicht verwerfen, welche mit feinen Salztheilchen beſprengt ſcheint, die den Benzoinblumen völlig ähnlich ſind. Dieſes Salz iſt nichts anders, als das weſentliche Salz, wovon dieſe Frucht voll iſt, und welches herausdringt, wenn ſie uns zu einer allzuheißen Zeit gebracht wird.

Die Pflanze ſo dieſe Früchte trägt, heißt Volubilis ſiliquoſa Mexicana foliis Plantaginis, *Raii Hiſt.* 1330. Aracus aromaticus, Tlilxochitl, ſeu flos

flos niger, Mexicanis dictus, *Hernand.* 38. Ihre Stengel winden ſich um die nahſtehenden Bäume, wie Hernandez ſagt. Die Blätter ſind eilf Zoll lang oder breit, von der Figur der Wegerichblätter, doch fetter, länger und grüner, und kommen an beyden Seiten des Stengels wechſelsweis hervor. Die Blumen ſind ſchwarz; die Schoten lang, ſchmal, beynah rund, ſchwärzlich und wohlriechend. Die Vanille, ſo in der Inſel St. Domingue wächſt, und die der Pater Plümier, königlicher Botanikus, in ſeinem Botanico Americano manuſcripto ſehr genau beſchrieben hat, iſt von der vom Hernandez beſchriebenen nicht unterſchieden.

Sie heißt Vanilla flore viridi et albo, fructu nigreſcente, *Plumer. nov. Pl. Amer.* 25. Die Wurzeln dieſer Pflanze ſind beynahe von der Dicke des kleinen Fingers, ohngefähr zwey Fuß lang, weit und breit in die Erde vertieſt, blaßröthlich, zart und ſaftvoll. Sie treiben gemeiniglich nur einen Stengel, welcher nach Art der Clematitum ſehr hoch an den Bäumen hinan läuft, und ſich zuweilen noch über ſie erſtreckt. Dieſer Stengel iſt eines Fingers dick, rund, grün, und inwendig mit einem dünnen Nerven und ſchleimichten Saft erfüllt, voll Knoten, die ohngefähr drey Zoll von einander ſtehen. Aus den Knoten wachſen einzelne Blätter, wechſelsweiſe geſtellt, lanzenförmig, neun bis zehn Zoll lang und aufs höchſte drey breit, glatt, hellgrün, ein wenig dick, in der Mitte rinnenförmig ausgehöhlt, die Länge durch mit gekrümmten Adern verſehen, und

endlich weich, wie die Meerzwiebelblätter, und von Geſchmack ein wenig ſcharf.

Wenn die Pflanze ſchon eine ziemliche Größe erreicht hat, kommen aus den Winkeln der obern Blätter lange Zweige mit Wechſelblättern beſetzt; dieſe Zweige geben wieder andere, die an ihren Knoten gleichfalls ſolche Blätter haben, ſo aber viel kleiner ſind. Aus jedem Winkel der letzten Blätter entſteht ein kleiner Zweig, etwas über einen halben Fuß lang, verſchiedentlich gegliedert. An jedem Gliede oder Knoten entſpringt eine ſehr ſchöne, unähnliche Blume, aus ſechs Blättern zuſammengeſetzt, davon ihrer fünf einander ähnlich und faſt kraisförmig geſtellt, länglich, ſchmal, zuſammen gewunden, inwendig ſehr weiß, auswendig aber grünlich ſind: das ſechſte aber, oder das Saft-Honigblatt (petalum nectariferum) ſo ebenfalls ſehr weiß iſt ſteht in der Mitte zuſammen gerollt, auf einem länglichen, fleiſchigen, gewundenen, und rüſſelförmigen Eyerſtocke. Dieſer iſt mit einer tiefen Grube ausgehöhlt und mit zwey Staubfachen bedeckt. Die andern Blumenblätter ſtehen auf eben dem Eyerſtocke, welcher lang grün, rund und fleiſchig iſt, und ſich in eine weiche, fleiſchige Frucht verwandelt, beynahe von der Dicke des kleinen Fingers, etwas über einen halben Fuß lang; ſchwärzlich, wenn ſie reif iſt, und endlich voll unzähliger, ſehr kleiner und ſchwarzer Saamen. Sowohl die Blumen als die Früchte dieſer Pflanze ſind ohne Geruch. Man findet ſie an vielen Orten auf der Inſel St. Domingue: ſie blüht im Monat May.

Man verſichert, daß dieſe Vanille aus St. Domingue von der Mexicaniſchen, die Hernandez beſchrieben, nur durch die Farbe der Blumen und den Geruch der Schoten unterſchieden ſey: denn die Blume der erſtern iſt weiß und grünlich, und ihre Schote hat keinen Geruch; die Blume der Mexicaniſchen aber iſt ſchwarz, und ihre Schote wohlriechend.

Man ſammlet die Vanille vom Ausgang des Septembers an, bis zu Ende des Decembers: man läßt ſie funfzehn bis zwanzig Tage lang trocknen, damit die überflüßige, oder vielmehr ſchädliche Feuchtigkeit ausdunſten möge; welche ſonſt eine Fäulniß in der Schote verurſachen würde.

Die Vanille iſt mit einem gewiſſen öligt harzigen, ſubtilen und wohlriechenden Safte begabt, welchen man mit Weingeiſte leicht herausziehen kann. Die Schote bleibt nach herausgezogener Tinctur ohne Geruch und Saft zurück. In der chemiſchen Unterſuchung giebt ſie viel weſentliches aromatiſches Oel, einen ziemlichen Theil ſaure Feuchtigkeit, aber ſehr wenig von urinöſer Feuchtigkeit und fixem Salze.

Die Vanille ſtärkt den Magen, befördert die Verdauung der Speiſen, treibt die Blähungen; ſie kocht die rohen Säfte, dient wider die kalten Zufälle des Gehirns, und wider die Catarrhe, ſtärkt das Gedächtniß, befördert die Geburt; ſie erregt den Urin und die Monatzeit, und befördert den Abgang der Nachgeburt und der todten Frucht. Man braucht ſie aber ſelten in der Medicin; ſehr oft aber

zu

zu einer Compoſition, die man Chocolate nennt, deren Annehmlichkeit ſie vermehrt.

Die Engländer halten die Vanille für ein ſpecifikes Mittel, die melancholiſchen Zufälle zu heben. Man giebt ſie in Subſtanz von zwölf Gran bis zu einer halben Drachme; in der Infuſion aber und im Decoct mit Milch, Molken, Wein, Waſſer oder mit einer andern dienlichen Feuchtigkeit bis zu zwo Drachmen. Allein wenn man ſie in einer allzugroßen Doſi und allzuoft gebraucht, ſo bringt ſie das Blut in Wallung.

Eilfter Artikel.

Von den Cardamomen.

Es iſt vielleicht in der Pharmaceutik über nichts ſo viel geſtritten worden, als über die Cardamomen. Die Griechen und Araber, die alten ſowohl als die neuen, ſcheinen verſchiedene Meynungen davon zu hegen. Die Griechen haben nur eine Art von Cardamomen feſtgeſtellt; Plinius macht vier Arten davon. Dioſcorides beſchreibt des Cardamomum nicht, ſondern nennt nur die Gegenden, wo das beſte wachſe, und zeigt welches es ſey. Unter den Arabern unterſcheidet Avicenna zwo Arten von Cardamomen; die eine nennt er Cacula oder Cacule, die andre Cordumeni: dieſer

dieſer letztern Art ſchreibt er eben die Kräfte zu, welche Dioſcorides den Cardamomen zueignet. Das, was er Cacula nennt, theilt er wieder in das große und kleine. Ferner redet er von dem Helbua oder Hilbua, und von dem Chairbua, welche Wörter, nach einiger Meynung, auch die Cardamomen oder wenigſtens die Paradieskörner bedeuten. Serapio nennt die Cardamomen Cacule, wovon er zwo Arten annimmt: die eine, welche größer iſt, heißt Hil oder Heil; die andre, nämlich die kleinere, Hilbane oder Hilbave oder Hilbua. Die neuern Griechen alle nennen das, was bey den Arabern Cacula heißt, Καρδάμωμων, und Nikol. Myrepſus erwähnt nach den Arabern faſt an allen Orten die großen und kleinen Cardamomen. Die Frage läuft alſo darauf hinaus, ob das Cardamomum der neuern Griechen und das unſrige mit der alten ihrem einerley ſey?

Da Dioſcorides keine Kennzeichen angiebt, woraus wir das Cardamomum erkennen könnten, ſo müſſen wir uns an den Galen und Paul Agineta halten. Wenn wir alſo dasjenige unterſuchen, was Galen im zweyten Buche von den Gegengiften in der Compoſitione Zenonis mit folgenden Worten ſagt: Καρδαμώμȣ των λαβών, χωρὶς, της ἐντεριώνης, das iſt, man muß den innern Theil vom Cardamomo, von den Saamenkapſeln gereinigt, nehmen; und in den Verſibus Damocratis, das Cardamomum ſey ein Saame, welcher in einer Kapſel eingeſchloſſen ſey; ferner, wenn wir die weiſſe, Farbe aus dem Aegineta hinzufügen, und aus dem Dioſcorides, daß man das volle, ſchwer zu zerbrechende

chende (wenn es noch in der Saamenkapſel iſt) das ſtarkriechende und von Geſchmack ſcharfe und bittere wählen müſſe; wenn wir, ſage ich, alle dieſe Kennzeichen mit unſern kleinen Cardamomen vergleichen: ſo werden wir ſie darinn antreffen, obgleich einige behaupten, daß wir das wahre Cardamomum nicht haben.

Allein, Dioſcorides und Serapio haben die ganzen Früchte oder die mit den Saamen erfüllten Kapſeln, wie man ſie ehemals zu bringen pflegte, und wie man ſie auch noch heut zu Tage bringt, beſchrieben. Sie bedienten ſich nur der Saamen, und warfen die Kapſeln weg; indem die Griechen, wie man bey dem Galen Lib. 7. de compoſitione Medicam. ſecundum locos, nachſehen kann; und in der Confectione Pamphylii das von dem Schalen gereinigte Cardamomum; zuweilen den innern Theil und das gereinigte Cardamomum fodern. Noch mehr, Galen Lib. I. de Antidotis, und Lib. I. de Theriaca ad Piſonem, verlangt zum Theriak des Andromachus das Indianiſche Cardamomum, oder das, welches in Indien wächſt, von wannen es uns auch noch itzt gebracht wird.

Matthiolus führt drey Arten von Cardamomen an, die man noch heut zu Tage in den Apotheken findet; nämlich die großen, die mittlern und die kleinen.

Die großen Cardamomen, Cardamomum maius *Matthioli*, Fructus Longouze, *Steph. de Flacourt, Hiſtor. Inſulae Madagaſcar*; ſind eine getrocknete,

längliche

längliche Frucht, faſt von der Geſtalt und Größe einer Feige, oben mit einer breiten und nabelförmigen Erhebung, in der Mitte dreyzellig. In den Zellen liegen unter einer dünnen, häutigen, zähen, zaſerigen, mit einigen Runzeln der Länge nach geſtreiften, braunen oder röthlichen Schale, viele Saamen, ungleich, glänzend röthlich, mit vielen Zwiſchenhäuten, womit ſie bedeckt werden.

Einige haben dieſen Saamen Melegetta genannt, weil ſie dem Indianiſchen Hirſen ähnlich ſind, welchen die Italiäner, wie Matthiolus ſagt, Melega nennen. Uebrigens iſt der Geſchmack dieſer Saamen ſcharf, aromatiſch und kömmt dem Kampfer, der Lavendel und dem Thymian nahe; ihr Geruch iſt angenehm: weswegen ſie von einigen Paradieskörner genennt werden.

Matthiolus glaubt, daß die Paradieskörner der Apotheken die Saamen dieſer Cardamomen wären, welche man aus den Kapſeln genommen in großer Menge zu uns bringt. Allein Cordus iſt ganz andrer Meynung: denn er ſagt, alle diejenigen irrten ſich, welche glaubten, daß die Paradieskörner die großen Cardamomen wären. Denn die Cardamomen, fährt er fort, haben einen angenehmen und gar nicht brennenden Geſchmack; die Paradieskörner hingegen ſind ſehr ſcharf, wie der Pfeffer. Und in der That findet man einen großen Unterſchied unter den Paradieskörnern, welche ſehr ſcharf und brennend ſchmecken, und den Cardamomen, die weniger ſcharf und mehr aromatiſch ſind,

faſt

faſt wie die Lavendel und der Kampfer. Weil aber doch die Kapſeln der Paradieskörner, wie Cordus ſelbſt geſteht, mit den großen Cardamomen eine ſehr ähnliche Geſtalt haben und gemeiniglich wie ein Ey groß, und auch mit Cardamomen ähnlichen Körnern erfüllt ſind: ſo glauben wir, daß man die Paradieskörner unter das Geſchlecht der großen Cardamomen ſetzen müſſe; und man könnte ſie von den wahren Cardamomen durch folgenden Namen unterſcheiden: große Cardamomen mit pfefferhaften Saamen, Cardamomum maius ſemine piperato.

Die Paradießkörner, Meleguetta et Maniguetta, *Off.* Grana Paradiſi, *Quorumd.* Melegetta ſeu Cardamomum piperatum, *Cordi;* ſind glänzende, eckichte Saamen, kleiner als der Pfeffer, von auſſen röthlich oder braun, inwendig weiß, von Geſchmack ſcharf, brennend, wie der Pfeffer und Ingwer, denen ſie auch an Geruch nicht unähnlich ſind. Sie werden in großer Menge zu uns gebracht und dienen anſtatt des Pfeffers die Speiſen zu würzen. Einige brauchen ſie in pharmacevtiſchen Compoſitionen falſch anſtatt der Cardamomen. Die Paradieskörner wachſen in Afrika, in der Inſel Madagaſcar und in Oſtindien, woher die Holländer ſie zu uns bringen.

Die Pflanze, von welcher die großen Cardamomen kommen, iſt uns noch unbekannt. Ihre Blätter werden in C. Bauhins Prodromo alſo beſchrieben: Sie ſind dick, vier Zoll lang, und drey breit; längs durch ſie geht eine vorragende Ribbe, von welcher viele Seitenzaſern abgehen, wie in den

Nelkenblättern, denen ſie auch ſehr ähnlich ſind. Der Stiel des Blattes hat einen aromatiſchen Geſchmack, welcher mit der Saamen ihrem überein kömmt.

Die friſchen großen Cardamomen haben, nach dem Bericht des Stephan de Flancourt, eine Schaale von einer rothen, lebhaften und glänzenden Farbe; innwendig aber ein weißes Fleiſch von ſaurem, nicht unangenehmen Geſchmack; der Saame iſt röthlich oder ſchwärzlich.

Die mittlern Cardamomen, Cardamomum medium, *Matthioli.* Cardamomum majus, *Bontii*, ſind eine Frucht oder längliche Kapſel, einen oder anderthalb Zoll lang, dünn, dreyeckig, geſtreift, mit einer zurückgebogenen Spitze, aſchfarbig, ſchwer zu zerbrechen, in drey Zellen getheilt, worinnen viele Saamen liegen, mit ſehr feinen und weißen Häuten bedeckt. Dieſe Saamen ſind länglich, platt, eckicht, auf der einen Seite durch eine kleine Furche getheilt, mit vielen zwerch laufenden Linien; von Farbe blaßröthlich, von Subſtanz weiß, ſcharf und aromatiſch. Dieſe Art von Cardamomen wird uns ſehr ſelten gebracht.

Die Pflanze, ſo dieſe Frucht trägt, iſt derjenigen gleich, von welcher die kleinen Cardamomen kommen, die wir bald beſchreiben werden. Sie unterſcheidet ſich nur dadurch, daß ſie höher iſt, größre Blätter hat, und die Blumen oben büſchelweiſe trägt. Die andre hingegen treibt ein=

zelne, blühende, ſchuppige Sproſſen aus der Wurzel.

Die Blumen ſind weiß mit einem purpurfarbigen Rande.

Die kleinen Cardamomen, Cardamomum minus, *Matth.* Cardamomum *veterum Graec.* Cardamomum ſimpliciter in Officinis dictum, *C. B. P.* 414. ſind eine getrocknete Frucht, oder eine häutige kurze Schote, ungefähr fünf Linien lang, dreyeckicht, gegen den Stiel ſpitziger, oben ſtumpf, hellroth und geſtreift. Ihre Rinde iſt viel dünner, als die von den mittlern Cardamomen. Sie ſpringt, wenn ſie reif iſt, an ihren drey Ecken auf, und wird vermittelſt dünner Häute, welche leicht zerreißen, gemeiniglich in drey Zellen getheilt. In jeder Zelle liegen zwo Reihen eckichter, runzlicher Saamen die von außen gelbröthlich, inwendig weiß, von Geſchmack ſcharf, bitterlich, aromatiſch und gleichſam kampferhaft ſind. Bisweilen findet man viele Schoten auf dünnen ſowohl eigenen als gemeinſchaftlichen Stielen büſchelweiſe beyſammen: woraus erhellet, daß dieſe Früchte nach Art der Trauben auf der Pflanze ſtehen. Man bringt ſie aus Oſt-Indien.

Es giebt einige Arten von Cardamomen, die derjenigen, welche wir itzt beſchrieben, ähnlich ſind; nur ſind ſie kleiner und man bringt ſie uns mit den mittlern Cardamomen vermiſcht, als wenn ſie von eben derſelben Pflanze kämen: und vielleicht ſind ſie unvollkommene Saamen davon, oder von andern ähnlichen Pflanzen, die nur der Größe nach

unter-

unterſchieden ſind, ſo wie die kleinſten Cardamomen, Cardamomum minimum, *C. B. P.*

Die Pflanze, auf welcher die kleinen Cardamomen wachſen, wird vom Jacob Bontius beſchrieben, doch ſehr kurz; genauer aber im Horto Malabarico, Vol. 11. Paul Herrmann ſetzt ſie unter einerley Geſchlecht mit der Gelbſuchtwurzel, Bangala, Galgantwurzel, Zittwerwurz und dem Ingwer; und man könnte ſie alſo zum Geſchlecht des Cannacori rechnen. Sie heißt Elettari, Hort. Malab. 11. 9.

Ihre Wurzel iſt länglich, einen oder anderthalb Zoll dick, gegliedert, gewunden, weißlich: aus den Seiten treibt ſie eine unzählige Menge kleiner zaſeriger Wurzeln, womit ſie weit umher kriecht. Die Stengel ſo aus der Wurzel kommen, ſind rund, glatt, grün, einen Zoll dick, einfach, den Rohrſtengeln ähnlich, deren Gewebe ſie auch haben. Sie ſteigen ungefähr zwölf Fuß hoch und ſind mit einem weißlichen Mark erfüllt, welches holzige Zaſern und keinen Geſchmack hat; ſie ſind mit einer Art von Scheiden, und mit dem Grunde der Blätter, die aus den oberſten Knoten der Wurzeln wachſen, umgeben. Die Blätter ſind groß, nämlich vier Spannen lang, vier Zoll breit, grün, mit feinen und gleich weit von einander laufenden Adern geſtreift, in der Mitte mit einer Ribbe verſehen; oben hellgrün, unten dunkler; von Geruch und Geſchmack ſtark, etwas ſcharf und aromatiſch. Außer dem rohrartigen Stengel wachſen aus denen unter der Erde verborgenen

Knoten der Wurzeln, viele ſpitzige und grünliche Sproſſen, welche anderthalb Spannen hoch werden, und gegliedert ſind. An ihren Knoten oder Gliedern ſind ſie mit einer Art von Blättern oder Häuten bedeckt, die, wenn ſie trocken geworden, aus dem weißen ins röthliche fallen. An dem Orte, wo dieſe Blätter entſtehen, wachſen an den Seiten einfache Stiele, die unter den blätterigen und kapſelförmigen Decken, womit ſie umgeben ſind, die jungen Blumen und Früchte enthalten.

Die Blumen ſtehen in großer Menge auf jedem Zweige, der aus der Wurzel kömmt: anfangs erſcheinen ihrer gemeiniglich drey bis vier, von kleinen länglichen Blättern gleichſam in Kapſeln verhüllt. Wenn dieſe ſich öffnen, kömmt eine vierblätterige Blume zum Vorſchein. Drey Blätter ſind einander an Größe gleich, länglich, ſchmal, häutig, von Farbe aus dem grünen ins weiße; das vierte, ſo den andern gegen über ſteht, hat einen dünnen Griffel und eine Zunge, und iſt ein wenig breiter und nicht ſo lang, als die andern; es ſteht mehr innwendig und iſt grün. Die Zunge iſt länglich, ſchmal, ein wenig dick; auf der innern Seite, die dem mittelſten Blättchen entgegen geſetzt iſt und demſelben aufliegt, mit einer Furche geſtreiſt; an der Spitze zweyſpaltig, hellroth: in der Furche liegt ein zarter weißer Griffel, ſo ſich in einen dünnen und flachen Knopf endiget. Wenn die Blume zu verwelken anfängt, falten ſich die Blätter und bleiben auf den Spitzen der Früchte. Der Kelch verwandelt ſich in eine Frucht, die

wenn

wenn ſie reif geworden, rund und noch mit den zuſammengewickelten Blumenblättern beſetzt iſt. Die Früchte hängen an den Zweigen, ſo aus der Wurzel kommen, und ſind an Geſtalt und Geſchmack den Weintrauben nicht unähnlich: denn ſie ſind rund und angenehm ſäuerlich, mit einer grünen, etwas dicken, fleiſchigen und wäſſerigen Schaale bedeckt, und der Länge nach mit ſehr dünnen Streifen gezeichnet. Sie theilen ſich in drey kreuzweis abgeſonderte Zellen, ſo, daß jede Scheidewand in ihrer Mitte von einem häutigen Blatte durchſchnitten wird: und ſo werden die Saamenbehältniſſe formirt. Die Saamen ſind dreyeckicht, aromatiſch, roth, und liegen in ſechs Reihen, an den platten Seiten der Frucht; ſie hängen mit ihrer Spitze an der Scheidewand, und vermittelſt dieſer an einem in der Mitte ſtehenden dreyeckichten Griffel.

Wenn die Früchte reif ſind, ſammlet man ſie zu gehöriger Zeit und trocknet ſie an der Luft; die Schaale, ſo anfangs dick und grün iſt, wird dünn und fällt aus dem rothen ins weiße: und dieſes ſind die wahren Cardamomen.

Im Horto Malabarico ſind drey Arten dieſer Pflanze in Kupfer geſtochen, die aber nur in Anſehung der Geſtalt der Frucht von einander unterſchieden ſind. Die erſte, ſo ganz runde und weißliche Früchte trägt, wird von den meiſten für die Amomen der Apotheken gehalten. Es findet aber doch einiger Zweifel darüber ſtatt, den wir im Artikel von den Amomen umſtändlicher vor-

 tragen

tragen werden. Dieſe Art der Cardamomen ziehet man ihrer Vortrefflichkeit wegen den beyden andern vor. Die andre Art iſt viel länger; die dritte ganz ſpitzig. Die erſte wächſt in den bergichten Gegenden über Cochim und Calicut, ungefähr dreyßig Meilen von der See: die beyden letztern findet man um Cananor und in andern indianiſchen Gegenden. Sie lieben die abhängigen Berge, die Thäler und ſchattichten moraſtigen Orte, und können die Sonne nicht vertragen.

Wir haben Arten von Cardamomen geſehen, die man aus China gebracht, und die bey den Chineſern Tſaokeou heißen. Sie ſind viel größer und ründer als die kleinen Cardamomen. Es iſt vielleicht die erſte Art im Horto Malabarico; oder wenigſtens kann man daraus ſchließen, daß es mehrere Arten von kleinen Cardamomen giebt, die von den Amomen unterſchieden ſind.

Die Malayer bedienen ſich der Cardamomen ſehr häufig, die Speiſen zu würzen, beſonders das Fleiſch und die geſottenen Fiſche.

Die verſchiedenen Arten von Cardamomen enthalten ein weſentliches aromatiſches Oel, welches ſie in der Deſtillation in großer Menge geben, wenn man ſie vorher im Waſſer macerirt hat.

Die kleinern Cardamomen werden in den Apotheken häufiger gebraucht: man nimmt vornehmlich die Körner, von der Schaale gereinigt. Man wähle die friſchen, von außen weißlichen, deren Schaale ganz iſt, innwendig voll rother, wohlriechen-

riechender, ſcharfer, aromatiſcher, nicht kariöſer Saamen.

Sie erleichtern die Verdauung, ſtärken den Magen und das Gehirn, treiben den Urin und reizen die Monatzeit. Einige rathen ſie zu Verhütung des Schlagfluſſes und Schwindels.

Die Doſis iſt in Subſtanz von einem halben bis zu einem ganzen Scrupel, im Infuſo aber bis zu einer halben Unze.

Man braucht ſie zum Theriac und Mithridat, zur Benedicta laxativa, im Electuario Diaſatyrio, in den Tabellis magnanimitatis und im Aceto Theriacali.

Zwölfter Artikel.

Von den Amomen.

Die Amomen, Amomum racemoſum, *Off.* Ἄμωμον, *Dioſc. & Galen.* Βοτρυοεν ἄμωμον, *Androm.* Βοτρυς ἄμωμον, *Damocrat.* Amomum, *Plin.* Hameinis aut Hamama, *Arabum*, franz. Amome, iſt eine trockne traubenförmige Frucht, häutig, zellig, voll von Saamen. Daß ſie den alten Griechen unbekannt geweſen, erhellet aus der Vergleichung mit des Dioſcorides Beſchreibung des Amomi. Man hatte mit der Zeit die Kenntniß dieſer Frucht verlohren, und ſie war etliche Jahrhunderte durch verborgen geweſen; bis

bis endlich ein gewiſſer Cechinni Martinelli, ein Apotheker zu Verona, dieſelbe wieder an das Licht brachte, wie Nicol. Maronea oder Marogna verſichert.

Man muß erſtaunen, wenn man ſieht, wie verſchieden die Meynungen ſelbſt der geſchickteſten Kräuterkenner über dieſes Amomum geweſen ſind. Denn Cordus hält das, was man gemeiniglich Roſe von Jericho nennt, Roſa Hyerichuntina vulgo dicta, *C. B. P.* für das Amomum: Quatrammus das Rhus myrtifolia Belgica, *C. B.* Anguillara das Piper racemoſum caudatum ex Guinea, *C. B.* Cluſius das falſche Amomum, Amomum ſpurium folioſum, *C. B.* Garzias eine gewiſſe Art von Storchſchnabel oder Taubenfuß, (Geranium columbinum).

Andre nehmen das gemeine Taubenkraut, Botrys Ambroſioides vulgaris, *C. B.* für das wahre Amomum der Alten: andre das Siſon, quod Amomum Officinis noſtris, *C. B. P.* andre den langen ſchwarzen Pfeffer, Piper oblongum nigrum, *C. B. P.* andre die Cubeben, Cubebae vulgares. *C. B.* andre die Würznelken, Caryophyllus aromaticus fructu rotundo, *C. B.* Alle dieſe Meynungen widerlegt Nicol. Maronea, in ſeinem gelehrten Commentario de Amomo, in welchem er auch gründlich beweiſt, daß das von ihm beſchriebene Amomum das wahre und rechte ſey.

Dieſe Frucht iſt eine kleine Traube, die aus zehn, höchſtens zwölf, häutigen, zaſerigen, leicht zu

zerreiſſenden Beeren beſteht, welche dicht an einander gedrängt ſind, und ohne Stiele aus einem Zweige wachſen. Dieſer iſt holzig, zaſerig, rund, einen Zoll lang, wohlriechend, ſcharf, mit dicht beyſammen ſtehenden Blättern beſetzt, ſowohl mit kleinen, die wie Schuppen auf derjenigen Seite liegen, wo dieſer Zweig keine Beeren trägt; als auch mit ſechs längern Blättern, die jede Beere umgeben, als wenn ſie der Kelch davon wären. Drey von dieſen längern Blättern haben die Länge eines halben Zolls, die drey andern ſind ein wenig kürzer: ſie ſind alle dünn, zaſerig, ſcharf, wohlriechend, an den Spitzen oft zuſammengezogen, ſelten ganz, ſo, daß ſie kaum über die Beeren reichen: welches unfehlbar daher kömmt, daß auf dem langen Wege ihre Spitzen ſich an einander reiben und abbrechen. Die Geſtalt und Dicke dieſer Beeren iſt rund, wie etwan eine mittelmäßige Weinbeere; ſie haben oben eine kleine Warze, und ſind auswendig mit ſehr feinen Zaſern oder Nerven, gleichſam als mit Linien, der Länge nach geziert: ferner haben ſie auch drey kleine Furchen und eben ſo viel kleine Erhebungen, womit die drey innwendigen Saamenreihen umgeben werden. Jede Reihe enthält viele und eckichte Saamen, die mit einer dünnen Haut umhüllt ſind und ſo dicht an einander liegen, daß dieſe drey Reihen nur drey längliche Saamen zu ſeyn ſcheinen. Die ganze Traube und das Holz ſind von einerley Farbe: in einigen blaß, in andern weiß, in noch andern röthlich. In den weißen Beeren findet man gemeinig-

lich unvollkommene, in den röthlichen feſtere und vollkommnere Saamen.

Dieſe ſind eckicht, von außen dunkelroth, inn- wendig weiß, feſt, doch leichter zu zerbrechen, als die Saamen der Cardamomen. Die Trauben ha- ben einen ſtarken Geruch, faſt wie die gemeine Lavendel; doch riechen jene angenehmer; in den innwendigen Saamen aber iſt der Geruch ſchär- fer. Auch der Geſchmack der Trauben und der Saamen iſt ſcharf; in jenen gelinder, in dieſen ſtärker und ein wenig kampferhaft.

Die Pflanze, welche dieſe Frucht trägt, iſt noch nicht beſchrieben. Einige glauben, ſie ſey das erſte Elettari, ſo im Horto Malabarico beſchrieben wird. Allein man kann den großen Unterſchied leicht bemerken, der ſich unter dieſem Elettari und den Amomen findet: denn die Cardamomen oder die Frucht des Elettari ſcheinen unter den Blu- menblättern zu ſtehen und alſo der Blumenkelch geweſen zu ſeyn. Hingegen die Amomen ſind in- nerhalb der Blumenblätter oder der Kelchblätter enthalten; und folglich entſtehen ſie aus dem Stem- pfel der Blume. Man kann alſo mit Recht ſchlieſ- ſen, daß die Cardamomen und Amomen zweyerley Pflanzengeſchlechter ausmachen. Ueberdieß, wie wir ſchon geſagt haben, hängen die Cardamomen jede an einem beſondren Stiele; die Amomen aber ſtehen unmittelbar auf einem gemeinſchaftlichen Stiele.

Georg

Georg Camelli führt, in den londenſchen philoſophiſchen Abhandlungen eine Pflanze unter dem Namen Tugus an, die auf den philippiniſchen Inſeln wächſt, und die er für das wahre Amomum des Serapio hält. Allein die Beſchreibung, ſo er davon giebt, iſt ſo unvollkommen, daß wir mit Grunde zweifeln, ob dieſe Pflanze das wahre Amomum, oder vielmehr eine Art von Cardamomen ſey.

Die Amomen enthalten viel weſentliches, aromatiſches, ſubtiles und flüchtiges Oel, welches ſie in der Deſtillation geben, wenn man ſie vorher im Waſſer macerirt hat. Vermöge dieſes aromatiſchen Oels widerſtehen ſie dem Gifte, verdünnen die dicken Säfte, vermehren die Bewegung des Blutes, erfriſchen die Lebensgeiſter, ſtellen die Elaſticität der Zaſern wieder her, erleichtern die Verdauung und befördern den Urin, die Monatzeit und den Schweiß.

Man braucht ſie zur Theriaca *Andromachi* ſenioris und in der Benedicta laxativa.

Die Alten nahmen die Amomen beſonders zu ihren Salben.

Drey-

Dreyzehnter Artikel.

Von den Cubeben oder Schwindelkörnern.

Es giebt unter den Schriftſtellern einen groſſen Streit über die Cubeben. Einige verſichern, daß ſie den alten Griechen bekannt geweſen, und daß ſie das Καρπήσιον *Galeni*, das Piper rotundum *Theophraſti*, das Piper *Hippocratis*, und die Oxymyrſine *Dioſcoridis* ſind: andre aber läugnen es. Hermolaus, Ruellius, Fuchs und andre, ſtützen ſich auf das Anſehen des Avicenna, Serapio und Actuarius, und behaupten, daß die Früchte, welche gemeiniglich Cubeben genennt werden, das wahre Carpeſium *Galeni* ſind; weil Serapio das, was Galen vom Carpeſio ſagt, mit dem Namen der Cubeben überſetzt, und über dieſes in der Hiſtorie der Cubeben dieſen Früchten alles das zueignet, was Dioſcorides von dem Mausdorn (Ruſcus) geſchrieben hat. Faſt eben dieſe Meynung hat Avicenna, welcher die Cubeben Carpeſium nennt, ſo wie auch Actuarius, welcher ſagt, die Barbarn nennten ſie Κομβέβας.

Hieraus iſt zu ſchließen, daß entweder das Carpeſium *Galeni* und die Cubeben der Araber von einander nicht unterſchieden ſind, oder daß die Araber ſich ſehr betrügen, indem ſie Sachen, die ganz

und gar verſchieden ſind, mit einander verwechſeln. Noch mehr, Matthiolus zweifelt, ob die gemeinen Cubeben der Specereykrämer eben daſſelbe ſind, was die Cubeben geweſen, von welchen Serapio, Avicenna und Actuarius gehandelt haben. Denn er bemerkt, daß weder Galen noch die Araber geſagt haben, das Carpeſium oder die Cubeben wären die Frucht oder der Saame einer Pflanze: ja Galen beſchreibt das Carpeſium alſo: „es ſind kleine Zweige, den Zimmetzweigen ähn„lich; ihr Geruch und ihre Kräfte gleichen dem „Phu.„ Das Carpeſium des Galen war alſo keine Frucht, ſondern ein Stengel oder eine äſtige Wurzel und alſo ganz was anders, als unſre Cubeben.

Aus allem dem, was wir itzt geſagt haben, ſcheint es mir ſehr wahrſcheinlich, daß unſre Cubeben den alten Griechen unbekannt geweſen; und daß die Araber, von denen unſre Apotheken die Cubeben bekommen haben, und von denen dieſe Früchte noch heut zu Tage Cubebe oder Quabebe genennt werden, ich weis nicht aus was für einer Urſache, ihren Cubeben alles das falſch zugeeignet, was Dioſcorides vom Ruſco und Galen vom Carpeſio, welches die Araber ſelbſt nicht kannten, geſchrieben haben. Wir wollen alſo dieſe Unterſuchung als unnütz bey Seite ſetzen, und von den Cubeben, die man heut zu Tage in den Apotheken findet, handeln.

Die Cubeben oder Schwindelkörner, Cubebae vulgares, *Offic.* Cubebae vel Quabebae, *Arab.*

franz.

franz. Cubebes, ſind trockne, runde, dem Pfeffer ähnliche Früchte oder Körner, bisweilen ein wenig größer, mit einem langen und dünnen Stiele verſehen. Ihre Rinde iſt aſchgrau, runzlich, zuweilen ohne Runzeln, mit einer dünnen, zerbrechlichen und einzelligen Schaale, worinn ein rundlicher, auswendig ſchwärzlicher, innwendig weißer Saame liegt; von Geſchmack angenehm, aromatiſch, welcher zwar nicht ſo ſcharf, wie der Pfeffer, jedoch durchdringend iſt und häufigen Speichel zuſammenzieht.

Man bringt uns zwo Arten Cubeben: einige ſind reif; andre hat man, ehe ſie reif geworden, geſammlet. Die unreifen ſind leicht, runzlich und haben einen kleinen welken Kern. Die reifen haben eine glatte Oberfläche und ihr Kern iſt ausgedehnt: weshalb ſie viel ſchwerer ſind. Man bringt ſie aus Java, einer Inſel in Oſt-Indien. Die friſchen, großen und ſchweren ſind die beſten.

Die Pflanze, ſo die Cubeben trägt, hat rankige und ſich windende Stengel und gleicht dem Smilax aſpera. Paul Herrmann, in ſeiner Cynoſura materiae medicae, nennt ſie Curane. Sie iſt noch von keinem beſchrieben worden.

Die Cubeben enthalten ein aromatiſches, ſubtiles, weſentliches Oel, welches man durch die Deſtillation in Menge daraus erlangt. Deswegen dienen ſie im Schlagfluß, Schwindel, ſtinkenden Athem, in der Lähmung, und im Mangel des Appetits. Sie ſtärken den erſchlafften Magen, treiben die Blähungen, verdünnen den zähen

Schleim,

Schleim, welcher ſich an den Magen und die andern Eingeweide hängt, und dienen wider die kalten Zufälle des Gehirns und der Mutter. Wenn man ſie eine Zeitlang mit Maſtix kaut, erregen ſie häufigen Speichel, ſtärken das Gehirn, helfen wider die Catarrhe und reizen zur Liebe. Die Indianer, ſagt Garzias, bedienen ſich der Cubeben, in Wein macerirt, ſehr oft, um ſich zur Liebe zu reizen; und in Java braucht man ſie zu Erwärmung des Magens.

Man rühmt ſie auch wider die Sprachloſigkeit und Heiſcherkeit. Die Doſis iſt in Subſtanz von drey Gran bis zu einem Scrupel. Will man ſie aber in Wein oder einer andern dienlichen Feuchtigkeit maceriren, ſo verſchreibt man ſie von einer bis zu zwo Drachmen.

Man braucht ſie im Theriakeßig und in andern gifttreibenden Compoſitionen.

Vierzehnter Artikel.

Von dem Pfeffer und den Arten deſſelben.

Der Pfeffer, Piper, *Latinorum:* Πεπέρι, *Graecorum:* Fulful & Fulfel, *Arabum;* iſt eine Art Würze, die zu allen Zeiten und in allen Ländern unter die Speiſen verlangt worden iſt. Die alten Griechen, die Araber, und die neuern

neuern haben den Pfeffer eben ſo gut gekannt als gebraucht. Dioſcorides, Galen und andre unterſcheiden drey Arten deſſelben; den ſchwarzen, den weißen und den langen. Dieſe, glauben ſie, wären einerley Früchte, und ihr Unterſchied rührte bloß von dem verſchiedenen Grad ihrer Reife her. Allein, diejenigen drey Arten, welche man noch itzt in den Apotheken findet, ſind Früchte von verſchiedenen Pflanzen, die wir, jede beſonders, abhandeln wollen.

Der ſchwarze Pfeffer, Piper nigrum, *Offic.* Piper rotundum, *C. B. P.* 411. iſt eine Frucht oder ein getrocknetes Saamenkorn, von der Größe einer mittelmäßigen Erbſe, rund, mit einer runzlichen, ſchwarzen oder braunen Schaale bedeckt. Wenn dieſe weggenommen wird, ſieht man eine etwas harte und dichte Subſtanz, die von außen aus dem grünen ins gelbliche fällt, inwendig weiß iſt, und in der Mitte eine kleine Höhle hat; der Geſchmack iſt ſcharf, brennend auf der Zunge und im Halſe. Man bringt dieſen Pfeffer aus den oſtindiſchen Provinzen, die den Holländern unterworfen ſind. Man wähle den großen, ſchweren und der am wenigſten runzlich iſt.

Die Pflanze, auf welcher dieſe Frucht wächſt, heißt Lada, aliis Molanga, ſive Piper aromaticum, *Piſon. M. arom.* 180. Molago-coddi, *Hort. Malabar.* V. 7. 23. Ihre Wurzel iſt klein, zaſerig, zäh, ſchwärzlich; ſie treibt viele, rankige, biegſame, ſich windende, grüne und holzige Sten-

gel,

gel, die wie der Hopfen auf der Erde kriechen, wofern ſie nicht mit Pfählen geſtützt werden; ſie haben viele Knoten, zwiſchen welchen Wurzeln her⸗für wachſen wenn die Stengel auf der Erde liegen. An jedem Knoten entſtehen einzelne, wechſelsweis einander gegen über geſtellte Blätter, mit fünf Ner⸗ven verſehen, rundlich, zwey oder drey Zoll breit, viere lang, zugeſpitzt, dick, feſt, unten dunkelgrün und glänzend, oben aber hellgrün; ſie hängen an kurzen; dicken, grünen und inwendig geſtreiſten Stielen. Die Blumen ſtehen Büſchelweis auf ei⸗nem Stiele und ſind einblätterich, am Rande drey⸗ſpaltig. Nach ihnen folgen Früchte oder Körner, bald größer, bald kleiner, rund, von der Größe einer mittelmäßigen Erbſe: es ſtehen ihrer zwanzig bis dreyßig an einem gemeinſchaftlichen Stiele; an⸗fangs ſind ſie grün, wenn ſie aber reif geworden, roth, ohne Runzeln auf der Schaale, die aber ſchwarz und runzlich wird, wenn man ſie trocknet. Dieſe Blumenbüſchel kommen bald aus der Mitte der Stengel, nämlich aus demjenigen Theile der Kno⸗ten, ſo dem Blätterſtiele entgegen geſetzt iſt, bald aber aus dem Gipfel. Daher ſchreiben die Land⸗leute dieſen Büſcheln eine Verſchiedenheit des Ge⸗ſchlechts zu, und nennen die an dem Gipfel weibli⸗che, und die aus der Mitte männliche Blumen. Dieſe Pflanze blüht jährlich ein oder auch zweymal, wenn ſie ein gutes Wachsthum hat. Nachdem die Blumen abgefallen, ſammlet man den vierten Mo⸗nat darauf die reifen Früchte, und trocknet ſie eine Woche lang an der Sonne, binnen welcher Zeit die

Schaale ſchwarz wird. Sie wächſt auf den Inſeln Java, Sumatra und in ganz Malabarien. Man pflanzt ſie durch Zweige fort, die man an den Wurzeln der Bäume in die Erde ſteckt; oder man ſtützt ſie mit Pfählen, wie den Weinſtock.

Indem man die Schaale des ſchwarzen Pfeffers wegnimmt, macht man durch die Kunſt denjenigen weiſſen Pfeffer, der itzt allein zu uns gebracht wird. Man macerirt den ſchwarzen Pfeffer in Meerwaſſer, wodurch die äußere Schaale aufſchwillt und ſich öffnet: und ſo nimmt man ohne Mühe das inwendige weiſſe Korn heraus, welches hernach getrocknet wird, und viel gelinder uud beſſer iſt, als der ſchwarze Pfeffer.

Nicht nur die Pfefferkörner, ſondern auch die ganze Pflanze beſitzen eine Schärfe: denn die Blätter, ſowohl grün als trocken, die Zweige und die Wurzel brennen, wenn man ſie kauet, auf der Zunge und im Halſe und ziehen den Speichel zuſammen.

Der weiſſe Pfeffer, Piper album et Leucopiper, *Off.* Piper rotundum album, *C. B. P.* 413. iſt zweyerley. Der eine iſt natürlich, welchen man uns ſehr ſelten bringt; der andre iſt durch die Kunſt gemacht und ſehr gemein. Dieſer iſt nichts anders, als der ſchwarze Pfeffer, welchem man, bevor er getrocknet worden, auf die itzt beſchriebene Weiſe die Schaale abgenommen hat. Er unterſcheidet ſich von dem ſchwarzen nur durch die aſchgraue oder weißliche Farbe.

Man

Man findet keinen Unterſchied unter der Pflanze, die den ſchwarzen, und unter der, die den weiſſen Pfeffer trägt: ſo wie man auch den Weinſtock, welcher die ſchwarze Traube trägt, von dem, der die weiſſe bringt, nicht unterſcheiden kann, auſſer wenn die Trauben daran hängen und reif ſind. Die Pflanzen aber, auf denen der weiße Pfeffer wächſt, ſind ſeltner; und man findet ſie nur in gewiſſen Gegenden in Malabarien und Malaca, und zwar nicht haufig. Steph. de Flancourt erzählt in ſeiner Beſchreibung der Inſel Madagaſcar, daß daſelbſt eine gewiſſe Art weiſſer Pfeffer wüchſe: allein da er ſie nicht beſchrieben hat, ſo können wir nicht wiſſen, ob ſie mit unſerm Pfeffer einerley oder davon verſchieden ſey.

Der lange Pfeffer, Piper longum et Macropiper, *Off.* Piper longum orientale, *C. B. P.* 412. iſt eine getrocknete unreife Frucht, einen oder anderthalb Zoll lang, den Blüthen von der Birke gleich, länglich, rund, und ſchräg gleichſam ſchneckenförmig geſtreift, mit netzförmigen Erhebungen; inwendig iſt ſie in viele kleine und häutige Zellen getheilt, welche rund herum in einer Reihe liegen. Jede von dieſen Zellen enthält einen einzigen rundlichen, kaum einer Linie breiten, auswendig ſchwarzen, inwendig weißen Saamen, deſſen Geſchmack ſehr ſcharf, brennend und bitter iſt. Dieſe Früchte hängen an einem dünnen Zolllangen Stiele. Man wähle den langen Pfeffer, welcher dick, ganz friſch iſt, der die Zunge nicht ſogleich, aber deſto länger

brennt: hingegen verwerfe man den löcherichten, kariöſen oder verfälſchten.

Die Pflanze, ſo den langen Pfeffer bringt, heißt Pimpilim, ſiue Piper longum, *Piſon. Mantiſſ. arom.* 182. Cattu-Tirpali, *Hort. Malabar. V.* 7. 27. Von der Pflanze des runden Pfeffers unterſcheidet ſie ſich durch ihre weniger holzige Stengel, durch längere Blätterſtiele, auch durch längere, dunkler grüne, unten eingeſchnittene Blätter, die von Textur ſehr zart und weich ſind, und auſſer der mittelſten Ribbe noch zween oder drey kleinere, auf beyden Seiten vorragende, von unten an bis zur Spitze laufende Nerven haben, davon der unterſte einige bogenförmige Seitennerven gegen den Rand abſchickt. Die Blumen ſind einblätterig, fünf oder ſechsſpaltig, und ſitzen ſehr feſt auf den Früchten, welche länglichrund ſind, mit ſchiefen und gleichweit von einander abſtehenden Schneckenlinien geſtreift, und zwiſchen dieſen gleichſam mit kleinen runden ſchuppigen Blättern bedeckt.

Zwiſchen den Schneckenlinien erſcheinen die jungen Früchte, auf welchen die Blumen geſeſſen haben; ſie ſind mit einem ſchwärzlichen Punkte gezeichnet, anfangs gelbgrün, inwendig blaßgelb, hernach dunkelgrün, und wenn ſie reif und trocken ſind, ſchwarzgrau. Wenn man die Früchte queer durchſchneidet, ſo ſieht man rund herum Zellen, worinnen längliche und ſchwärzliche Saamen enthalten ſind. Man nimmt ſie ab und trocknet ſie zum Gebrauch, ehe ſie reif ſind. In der chemiſchen Unterſuchung hat man aus vier Pfunden ſchwarzem

Pfeffer

Pfeffer durch die Deſtillation aus der Retorte bekommen: acht Unzen, drey und eine halbe Drachme Waſſer, welches den Geruch und Geſchmack des Pfeffers hatte, und ein wenig urinöſes Salz enthielt: vierzehn Unzen und achtzehn Gran röthliche, brenzlichriechende, ſcharfe und ſäuerliche Feuchtigkeit, welche Kennzeichen eines ſowohl ſauren als urinöſen Salzes gab: zwo Unzen, fünf Drachmen und vier und zwanzig Gran urinöſen Spiritum; eine Drachme feſtes urinöſes flüchtiges Salz: eine halbe Drachme weſentliches klares Oel: acht Unzen dickes Oel. Die in der Retorte zurückgebliebene ſchwarze Maſſe woge achtzehn Unzen, ſechs Drachmen und achtzehn Gran. Als man dieſe zehn Stunden lang calcinirt hatte, bis ſie keinen Rauch mehr gab, ließ ſie drey Unzen, ſechs Drachmen und vier und zwanzig Gran weiße Aſche zurück, woraus eine Unze, drey Drachmen und zwölf Gran blos alkaliſches fixes Salz gezogen worden. Der Verluſt der Theile in der Deſtillation hat ein Pfund, vier Unzen und acht und vierzig Gran betragen: in der Calcination aber ſind vierzehn Unzen, ſechs Drachmen und achtzehn Gran in Rauch und Flammen verflogen.

Allein aus ſechs Pfunden ſchwarzem Pfeffer, welche ſechs Tage lang in gemeinem Waſſer macerirt und alsdenn deſtillirt worden, ſowohl aus dem Kolben mit einem Kühlfaſſe, als auch aus der Retorte, hat man drey Drachmen weſentliches, aromatiſches, ſubtiles, helles und gelbliches Oel erhalten, ſo den Geruch des Pfeffers und einen ſcharf-

 fen,

ſen, doch nicht heftigen Geſchmack hatte. Das deſtillirte Waſſer, worauf das Oel ſchwomm, beſaß den Geruch des Pfeffers und einen ſcharfen Geſchmack, wegen des flüchtigen urinöſen Salzes, ſo darinn aufgelöſt war; und es machte die Solution des corroſiviſchen Sublimats trübe und milchigt: die macerirten Pfefferkörner aber hatten viel von ihrem Geſchmack verlohren. Hieraus iſt klar, daß der Pfeffer ein häufiges flüchtiges öliches Salz enthalte, von welchem ſeine Kräfte vornehmlich abhängen.

Der Pfeffer iſt bey allen Völkern ſehr im Gebrauche, die Brühen und Speiſen zu würzen, ſowohl um den Appetit zu erwecken, als auch die Verdauung zu befördern. Das gemeine Volk unter den Indianern trinkt das Waſſer worinn eine große Menge Pfeffer infundiret worden, wider eine langanhaltende Schwachheit des Magens. Zu eben dieſem Gebrauch machen ſie aus dem friſchen Pfeffer, der im Waſſer gejohren hat, einen ſehr feurigen Spiritum. Den langen und runden Pfeffer pflegen ſie mit Salzwaſſer oder Eßig einzumachen; und ſie ſchaffen ſich einen groſſen Vorrath davon an, um ſich deſſen täglich und als eines Leckerbiſſens bey Tiſche zu bedienen. Man braucht ihn häufig in den Regenmonaten und wider die phlegmatiſche Leibesbeſchaffenheit.

Bey uns iſt der Gebrauch des ſchwarzen Pfeffers gewöhnlicher, der weiße hingegen oder der abgeſchälte wird ſeiner gelindern Schärfe wegen von denen mehr geſucht, die ein wenig zärtlich ſind. Den langen nimmt man ſelten unter die Speiſen,

ſondern

ſondern braucht ihn mehr in der Medicin, weil ſein Geſchmack weniger angenehm und ſchärfer iſt. Wenn man in Recepten den Pfeffer ſchlechtweg und ohne Beywort verſchreibt, ſo verſteht man allemal den ſchwarzen: ſonſt ſetzt man die Beywörter weiß und lang hinzu.

Man findet in allen dreyen Arten des Pfeffers einerley Kräfte: ſie erhitzen, trocknen, verdünnen, zertheilen, eröffnen. Sie ſtärken die ſchlaff gewordenen Zaſern der Eingeweide, ſie erregen ihre elaſtiſche Bewegung, erfriſchen die Lebensgeiſter, zertheilen die ſtockenden und dicken Säfte; vermehren den Kraislauf des Geblütes und deſſen innere Bewegung. Den vornehmſten Nutzen bringt der Pfeffer in der Kälte und in Unreinigkeiten des Magens, in Kolikſchmerzen und in der kalten Beſchaffenheit des Gehirns. Einige behaupten, daß der pulveriſirte Pfeffer erhitze, der ganze hingegen kühle: allein es iſt falſch. Soviel aber iſt gewiß, daß der Pfeffer im Pulver ſich an die innere Haut des Magens anhängt, und, wenn er ſich in den Falten deſſelben lange Zeit aufhält, ein Brennen und eine Entzündung dieſes Eingeweides in gewiſſen Leibesbeſchaffenheiten verurſachen kann: welches nicht geſchieht, wenn man die Körner ganz verſchluckt, ob ſie gleich ihre heilſame Wirkung nicht verlieren. Denn es iſt bekannt, daß der Pfeffer ganz mit den Speiſen gekocht oder macerirt, ihnen nicht weniger Schärfe giebt, als wenn er geſtoßen und fein zu Pulver gemacht wäre. Der Pfeffer, ganz genommen, kühlt alſo keinesweges, ſondern erweckt

in den Eingeweiden eine gelinde Wärme, die viel ſchwächer iſt, als diejenige, ſo der Pfeffer im Pulver verurſacht. Die Kraft des Pfeffers iſt ſehr flüchtig, wie Schroder nach dem Galen anmerkt. Die Urſache davon ſieht man aus der chemiſchen Unterſuchung. Man muß ihn alſo nicht zu den Arzneyen, die ein langes Kochen erfodern, auſſer zu Ende des Kochens, und auch nicht zu Extracten gebrauchen.

Viele rühmen ihn ſehr wider die kalten Fieber. Man nimmt ſieben, acht bis neun ganze oder grob geſtoßene Körner, etliche Stunden vor dem Anfalle des Fiebers; ja man behauptet, daß ſelbſt das viertägige Fieber durch einen fortgeſetzten Gebrauch dieſes Mittels vertrieben werde. Obgleich ſolches vielen nicht allzuwohl bekommen iſt, ſo hat es doch vielen andern gute Dienſte gethan, weil es entweder Brechen verurſacht, oder zu Ende des paroxiſmi häufigen Schweiß getrieben hat. Wenigſtens zertheilt es den Froſt des Fiebers: und in dieſer Abſicht rühmt Celſius *Lib. III. c. 12.* Knoblauch und warmes Waſſer mit Pfeffer vor dem Anfalle. Wenn man aber die Pfefferkörner zu ſpät nimmt, und indem der paroxyſmus ſchon kömmt, ſo bemerkt Ettmüller, daß die Fieberhitze viel ſtärker werde.

Man preiſt den Pfeffer auch an, wider verdickende Gliſte, Schwindel und Catarrhe. Allein der allzuöftere und häufige Gebrauch deſſelben iſt ſchädlich, weil er den Magen und die andern Eingeweide zur Entzündung diſponirt, und ſowohl das Blut

als die übrigen Säfte in Wallung bringt. Daher muß man ihn in hitzigen Temperamenten und in allen Entzündungen der Eingeweide meiden. Die Doſis iſt in Subſtanz von einem bis zu zehn Gran; im Infuſo zu einem Scrupel.

Aeuſſerlich verſchreibt man ihn zu Gurgelwaſſern und Nießpulvern, wenn ein ſcharfes, ſubtiles und ſtimulirendes Mittel erfordert wird, die dicke Lymphe, ſo in den Drüſen des Halſes ſtockt, zu zertheilen. Er ſtillt die Zahnſchmerzen, wenn man ihn auf den kariöſen Zahn legt; er hilft wider den aufgeſchwollnen Zapfen im Halſe, und wider das Stechen auf der Bruſt, wenn man ihn bald zu Anfang ner Krankheit auf die ſchmerzhafte Seite legt. Die Indianer brauchen den langen Pfeffer zu Salben wider die Gliederſchmerzen, ſo von der Kälte entſtanden ſind. In hartnäckigen Kopfſchmerzen rühmt man den langen Pfeffer pulveriſirt und in ein Säckchen verſchloſſen, welches man auf die Cron-Nath oder auf die Schläfe, oder auf den Nacken legt.

Das Pfefferöl wird für ein herrliches und ſtärkendes Mittel gehalten in der Kälte und Erſchlaffung des Magens: es dienet auch in der Blähungscolik. Lange hat oft drey bis vier Tropfen davon mit Enzianextract in viertägigen Fiebern vor dem Anfalle mit gutem Nutzen gegeben. Es lindert den heftigen Froſt der Wechſelfieber, wenn man nur das Rückgrad oder die Gegend des Magens mit dieſem Oel, mit Lorbeer- oder Muſkatennuß-Oel

vermiſcht, beſtreichet. Eben dieſe Salbe dienet auch in gelähmten Gliedern.

Nimm neun ganze ſchwarze Pfefferkörner. Verſchlucke ſie in einem Glaſe Wein, zwo Stunden vor dem Anfalle in Wechſelfiebern, nachdem man zuvor wohl purgiert hat. Oder nimm grob geſtoßnen ſchwarzen Pfeffer einen halben Scrupel; Wermuthſpitzen, ſoviel man zwiſchen drey Fingern faſſen kann. Macerire ſie die Nacht über in drey Unzen lauem Eßig. Das Durchgeſeigte gieb dem Kranken zu Anfang des paroxyſmi.

Nimm langen Pfeffer, ſechs Gran; pulveriſirten Alaun, fünf Gran. Vermiſche ſie, mache ein Pulver, dem erſchlafften oder aufgeſchwollenen Zapfen im Halſe zu appliciren.

Nimm langen Pfeffer, weißen Agtſtein, von jedem gleichviel. Mache ſie zu Pulver und verſchließe ſolches in ein Säckchen, welches in der kalten Beſchaffenheit des Hauptes auf die Kron-Nath gelegt wird. Oder:

Nimm pulveriſirten ſchwarzen Pfeffer, eine beliebige Menge. Vermiſche ſie mit Eyweis. Mache ein Cataplaſma, auf die Schläfe oder auf den Nacken zu legen, und ſolches oft zu wiederhohlen, in langwierigen Kopfſchmerzen.

Nimm ſchwarzen Pfeffer und Würznelken, von jedem gleichviel. Pulveriſire ſie und vermiſche ſie mit Eyweis, in Form eines Cataplaſma in hef-

tigem Seitenſtechen auf die ſchmerzhafte Seite zu legen.

Nimm langen Pfeffer, weiße Nießwurzel, von jedem eine Drachme; Majoran, eine halbe Unze. Vermiſche es, mache ein Nießpulver die Schlafſüchtigen aufzuwecken.

Nimm ſchwarzen Pfeffer, langen Pfeffer, von jedem eine Drachme; deutſchen Jngwer, Bertram, Cubeben, Cardamomen, von jeden zwo Drachmen; flüchtigen Salmiacgeiſt, zwo Unzen; rectificirten Weingeiſt, ſechs Unzen. Laß es acht Tage lang maceriren. Seige die Tinctur ab und geuß Agtſteinöl und Lavendelöl, von jedem zwo Drachmen dazu. Mache eine Salbe, die gelähmten Glieder damit zu reiben.

Der ſchwarze Pfeffer wird gebraucht in Theriaca *Andromach. ſen.* Electuar. de baccis Lauri, der weiſſe in Theriaca, Mithridatio, Diaphoenico, et Hiera Diacolocynthidos: der lange in Theriaca, Mithridatio, Diaſcordio et Benedicta laxativa.

Man hat noch eine andre Art Pfeffer, welchen Serapio Piper Æthiopicum ſiue Piper nigrorum et Granum Zelim nennt: er heißt auch Piper Aethiopicum *Matthioli*, Amomum *Officinar. nonnull.* et longa Vita, *Lobel.* Piper Aethiopicum ſiliquoſum, *J. B.* Unter dieſem Namen findet man in einigen Apotheken viele an einem dicken Stiele hängende Schoten, zwey, drey bis vier Zoll lang, rund, von der Dicke einer Gansfeder, ſchwärzlich, ein

ein wenig krumm. Sie ſind nach der Anzahl der darinn liegenden Saamen in kleine Zellen getheilt, runzlich, aus langen, zähen und ſchwer zu zerbrechenden Zaſern zuſammen geſetzt; die innere Subſtanz fällt aus dem rothen ins aſchgraue. Die Saamen liegen in abgeſonderten Zellen (jede Zelle wird durch eine fleiſchige Wand von der andern unterſchieden) und ſind länglichrund, ſchwer aus der Schote zu reiſſen, von der Größe der kleinſten Bohne, auswendig ſchwarz und glänzend, von einer etwas harten, röthlichen Subſtanz, deren Textur netzförmig iſt, wie die Bienenhäußchen. Sowohl die Schoten als die Saamen ſind an Geſchmack dem ſchwarzen Pfeffer ähnlich. Dieſer Pfeffer wächſt in Aethiopien, wovon ihm die Araber den Namen gegeben. Die Aethiopier bedienen ſich deſſelben wider die Zahnſchmerzen.

Man giebt den Namen des Pfeffers auch einer gewiſſen Frucht oder aromatiſchen Beere, die ſeit einigen Jahren aus der Inſel Jamaica gebracht worden, und bey den Engländern häufig unter die Speiſen gebraucht wird: wiewohl ſie von den oben beſchriebenen Arten des Pfeffers gänzlich verſchieden iſt.

Dieſe Beere heißt Pfeffer von Jamaica, oder auch Amomen, Pimenta *Officinar. Anglican.* Piper Jamaicenſe quibusdam *Dale Pharmacol.* 421. Piper odoratum, Jamaicenſe noſtratibus, *Raii Hiſtor.* 1507. Cocculi Indici aromatici, *Muſ. Reg. Soc. Lond.* 1218. Amomum quorundam *Cluſ. Exot.* 171. Amomum quorundam odore Caryophylli

phylli I. B. t. 2. 194. Caryophyllus aromaticus fructu rotundo, Caryophyllon Plinii, *C. B P.* 411. Xocoxochitl, ſiue Piper Tavaſci, *Hernand.* 30. Piper Chiapae, *Redi:* Piper *Theveti.* franz. Poivre de la Jamaique, Poivre de Thevet, Amomi, Toutes Epices. Es iſt eine getrocknete, runde unreife Frucht, meiſtentheils größer als ein Pfefferkorn, mit einer braunen, runzlichen Schaale, oben mit einer kleinen vierſpaltigen Krone beſetzt: inwendig liegen zween ſchwarze Kerne, die mit einer dunkelgrünen Haut bedeckt und durch eine Scheidewand getrennt ſind; von Geſchmack ein wenig ſcharf, aromatiſch, faſt wie die Würznelken.

Der Baum, welcher dieſe Früchte trägt, heißt Myrtus arborea aromatica, foliis Laurinis latioribus et ſubrotundis, *Sloan. Catal. Pl. Jam.* Caryophyllus aromaticus Americanus, Lauri acuminatis foliis, fructu orbiculari, *Plukn. Phytograph.* 155. Myrtus arboreſcens Citri foliis glabris, fructu racemoſo, Caryophylli ſapore, *Plum. Botan. Americ. Mſſ.* Er übertrifft zuweilen an Größe die welſchen Nußbäume, wenn er auf einem fetten Boden ſteht. Weil er aber beſonders gern in trocknen Wäldern wächſt, ſo erreicht er nur eine mittelmäßige Höhe. Er iſt äſtig mit ausgebreiteten und dichten Zweigen: ſein Stamm iſt gemeiniglich gerade und hoch; das Holz hart, ſchwer, anfangs dunkelbraun, mit der Zeit aber wird es völlig ſchwarz, wie Ebenholz: welches aber nur von dem Kerne zu verſtehen iſt. Der Splint iſt dick und weißlich, mit einer ſehr glatten, dünnen Rinde

bedeckt,

bedeckt, die zuweilen blätterricht abgeht. Der ganze Baum hat ein ſchönes Anſehen, ſowohl wegen der Richtung ſeiner Aeſte, als auch wegen der Schönheit ſeiner Blätter. Denn dieſe ſind angenehm grün und glatt: an jedem Knoten der Zweige ſtehen ihrer allezeit zwey und zwey einander gegen über: ſie ſind von verſchiedener Größe; die größten ſind vier, fünf bis ſechs Zoll lang; Zungenförmig, dicht, glatt, glänzend, ſehr grün, mit kaum zu ſehenden ſchiefen und parallelen Adern durchſtreift; ſie ſtehen auf Zollangen Stielen. Ihr Geruch aber und ihr Geſchmack iſt beſonders angenehm und hat etwas anziehendes und bitteres, beynahe wie Zimmet und Würznelken. Das äußerſte der kleinen Zweige theilt ſich in viele Stiele, von der Länge eines Zolls; jeder trägt eine kleine Blume, die aus fünf weißen, rundlichen, ausgehöhlten und kraisförmig geſtellten Blättern beſteht; aus ihrem Kelche entſpringt ein ſpitziger und mit weißen Staubgefäßen umgebener Stempfel. Nach den Blumen folgen viele gekrönte Beeren, ſo anfangs klein und grünlich ſind: wenn ſie aber reif geworden, übertreffen ſie die Wacholderbeeren an Größe und ſind ſchwarz, glatt und glänzend. Inwendig enthalten ſie ein feuchtes, grünliches, ſcharfes und aromatiſches Fleiſch, und in der Mitte gemeiniglich zween Saamen, die durch eine Scheidewand von einander abgeſondert ſind; ſie machen zuſammen eine kleine Kugel aus, denn jeder iſt halb kugelförmig. Deswegen ſagt Cluſius, es ſey nur ein einziger Saame, der ſich aber in zween Theile trenne. Die-

ſer Baum wächſt auf den Antilliſchen Inſeln. Plümier hat ihn in St. Croix, St. Domingue und Neu-Granada gefunden. Er wächſt aber auch häufig auf den bergichten Wäldern in der Inſel Jamaica, beſonders in den mitternächtlichen Gegenden. An dieſen Orten, ſagt Sloane, ſind die Blätter entweder breiter oder ſchmäler: allein er beſtimmt nicht, ob es zwo verſchiedene Arten oder nur Abänderungen ſind, indem er die Frucht des Baumes mit den breitern Blättern nicht geſehen hat. Die vom Plümier beſchriebene Art unterſcheidet ſich von des Sloane ſeiner durch ein breiteres Blatt.

Die Einwohner ſteigen auf einige von dieſen Bäumen: andre werden abgehauen und umgeworfen: ſie reißen die Zweige mit den unreifen grünen Früchten ab und trennen dieſe von den Stielen, Blättern und reifen Beeren. Hernach legen ſie dieſelben auf ausgebreitete Tücher und laſſen ſie viele Tage vom Morgen bis auf den Abend an der Sonne liegen: ſie müſſen aber vom Morgen- und Abendthau nicht naß werden. Auf dieſe Weiſe werden ſie trocken, runzlich und ſchwarz, da ſie vorher grün waren, und können alſo verkauft werden.

Die Engländer halten dieſe Beere für eines der beſten Gewürze, die im Gebrauche ſind, und weil ſie den Geſchmack von vielerley Arten zugleich hat, ſo nennen ſie dieſe Beere Allerley Gewürz: denn ſie ſchmeckt nach Nelken, Zimmet nnd Pfeffer, doch etwas gelinder.

Wenn

Wenn man dieſe Frucht aus der Blaſe deſtillirt, ſo giebt ſie ein weſentliches Oel, das im Waſſer zu Boden ſinkt und einen lieblichen Geruch hat. Man braucht ſie die Speiſen zu würzen. Sie ſtärkt den Magen, erleichtert die Verdauung, erquickt die Lebensgeiſter und vermehrt die Bewegung des Blutes. Die Wundärzte in Amerika brauchen die Blätter dieſes Baumes ſehr oft in Bädern für waſſerſüchtige Schenkel und gelähmte Glieder.

Funfzehnter Artikel.

Von den Würznelken, Mutternelken und der königlichen Würznelke.

Theophraſt, Dioſcorides und Galen thun von den Würznelken keine Meldung; obgleich Serapio, wenn er von den Nelken handelt, das Zeugniß des Galen anführt, doch falſch. Plinius ſcheinet ihrer zwar gedacht zu haben, wenn er B. 12. Kap. 15 ſchreibt: „Es giebt auch noch itzt in Indien etwas den Pfefferkörnern ähnliches, welches Garyophyllon genennt wird; es iſt größer und zerbrechlicher. Allein die gelehrteſten Critici zweifeln mit vielem Grunde, daß es mit unſern Würznelken einerley ſey; denn dieſe Nelken ſind weder Körner noch dem Pfeffer ähnlich; ſie muthmaßen aber, daß das Garyophyllon *Plinii* die Cubeben der Apotheken ſind.

Paul

Paul Aegineta iſt der erſte, welcher von den Nelken, die man ſowohl unter die Speiſen als zu Arzneymitteln gebraucht, geredet hat. Den Arabern iſt dieſes Gewürz auch bekannt geweſen.

Die Würznelken, Caryophylli aromatici, *Off.* Καρυοφύλλον, *P. Ægin.* Carunfel, *Serap.* franz. Gerofles, Clous de Gerofles; ſind getrocknete unreife Früchte, ungefähr einen halben Zoll lang, einem Nagel ähnlich, faſt viereckicht, runzlich, dunkelbraun: oben haben ſie vier kleine Spitzen in Form eines Sterns; mitten inne ſteht ein Knopf von der Größe einer kleinen Erbſe, aus ſchuppenformig über einander liegenden Blättchen zuſammengeſetzt. Wenn dieſe getrennt und offen ſind, ſieht man viele röthliche Zaſern, und zwiſchen dieſen erſcheint in einer vierwinklichten Höhle ein gerader Griffel von gleicher Farbe. Dieſen Knopf aber findet man nicht an allen Würznelken, weil derſelbe unterwegens leicht abfällt. Von Geſchmack ſind ſie ſcharf, angenehm und ein wenig bitter; ihr Geruch iſt ſehr durchdringend.

Man wählt die ſchwarzen, ſchweren, fetten, die im Halſe ſehr brennen und einen vortrefflichen Geruch haben und die, wenn man ſie drückt, eine ölichte Feuchtigkeit geben.

Der Baum, ſo die Würznelken trägt, heißt Caryophyllus aromaticus fructu oblongo, *C. B. P.* 410. Tshinka, *Piſon. Mantiſſ. arom.* 177. Er hat die Geſtalt und Größe des Lorbeerbaums: ſein Stamm iſt anderthalb Fuß dick, äſtig, ſtark, mit einer Rinde bedeckt, wie die vom Olivenbaume.

Die Zweige ſind ausgebreitet, hellroth und tragen dichte, wechſelsweis geſtellte Blätter, von Figur wie die Lorbeerblätter, einer Spanne lang, anderthalb Zoll breit, glänzend, glatt, oben und unten ſpitzig, mit etwas gewundenen Rändern. Sie ſtehen auf einem Zoll langen Stiele, der einen Mittelnerven abgiebt, woraus kleine Zaſern ſchief bis zum Rande laufen. Die Blumen entſpringen oben aus den Zweigen, büſchelweis, vierblätterig, blau, von ſehr durchdringendem Geruch. Jedes Blumenblatt iſt rund, zugeſpitzt, mit drey weißen Adern gezeichnet: in der Mitte ſtehen viele purpurfarbige Staubfaden mit ihren Staubfachen. Der Blumenkelch iſt einen halben Zoll lang, rund, anderthalb oder zwo Linien dick, oben vierſpaltig, Ofenrußfarbig; von Geſchmack ſcharf, angenehm und aromatiſch. Wenn die Blume verwelkt iſt, verwandelt ſich dieſer Kelch in eine Ey- oder Oliven-förmige Frucht, welche knopfig, einzellig, anfangs roth iſt, hernach ſchwärzlich wird, und einen länglichen, harten, ſchwarzen Kern enthält, der auf einer Seite mit einer Furche längs ausgehöhlt iſt.

Die reife Frucht heißt in den Apotheken Mutternelke, Antophyllus. Die Indianer nennen ſie Mutter der Früchte; die Franzoſen Clou matrice; weil ſie, wenn man ſie auf dem Baume läßt, im folgenden Jahre von ſelbſt abfällt; und obgleich ihre aromatiſche Kraft geſchwächt iſt, ſo wird ſie dennoch im Werth gehalten und zur Fortpflanzung beſtimmt. Denn ſie keimt, wenn man ſie geſäet hat, und in Zeit von acht oder neun

Jahren

Jahren iſt ein groſser Baum daraus geworden, welcher Früchte zu tragen pflegt.

Man ſammlet die Würznelken, nämlich die Blumenkelche und die jungen Früchte, ehe die Blumen ſich aufſchlieſsen, vom Monat October an, bis zum Februar; und zwar ſammlet man ſie theils mit den Händen, theils ſchlägt man ſie mit einem langen Rohr oder mit Ruthen ab. Unter die Bäume legt man entweder leinwandne Tücher, oder läſst die Früchte auf die bloſse Erde fallen, weswegen man zur Zeit dieſer Sammlung alles Gras und Kraut rundherum ſorgfältig abhauet. Die friſch geſammleten ſind roth und ein wenig ſchwärzlich: allein durchs Trocknen und Räuchern werden ſie ganz ſchwarz. Denn man ſetzt ſie einige Tage lang über geflochtenen Hürden dem Rauch aus, und endlich läſst man ſie an der Sonne völlig trocknen. Wenn ſie nun alſo zubereitet worden, werden ſie von den Holländern in die ganze Welt verführt.

Der Baum, welcher die Würznelken trägt, wächſt auf den molukkiſchen Inſeln, die nahe beym Aequator liegen. Die Holländer aber cultiviren ihn mit der gröſsten Sorgfalt auf der Inſel Ternata.

Die friſchen Würznelken geben durchs Auspreſſen ein dickes, röthliches und wohlriechendes Oel: durch die Deſtillation aber viel weſentliches aromatiſches Oel, ſo anfangs klar und gelblich, hernach röthlich und ſchwer iſt, und im Waſſer unterſinkt; zuletzt kömmt ein brenzlich riechendes di-

ckes Oel nebſt einer ſauren Feuchtigkeit. Aus dem calcinirten capite mortuo wird etwas fixes ſalzigtes Salz durchs Auslaugen gezogen.

Man braucht die Würznelken beſonders in den Küchen: ſie ſind für den Geſchmack ſo reizend, daß ohne Würznelken die Speiſen faſt verachtet werden. Man miſcht ſie zu faſt allen Brühen, Weinen, ſpirituöſen Feuchtigkeiten und aromatiſchen Getränken. Sie werden auch zu Räucherwerken gebraucht.

Die Aerzte ſchreiben ihnen eine erhitzende und trocknende Kraft zu. Man rühmt ſie wider alle kalte Zufälle des Gehirns, wider Schwindel, Schwachheit der Augen, Kopfſchmerzen, Ohnmacht, Herzklopfen, Schwachheit des Magens, Unvermögen in der Liebe, Unterdrückung der Monatzeit, und hyſteriſche Zufälle. Sie widerſtehen der anſteckenden Luft, wenn man die Würznelken entweder ißt oder damit räuchert. Die Doſis iſt in Subſtanz von drey Gran bis zu einem Scrupel; im Infuſo von einer halben bis zu zwo Drachmen. Aeußerlich braucht man ſie in Säckchen und Magenpflaſtern, ſowohl das Brechen zu dämpfen, als auch die Schmerzen des Magens, die von einer kalten Urſache herrühren, zu lindern. Einige ſtreuen das Pulver der Würznelken auf den Kopf wider die Kopfſchmerzen und den Stockſchnupfen. Wenn man ſie lange Zeit im Munde kauet, ſo erregen ſie den Speichel mit gutem Nutzen, in catarrhaliſchen Zufällen des Gehirns und in der Lähmung der Zunge.

Man

Man deſtillirt aus den Nelken entweder per deſcenſum, oder aus dem Kolben ein weſentliches Oel, welches nicht nur in eben denſelben Krankheiten, ſondern auch wider die Fäulniß der Knochen und wider Zahnſchmerzen dienet. Im Schlagfluß beſtreicht man das Hintertheil des Kopfes und den Nacken damit; und in Zahnſchmerzen tröpfelt man es auf Baumwolle und legt dieſe in den hohlen cariöſen Zahn, um die Schmerzen zu lindern. Die Doſis dieſes Oels iſt innerlich ein oder zween Tropfen.

Nimm Würznelken und Zimmet, von jedem einen Scrupel; Muſcatennuß, funfzehn Gran; Zucker, anderthalb Drachmen. Vermiſche es, mache ein Magenpulver in rothem Wein zu nehmen, wider Unreinigkeiten und Aufblähung des Magens und wider das Brechen.

Nimm Würznelken, Muskatennuß, Zimmet, von jedem zwo Drachmen; Muskatenblüthe, Carvey, Fenchel, Wermuth, von jedem eine Drachme. Vermiſche es, mache ein gröbliches Pulver. Thue es in ein Säckchen und tauche dieſes in warmen rothen Wein, oder in warmen Canarienwein, und lege es auf die Gegend des Magens, die Verdauung zu befördern und das Brechen zu ſtillen: oder lege dieſes Säckchen auf den Kopf, in Catarrhen und in der kalten Beſchaffenheit des Gehirns.

Nimm trockne Angelikwurzel zwo Drachmen; Nelken, Muskatennuß und Muskatenblüthe, jedes zu einer Drachme; Florentiniſche Veilchen-

wurz. Lavendelblumen, von jeden anderthalb Drachmen; Storax, Weyhrauch, Agtſtein, von jedem eine Drachme. Mache ein gröbliches Pulver, ſtreue ſolches auf Baumwolle, und nehe dieſe zwiſchen ſeidnen Zeug. Mache daraus eine Mütze, welche man alle Nächte auf den Kopf ſetzen kann, wenn man ſie vorher mit Agtſtein und Maſtix über glüenden Kohlen durchräuchert und erwärmt hat, in feuchten und vom Schleim herrührenden Krankheiten des Hauptes und in langwierigen und kalten catarrhaliſchen Schmerzen.

Nimm Nelkenöl, zween Tropfen; Zimmetöl, acht Tropfen; Ambertinctur, einen Tropfen; ſehr fein geriebenen weißen Zuckerkand, eine halbe Unze. Vermiſche es, mache ein Pulver, welches in einem wohlverſchloßnen Glaſe verwahrt werden muß. Die Doſis iſt eine Drachme in rothem oder ſpaniſchem Wein zu nehmen, den ſchwachen Magen zu ſtärken und die Verdauung zu erleichtern.

Nimm Nelkenöl, Rosmarinöl und Salbeyöl, von jedem einen Scrupel; ausgepreßtes Muscatennuß- und Palmöl, von jedem anderthalb Drachmen. Vermiſche ſie, mache eine Salbe. Beſtreiche damit die gelähmten und mit Flüſſen behafteten Glieder; den Kopf in kalten und ſchleimigten catarrhaliſchen Zufällen, in der Blödſinnigkeit und Schlafſucht; die Gegend des Magens in ſchwerer Verdauung und Windkolick.

Man

Man braucht die Würznelken in Pulvere contra abortum *Charas*, Pulvere dyſenterico *Ejuſd.* Electuar. Orvietano *Hoffmann.* Benedicta laxativa, Opiata *Salomonis*, Tabellis magnanimitatis. Das Oel aber in Electuar. Diaſatyrio *Charas*, Balſamo apoplectico *Ejuſd.* & Balſamo vulnerario Metenſium *Schroderi.*

Die Mutternelken trifft man in den Apotheken ſelten an. Die Holländer pflegen ſie friſch mit Zucker zu überziehen, und auf langen Seereiſen nach der Mahlzeit zu eſſen, die Verdauung zu befördern und den Scharbock zu verhüten.

Die Schriftſteller erwähnen noch einer andern Art Würznelken, die man ſehr ſelten in den Apotheken findet. Sie heißt königliche Würznelke, Caryophyllus ramoſus vel dentatus, *Jo. Bodaei a Stapel:* Caryophyllus ſpicatus, Indis Tshinka-Popova, *Piſon. Mantiſſ. arom.* 179. Caryophyllus regius, Vormii Muſ. 203. Es iſt eine Art einer kleinen Aehre, die an Größe, Farbe, Geruch und Geſchmack den Würznelken ähnlich iſt. Sie iſt aber weder knopfig noch ſternförmig, ſondern von unten bis oben gleichſam in viele kleine Schuppen getheilt und oben ſpitzig.

Die Holländer nennen ſie königliche Nelke, weil die Könige und Großen der molukkiſchen Inſeln dieſelbe auf eine abergläubiſche Weiſe hochſchätzen; nicht ſowohl ihres Geſchmacks und durchdringenden Geruchs halben, als vielmehr wegen ihrer beſondern Figur, und hauptſächlich, weil ſie ſehr rar iſt: denn ſie ſagen, man hätte bis itzt nur einen

oder zween Bäume davon gefunden, und zwar allein auf der Inſel Makian.

Rajus und Herrmann glauben, daß dieſe Bäume von den gemeinen Würznelken-Bäumen nicht unterſchieden, ſondern Spiele der Natur wären, und zur Klaſſe der monſtröſen Gewächſe gehörten.

Die Indianer pflegen dieſe Nelken der Länge nach einzufädeln, und ſie wegen ihres guten Geruchs wie Armbänder zu tragen.

Sechzehnter Artikel.

Von den Elephantenläuſen.

Die Elephantenlaus, Anacardium, *Off.* *Ἀνακάρδιον*, *P. Ægin.* & *Actuar.* Baladar, *Serap.* franz. Anacarde; iſt eine Frucht oder vielmehr ein platter Kern, von der Figur eines kleinen Vogelherzens, ſchwarz, glänzend, ungefähr einen Zoll lang, mit einem ſtumpfen Ende; ſie hängt an einem runzlichen Stiele, und enthält unter einer doppelten und harten Schaale einen weißlichen Kern, von Geſchmack ſüßlich wie Mandeln oder Kaſtanien. Zwiſchen der Schaale liegt in den Höhlen einer gewiſſen ſchwammichten Subſtanz ein ſchwärzlicher, ſcharfer und brennender Saft. Man bringt uns dieſe Frucht aus Oſt-

Indien

Indien. Die alten Griechen haben ſie nicht gekannt.

Man wähle die Elephantenläuſe, welche friſch, ſehr ſchwarz und ſchwer ſind, die einen weißen Kern und viel flüßigen Saft enthalten.

Der Pater Georg Camelli, ein Jeſuit, führt im Syllabo ſtirpium in inſula Luzone naſcentium, welches Buch Jo. Rajus herausgegeben, drey Arten von Elephantenlaus-Bäumen an. Die erſte und kleinſte heißt Ligas: die zwote oder mittelſte iſt die wahre Elephantenlaus der Apotheken: die dritte Art heißt Cajou oder Acajou, von welcher wir nachher handeln werden.

Die erſte Art, welche Ligas genennt wird, iſt ein wilder Baum von mittelmäßiger Größe. Er wächſt auf den Bergen und ſeine jungen Sproſſen laſſen eine Milch fließen; wenn dieſe auf die Hände oder ins Geſicht geſpritzt wird, ſo erregt ſie anfangs ein Jucken, und bald hernach eine Geſchwulſt. Das Blatt dieſes Baumes iſt eine Spanne lang und drüber, dunkelgrün, rauh und faſt ohne Saft. Die Blumen ſind klein, weiß, ſternförmig, und ſtehen Büſchelweis oben an den Zweigen. Die Früchte ſind ſo groß, wie die vom Ahornbaume; ihre Farbe iſt ſafrangelb, und ihr Geſchmack herb, wie Holzäpfel. Oben auf dieſen Früchten ſitzt eine ſchwarze, glatte, glänzende Nuß, welche länger iſt als die Frucht ſelbſt. Innwendig liegt ein Kern, der, wenn man ihn kauet, die Kehle ein wenig beißt und zuſammenzieht.

Die zwote Art oder die wahre Elephantenlaus der Apotheken heißt Anacardium *Off.* Anacardium orientale, *Jonſ. Dendr.* 156. Arbor Indica fructu conoide, cortice pulvinato nucleum unicum nullo oſſiculo tectum claudente, *Raii Hiſtor.* 2. 1566. Balador vel Baladur, *Arab.* Bibo, *Ind.* Faba de Malaca, *Luſitan.* Es iſt ein großer, gerader und ſchöner Baum, ſiebenzig Fuß hoch, und ungefähr ſechzehn dick, welcher gern an Flüſſen wächſt und viele aſchgraue Aeſte hat, die ſich rund umher weit ausbreiten. Das Holz iſt weißlich, mit einer aſchgrauen Rinde bedeckt. Die Wurzel iſt zaſerig, roth, mit einer rothen Rinde umgeben, ohne Geruch, ſchleimig und von etwas ſalzigtem Geſchmack. Die Blätter ſind groß, zuweilen drey Ellen groß, länglich eyförmig; ſie ſtehen auf kurzen Stielen um die Aeſte und ſind oben roſenförmig geſtellt, dick, dicht, glatt, glänzend, oben grün, unten aſchfarbig, ohne Geruch und Geſchmack. Die Blumen wachſen büſchelweis und ſind klein, weißlich, wohlriechend, ſternförmig; ſie hängen an langen violettfarbigen Stielen, die aus dem Stamme kommen, und beſtehen aus einem grünen fünfſpaltigen Kelche, und aus fünf eyförmigen, zugeſpitzten, gelben und am Rande weißlichen Blättern. Zwiſchen dieſen ſind eben ſo viel weißliche Staubfäden, mit zweyſpaltigen Staubfachen beſetzt; mitten inne ſteht ein kleiner weißer Griffel. Wenn die Blumen abgefallen ſind, ſo folgen längliche Früchte, etwas kleiner als ein Hühner-Ey, ohne Nüſſe. Sie ſind gut zu eſſen,

ſen, anfangs roth, hernach auswendig dunkel purpurfarbig; innwendig zuerſt gelblich, hernach blau röthlich, von herbem Geſchmack; oben ragt ein herzförmiger Kern hervor, welcher anfangs grün, hernach roth, und endlich ſchwarz iſt. Dieſer Baum wächſt in Oſt-Indien, Malabarien und auf den philippiniſchen Inſeln.

Die Indianer eſſen die jungen Spitzen dieſes Baumes gekocht. Die Elephantenläuſe oder vielmehr ihre Kerne, ſind gut zu eſſen und wohlſchmeckend: denn wenn ſie friſch ſind, ſchmecken ſie nach Piſtacien, Mandeln und Kaſtanien. Die Einwohner des Landes wo ſie wachſen bedienen ſich ihrer zur Speiſe; ſie werfen die Schaalen weg, die ſich durchs Dörren in heißer Aſche leicht abſondern laſſen. Man genieſzt dieſe Früchte unter andern Speiſen, ſowohl grün und eingeſalzen, als reif und überzuckert.

Der Pater Camelli verſichert, daß die Kerne der Elephantenläuſe ganz und gar nicht ſchädlich wären, und daß ihre cauſtiſche und gefährliche Kraft, ſo ihnen von vielen zugeſchrieben wird, von dem Safte herrühre, welcher ſich in den Höhlen der Schaale befindet. Die Indianer bedienen ſich dieſes Saftes als eines Etzmittels. Man reibt damit die Feigwarzen und andre Fleiſch-Auswüchſe, die Kröpfe, Warzen und Zittermähler oder Flechten, die man ausrotten will. Dieſer Saft dienet auch die Geſchwüre der Thiere zu reinigen: Wenn man etwas davon in einen hohlen und kariöſen Zahn tröpfelt, ſo brennt, zerbricht

und verzehrt er ihn leicht. Man braucht ihn auch mit ungelöſchtem Kalk die ſeidnen Stoffe und andre Sachen zu zeichnen: denn das Zeichen davon iſt ſo dauerhaft, daß es ſich nicht wieder auswaſchen läßt. Aus den unreifen Früchten dieſer Bäume macht man eine gute Dinte zum Schreiben, indem man ſie ſtößt und mit Lauge und Weineßig vermiſcht.

Von dieſem Safte, ſagt Camelli nach dem Serapio, rührt die ganze Kraft her, welche die Aerzte dieſen Kernen zueignen; nämlich das Gedächtniß wieder zu bringen, die Sinnen zu erwecken, den Verſtand zu ſchärfen, den Zufällen der Nerven und des Gehirns, die von einer kalten Urſache entſtehen, abzuhelfen, das dicke Geblüt zu verdünnen, und alle Sinnen, Empfindung, Verſtand und Gedächtniß zu ſtärken. Unter den Aerzten giebt es einige, die den Gebrauch der Elephantenläuſe gänzlich verwerfen, weil ſie Geſchwüre machen, und das Blut und die Säfte entzünden. C. Hoffmann erlaubt die Elephantenläuſe innerlich nicht, auf was für Art ſie auch präparirt ſeyn mögen; ja er verdammt die Elephantenlaus-Confection ganz und gar und nennt ſie die Confection der Narren, und nicht der Weiſen, wie einige ſie nennen: denn er hat einige Perſonen geſehen, die vom Gebrauch derſelben raſend geworden. Unterdeſſen erzählt er doch eine ſonderbare Hiſtorie von einem, der vorher blödſinnig, unwiſſend und ungelehrig geweſen, und, nachdem er Elephantenlaus-Lattwerge eingenommen hatte, binnen wenig

Mona-

Monaten in der Gelehrſamkeit ſo weit gekommen war, daß er Profeſſor der Rechtsgelahrheit wurde: allein, etliche Jahre darauf ward er ſo trocken und verändert, daß er ſich, da er beſtändig dürſtete, alle Tage voll trank, und alſo ſich und den Seinigen unnütz ward, und endlich elendiglich ſtarb. Einige haben es gewagt, durch den Gebrauch dieſes Mittels in kalten Krankheiten Fieber zu erregen. C. Hoffmann tadelt ſie frey.

Der Saft der Elephantenläuſe, äußerlich applicirt, vertreibt die Flechten oder Schwinden, die Feuermähler und Hitzblattern: allein, ſo bald man die behafteten Theile damit beſtrichen, muß man ſie mit Waſſer abwaſchen.

Die Araber bereiteten einen Honig und eine Confection von der Elephantenlaus, die aber heut zu Tage nicht mehr im Gebrauch ſind; weil ihre Kräfte, wenn auch nicht tödtlich, wenigſtens doch unnütz oder ungewiß ſind.

Siebzehnter Artikel.

Von der Acajou-Nuß.

Die Acajou-Nuß, Cajous & Acajous, *Off.* Anacardium occidentale, *Quorumd.* franz. Noix d'Acajou, iſt eine Frucht oder ein nierenförmiger Kern, von der Größe einer Kaſtanie, mit einer aſchgrauen oder braunen Schaale bedeckt,

bedeckt, die ungefähr einer Linie dick iſt. Dieſe Frucht beſteht gleichſam aus zwoen Häuten und einer dazwiſchen liegenden ſchwammigten Subſtanz, die in ihren Zellen einen röthlichen ſcharfen und beiſſenden Saft enthält, ſo, daß er, wenn man die Haut nur gelind damit beſtreicht, wie Feuer brennt: und wenn jemand unvorſichtiger Weiſe in dieſe Subſtanz beißt, ſo empfindet er ein ſchmerzhaftes Brennen auf den Lippen und der Zunge. Der Kern, welcher unter dieſer Schaale liegt, iſt nierenförmig, von weißer Subſtanz, an Geſchmack und Conſiſtenz den ſüßen Mandeln ähnlich, und mit einem gelben Häutchen bedeckt, welches man davon trennen muß.

Der Baum, ſo dieſe Früchte trägt, heißt Acajou, *Theveti Franciae Antartic.* 120. *I. R. H.* Anacardii alia ſpecies, *C. B. P.* 512. Cajous, *I. B.* t. 1. 336. Arbor Acajou, vulgo Cajou, *Piſon. Mantiſſ. arom.* 193. Acajaiba, *Marcgr.* 94. Kapa-Mava, *H. Malab.* T. 3. 65. (Anacardium occidentale Cajous dictum, oſſiculo renis leporis figura, *Herm. H. L. B.* 36. Pomifera, ſeu potius Prunifera Indica, nuce reniformi ſummo pomo innaſcente, Cajous dicta, *Raii Hiſt.* 2. 1694. Anacardium occidentale, *Jonſ. Dendr.* 156.) Er wächſt nicht nur in den amerikaniſchen Inſeln, ſondern auch in Braſilien und Indien. Er wird mehr oder weniger hoch, nach der Verſchiedenheit der Luft und des Bodens. Denn in Braſilien erreicht er die Höhe der Buchen, wie Marcgrav verſichert, ob er gleich in

Mala-

Malabarien und den amerikaniſchen Inſeln nur eine mittelmäßige Größe hat. Der Pater Plümier, königlicher Botanikus, beſchreibt ihn in ſeinem Botanico Americano alſo:

Dieſer Baum hat beynahe die Größe unſers Apfelbaums und iſt ſehr äſtig, mit vielen Blättern beſetzt, und mit einer aſchgrauen und runzlichen Rinde bedeckt. Seine Blätter ſind rundlich, faſt fünf Zoll lang, und drey breit, an einem kurzen Stiele hängend, glatt, feſt wie Pergamen, oben und unten hellgrün, mit einem Nerven und gleich weit von einander laufenden Ribben verſehen. Oben aus den Zweigen wachſen häufige Stiele mit kleinen Blumen, die ſchirmförmig beyſammen ſtehen.

Ihr Kelch iſt fünfſpaltig, mit aufrechten lanzenförmigen Spitzen. Die Blume aber iſt trichterförmig und beſteht aus fünf lanzenförmigen, theils röthlichen, theils grünlichen, zurück gebogenen kelchlängern Blättern. Zehn haarförmige Staubfäden, die ſo lang wie der Blumenkranz und mit kleinen Staubfachen beſetzt ſind, umgeben den Stempfel, deſſen Eyerſtock rundlich, der Griffel pfriemenförmig, eingebogen von der Länge des Blumenkranzes, die Spitze ſcharf iſt. Das Fruchtbehältniß iſt fleiſchig, birnenförmig, etwas größer als ein Gans-Ey, wenigſtens eben ſo groß, mit einer dünnen Schaale bedeckt, ſehr glatt und glänzend, bald purpurfarbig, bald gelb, bald aus beyden Farben vermiſcht.

Das

Das innere Fleiſch iſt weiß und ſehr ſaftig, von Geſchmack ſüßlich, aber ein wenig herb. Dieſes Fruchtbehältniß hängt an einem etwas über einen Zoll langen Stiele, und hat oben eine nierenförmige Nuß, die kaum über einen halben Daumen groß, auswendig glatt iſt und aus dem dunkelgrünen ins aſchgraue fällt.

Ihre Schaale iſt dick und gleichſam doppelt; dazwiſchen liegt, wie zwiſchen den beyden Tafeln der Hirnſchaale, eine ſchwammigte Subſtanz, innwendig voll von einem ſehr beizenden und dunkelgelben Safte. Der Saamen aber oder der Kern dieſer Nuß iſt nierenförmig, weiß, mit einem dünnen und weißlichen Häutchen bedeckt, und kömmt an Geſchmack den Piſtacien ſehr nah. Die Frucht giebt einen ſtarken Geruch und iſt ſo herb, daß ſie kaum zu eſſen wäre, wofern ſie nicht durch den häufigen Saft, der unter dem Kauen heraus fließt, einiger maßen verſüßt würde.

Dieſer Baum läßt, wenn er verletzt wird, oder auch ohne das, viel röthliches, durchſichtiges und feſtes Harz fließen. Dieſes zerfließt, wenn man es in Waſſer legt, wie das arabiſche Gummi, und iſt ſo gut, als der beſte Leim.

Aus den Früchten wird ein Saft gepreßt, woraus durch die Gährung ein Wein wird, der trunken macht. Er treibt den Urin. Man zieht einen ſtarken Branntwein daraus. Der alte macht eher trunken, als der junge; und man kann den beſten Eßig daraus machen. Die Indianer ſuchen die Kerne mit größrer Begier als die Früchte.

Sie

Sie geben nicht nur eine angenehme Nahrung, ſondern ſie ſollen auch zur Liebe reizen. Der Saft, ſo zwiſchen der zwiefachen Schaale liegt, macht auf der Leinwand Eiſenroſtflecken, die ſich ſehr ſchwer auswaſchen laſſen.

Die Einwohner ziehen ein häufiges Oel heraus, welches, der Leinwand eine unauslöſchlich ſchwarze Farbe zu geben, von den Mahlern gebraucht wird. Das Holz, ſo man mit dieſem Oel beſtreicht, wird dadurch vor der Fäulniß bewahrt. Ueber dieſes ſagt man, daß nichts beſſer ſey als dieſer ſcharfe Saft, äußerlich aufgeſtrichen, die Schwinden, Zittermähler, und die Krätze zu vertreiben, die Würmer zu tödten, und noch viele andre Krankheiten zu heilen.

In Wahrheit, viele Weibsperſonen pflegen vermittelſt dieſes Saftes die gelben Flecken des Geſichts zu vertreiben: denn er frißt die fleckichte Haut an und bringt ſie zum ſchwären, worauf eine neue und wohlgefärbte Haut folgt. Allein, es iſt zu merken, daß das Aufſtreichen dieſes Saftes während des monatlichen Fluſſes ſchädlich iſt: denn ich habe wahrgenommen, daß zu ſolcher Zeit die Roſe über das ganze Geſicht dadurch verurſacht worden. Es müſſen ſich alſo ſowohl verheyrathete als unverheyrathete Weibsperſonen während ihrer monatlichen Reinigung dieſes Mittels enthalten. Die Braſilienſer zählten ehedem die Jahre ihres Alters vermittelſt dieſer Kerne, indem ſie alle Jahre einen bey Seite legten.

Achtzehnter Artikel.

Von der Ben-Nuß.

Die Ben-Nuß, Nux Ben, Balanus Myrepſica, & Glans unguentaria, *Off.* Βάλανος μυρεψικὶ, *Dioſc.* Μυροβαλανος, & Βάλανος αἰγυπτια, *Graec. nonnull.* Myrobalanum & Glans Ægyptia, *Plin.* Ben *Arab.* franz. Ben. iſt eine kleine Nuß, von der Größe einer Haſelnuß, bald länglich, bald rundlich, dreyeckig, mit einer weißen, mittelmäßig dicken, zerbrechlichen Schaale bedeckt, worinn ein Kern liegt, der mit einer etwas dicken, weißen Haut umgeben iſt, und die Conſiſtenz eines Mandelkerns und einen bittern Geſchmack hat.

Man wählt dieſe Nuß, wenn ſie friſch, voll und weiß iſt, deren Rinde ſich leicht abſondern läßt. Man bringt ſie aus Egypten.

Die alten Griechen haben die Ben-Nuß gekannt, obgleich Theophraſt ſagt, daß dieſe Frucht unnütz ſey, und daß die Specereykrämer ſich der Schaale derſelben wegen ihres angenehmen Geruchs bedienten. Dieſes behauptet auch Plinius nach dem Theophraſt. „Die Specereyhändler, ſagt er, „preſſen nur die Schaalen aus, die Aerzte ſtoßen „die Kerne, indem ſie nach und nach heißes Waſ„ſer darauf gießen. Dieſe Worte würden über diejenige Frucht, ſo bey den alten Griechen Bala-

nus

nus Myrepſica hieß, Zweifel erregen, wofern Dioſcorides nicht geſchrieben hätte, daß der innere Theil oder der Kern nach Art der bittern Mandeln geſtoßen und ausgepreßt würde, und einen Saft gäbe, deſſen man ſich ſtatt des Oels zu koſtbaren Salben bediente. Und in der That iſt die Schaale trocken, ohne Saft und Geruch; der Kern aber, der allein fett iſt, giebt ein klares Oel, ohne Geruch, welches niemals ranzig wird, wenn man es auch noch ſo lange Zeit aufhebt. Deswegen ſuchen es heut zu Tage die Specereykrämer ſehr, um den Geruch der Blumen anzunehmen und zu behalten, wie wir nach dieſem ſagen werden.

Meſue beſtimmt zwo Arten dieſer Nuß, die große und die kleine. Die kleine iſt die, von welcher wir itzt handeln; die große aber iſt die Frucht eines Baumes, der im Horto Malabarico Mouringou heißt.

Wir haben keine genaue Beſchreibung des Baumes, welcher dieſe Frucht trägt.

Bellonius, der ihn nahe bey dem Berge Pharagou in Arabien auf der Reiſe von Cairo zum Berge Sinai geſehen hat, ſagt, daß er an Größe der Birke gleich ſey, und auch mit dieſer in Anſehung der Zweige und der Weiße des Stammes übereinkomme. Tobias Aldinus beſchreibt dieſen Baum noch jung, wie ſolcher im farneſiſchen Garten gezogen worden; allein ohne Blumen und Früchte. Jo. Bauhin giebt eine Beſchreibung von den Früchten, von den Blumen aber haben wir noch keine.

Dieſer Baum alſo, welcher genennt wird Glans unguentaria, *C. B. P.* Balanus Myrepſica, *Hort. Farneſ.* 72. hat zweyerley Blätter, mit dem Aldin zu reden; eine Art iſt einfach, die andre zweigicht. Das zweigichte Blatt beſtehet an dem Theile, womit es am Stengel hängt, aus einer zähen, biegſamen, runden und ſehr dünnen Ribbe, die einer kleinen Binſe oder einem Geniſtenzweige ähnlich iſt, doch um die Hälfte dünner; über eine Elle lang, und oben noch feiner und ſpitzig. Aus dieſer Ribbe kommen Stiele oder noch andre zarte Ribben, einer Spanne lang und drüber; ſie ſtehen weit von einander ab, doch allezeit zwey und zwey einander gegen über; jede iſt mit vier oder fünf Reihen von Blättern beſetzt, die ſich in eine ſehr feine Spitze endigen. Alles dies macht zuſammen das zweigichte Blatt aus. Allein dieſe Blätterzweige tragen viele kleine Blätter an ihren Knoten, allezeit gepaart, von verſchiedner Geſtalt und Größe: denn die unterſten haben eine ſtumpfe Spitze, wie die Blätter der Sonnenwende; die mittelſten ſind ſpitziger und den Myrthenblättern ähnlich; die oberſten ſind kleiner und ſchmähler und kommen den Wegtrittblättern nah. Alle fallen im Winter ab: denn obgleich die kleinen Blätter zuerſt von ſich ſelbſt abfallen, ſo fällt doch hernach das ganze zweigichte Blatt ab: und deswegen nennt es Aldin ein Blatt; denn, ſagt er, wenn es ein Zweig wäre, ſo würde es nicht abfallen. Die Wurzel dieſer Pflanze iſt dick, der Steckrübe (Napus) etwas ähnlich, auswendig

ſchwarz,

ſchwarz, und hat wenige Nebenwurzeln. Die Frucht, nach dem Bauhin, iſt eine Schote, einer flachen Hand lang, zweyklappig, rund, zart, in zwo Zellen getheilt, vom Stiel an bis zur Mitte aufgeblaſen; in jeder Zelle liegt eine kleine Nuß. Dieſe Schote hat eine ſchnabelförmige Spitze; innwendig iſt ſie röthlich, auswendig braun oder aſchgrau und der Länge nach mit Streifen und Runzeln ausgehöhlt, von Subſtanz wie Leder, biegſam und rindenartig, unſchmackhaft, ein wenig anziehend und trocken. Jede Zelle enthält eine Nuß, von der Größe einer Haſelnuß, dreyeckicht, in welcher unter einer Schaale und weißen ſchwammigten Haut ein dreyeckichter, fetter, weißlicher Kern liegt, der ein wenig ſcharf, bitter, ölicht und widrig ſchmeckt.

Was die chemiſche Unterſuchung betrifft, ſo hat man erſtlich von fünf Pfund Ben-Nüſſen mit den Schaalen, nachdem dieſe abgeſondert worden, zwey Pfund Schaalen und drey Pfund Kerne bekommen. Nachdem dieſe ein wenig geſtoßen worden, haben ſie durch die Deſtillation im Dampfbade fünf Unzen und viertehalb Drachmen Waſſer ohne Geſchmack und Geruch gegeben, in welchem aber dennoch ein wenig von urinöſem Salze verborgen war: denn es machte die Solution des corroſiviſchen Sublimats trübe. Die in dem Kolben zurückgebliebne Materie wog ein und vierzig Unzen und ſieben Drachmen; woraus man in der Deſtillation aus der Retorte zwo Unzen und zwo Drachmen einer hellen gelblichen Feuchtigkeit er-

halten, welche einen brenzlichen Geruch und ſäuerlichen ſcharfen Geſchmack hatte, der im Halſe wie Pfeffer brennte. Dieſe Feuchtigkeit gab zugleich Kennzeichen eines urinöſen Alcali und eines Sauren: denn ſie machte die Solution des corroſiviſchen Sublimats trübe und milchigt, und färbte die blaue Tinctur der Sonnenwende roth. Ferner ſind drey Unzen, ſechs Drachmen und vier und funfzig Gran röthliche, brenzlichriechende, ſaure und ſalzigte Feuchtigkeit übergegangen, welche Merkmaale eines noch ſtärkern ſauren und heftigern urinöſen Salzes gegeben, indem ſie die Solution des Sublimats coagulirte und zu Boden ſchlug, mit dem Salz-Sauren in Efferveſcenz gerieth, und die blaue Farbe der Sonnenwendetinctur in eine hochrothe verwandelte: zwey und zwanzig Unzen, fünf Drachmen und acht und vierzig Gran dickes, dem Schmalz faſt ähnliches Oel. Die ſchwarze Maſſe, ſo zurück blieb, wog zehn Unzen und drey Drachmen. Nachdem ſie funfzehn Stunden bis zur Weiße war calcinirt worden, ließ ſie eine Unze, zwo Drachmen und acht und vierzig Gran Aſche zurück, woraus man ſechs Gran ſalzigtes Salz durchs Auslaugen gezogen hat. Der Verluſt der Theile während der Deſtillation im Dampfbade hat fünf und eine halbe Drachme betragen: in der Deſtillation aber aus der Retorte zwo Unzen, fünf Drachmen und zwey und vierzig Gran, und durch die Calcination neun Unzen und vier und zwanzig Gran.

Aus

Aus acht Pfund und fünf Drachmen Bennuß-Kernen, die von den Schaalen getrennt, ſtark geſtoſſen und ausgepreßt worden, hat man dreyßig Unzen und vier Drachmen klares gelbliches Oel, ſo faſt weder Geruch noch Geſchmack hatte, bekommen.

Zwölf Unzen und vier Drachmen dieſes Oels haben in der Deſtillation aus der Retorte bey nach und nach verſtärktem Feuer zuerſt acht Unzen, fünf Drachmen und ſechzig Gran gelbliches Oel gegeben, welches theils hell und flüßig, theils coagulirt und ein wenig trübe war, einen ſubtilen Geruch und ſüßlichen Geſchmack hatte, mit einiger Schärfe, ſo die Zunge gelind reizte. Dieſes Oel hat die Solution des corroſiviſchen Sublimats nicht trübe gemacht, die Tinktur aber der Sonnenwende aus dem blauen ins purpurfarbige verändert. Hernach haben dieſe zwölf Unzen und vier Drachmen Oel zwo Unzen und viertehalb Drachmen flüßiges braunes Oel gegeben, welches einen Geruch, wie das vorhergehende, und einen ſchwachen, bitterlichen und ſcharfen Geſchmack hatte, und die Tinctur der Sonnenwende hochroth färbte. Die in der Retorte zurückgebliebne ſchwarze, feſte und dicke Maſſe wog zwo Drachmen. Ihre Farbe war vermiſcht und veränderlich, wie die Farbe eines Taubenhalſes.

Als man die Maſſe der ausgepreßten Kerne, an Gewicht vier Pfund, nachdem das Oel herausgezogen worden, bey gelindem Feuer deſtillirte, gab ſie ſechs Unzen, vier Drachmen und ſechs Gran helles Waſſer, von ſubtilem Geruch, wie Knoblauch,

und von pfefferhaftem Geſchmack, ohne offenbare Säure. Dieſes Waſſer machte die Solution des corroſiviſchen Sublimats trübe, und die blaue Tinctur der Sonnenwende feuerfarbig. Nach dieſem erhielt man bey verſtärktem Feuer drey Unzen, fünf Drachmen und ſechs Gran einer brenzlichriechenden Feuchtigkeit, von Geſchmack ſcharf, beißend, säuerlich, ſalzig; welche den aufgelößten corroſiviſchen Sublimat niederſchlug, und die Tinctur der Sonnenwende hochroth färbte: hernach bey ſehr ſtarkem Feuer ſieben Unzen, ſechs Drachmen und zwölf Gran eines gelblichen urinöſen Spiritus, der mit vielem flüchtigen Salze geſchwängert war: ferner eine Drachme und acht Gran feſtes flüchtiges Salz, in langen, glänzenden und durchſichtigen Cryſtallen; und neunzehn Unzen, fünf Drachmen und vier Gran dickes Oel, wie Syrup. Die ſchwarze Maſſe, ſo in der Retorte blieb, wog funfzehn Unzen und viertehalb Drachmen. Als man dieſe dreyzehn Stunden lang bis zur Weiſſe calcinirt hatte, ließ ſie eine Unze und fünftehalb Drachmen weiſſe Aſche zurück: woraus man ſieben und vierzig Gran eines bloß ſalzigten Salzes gezogen, welches aber noch mit einigen erdigen Theilen erfüllt war. Der Verluſt der Theile in der Deſtillation hat zehn Unzen und ſieben Drachmen, in der Calcination aber dreyzehn Unzen und ſieben Drachmen betragen.

Hieraus ſieht man deutlich, daß die Ben-Nüſſe nicht nur viel dickes Oel, ſondern auch ein gewiſſes ſcharfes und brennendes weſentliches Oel mit etwas wenigem ammoniakaliſchen Salze verbunden, enthalten.

halten. Von dieſem ſcharfen und ſubtilen Oel hängt die Brechmachende und purgierende Kraft ab, die man den Ben-Nüſſen zuſchreibt: allein ihre Wirkung geſchieht ſehr langſam, wegen des dicken Oels, wovon der ſubtile Schwefel und das urinöſe Salz verhüllt werden.

Die Griechen und Araber haben den Ben-Nüſſen vielerley Kräfte zugeeignet. Innerlich genommen, ſollen ſie den Körper durch Stühle und Brechen reinigen, die Galle und den dicken und zähen Schleim abführen, die Verſtopfungen der Eingeweide heben, die aufgeſchwollene Milz von der Geſchwulſt befreyen, den kalten Nervenkrankheiten abhelfen, die harten Geſchwülſte, Kröpfe und Knoten zertheilen, die Krätze, den Auſſatz, die Schwinden und andre Krankheiten der Haut heilen.

Allein dieſe Nuß iſt dem Magen zuwieder: ſie beunruhigt die Eingeweide, und purgiert langſam und mit Beſchwerlichkeit. Avicenna ſelbſt ententdeckt etwas beitzendes an ihr. Aus dieſen Urſachen iſt der innerliche Gebrauch derſelben bey uns gänzlich abgekommen. Aeußerlich aber braucht man das daraus gepreßte Oel, Oleum Balaninum, von einigen Oleum Glandium genannt, welches die Fehler der Haut vertreiben ſoll.

Die Specereyhändler ziehen dieſes Oel allen andern vor, nicht etwan, daß es einen vortrefflichen Geruch hätte, ſondern weil es ſehr geſchickt iſt, den Geruch wohlriechender Blumen herauszuziehen, indem es niemals ranzig wird, keinen Geruch hat

und alſo den Geruch der Blumen nicht verderben kann.

Die Art und Weiſe, den Geruch der Blumen vermittelſt dieſes Oels auszuziehen, iſt folgende: Man nimmt ein gläſernes oder irrdenes Gefäß, welches oben weit und unten enger ſeyn muß: hierinnn werden aus Pferdehaaren und einem hölzernen Rinken gemachte Siebe, in gewiſſer Weite eines über das andre gelegt. Auf dieſen Sieben ſtratificirt man die Blumen und ſehr fein gezupfte Baumwolle, welche mit Bennußöl getränkt worden: und läßt es vier Stunden ſtehen. Hernach nimmt man die Blumen weg und ſtratificirt friſche mit eben derſelben Baumwolle. Dieſes wiederholt man vielmal, bis das Oel mit dem Geruch der Blumen ſattſam geſchwängert iſt: alsdenn drückt man dieſes Oel aus der Baumwolle; es iſt wohlriechend und durchdringend.

Man bereitet auch mit Ben-Nußöl und Wachs ein Unguent oder ein Cerat, zur Baſi aller Balſame zu gebrauchen, womit man wohlriechende deſtillirte Oele nach Gefallen vermiſchen kann.

Die andre Art der Ben-Nuß heißt Mouringou, *H. Mal. tom. 6. p. 19. tab. II.* Moringa Zeylanica, foliorum pinnis pinnatis, flore maiore, fructu anguloſo, *Burm. Theſ. Zeyl. p. 162. tab. 75.* Balanus Myrepſica. ſiliqua triangulari, ſemine minore alato, *Breyn. Prodr. 2. p. 22.* Nux Been Zeylanica, ſiliqua triangula, ſeminibus alatis; Moringeros *Luſitanis* et Katumarungha *Zeylonenſium, H. L. B. app. p. 692.*

Es

Es iſt ein Baum, ohngefähr fünf und zwanzig Fuß hoch, und fünf Fuß dick. Seine Rinde iſt inwendig weißlich, von auſſen ſchwärzlich, an Geruch und Geſchmack der Kreſſe oder dem Meerrettich ſehr ähnlich. Die Aeſte haben ein weißliches Holz und eine grüne Rinde. Die Rinde der Wurzel iſt blaßgelb und ſchmekt wie der Stamm. Die Blätter ſtehen paarweiſe mit einem Endblatt, ſo daß der gemeinſchaftliche Stiel, ohngefähr einer Elle lang, auf jeder Seite drey kleinere Stiele trägt, bevor er mit kleinen Blättern beſetzt iſt. Dieſe kleinen Blätter ſind lang, ſtumpf, dünn, weich und zart von Geruch wie Bohnen; jedes hat mitten eine vorragende Ribbe, mit einigen Seitennerven. Die Blumen kommen hin und wieder aus den Zweigen, und haben einen fünfblätterigen, bunten und abfallenden Kelch, deſſen Blätter länglich, ſtumpf und einander gleich ſind. Der Blumenkranz beſteht aus fünf Blättern, die des Kelches ſeinen an Geſtalt und Größe gleichen, unten und auf der einen Seite weiter getrennt ſind; weswegen dieſe Blume von einigen Schriftſtellern für zehnblätterig gehalten wird. In der Mitte ſtehen zehn Staubgefäße, davon die fünf unterſten länger und nach oben zu gebogen ſind; zwiſchen dieſen findet ſich ein Stempfel auf einem länglichen Eyerſtocke. Wenn die Blumen abgefallen ſind, ſo folgen Früchte, oder Schoten, anderthalb Ellen lang, dreyeckicht, geſtreift, dreyklappig; ihre Schaale iſt grün, die innere Subſtanz weißlich und ſchwammig. Sie enthalten viele Saamen, welche dreyeckicht, mit einer

ner harten Haut bedeckt ſind, worunter ein weißer Kern befindlich iſt.

Dieſer Baum wächſt in ſandigten Orten in Malabarien, Zeylon und andern Indianiſchen Ländern. Er blüht im Junio, Julio und Auguſt. Die Früchte werden bald zu Anfang, bald zu Ausgang des Jahres, bisweilen zu beyden Zeiten geſammlet. Man cultiviret ihn in den Gärten und Dörfern, wegen ſeiner Früchte, die man, wie die Bohnen, allenthalben hin zum Verkauf ſchickt.

Aus den Blättern, der Rinde von der Wurzel, und aus den Früchten bereiten die Indianer antiſpasmodiſche Pillen. Der Saft der Blätter wird mit Pfeffer vermiſcht und den Augen applicirt, wider den Schwindel: wenn man noch Ingwer dazu thut, ſo vertreibt dieſes Mittel das Fieber. Die geſtoßne und mit Reißwaſſer vermiſchte Rinde hilft wider kalte Geſchwulſten; thut man Kümmel dazu, ſo dient es wider Zahnſchmerzen und geſchwollne Backen.

Wenn man den bloßen Saft der Mouringourinde mit Waſſer und Knoblauch vermiſcht und ſolches trinkt, ſo lindert es das Stechen in den Gliedern, welches von Erkältung herrührt. Der Saft aus der Wurzel mit Knoblauch und Pfeffer vermiſcht und gerieben, thut in Krämpfungen ſehr gute Dienſte, wenn man die Schläfe damit reibt. Die Blätter, warm aufgelegt, zertheilen die Geſchwulſten der Hoden, und wenn ſie auch veneriſch wären: ſie dienen auch in Geſchwüren. Der Saft der Blätter tödtet und treibt die Würmer aus, ſo

in den ſcharfen unreinen Geſchwüren entſtehen: vermiſcht man ihn mit Butter, ſo vertreibt er die Hitzblattern, freſſende Geſchwüre und andre Krankheiten der Haut. Der grüne Saft des Baumes hilſt in allen Schmerzen der Glieder und des Hauptes, die von der Luſtſeuche herrühren. Hort. Malab.

Neunzehnter Artikel.

Von dem Cacao.

Das Cacao, Cacao, *Off*, Cacao Americae, ſeu Avellana Mexicana, *J. B. t. I.* 291. Amygdalis ſimilis Guatimalenſis, *C. B. P.* 442. Cacahuatl, vulgo Cacao, *Piſon. Mantiſſ. arom.* Dieſes ſind Kerne, den Mandeln oder vielmehr den Piſtacien etwas ähnlich, doch größer, von der Größe der Oliven, länglich, rundlich, mit einer dünnen, harten, zerbrechlichen und ſchwärzlichen Schaale bedeckt; unter welcher eine feſte, dichte, trockne, und ein wenig fette Subſtanz liegt, auswendig gelb und ein wenig röthlich, inwendig kaſtanienbraun, in viele ungleiche Theile getheilt, die feſt mit einander zuſammenhängen; von Geſchmack bitterlich und ein wenig herb, doch nicht unangenehm.

Man wähle das Cacao, welches friſch, ganz, fett, wohlverwahrt und ſchmackhaft iſt. Hingegen ver-

verwerſe man das ſchimmlichte, kariöſe, oder das auf andre Weiſe verdorben und fehlerhaft iſt.

Dieſe Frucht wächſt in der neuen Welt und iſt den Alten gänzlich unbekannt geweſen. Die Mexikaner und andre Völker in Amerika machten nicht nur ein Getränk daraus, ſo in ganz Amerika ſehr gebräuchlich war, und welches von ihnen Chocolati genannt wurde, und bey uns Chocolate heißt; ſondern ſie bedienten ſich auch dieſer Frucht anſtatt des Geldes, oder als einer Art Münze, für welche man die Waaren verhandelte. Daher haben einige dieſe Kerne Amygdalas pecuniarias (Geldmandeln) genannt. Es giebt viele Arten davon. Hernandez zählt ihrer viere, die faſt nur in Anſehung der Dicke von einander verſchieden ſind. In den Apotheken finden wir auch vier Arten, die in Anſehung der Länder, woraus ſie kommen, wie auch durch ihre Dicke und innere Eigenſchaft unterſchieden werden; nämlich das große und kleine Cacao aus Nicagua, franz. gros et petit Caraque, welches einen angenehmern Geſchmack hat, ob es gleich trockner iſt; das große umd kleine Cacao der Inſeln, welches ölichter nnd fetter, von Geſchmack weniger angenehm iſt, und aus den antilliſchen Inſeln, die unter Frankreichs Herrſchaft ſtehen, zu uns gebracht wird. Für das beſte hält man das große Cacao aus Nicaragua, und für das ſchlechteſte das kleine Cacao der Inſeln.

Die Cacaobäume ſind nur durch ihre Größe oder die Länge und Dicke der Blätter und Früchte von einan-

einander verſchieden. Der Pater Plůmier, in ſeinem Botanico Americano beſchreibt den Cacaobaum alſo:

Der Cacao, *Cluſ. exod.* 55. iſt ein Baum, welcher nicht ſehr groß, aber ſehr ſchön anzuſehen iſt; beſonders wenn er mit Früchten beſchwert iſt. Sein Stamm iſt gerad, gemeiniglich von der Dicke eines Mannsſchenkels oder auch eines Hüftbeins, aufs höchſte vier bis fünf Fuß hoch. Seine Rinde iſt braun, voller Queerritze und rauh. Die Aeſte ſind armsdick und theilen ſich wieder in kleinere und kleinere Zweige. Die Blätter ſtehen wechſelsweis und ſind häutig, glatt, herabhängend, neun bis zehn Zoll lang, vier Zoll breit, wo ſie am breiteſten ſind; zugeſpitzt und endlich den Citronblättern ſehr ähnlich. Sie haben eine Ribbe und viele kleine Seitennerven, und hängen an einem Zoll langen und auf beyden Seiten aufgeſchwollnen Stiele; unten ſind ſie hell, oben aber dunkelgrün. Die Blumen wachſen in großer Anzahl an den Zweigen und ſelbſt am Stamme; ihr Stiel iſt dünn, einen oder einen halben Zoll lang und ein wenig haarig. Ehe ſie aufblühen, ſtellen ſie einen fünfeckichten, blaſſen nnd ohngefähr drey Linien langen Knopf vor. Wenn ſie aber aufgeblüht ſind, beſtehen ſie aus fünf kleinen, kraisförmig geſtellten, blaßgelben, herzförmigen und kaum einer Linie breiten Blättern. Jedes davon hängt an einem nach unten zu gebogenen Stiele, welcher an ſeinem Urſprunge ſchneckenförmig ausgehöhlt und mit kleinen dunkelrothen Spitzen verſehen iſt. Der Kelch beſteht aus fünf kleinen, ſchmalen,

zugeſpitzten, auswendig blaſſen, inwendig röthlichen Blättern. Der Stempfel wird mit einer vierſpaltigen Röhre und zurückgebogenen blaſſen Staubfäden, deren Fache gleichfalls blaß ſind, umgeben. Viele von dieſen Blumen werden unvollkommen und fallen ab: der Stempfel aber derer, welche bleiben, verwandelt ſich in eine Gurkenförmige Frucht, etwas über einen halben Fuß lang, drey bis vier Zoll ohngefähr dick, mit neun oder zehn vorragenden Ribben verſehen, nach Art unſrer Gurken oder Melonen. Die ganze Frucht iſt mit Warzen beſetzt und zugeſpitzt, zuerſt blaßgrün; wenn ſie zu reifen anfängt, gelblich; und wenn ſie völlig reif iſt, hoch ſcharlachroth, mit kleinen gelblichen Punkten. Sie hängt an einem Zolllangen und einer Gansfeder dicken Stiele. Wenn man ſie queer durchſchneidet, zeigt ſich eine doppelte Rinde: davon die äußere dick und gelblich, die innere aber weißlich, dünner und zärter iſt. Inwendig liegen ohngefähr dreyßig Saamen, fleiſchig, etwas größer als eine Olive, von der Figur eines halben Herzens, glänzend, glatt, und ſehr hell violettfarbig. Sie theilen ſich, wenn man ſie mit den Fingern drückt, in viele Stückchen, und ſind mit einem weiſſen, ſaftigen und ſüßlichen Fleiſche, und mit einer röthlichen Haut bedeckt, und haben einen anziehenden und bittern Geſchmack. Dieſer Baum blüht jährlich zwey bis dreymal; er liebt ſchattichte Gegenden und Wälder. Man cultivirt ihn faſt in allen Antilliſchen Inſeln, wegen des reichlichen Einkommens, ſo man davon hat.

In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund rohes und geſtoßnes Cacao, von den Schaalen getrennt, durch die Deſtillation aus der Retorte gegeben: ohngefähr ſechs Unzen verſchiedene Feuchtigkeiten, die zweyerley Salz, ein ſaures und ein ſcharfes, enthielten: hernach vierzehn Unzen Oel, welches anfangs, ſo lange es warm war, durchſichtig, und als es kalt geworden, röthlich und von dicker Conſiſtenz war, und einen ſcharfen beißenden Geſchmack und ſubtilen Geruch hatte. Die in der Retorte gebliebene ſchwarze Maſſe wog zehn Unzen: woraus man nach gehöriger Calcination vier Drachmen fixes ſalzigtes Salz gezogen. Der Verluſt der Theile in der Deſtillation hat zwo Unzen betragen.

Dieſe Kerne geben nicht nur in der Deſtillation, ſondern auch durchs Auspreſſen und Kochen ein häufiges Oel.

Ein Pfund geſtoßner, warm gemachter und alsdenn ausgepreßter Cacaokerne haben zwo Unzen Oel gegeben: Als man die zurückgebliebene Maſſe im Waſſer kochte, gab ſie noch drey Unzen und drittehalb Drachmen dickes Oel; daß alſo das aus dieſem Pfund Cacao gepreßte Oel zuſammengenommen fünf Unzen und drittehalb Drachmen ausgemacht.

Endlich ein Pfund Cacao auf einem heißen Steine gerieben, und mit acht Pfund heißem Waſſer verdünnt, giebt, nachdem die Maſſe wie ein Brey dick geworden, viele Fettigkeit, die oben drüber ſchwimmt. Wenn man dieſe nach und nach abge-

goſſen hat, wird ſie hart, wie Unſchlitt, und iſt neun Unzen und eine halbe Drachme ſchwer. Sie hat den Geruch des Cacao und iſt hart und weiß.

Hieraus ſieht man, daß das Cacao viel dickes Oel oder Fett, mit häufiger Erde und einem mittelmäßigen Theile ſowohl ſaurer als ſcharfer Salze verbunden, enthalte: woraus ein gummös öhlichtes, fettes und dickes Zuſammengeſetztes erwächſt, von dem die vornehmſte Kraft dieſer Frucht abhängt. Denn das Cacao giebt eine dicke Nahrung, wenn man es roh ißt: es verdickt das Blut und die Säfte. Allein wegen ſeiner allzuvielen und dicken Fettigkeit beſchweret es den Magen und macht Verſtopfungen, wenn man nämlich zuviel davon genießt. Deswegen pflegen es die Mexicaner ein wenig zu röſten und mit Gewürzen zu vermiſchen: woraus diejenige Maſſe entſteht, welche Chocolate und Succolade genennt wird, und bey verſchiedenen Völkern verſchieden iſt.

Die Mexicaner vermiſchten mit dem geröſteten Cacao, Mehl vom Türkiſchen Weitzen (Mays) Vanillen, Extract von der Orleana, Indianiſchen Pfeffer, Pfeffer aus Jamaica und andre dergleichen. Auch wir haben unter uns verſchiedene Arten die Chocolate zu bereiten: die beſte ſcheint mir dieſe zu ſeyn:

Nimm vom großen Cacao aus Nicaragua zwölf Pfund; vom großen Cacao aus den Inſeln, fünf Pfund; weißen Zucker, zehn Pfund; Vanillen-Schoten, acht und zwanzig Stück; grauen Amber, eine Drachme; Zimmet ſechs Unzen.

Nach-

Nachdem das Cacao von den Schaalen gereinigt und gehörig geröſtet worden, reibt man es mit einer polirten eiſernen Keule auf einem harten, großen, polirten, ein wenig ausgehöhlten und mäßig erwärmten Steine. Man wiederholt dieſes Reiben drey bis viermahl, bis daß die Maſſe ſehr fein ſey. Alsdenn thut man den fein pulveriſirten Zucker dazu, und reibt es noch zweymal mit einander. Endlich pulveriſirt man die Vanillen, den Zimmet und grauen Amber, jedes beſonders, und vermiſcht ſie nebſt etwas Zucker, den man deshalb zurück behalten, mit der Maſſe. Man reibt alles das letztemal über dem Steine zuſammen. Hernach macht man aus dieſer Maſſe Täfelchen oder kleine Brodte, und läßt ſie trocknen. Sie halten ſich ſehr lange Zeit, wohl über funzehn und zwanzig Jahre: und man ſagt, je länger ſie aufgehoben würden, deſto beſſer wäre das Getränk, welches man daraus bereitet. Zu dieſer Compoſition nimmt man zwo Arten von Cacao, weil die Maſſe von dem großen Cacao aus Nicaragua allein, allzutrocken ſcheint. Hingegen iſt die von dem bloßen Cacao aus den Inſeln zu fett und ölicht: durch die Vermiſchung aber von beyden bekömmt man eine gemäßigte Maſſe.

Man bereitet ein ſehr angenehmes Getränk aus dieſer Compoſition, indem man ohngefähr eine Unze davon in ſechs Unzen Waſſer oder Milch auflöſt und gelind kochen läßt. Hernach läßt man es über heißer Aſche eine Viertelſtunde digeriren, und rührt es mit einem hölzernen Löffel fleißig um, bis es

 ſchäumt;

ſchäumt; alsdenn gießt man dieſes ſchäumende Getränk in Taſſen und trinkt es warm.

Die Chocolate nähret ſehr, ſtärkt den Magen, erquickt die Lebensgeiſter, bringt die Kräfter wieder, und wird für ein Mittel gehalten, welches zur Liebe reizt.

Unterdeſſen iſt erſtens zu merken, daß das rohe Cacao viel Nahrung und einen dicken Saft giebt und folglich, wie man ſagt, kühlet, oder die Säfte und das Blut verdickt und ihre Bewegung vermindert. Hingegen erfolgt ganz etwas anders, wenn es allzu ſehr geröſtet worden: denn dadurch wird ſein Oel verdünnet und brenzlichriechend, daß es alſo die Säfte des Körpers gewaltig zertheilt und ihre Bewegung vermehrt. Daher geſchieht es, daß der daraus bereitete Trank eine entgegengeſetzte Wirkung thut. Je weniger alſo das Cacao geröſtet iſt, deſtomehr nähret und verdickt es; hingegen jemehr es geröſtet worden, deſto ſtärker bringt es die Säfte in Wallung.

Zweytens iſt zu merken, daß dieſe dicke Nahrung nicht allein durchs Röſten verdünnt, ſondern auch durch die Gewürze genugſam gemäßigt wird; nämlich durch die Vanille, den Zimmet und Amber. Es wird aber von dieſen nur ein geringer Theil erfodert: denn wenn man zuviel dazu ſetzte, ſo würde die Chocolate eine zu große Hitze in den Eingeweiden verurſachen.

Man preiſt die Chocolate, vornehmlich diejenige, ſo mit Milch bereitet worden, den Lungen- und Schwindſüchtigen an. In der That giebt ſie einen

fetten,

fetten, ſüßen Nahrungsſaft, welcher die Schärfe der Säfte dämpfen kann; wofern nur, wie wir ſchon geſagt haben, das Cacao gehörig geröſtet und mit einem ſehr kleinen Theil Gewürze vermiſcht worden.

Die Hypochondriſten und ſolche, deren Eingeweide ſehr hitzig ſind, müſſen ſich der Chocolate enthalten. Denn das Cacao iſt ihnen ſchädlich, wie überhaupt alle fette und ölichte Sachen. Die Fettigkeit des Cacao, ob ſie gleich dick iſt, zertheilt und entzündet ſich dennoch in ihren Eingeweiden.

Das aus dem Cacao gezogene Fett wird von einigen zur Baſi der Schönheitspomaden angeprieſen; man hält es in aufgeriſſenen Lippen und Brüſten und in der güldnen Ader für ſehr nützlich.

Zwanzigſter Artikel.

Von den Piſtacien.

Die Piſtacien, Piſtacia, Piſtacea, et Nuces Piſtaciae, *Off.* Πιςάκια, *Dioſc.* Puſtech et Feſtuch, *Arab.* Fiſtici, *Quorumd.* franz. Piſtaches; ſind Früchte oder kleine Nüſſe, von der Größe und Figur der Haſelnüſſe, länglich, eckicht, auf einer Seite erhaben, auf der andern platt, zugeſpitzt und mit einer Ribbe gezeichnet. Sie haben zwo Schaalen; die äußere iſt häutig, dürr, dünn, zerbrechlich, anfangs grün, hernach roth; die innere holzig, zäh, zerbrechlich, glatt, weiß. Inwendig liegt ein blaßgrüner, fetter, ölichter, bitterlicher, aber dennoch ſüßer und wohlſchmeckender Kern, der mit einem rothen Häutchen bedeckt iſt.

Man wähle die friſchen, vollen, reifen, und welche nicht ranzig ſind.

Herrmann erwähnt zwo Arten von Piſtacien; nämlich die großen und die kleinen. Man bringt uns gemeiniglich die großen; die kleinen ſind weniger bekannt und ſchmecken viel beſſer als die großen: man bringt ſie aus Perſien.

Der Piſtacienbaum heißt Terebinthus Indica, *Theophraſti*; Piſtacia Dioſcoridis, *Adverſar. Lobel.* 413. Piſtacia *J. B.* 1. 275. Piſtacia peregrina,

na, fructu racemoſo, ſive Terebinthus Indica Theophraſti *C. B. P.* 401. Er hat einen dicken Stamm und ausgebreitete Aeſte, die mit einer aſchgrauen Rinde bedeckt ſind. An einer langen Ribbe, die aus den Zweigen kömmt, trägt er paarweis geſtellte Blätter, ob ſie gleich nicht allezeit genau einander gegen über ſtehen; oben endigt ſich die Ribbe mit einem einzigen Blatte: ſie ſind bald rundlich, bald zugeſpitzt, mit Adern durchſtreift und den Blättern des Terpenthinbaumes ähnlich, nur größer. Es giebt Piſtacienbäume, welche männliche; und andre, welche weibliche Blumen tragen. Die männlichen Blumen ſind Blätterlos, mit einem ſehr kleinen, fünfſpaltigen eigenen Kelche verſehen, der aus einem ſchlaffen, aus kleinen einblüthigen Schuppen zuſammengeſetzten Kätzchen (amentum) beſteht. Jede Blume hat fünf ſehr kleine Staubfäden, mit eyförmigen, aufrechtsſtehenden großen Staubfachen beſetzt. Die weiblichen Blumen aber haben weder Blätter noch Kätzchen, ſondern einen dreyſpaltigen ſehr kleinen Kelch, auf welchem ein eyförmiger Eyerſtock ſitzt, größer als der Kelch, mit drey zurückgebogenen Griffeln beſetzt, deren Spitzen etwas dick und haarig ſind. Der Eyerſtock verwandelt ſich in eine eyförmige trockne Steinfrucht (drupa) in welcher auch ein eyförmiger und glatter Kern enthalten iſt.

Dieſer Baum wächſt in Perſien, Arabien, Syrien und Indien. Man cultivirt ihn auch in Italien, Sicilien und in den mittäglichen Provinzen Frankreichs.

Der männliche Piſtacienbaum unterſcheidet ſich von dem weiblichen durch ſeine kleinern Blätter, die ein wenig länglich, zurückgebogen und öfters in drey dunkelgrüne Lappen getheilt ſind; da hingegen in dem weiblichen die Blätter größer, feſter, runder und gemeiniglich in fünf Lappen geſpalten ſind. Da die männlichen Piſtacienbäume oft an ſolchen Orten wachſen, die von den weiblichen weit entfernt liegen, ſo findet die Befruchtung der letztern eben ſowohl ſtatt, wie bey den Dattelbäumen. In Sicilien macht man es auf folgende Weiſe: die Landleute reißen die Blumenkäzchen von dem männlichen Piſtacienbaum ab, wenn ſie ſich eben aufſchließen wollen; ſie legen dieſelben in ein Gefäß, und umgeben dieſes mit naſſer Erde. Dieſes Gefäß hängen ſie an einen Aſt des weiblichen Piſtacienbaumes, bis die Blumenkäzchen trocken werden; damit das befruchtende Pulver mit Hülfe der Winde über den ganzen Baum ausgeſtreut werde, und die weiblichen Blumen fruchtbar mache.

Andre ſammlen die männlichen Blumen und laſſen ſie in einem Säckchen trocknen. Wenn nun der weibliche Baum ſeine Blumen aufſchließt, ſo ſtreuet man das befruchtende Pulver auf dieſelben.

Man muß die männlichen Blumen ſammlen, bevor ſie ſich aufſchließen; damit ſie das Befruchtungspulver nicht zur Unzeit ausſtreuen, weil aus Mangel deſſelben die Früchte unvollkommen bleiben würden.

Wenn die männlichen und weiblichen Piſtacienbäume

bäume nicht weit von einander entfernt ſind, ſo überläßt man die Befruchtung den Winden.

Die Piſtacien enthalten viel ſüßes Oel, welches ſie häufig fließen laſſen, wenn man ſie ſtößt und ſtark auspreßt. Von dieſem Oel, ſo mit einer leichten Erde verbunden iſt, rühren die Kräfte der Piſtacien her.

Die Piſtacien ſind wohlſchmeckend und dem Magen zuträglich: ſie geben eine ziemlich gute und genugſame Nahrung, wiewohl dieſe etwas grob iſt. Man rechnet ſie unter die ſtärkenden Arzneyen und vermiſcht ſie mit dem Confect, ſo man zum Nachtiſch aufträgt. Denn ſie dienen ſolchen Perſonen, die von einer Krankheit abgezehrt worden und ſich wieder erholen, zu geſchwinderer Wiederherſtellung. Man ſagt, ſie ſtärkten durch ihre gelinde Bitterkeit den Magen, die Leber und andern Eingeweide, und ſie ſollen alſo die Verſtopfungen derſelben heben. Sie vermehren die Milch und den Saamen, wie die andern Nahrungsmittel, die viel dicken nährenden Saft geben. Sie dienen den Lungenſüchtigen und denen, ſo den Huſten haben, und die mit der Nierenkolik behaftet ſind, indem ſie die Schärfe der Säfte lindern.

Man verſchreibt ſie in Emulſionen, entweder allein oder mit Pinien und Mandeln, von zehn bis zu zwölf Stücken zu einem Pfund Emulſion.

Nimm Piſtacien und Pinienkerne, von jeden eine halbe Unze; ſüße Mandeln zwölf Stück. Stoße ſie in Schleim, welcher aus Reiß gemacht worden.

Das Ausgedrückte laß bey gelindem Feuer mit etwas Zucker und Zimmet dick werden. Gieb es den Schwindſüchtigen zur Erquickung.

Man braucht die Piſtacien in den Tabellis ſtomachicis *Charas*, Tabellis Magnanimitatis, & Electuario de Satyrio *Ejuſdem*.

Ein und zwanzigſter Artikel.

Von den Pinien.

Die Pinien heißen Pinei & Pini Nuclei, Pineoli, Pini Nuces, *Off.* Πιτύιδες, *Dioſc.* & *Galen.* Στροβίλοι & Κοκκάλοι, *Graecor. quorumd.* franz. Pignons, & Pignons doux, um ſie von den Purgierkörnern, Pignons d'Inde, zu unterſcheiden, die ganz etwas anders ſind. Die Pinien, von welchen wir itzt handeln, ſind kleine Nüſſe, deren Subſtanz länglichrund, weiß, fett, ſüß und mit einer röthlichen Haut umgeben iſt. Sie liegen in einer holzigen, dicken und harten Schaale, zwiſchen den holzigen und harten Schuppen der Zapfenfrüchte des Fichtenbaumes.

Dieſer Baum heißt Pinus ſativa, *C. B. P.* 491. Pinus oſſiculis duris, foliis longis, *I. B.* 1. 248. Sein Stamm iſt gerade, äſtig, mit einer rauhen, geſpaltenen und röthlichen Rinde bedeckt. Sein Holz iſt feſt, gelblich, wohlriechend und harzig. Die Aeſte kommen rings um den Stamm in eben

der

der Ordnung, wie an den andern Bäumen, welche Zapfenfrüchte tragen: ſie ſind mit einer groſſen Menge beſtändig grüner Blätter beſetzt, deren allezeit zwey aus einer Scheide kommen. Dieſe Blätter ſind anderthalb Spannen lang und drüber, ſehr ſchmal, da, wo ſie einander berühren, rinnenförmig ausgehöhlt, feſt, ſteif, ſehr ſpitzig. Die Blumen wachſen zu oberſt der Zweige büſchelweis, und ſind Kätzchen, (amentum) die aus vielen Staubgefäßen beſtehen, ſo einen ſehr feinen Staub, wie Schwefelblumen, ausſtreuen. Wenn man dieſen Staub durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, ſcheint er länglich und krumm oder mondförmig zu ſeyn. Dieſe Blumen ſind unfruchtbar: denn die Früchte wachſen auf eben dem Baume von den Blumen abgeſondert; ſie werden einer Fauſt groß, und ſind pyramidenförmig, hart, aus vielen, gleichſam holzigen, glänzenden, dicht an einander gedrängten Schuppen zuſammengeſetzt. Jede Schuppe iſt ungefähr einen Zoll breit, noch einmal ſo lang; oben läßt ſie zuweilen ein weißes, wohlriechendes Harz fließen: nach unten zu wird ſie nach und nach dünner und iſt mit zwoen Furchen ausgehöhlt. Zwiſchen den Schuppen liegen zwo harte, längliche, holzige, faſt einen Zoll lange, röthliche, mit einem dunkel purpurfarbigen Pulver beſprengte Nüſſe, deren jede einen eßbaren, weiſſen, fetten, ölichten, mit einer dünnen kaſtanienbraunen Haut bedeckten Kern enthält, von Geſchmack ſüß und angenehm: weswegen viele Völker dieſe Kerne zum Nachtiſche aufſetzen. Dieſer

Baum

Baum wächſt wild in Languedok und Provence; er kann die Kälte nicht vertragen.

Die Pinien ſind voll von einem ſubtilen Oel, welches man durchs Auspreſſen bekömmt. Von dieſem mit Erde verbundenen Oel hängt ihre ganze Kraft ab. Sie nähren ſehr und geben einen ziemlich guten Saft; nur iſt er etwas dick. Sie ſind nicht leicht zu verdauen; deshalb pflegt man ſie zu überzuckern; oder mit andern Confituren zu vermiſchen, ſo man zum Nachtiſch aufſetzt.

Den Lungen- und Schwindſüchtigen ſind ſie nützlich, weil ſie die Lungengeſchwüre reinigen, und das ſcharfe Salz des Blutes und der Säfte dämpfen. Aus dieſer Urſache dienen ſie auch in der Nierenkolik, im Harnbrennen und in der Dyſurie, wie auch in Nieren- und Blaſengeſchwüren. Einige, die ſich durch die Vergnügungen der Liebe erſchöpft haben, finden ſich einigermaßen geſtärkt, wenn ſie Pinien eſſen: denn ſie vermehren die Milch und den Saamen, wie andre verdickende Nahrungsmittel.

Die Doſis der Pinien iſt von einer halben bis zu einer ganzen Unze. Man verſchreibt ſie oft in Emulſionen mit Piſtacien oder Mandeln, oder mit den vier großen kalten Saamen.

Nimm ſüße Pinien eine Unze. Stoße ſie und geuß nach und nach ein Pfund Reißdecoct oder Bruſttrank dazu. In dem Durchgeſeigten löſe eine Unze Roſenzucker auf, oder Althäaſyrup oder Syrup. reſumptiv. Mache eine Emulſion

ſion auf zweymal zu trinken, in der Schwindſucht oder einem langwierigen Huſten.

Nimm Pinien, eine Unze; von den vier großen kalten Saamen, von jedem eine Drachme; Graswurzeldecoct, zwey Pfund. Mache eine Emulſion, und verſüße ſie mit einer Unze Althäaſyrup.

Zwey und zwanzigſter Artikel.

Von den Purgierkörnern des Wunderbaumes und den Barbadosnüſſen.

Unter dem Namen der Körner des Wunderbaumes, franz. Pignons d'Inde, findet man in den Apotheken vielerley Arten von Purgierkörnern, die ſowohl aus Indien als aus Amerika gebracht werden. Drey oder vier Arten ſind vornehmlich im Gebrauch, nämlich die Körner des gemeinen Wunderbaums, die Barbadosnüſſe, die Purgierkörner aus der neuen Welt, und die Tigliakörner.

Die erſte Purgiernuß heißt Wunderbaumkörner, Ricini vulgaris Nucleus, Cataputia major, Cherva major, & Granum regium, *Offic.* Κικι & Κρότων *Dioſc.* Alcherva, *Arab.* franz. Grains de Ricin. Es iſt ein länglicher, eyförmiger, auf der

der einen Seite erhabner, auf der andern platter Saame, oben mit einem Knopfe beſetzt. Er enthält unter einer dünnen, zerbrechlichen, glatten, ſchwarz und weiß geſtreiften Schaale ein marckichtes, feſtes Fleiſch, wie Mandeln, weiß, in zwey Stücken getheilt, fett, von Geſchmack ſüßlich, beiſſend, widrig. Drey ſolche Saamen ſind in einer dreyeckichten, dreyzelligen und mit weichen Stacheln beſetzten Frucht enthalten.

Die Pflanze, ſo dieſe Früchte trägt, heißt Ricinus vulgaris, *C. B. P.* 432. Ricinus, ſive Palma Chriſti, vel Kiki, *Gerard.* Nambu Guacu, ſive Ricinus Americana, *Piſon.* 180. Avanacoe, ſeu Citavanacu, *H. Malabar.* 2. 57. Ihr Stengel iſt feſt, gegliedert, hohl, drey, vier und mehr Ellen hoch, oben zweigicht. Die Blätter ſind den Feigenblättern ähnlich, doch größer, fingerförmig eingeſchnitten und geſägt, glatt, zart und weich anzufühlen, dunkelgrün, mit Nerven verſehen; ſie ſtehen auf langen Stielen. Die Blumen ſtehen büſchelweis, auf einem beſondern Stengel zu Ende der Zweige, und ſind aus vielen kurzen, weißlichen Staubgefäßen zuſammengeſetzt, die aus einem grünlichweißen fünfſpaltigen Kelche kommen: allein ſie ſind unfruchtbar, denn die jungen Früchte wachſen zwiſchen ihnen, und ſind rundlich, grün, oben mit zinnoberrothen Büſcheln beſetzt; wenn ſie groß geworden, haben ſie einen Zoll langen Stiel und ſind dreyeckicht, mit weichen Stacheln beſetzt, ſchwärzlich, von der Größe einer Haſelnuß,

aus drey Kapſeln zuſammengeſetzt, die an einer Achſe ſtehen.

Dieſe Kapſeln enthalten kleine, eyförmige, ein wenig platte Nüſſe, die oben einen weißlichen Knopf haben und innwendig mit einer ſehr feinen weißlichen Haut bedeckt ſind. Sie beſtehen aus einer dünnen Schaale, die aſchfarbig, ſchwarz oder kaſtanienbraun gefleckt iſt, und aus einem weißen, dichten Marke, deſſen Subſtanz den Mandeln nicht unähnlich iſt, ölicht, mit einer weißen Haut umgeben, von Geſchmack ſüßlich, beißend und widrig. Dieſe Pflanze wächſt häufig in Aegypten und in beyden Indien. Ihre Saamen enthalten viel ſüßes gemäßigtes Oel: über dieſes aber noch einen gewiſſen Theil ſubtiles Oel, welches ſo ſcharf und beizend iſt, daß es den Hals brennt: von dieſem Oel rührt ihre purgierende Kraft her.

Wenn man dreyßig ſolcher Saamen, von den Schaalen gereinigt und geſtoßen, einnimmt, ſo führen ſie, ſagt Dioſcorides, den zähen Schleim, die Galle und die wäſſerichten Feuchtigkeiten durch den Stuhl ab, und verurſachen Brechen. Allein dieſes Purgiermittel iſt ſehr beſchwerlich und mit Gefahr verbunden, weil es den Magen gewaltig angreiſt. Matthiolus muthmaßt, daß ſich im Texte des Dioſcorides ein Fehler eingeſchlichen; und aus einem gewiſſen Manuſcript iſt er überzeugt, daß Dioſcorides nur drey ſolche Körner verſchreibe, und nicht dreyßig. Meſue ſagt, daß man ihrer nur fünf oder ſieben, aufs höchſte funfzehn geben ſolle. Er lobt ſie wider Kolik-Glieder-

und

und Hüftſchmerzen, wie auch in der Waſſerſucht, wenn man ſie in Brühe von einem alten Huhn, oder mit Molken oder Ziegenmilch einnimmt.

Die Braſilienſer, nach Piſons Zeugniß, halten es für gefährlich, mehr als ſieben Stück von dieſen Purgierkörnern in Subſtanz zu geben. Man verſchreibt ſie in Subſtanz gemeiniglich von zehn bis zu funfzehn oder zwanzig Gran; in der Emulſion bis zu einer halben oder ganzen Drachme, in ſechs Unzen gemeinen Waſſers.

Allein, man braucht dieſe Körner ſehr ſelten, weil ſie ein heftiges und gefährliches Purgiermittel ſind. Es iſt bekannt, daß ſie eine Entzündung im Halſe verurſachen. Oviedo, welcher die Hiſtorie von Indien geſchrieben, erzählt, daß einige, welche indianiſche Purgierkörner eingenommen, davon geſtorben ſind. Peter Caſtelli, in ſeinen Epiſtolis medicinalibus 252. verſichert, daß einige durch den Gebrauch dieſer Purgierkörner in die äußerſte Lebensgefahr gekommen; und er erzählt, ein neunzehnjähriger ſtarker Jüngling, welcher von einer Schwere des Körpers und von Kopfſchmerzen befallen worden, habe nur die Hälfte von einem ſolchen Purgierſaamen gekaut und verſchluckt, wovon ihm aber der Schlund und Magenmund entzündet worden, wozu Ekel, Fieber und Ohnmacht gekommen, daß er am neunten Tage geſtorben.

Die Aerzte in den ältern Zeiten ſuchten die ſchädliche Eigenſchaft dieſer Körner durchs Röſten zu verbeſſern: und Wilhelm Piſo räth die Tinctur

ctur mit Weingeiſt herausgezogen, als ein weniger gefährliches Mittel. Allein man kann ſich auf alle dieſe Verbeſſerungen nicht verlaſſen.

Wir machen uns alſo kein Bedenken mit dem gelehrten Rolfinc zu urtheilen, daß ein vernünftiger Arzt dieſe Purgierkörner gar nicht gebrauchen müſſe, zumal da man eine ſo große Menge von ſichern hydragogis hat.

Die Alten zogen ſowohl durchs Auspreſſen als durchs Kochen ein Oel aus dem Saamen des Wunderbaums, welches ſie Κίκινον ἔλαιον, Cicinum oleum nannten. Es dienet nicht zu den Speiſen, und iſt nur in Lampen, Salben und Pflaſtern zu gebrauchen. Es iſt ein gutes Digeſtiv, ſagt Galen, weil es viel ſubtiler iſt, als das gemeine Oel. Die Braſilienſer bedienen ſich täglich dieſes Oels, nach Piſons Bericht, wider alle kalte Zufälle, ſie mögen innerlich oder äußerlich ſeyn: es zertheilt die Apoſteme: auf den Unterleib geſtrichen hilft es wider Bauchgrimmen und Blähungen. Es tödtet die Würmer, wenn man den Nabel damit reibt: es vertreibt auch die Krätze und andre Krankheiten der Haut.

Dioſcorides ſagt, daß dieſes Oel, wenn man es innerlich einnimmt, die wäſſerigen Feuchtigkeiten durch die Stühle abführe; welches auch Piſo beſtätiget. Drey bis vier Tropfen, ſagt er, in einer dienlichen Feuchtigkeit genommen, oder im Clyſtier applicirt, heilen die kalten Krankheiten der Gelenke, und öffnen zugleich den Leib.

Unterdeſſen verſichert D. Stubbes, ein engliſcher Arzt, in den Philoſophical Tranſactions, n. 36. daß das ausgepreßte Oel dieſer Purgierkörner ganz und gar keine purgierende Kraft beſitze, nicht einmal wenn man einen ganzen Löffel voll auf einmal einnähme, oder drey Löffel voll im Clyſtier einſpritzte.

Matthiolus verordnete den Waſſerſüchtigen mit glücklichem Erfolge Molken, worinn man Blätter vom Wunderbaum macerirt hatte. Er verſchrieb dieſes Mittel zu ſechs Unzen. Piſo aber verſichert nach dem Dioſcorides, daß eben dieſe Blätter, in Waſſer oder Eßig macerirt, die Flechten und andre dergleichen Fehler der Haut vertreiben.

Die zwote Purgiernuß iſt die Barbados-Nuß oder der Kern des großen amerikaniſchen Wunderbaumes, oder vielmehr des Ricinoides Americana, Cureas & Faba purgatrix Indiae occiduae, *Off.* Nuces e Barbados Anglor. *Dal. & Raii Hiſtor.* franz. Medicinier und Pignon de Barbarie. Es iſt ein länglicher, eyförmiger Saame, von der Größe einer kleinen Bohne, auf der einen Seite erhaben, auf der andern platt; er enthält unter einer dünnen, etwas harten und ſchwarzen Schaale einen weißen, öligen Kern, von Geſchmack ſüßlich, ſcharf und widrig.

Die Pflanze heißt Ricinoides Americana Goſſypii folio, *Inſt. R. H.* 656. Ricinus Americanus major ſemine nigro, *C. B. P.* 432. Munduy Guacu Braſilienſibus, *Marcgr.* 96. *Piſon.* 179.

179. Sie erreicht in Amerika die Höhe eines mittelmäßigen Baumes, und iſt zweigicht, ihr Holz weich, markicht, zerbrechlich und mit einem ſcharfen milchigten Safte erfüllt. Sie hat viele Zweige, auf welchen häufige, glatte, glänzende und dunkelgrüne Blätter ſtehen, die den Blättern der Baumwollen-Pflanze gleichen. Gegen die Spitzen der Zweige erheben ſich ungleiche, bisweilen einen halben Fuß lange Stengel, die eine große Menge Schirmblumen tragen. Dieſe Blumen ſind klein, grünlichweiß, und beſtehen aus fünf kraisförmig geſtellten nach außen zurückgebogenen Blättern; ſie ſitzen auf einem vielblätterigen Kelche, und ſind voll kurzer und weißer Staubgefäße; aber unfruchtbar. Die Eyerſtöcke der Früchte wachſen zwiſchen ihnen mit einem Kelche verhüllt, und verwandeln ſich in Früchte von der Geſtalt und Größe einer noch grünen welſchen Nuß, über einen Zoll lang, birnenförmig, oben und unten zugeſpitzt. Es hängen ihrer drey bis vier beyſammen; dunkelgrün, wenn ſie jung ſind; hernach ſchwarz, ohne Stacheln, in drey Zellen getheilt, deren jede einen acht Linien langen und vier Linien breiten Saamen enthält, eyförmig, auf der einen Seite erhaben, auf der andern platt, und ein wenig eckicht, mit einer ſchwarzen, dünnen, innwendig weißen Schaale bedeckt, und voll von einem zarten ſüßlichen Marke.

Dieſe Saamen beſitzen eine außerordentlich ſtarke von oben und unten purgierende Kraft: ſie wirken weit heftiger, als die vorhergehenden Purgier-

körner des gemeinen Wunderbaumes; ſo daß, wenn man drey bis vier ſolcher Saamen einnimmt, der Magen und die Gedärme gewaltig davon angegriffen werden, daß ſchwache Perſonen dadurch in Lebensgefahr gerathen. Unterdeſſen räth Piſo dennoch den Gebrauch derſelben in eingewurzelten Verſtopfungen der Eingeweide. Er verordnet vier oder fünf ſolche Körner, reif und von der äußern und innern Haut gereinigt, gelind geröſtet und in Wein macerirt, nebſt beygemiſchten aromatiſchen Sachen; jedoch erinnert er, man müſſe dieſes Mittel nicht anders als mit der größten Behutſamkeit gebrauchen.

Die Braſilienſer und Amerikaner ziehen aus dieſem Saamen ein Oel, ſo zum Brennen in Lampen und für viele Krankheiten dienlich iſt. Man rühmt es in allen denen Zufällen, die von kalten Säften herrühren, die Geſchwulſten zu zertheilen und die Blähungen zu treiben. Daher iſt es nicht nur in der Waſſerſucht, zwiſchen Haut und Fleiſch, ſondern auch in allen Arten der Waſſerſucht nützlich, wenn der Unterleib damit gerieben, und etliche Tropfen in Wein oder einer andern dienlichen Feuchtigkeit eingenommen werden. Denn auf dieſe Weiſe führt es das Waſſer ab: welches es auch mit geringerer Gefahr thut, wenn man es in Clyſtieren einſpritzt. Wenn man die contracten Glieder damit reibt, ſo heilt es dieſelben, indem es die Nerven gelind ausdehnt: es befreyt durch das bloße Einreiben die Eingeweide von den Verſtopfungen, erweicht den Unterleib der Kinder,

wenn man ihn damit beſtreicht, es treibt die Würmer aus, beſonders wenn man einen oder etliche Tropfen in Milch oder fetter Brühe giebt: es dient auch wider Ohrenzwang und Taubheit, wider Geſchwüre des Hauptes, Krätze und alle Fehler der Haut, wenn dieſe damit gerieben wird.

Außer dieſen Purgierkörnern bringt man noch einen andern Saamen aus Amerika. Er heißt die dritte Purgiernuß, Avellana purgatrix, *C. B. P.* 418. & Avellana purgatrix novi orbis, *I. B.* 1. 322. Ben Magnum, *quorumd. Medic.* franz. Fruit du Medicinier d'Eſpagne. Dieſer Saame iſt von der Größe einer Haſelnuß, rundlich und beynah dreyeckicht, mit einer dünnen, blaſſen und braunen Schaale bedeckt: ſeine Subſtanz iſt markicht, feſt, weiß, ſüßlich und gar nicht ſcharf, an Geſchmack der Haſelnuß nicht unähnlich.

Die Pflanze heißt Ricinoides arbor Americana, folio multifido, *Inſt. R. H.* 656. Ricinus Americanus tenuiter diviſo folio, *Breyn. Cent.* 1. 116. franz. Medicinier d'Eſpagne.

Dieſe Pflanze, ſagt Plümier, hat einen Stamm und Aeſte, wie die Bäume, doch von mittelmäſſiger Größe. Der Stamm iſt beynah Armsdick, drey, aufs höchſte vier Fuß hoch, zart, mit einer aſchgrauen Rinde bedeckt, die mit grünen und netzförmigen Adern durchſtreiſt und da, wo die Blätter geſeſſen, gefleckt iſt. Gegen das Ende der Zweige ſtehen zehn bis zwölf Blätter gleichſam kraisförmig ausgebreitet; ſie ſind mit langen Stielen verſehen, in viele zugeſpitzte Theile geſchnitten,

welche wieder Einſchnitte haben; bisweilen ſind ſie einen Fuß groß, glatt, unten blaßgrün, oben aber dunkelgrün. Nah am Urſprunge der Stiele hängen andre kleine Blätter, die ſehr fein eingeſchnitten ſind und die Spitze der Zweige gleichſam borſtig machen. An dieſem Orte entſteht ein langer ſcharlachrother Stengel, welcher Schirmblumen von gleicher Farbe trägt: einige von dieſen Blumen ſind unfruchtbar, andre fruchtbar. Dieſe ſind viel größer, als jene, doch in geringerer Anzahl. Beyde beſtehen aus fünf eyrunden kraisförmig geſtellten Blättern, mit einem kleinen fünfſpaltigen Kelch umgeben. In der Mitte der unfruchtbaren Blumen ſind einige Staubfäden mit goldfarbigen Staubfachen. Der Eyerſtock der fruchtbaren iſt eyförmig, dreyeckicht, grün, mit kleinen Staubfäden umgeben, deren Fache ſafrangelb und halbmondförmig ſind. Er verwandelt ſich in eine birnenförmige Frucht, faſt von der Größe einer welſchen Nuß, mit einer zarten und ſafrangelben Rinde bedeckt, in drey Zellen getheilt, deren jede einen runden Saamen enthält, an Größe und Geſchmack einer Haſelnuß ähnlich, doch muß man ſich dieſe Saamen zu koſten hüten: denn wegen ihrer heftig purgierenden Eigenſchaft können ſie leicht den Tod verurſachen. Wenn man den Stamm mit einem ſcharfen Inſtrument verwundet, oder wenn man nur die Blätter abreißt, ſo fließt ein heller, gelblicher und etwas ſchleimiger Saft in großer Menge heraus. Man cultivirt dieſe Pflanze

vor-

vornehmlich in Gärten, und bringt ſie vom feſten Lande aus Amerika in die Inſeln.

Der Kern dieſer Frucht purgiert eben ſo heftig als die andern Arten. Ein einziger Kern iſt eine hinlängliche Purganz; man nimmt ihn mit ein wenig Butter, oder in Fleiſchbrühe gerieben, oder in kleine Scheibchen geſchnitten, die man in einer Suppe ißt, oder mit zwoen Mandeln geſtoßen und mit Waſſer verdünnt, als eine Emulſion.

Zehn oder zwölf Blätter von dieſer Pflanze, ein wenig gekocht und als ein Salat oder in Hühnerbrühe genommen, ſollen gelind purgieren, ohne Bauchgrimmen und Ekel. Man lobt ſie auch wider die Gelbſucht.

Die vierte Art der Purgiernuß ſind die Körner des indianiſchen Wunderbaums: Pinei nuclei Moluccaui ſive purgatorii, & Grana Tiglia, *Off.* franz. Pignons d'Inde, Grains de Tilli ou des Moluques. Es ſind längliche, eyförmige Saamen, von der Größe und Geſtalt der Körner des gemeinen Wunderbaumes, auf der einen Seite erhaben, auf der andern ein wenig platt, und einigermaßen viereckicht. Sie beſtehen aus einer dünnen, aſchgrauen, hin und wieder gefleckten Schaale, und einem markichten, fetten, feſten, weißen Kerne, der einen ſcharfen, brennenden und widrigen Geſchmack hat.

Die Pflanze heißt Ricinus arbor fructu glabro, Grana Tiglia officinis dicto, *Parad. Batav. Prodr.* Cadel-avenacu, *H. Malabar.* 2. 61. Lignum Moluccenſe, foliis Maluae, fructu Avel-

lanae minore, cortice molliore & nigricante. Pavana incolis, *C. B. P.* Pinus Indica nucleo purgante, *Ejuſd.* 492. Wenigſtens haben Paul Herrmann und Rajus dieſe Namen für gleichgültig ausgegeben. Dieſer Strauch hat einfache Stengel, die ohne Seitenzweige wachſen, und oben eine lange Blumenähre tragen. Aus dem Stengel kommen einige Blätter, eyförmig länglich, zugeſpitzt, uneingeſchnitten, glatt, ſehr fein gezähnt; ſie ſtehen auf Zoll langen Stielen, von Textur zart und weich, unten mit einem Nerven und vorragenden Adern verſehen. Gegen den Urſprung jeder Aehre ſtehen zween Zweige, ſo hoch wie der Stengel. Die Blumen des untern Theils der Aehre ſind weiblich und in großer Menge, die obern hingegen männlich. Dieſe haben acht Blätter, ſechzehn Staubgefäße, ohne Kelch, Stempfel und Früchte. Die weiblichen Blumen haben einen vielſpaltigen Kelch, einen rundlichen, dreyeckichten Eyerſtock mit drey Furchen und eben ſo viel Griffeln. Dieſer Eyerſtock verwandelt ſich in eine Frucht; nämlich in eine runde Kapſel mit drey Furchen und eben ſo viel Zellen; davon jede einen länglichen, glatten, glänzenden, geſtreiften, auf der einen Seite gebogenen, auf der andern platten Saamen enthält. Seine Schaale iſt dünn und enthält einen weißen, fetten, ölichten Kern, der einen ſehr brennenden Geſchmack hat. Man cultivirt dieſe Pflanze in Malabarien und einigen Gegenden in Oſt-Indien.

Das Holz und die Saamen von dieſer Pflanze ſind in der Medicin im Gebrauch. Das Holz heißt Panava oder Pavana, und iſt ſchwammicht, wie Herrmann in ſeiner Materia medica ſagt, leicht, blaß, mit einer dünnen aſchgrauen Rinde bedeckt, von Geſchmack ſcharf und beiſſend, von Geruch ſehr widrig.

Wenn es friſch und noch grün iſt, wirkt es ſo heftig, daß es die wäſſerichten Säfte durch Brechen und Stühle abführt und wegen ſeiner ausnehmenden Schärfe eine Entzündung im Maſtdarme zurückläßt: das trockne hingegen führt gelinder ab, und wenn man es in geringer Doſi giebt, treibt es Schweiß. In der Waſſerſucht, Leucophlegmatie und vielen andern langwierigen Krankheiten wird dieſes Holz vom Paul Herrmann als ein ſpecifikes Mittel angeprieſen.

Wenn man purgieren will, nimmt man dieſes Holz friſch in Subſtanz von einem Scrupel bis zu einer halben Drachme; im Infuſo oder Decoct zu einer halben Unze.

Den Schweiß zu treiben giebt man es von einem halben bis zu einem ganzen Scrupel in Subſtanz, im Infuſo aber zu zwo bis drey Drachmen. Man kann es zu ſchweißtreibenden Decocten ſtatt des Reizes hinzuſetzen.

Die Saamen zertheilen die wäſſerichten und zähen Säfte und führen ſie von oben und unten mit ſolcher Gewalt ab, daß ſie hierinn ſelbſt die Coloquinten übertreffen.

Ihre größte Kraft ſcheint in zwoen Häutchen oder Blättchen verborgen zu ſeyn, die zuerſt hervorkeimen und mitten in der Subſtanz der Saamen liegen.

Man giebt die ganze Subſtanz dieſer Kerne, von der äußern Schaale getrennt, ob dieſe gleich auch eine purgierende Kraft beſitzt, von drey bis zu fünf Gran.

Jeder Gran, ſagt P. Herrmann, erregt einen Stuhl, wenn man warmes Waſſer oder Brühe darauf trinkt; doch ſo, daß von drey Gran fünf Stühle erfolgen. Der Leib wird aber den Augenblick verſtopft, wenn man einen guten Trunk kaltes Waſſer darauf trinkt, oder die Füße oder Hände mit kaltem Waſſer wäſcht. Von den Häutchen aber iſt ein einziger Gran hinlänglich zu purgieren.

Man giebt auch das aus den Saamen gepreßte Oel zu einem Gran: denn es purgiert heftiger, als dasjenige, ſo aus den Körnern des gemeinen Wunderbaumes gepreßt worden.

Die Saamen entzünden wegen ihrer ſehr großen Schärfe den Hals und zuweilen auch den Maſtdarm. Aus dieſer Urſache giebt man ſie oft als Pillen. Die Indianer kochen ſie in Urin oder Eßig: am beſten aber verbeſſert man ſie durch Süßholz, ſüße Mandeln, Limonienſaft, fette Brühen und andre die Schärfe dämpfende Sachen. Auch durchs Röſten in heißer Aſche wird ihre Kraft gemäßigt.

Das

Das ausgepreßte Oel braucht man mehr äußerlich. In allzu großer Verſtopfung des Leibes wird der Nabel damit gerieben. Man öffnet den Leib durch folgende Salbe.

Nimm ausgepreßte Tigliakörner-Oel, zwölf Tropfen; Coloquinten-Oel, anderthalb Drachmen; Unguent. de Arthanita, eine Drachme. Vermiſche es, mache eine Salbe, womit man den Unterleib reiben kann.

Mit eben dieſem Oele bereiten die Indianer einen königlichen Purgier-Apfel, deſſen bloßer Geruch bey zarten Perſonen den Leib öffnet. Man läßt eine Pomeranze oder eine Citrone einen Monat lang im ausgepreßten Tigliakörner-Oel maceriren, und nimmt ſie alsdann heraus. Wenn man ſie mit den Händen reibt, bis ſie warm wird, und ſie hernach an die Naſe hält und den Geruch ſtark hinein zieht; ſo wird der Leib kurz darauf bewegt.

Man hat noch einige andere Arten von Purgierkörnern, die aber weniger gebräuchlich ſind.

Drey und zwanzigſter Artikel.

Von dem Caffe.

Der Caffe, Caffe & Coffee, *Off.* iſt ein harter Saame, etwas kleiner als eine Bohne, eyförmig, vier bis fünf Linien lang, drey bis vier breit, auf der einen Seite erhaben, auf der andern platt und mit einer tiefen Furche verſehen, gelblich, oder aſchgrau, oder grünlichweiß, von Geſchmack wie Mehl und Hülſenfrüchte, faſt ohne Geruch.

Man findet zwo Arten von Caffe in den Apotheken; die eine iſt dicker und bläſſer, und wird aus Mocha, einer Handels-Stadt im glücklichen Arabien, gebracht; die andre iſt nicht ſo dick, grünlich, und kömmt aus Cairo. Dieſer Saame iſt den alten Griechen unbekannt geweſen, wie auch den Arabern, bey welchen man vor dem Jahr 1400 nichts davon gemeldet findet. Denn diejenigen, welche glauben, der Caffe ſey das Bunk des Avicenna, können ihre Meynung mit keinen Gründen beweiſen. Die Europäer aber kennen ihn erſt ſeit ſechzig Jahren.

Von der Pflanze, welche dieſen Saamen trägt, haben die Schriftſteller nichts gewiſſes geſchrieben. P. Alpin ſagt, ſie ſey dem Spindelbaume (Evonymus) ähnlich. In den londenſchen philoſophiſchen Transactionen werden die Blätter und Früchte beſchrie-

beſchrieben, obgleich nicht ſehr genau: von den Blumen aber ſchweigt man gänzlich ſtill. Dieſe Pflanze würde uns alſo noch unbekannt ſeyn, wofern die Holländer nicht einige Stämme dieſes Baumes aus Mocha nach Europa gebracht und im Garten zu Amſterdam cultivirt hätten, wo dieſe Bäume Blumen und Früchte getragen haben. In Frankreich aber ſind ſie durch die Freygebigkeit des Herrn Pancratius, Burgermeiſters und Rectors der Stadt Amſterdam, bekannt geworden, welcher im Jahr 1714 Ludwig dem Großen einen jungen fünf Fuß hohen Caffebaum geſchenkt hat, der im königlichen Garten zu Paris fleißig cultivirt worden. De Juſſieu, Profeſſor der Botanik und der königlichen Akademie Mitglied hat ihn zuerſt genau beſchrieben.

Dieſer Baum heißt Jaſminum Arabicum Lauri folio, cujus ſemen apud nos *Caffe* dicitur, *de Juſſieu Mem. de l' Academ. des Sciences.* Er übertrifft kaum an Höhe die Kirſch- oder Pomeranz-Bäume. Aus dem Stamme kommen allezeit zwey und zwey Aeſte einander gegen über in wechſelsweiſen Reihen, ſo, daß ein Paar das andre durchkreuzt: ſie ſind biegſam, rundlich, knotig, mit einer dünnen weißlichen Rinde bedeckt. Die Blätter wachſen mit kurzen Stielen aus den Knoten der Zweige, und ſind den Lorbeerblättern ähnlich, doch weicher und feiner, zwey und zwey einander gegen über, ſo, daß ein Paar mit dem andern ein Kreuz macht. Sie ſind vier bis fünf Zoll lang, zween ungefähr breit, an beyden Enden

zuge-

zugeſpitzt, oben mit einer langen ſchmalen Spitze geendigt; gewunden, gegen die Erde gebeugt; oben allezeit grün, glatt, glänzend, unten aber blaß, mit einem einzigen Nerven verſehen, der auf beyden Seiten vorragt und mitten durch das Blatt vom Stiele bis zur Spitze geht, und ſehr viele Seitenadern abſchickt: ſie haben keinen Geruch, und einen Geſchmack, wie Gras. Die Blumen kommen aus den Winkeln der Blätter, vier bis fünf zugleich, jede ſteht auf einem kurzen Stiele; ſie ſind weiß und bisweilen blaßröthlich, wohlriechend, einblättrig, trichterförmig, gemeiniglich fünfſpaltig, wie der ſpaniſche Jaſmin, doch kürzer, mit fünf weißen Staubfäden und gelblichen Staubfachen verſehen: wodurch ſie ſich vom Jaſmin unterſcheiden, als welcher nur zwey Staubgefäße hat. Der Kelch dieſer Blumen iſt grün, ungleich vierſpaltig; aus ihm erhebt ſich ein grüner, oben zweyſpaltiger Stempfel, der auf dem unterſten Theile der Blume ſteht. Der Eyerſtock verwandelt ſich in eine Frucht oder weiche Beere, die anfangs grün, hernach roth, und wenn ſie reif geworden, dunkel purpurfarbig iſt, von der Größe einer kleinen Kirſche, oben mit einer kleinen Warze beſetzt. Das Fleiſch dieſer Frucht iſt ſchleimicht, blaß, und hat einen ſchwachen und unangenehmen Geſchmack. Wenn es aber trocken geworden, ſchmeckt es ein wenig ſäuerlich, faſt wie getrocknete Pflaumen. Innwendig liegen zween eyförmige Kerne, die an der Seite, wo ſie mit einander zuſammenhängen, platt ſind; jeder enthält un-

ter einer dünnen blaßgelben Schaale einen harten, auswendig erhabenen, innwendig platten und mit einer tiefen Furche ausgehöhlten, blaßgrünen oder aſchgrauen, oder gelblichen Saamen. Im glücklichen Arabien und in Ethiopien wächſt dieſer Baum häufig; er trägt daſelbſt das ganze Jahr hindurch Blumen und Früchte.

Die reifen Früchte werden des Jahrs zwey bis dreymal geſammlet und getrocknet.

Wenn ſie trocken geworden, iſt ihr Fleiſch viel zärter und zerbrechlich, mit einer röthlichen Haut umgeben, wie die Lorbeeren, wie man ſie auch bisweilen unter den Caffebohnen findet; ſie läßt ſich durchs Reiben leicht davon trennen.

Man muß nicht glauben, was einige Schriftſteller erzählen, daß man die Caffebohnen in heiſſem Waſſer maceriren laſſe, damit ſie bey den fremden Völkern nicht keimen ſollen: denn wofern man ſie nicht friſch und recht reif in die Erde ſteckt, ſo pflegen ſie nicht zu keimen, wie man öfters erfahren hat.

In der chemiſchen Unterſuchung haben drey Pfund Caffebohnen durch die Deſtillation aus der Retorte gegeben: vier Unzen, fünf und eine halbe Drachme klares Waſſer, faſt ohne Geruch und Geſchmack: zwo Unzen, fünf Drachmen und achtzehn Gran einer ſäuerlichen und ein wenig herben Feuchtigkeit: zwölf Unzen, drey Drachmen und acht und vierzig Gran ſowohl ſaure, als ſcharfe urinöſe, brenzlichriechende, bittre und herbe Feuchtigkeit: acht Unzen, zwo Drachmen und ſechs und

ſechzig

ſechzig Gran dickes Oel, von Conſiſtenz wie Schmalz. Die Maſſe, ſo in der Retorte blieb, wog eilf Unzen und eine Drachme. Als man ſie drey und dreyßig Stunden calcinirt hatte, ließ ſie eine Unze, fünf Drachmen und funfzehn Gran einer noch braunen Aſche zurück, woraus man eine Unze und ſechzig Gran bloß alkaliſches fixes Salz durchs Auslaugen gezogen.

Der Verluſt der verlohrnen Theile hat acht Unzen, ſechs Drachmen und zwölf Gran betragen: in der Calcination ſind neun Unzen, drey Drachmen und ſieben und funfzig Gran verflogen.

Außer dieſer Unterſuchung hat man auch noch eine andre in der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften angeſtellt. Drey Pfund Caffebohnen haben, nachdem ſie gehörig geröſtet worden, ein Viertel am Gewicht verlohren. Von dieſem geröſteten und pulveriſirten Caffe hat man zwey Pfund und vier Unzen in zwey und ſiebenzig Pfund klarem Waſſer gelind kochen laſſen. Dieſes Decoct, durchs Abſeigen vom Pulver getrennt und im Dampfbade langſam deſtillirt, hat ſechzig Pfund und neun Unzen klare Feuchtigkeit gegeben, die anfangs keinen Geſchmack hatte, hernach aber ſäuerlich war und endlich Kennzeichen eines ſtarken Sauren gab. Als man die im Kolben gebliebne Maſſe zur Conſiſtenz eines dicken Extracts gebracht, wog ſie ſiebenzehn Unzen und zwo Drachmen. Dieſe gab durch die Deſtillation aus der Retorte fünf Unzen, eine Drachme und ſechzig Gran ſaure Feuchtigkeit: zwo Unzen, drey Drachmen und

dreyßig

dreyßig Gran ſcharfe oder alkaliſche Feuchtigkeit, nebſt einem Theile flüchtigen urinöſen Salzes: eine Unze, fünf Drachmen und zwey und vierzig Gran dickes Oel. Die ſchwarze und ſchwammichte Maſſe, ſo in der Retorte blieb, wog vier Unzen und eine halbe Drachme. Als dieſe eilf Stunden und länger ſowohl im Reverberirfeuer als im Schmelztiegel, calcinirt worden, blieb ſie noch immer ſchwarz: ſie gab während der Calcination Rauch und Flammen und ward zu einer Unze und drey Drachmen gebracht, woraus man vermittelſt des Auslaugens ſieben Drachmen und ſiebenzig Gran alkaliſches fixes Salz gezogen, welches einen Geruch und Geſchmack, wie Schwefel, hatte. Der Verluſt der Theile während der Deſtillation aus der Retorte iſt drey Unzen, ſechs Drachmen und acht und vierzig Gran geweſen: in der Calcination aber ſind zwo Unzen, fünf Drachmen und ſechs und dreyßig Gran in Rauch und Flammen verflogen.

Aus der Unterſuchung dieſes Decocts iſt klar, daß eine halbe Unze von gebranntem Caffe eine Drachme und acht und ſechzig Gran dickes Extract enthalte: ferner, ungefähr funfzig Gran ſaures Salz: acht Gran flüchtiges urinöſes Salz: dreyzehn Gran Oel, von Conſiſtenz wie Schmalz: acht Gran fixes Salz, und vier Gran Aſche oder Erde. Das Pulver aber, als es nach dem Abkochen herausgenommen und getrocknet worden, hat nur drey und zwanzig Unzen und ſechs Drachmen gewogen; und folglich ſind mehr als zwölf

Unzen von dieſem Pulver im Decoct aufgelöſet worden.

Als man hernach das nach dem Abkochen zurück gebliebene Pulver aus der Retorte deſtillirte, gab es fünf Unzen, eine Drachme und vier und vierzig Gran Feuchtigkeit, welche Kennzeichen von einem wenigen Sauren und häufigern Alkali gab: ſechs Unzen, ſieben Drachmen und ſechs und dreyßig Gran dickes Oel, von Conſiſtenz wie Schmalz: acht und dreyßig Gran flüchtiges Salz. Aus der Retorte hat man ſechs Unzen und vier Drachmen ſchwarze Maſſe genommen, die nach achtſtündiger Calcination vier Drachmen und vier und zwanzig Gran graue Aſche zurück ließ, woraus vier und zwanzig Gran nicht bloß alkaliſches, ſondern ſalzigtes Salz durch's Auslaugen gezogen worden. Es ſind alſo in der Deſtillation an Theilen fünf Unzen und fünf und zwanzig Gran verlohren gegangen; in der Calcination aber fünf Unzen, ſieben Drachmen und acht und vierzig Gran.

Aus dieſen Unterſuchungen kann man ſchließen, daß der Caffe ſeine Kraft vornehmlich von einem brenzlichriechenden Oel erhalte, welches ſich aber ſehr ausdehnt, und durchs Röſten mit Feuertheilchen geſchwängert worden, und mit einem ziemlich großen Theile flüchtigen urinöſen Salzes verbunden iſt.

Dieſer Saame iſt ſehr gebräuchlich, nicht nur unter den Arabern, Ethiopiern, Egyptern und Türken, ſondern auch unter den Europäern. Man macht ein Getränk davon, welches die Araber

Cahouäh,

Cahouah, die Türken Cahveh, die Engländer Coffet oder Coffi, die Franzoſen und Deutſchen Caffe nennen.

Einige unter den Türken und die Perſer bereiten ein Decoct von den bloßen Häuten der Caffeboh-nen, und nennen dieſes Getränk Caffé à la Sultane. Alle andre aber, beſonders in Europa, machen dieß Getränk von den gebrannten Bohnen.

Man reinigt die Caffe-Bohnen von ihren Häu-ten: alsdenn werden ſie gebrannt und pulveriſirt. Hernach kocht man eine Unze von dieſem Pulver in ohngefähr zwey Pfunden gemeinem Waſſer, und trinkt dieſes Decoct warm mit etwas Zucker, nach-dem das Pulver ſich vorher zu Boden geſetzt hat. Man bedient ſich dieſes Getränkes häufig in öffent-lichen Caffehäuſern und in Privathäuſern, nicht ſo-wohl der Geſundheit wegen, als vielmehr die Zeit zu vertreiben und deſto beſſer plaudern zu können.

Dieſes Getränk iſt unterdeſſen nicht ohne Nutzen. Man braucht es mit guter Wirkung wider das Kopfweh nach übermäßigem Eſſen und Trinken, in Schwachheit des Magens, Windkolik, Unterdrü-ckung der Monatzeit, und in der Schlafſucht. Es ſtärkt den Magen, erleichtert ſehr die Verdauung, erfricht das Gehirn und die Lebensgeiſter: es ſchärft auch den Verſtand und erweckt das von Traurig-keit niedergeſchlagene Gemüth: es macht frölich und die Geſchäfte zu verrichten geſchickt: es ver-mehrt die innere Bewegung des Blutes, vertreibt den Schlaf, verdünnt und zertheilt die dicken und

zähen Säfte, treibt den Urin und die Monatzeit und öffnet auch öfters den Leib. Daher geben einige dem Caffe ſo viele Lobſprüche. Es dient vornehmlich fetten Perſonen, und ſolchen, deren Säfte allzu ſchleimicht und zur Stockung geneigt ſind. Sehr ſchädlich iſt er hingegen den magern, choleriſchen und deren Säfte allzudünn und voll ſcharfer Salze ſind; nicht weniger den Melancholiſchen und Hypochondriſchen, deren allzudickes Blut an wirkſamen und geiſtigen Theilchen Mangel hat, und mit fixen ſcharfen Salzen erfüllt iſt. Denn der Caffetrank löſet die ſchweflichten Theile des Geblüts mehr, als es nöthig iſt, auf, und befördert die Zerſtreuung der geiſtigen Theile; ſo, daß die entbundenen und in Bewegung geſetzten ſcharfen Salze des Blutes viele Unruhe verurſachen können. Daraus entſteht eine allzugroße Verdünnung und Schärfe, worauf Blutflüſſe, güldne Ader, Mangel des Schlafes, Roſe, Krankheiten der Haut, Herzklopfen, krämpfigte und hypochondriſche Zufälle folgen. Choleriſche Perſonen alſo, deren Eingeweide ſehr hitzig ſind, wie auch diejenigen, welche der güldnen Ader oder andern Blutflüßen oder der Roſe unterworfen ſind, melancholiſche und hypochondriſche Perſonen, Weiber, deren Monatzeit ſtark fließt, und Schwangere müſſen das Caffetrinken vermeiden. Den letztern verurſacht der unmäßige Gebrauch des Coffe ſehr oft eine unzeitige Niederkunft. Zuweilen pflegt man den Caffe mit Milch zu dämpfen, und dieſes iſt nicht zu verwerfen. Denn durch die fetten Theile der Milch werden die ſubtilen und ſchweflichten

Theile

Theile und flüchtigen urinöſen Salze des Caffe verhüllt. Noch mehr, die Coagulation der Milch verhindert die wirkſamen Theile des Caffe, und indem ihre gelinden ölichen Theile ein wenig verdünnt werden, vertheilen ſie ſich leichter durch den ganzen Körper: und auf dieſe Weiſe mäßigen der Caffe und die Milch einander. Aus dieſer Urſache iſt der Caffe, mit Milch gemäßigt, den ſchwindſüchtigen und magern Perſonen öfters zuträglich befunden worden.

Einige rühmen das Decoct von den rohen und ungebrannten Caffebohnen als ein ſpecifikes Mittel in catarrhaliſchen Zufällen: und in der That, es hilft öfters, indem es Schweiß erregt.

Vier und zwanzigſter Artikel.

Von der Muſkaten-Nuß und Blüthe.

Die Muſkaten-Nuß, Nux moſchata, Nux Myriſtica et aromatica, off. Giauziban, *Avicenn.* Jeuzbave vel Jusbaque, *Serap.* Μοσχοκάρυον, Κάρυον μυρεψικὸν, Μυριστικόν ἀρωματικὸν, *Graec. recent.* franz. Noix Muſcade, iſt ein feſter und dichter Kern, jedoch im Mörſel leicht zu zerſtoßen und in Stücke zu theilen, fett und wohlriechend, auswendig ein wenig runzlicht und beynah aſchgrau, inwendig mit braunrothen und blaßgelben Adern durchſtreift, die ohne Ordnung hin und wieder laufen.

Es giebt zwo Arten von wahren Muſkaten-Nüſſen in den Officinen. Eine hat die Figur einer Olive, einen angenehmen aromatiſchen Geruch und ſcharfen aromatiſchen, ein wenig anziehenden Geſchmack: dieſe heißt die weibliche und wird häufig gebraucht. Die andre wird von einigen die männliche genennt: ſie iſt viel länger und faſt walzenförmig, und hat auch einen aromatiſchen Geruch und Geſchmack, ob man ſie gleich weniger braucht. Unter dieſen beyden Arten von Muſkaten-Nüſſen finden ſich zuweilen einige von verſchiedener und unähnlicher Figur, welche Misgeburten oder Spiele der Natur zu ſeyn ſcheinen.

Auſſer dieſen giebt es auch wilde Muſkaten-Nüſſe. Die Holländer unterſcheiden viele Arten derſelben, davon die vornehmſte die männliche Muſkaten-Nuß der Apotheken genennt wird: ſie iſt größer, als die gemeine oder weibliche, länglich, oben und unten ſtumpf und gleichſam viereckicht, von gleicher Subſtanz, faſt ohne Geruch und von Geſchmack unangenehm. Sie wird leicht von Würmern angefreſſen; und wenn man ſie mit den andern Muſkaten-Nüſſen vermiſcht, ſoll ſie dieſelben, wie man ſagt, verderben: weswegen es verboten worden, ſie damit zu vermiſchen. In Banda wird ſie Pala-tuhir genennt, das heißt, Berg-Nuß. Man braucht ſie ſehr ſelten.

Die Compagnie der holländiſchen Kaufleute bringt dieſe Nüſſe aus Oſtindien nach Amſterdam, von da man ſie in die andern Länder verſührt.

Man wähle die Muſkaten-Nuß, welche rundlich oder olivenförmig iſt, welche die weibliche heißt. Die friſche, ſchwere, fette und die, wenn ſie geſtochen wird, ſogleich einen ölichten Saft giebt, wird für die beſte gehalten.

J. Bauhin glaubt, die Muſkaten-Nuß ſey das Κώμακον *Theophraſti*, und Plinius habe ſie auch gekannt, und dieſelbe unter dem Namen Cinnamomi verſtanden, woraus ein Saft gepreßt wurde, den man Caryopon nennte, welcher noch heut zu Tage unter dem Namen des Muſkaten-Nußöls in den Apotheken gebräuchlich iſt. Unterdeſſen fehlt es nicht an Gründen daran zu zweifeln:

denn Dioſcorides hat von der Muſkaten-Nuß und Muſkaten-Blüthe nichts geſchrieben; das Macer aber, wovon er redet, iſt von der Muſkaten-Blüthe ganz und gar verſchieden. In der That, die Muſkaten-Blüthe iſt die Decke oder der Umſchlag der Muſkaten-Nuß, das Macer hingegen iſt die Rinde eines gewiſſen Holzes, wovon wir heut zu Tage keine genaue Kenntniß haben. Die Araber aber haben die Muſkaten-Nuß und Blüthe ſehr wohl gekannt. Avicenna iſt der erſte, welcher ihrer gedacht hat.

Der Baum, ſo die gemeine oder weibliche Muſkaten-Nuß trägt, heißt Nux moſchata fructu rotundo, *C. B. P.* 407. Pala, *Piſon. Mantiſſ. arom.* 173. Er iſt dem Birnbaum nicht unähnlich, und hat ein markichtes Holz und eine aſchgraue Rinde. Die Blätter wachſen gemeiniglich zwey und zwey, obgleich nicht genau einander gegen über; oben ſind ſie dunkelgrün, unten weißlich, einer flachen Hand lang, glatt, den Lorbeerblättern ähnlich; ſie haben eine lange Spitze und keinen Stiel, in der Mitte eine lange Ribbe, woraus Seitenadern bald paarweiſe, bald wechſelsweiſe bis zum Rande gehen. Dieſe Blätter geben nicht nur, wenn ſie friſch ſind und mit den Händen gerieben werden, einen durchdringenden Geruch, ſondern ſind auch ſcharf und aromatiſch, wenn ſie trocken geworden. Die Blumen ſind gelblich, fünfblättrig, den Kirſchbaumblumen nicht unähnlich. Nach ihnen folgt eine Frucht mit einem langen Stiele, rundlich, einer welſchen Nuß oder einer Pfirſche gleich; der Kern

dieſer

dieſer Nuß iſt mit einer dreyfachen Rinde umgeben. Die erſte davon iſt fleiſchig, weich, ſaftig, ohngefähr eines Fingers dick, haarig, roth, mit gelben, goldfarbigen und purpurfarbigen Flecken geſprengt, wie unſre Apricoſen oder Pfirſchen: ſie ſpringt, wenn ſie reif iſt, von ſich ſelbſt auf und hat einen herben und anziehenden Geſchmack. Unter dieſer erſten Rinde liegt eine gewiſſe netzförmige Decke, von einer zähen, ölichten und gleichſam dünnen knorplichten Subſtanz; von Geruch aromatiſch und ſehr angenehm; von Geſchmack ſcharf und aromatiſch mit einiger Bitterkeit; ſafranfarbig oder gelblich: dieſe Subſtanz wird Muſkaten-Blüthe genennt. Durch die Ritze dieſer zwoten Rinde erſcheint noch eine dritte, nämlich eine harte, holzige, dünne, braunrothe, zerbrechliche Schaale, worunter der Kern oder die Muſkaten-Nuß ſelbſt liegt, welche eyförmig, über einen halben Zoll lang, hin und wieder mit Furchen geſtreift und aſchfarbig iſt; anfangs weich, mit der Zeit trocken und hart, inwendig gelblich und braunroth gefleckt, von einem ſehr guten Geruch und ſcharfen, angenehm bittern Geſchmack; von Subſtanz ölicht und beynahe wie Unſchlitt. Wenn man den Stamm verletzt oder einen Aſt abreißt, fließt ſogleich ein ſchleimiger, blaßrother Saft, wie verdünntes Blut heraus: dieſer Saft bekömmt alsbald eine hochrothe Farbe, und läßt auf der Leinwand rothe Flecken zurück, die man kaum auswaſchen kann.

Der Muſkatennuß-Baum wächſt in den Molukkiſchen Inſeln wild; man cultivirt ihn aber be-

ſonders in der Provinz Banda, die aus ſechs kleinen Inſeln beſteht; ſie heißen: Nera, Lontar, Pulo-ay, Gunongapi, Pulorong und Roſſingeyn. Die drey erſten von dieſen Inſeln ſind an Muſkaten-Nüſſen ſehr fruchtbar.

Die Muſkaten-Blüthe, Macis, *Off.* Bongopala Moluccenſibus, *Piſon. Mantiſſ. arom.* Bisbeſe, *Serap.* Beſbahe, *Avicenn.* Foli, *Batav.* franz. Macis oder Fleur de Muſcade; iſt eine häutige, dicke und gleichſam knorplichte, ölichte Subſtanz, die nach Art eines Netzes die holzige Schaale der Muſkaten-Nuß bedeckt und unter der erſten Rinde liegt: ſie iſt anfangs röthlich; wenn ſie aber der Luft ausgeſetzt geweſen, wird ſie gelblich; von Geruch und Geſchmack aromatiſch und ſehr angenehm, ob ſie gleich ein wenig ſcharf und bitter ſchmeckt; ſie läßt, wenn ſie friſch iſt, einen gewiſſen ölichten Saft fließen. Man bringt uns die Muſkaten-Blüthe getrocknet und von den übrigen Theilen der Frucht getrennt. Man wähle die friſche, zähe, ölichte, welche ſafrangelb und ſehr wohlriechend iſt.

Der Baum, welcher die männliche oder wilde Muſkaten-Nuß trägt, heißt: Nux moſchata fructu oblongo, *C. B. P.* 407. Palametſiri, Nux Moſchata, mas dicta, *Piſon. Mantiſſ. arom.* 176. Er iſt viel höher, als der ordentliche Muſkaten-Nußbaum, aber nicht ſo äſtig und zweigicht. Die Blätter ſind größer, eine Spanne oder anderthalb Fuß lang, dunkelgrün, von Geſchmack unangenehm. Die Früchte ſind auch größer und haben

ein dichteres und zäheres Fleiſch, worunter eine ſprö‑de, trockne, blaſſe und ungenehm ſchmeckende Sub‑ſtanz oder ſogenannte Muſkaten‑Blüthe liegt. Der Kern iſt mit einer harten, holzigen und dicken Schaa‑le bedeckt. An Subſtanz iſt er der weiblichen Muſ‑katen‑Nuß ähnlich, aber nicht ſo fett; inwendig mit ſchönen ſchwärzlichen Adern durchſtreift, faſt ohne Geruch und von unangenehmen Geſchmacke. Dieſe wilde Muſkaten‑Nuß heißt in Banda Pala‑tuhir, das iſt, Bergnuß. Der Baum, ſo ſie trägt, wächſt auf den Bergen und in den Wäldern der Molukkiſchen Inſeln, wie auch in Malabarien. Die männliche oder wilde Muſkaten‑Nuß wird in der Medicin nicht gebraucht. Bloß einige Aber‑gläubiſche ſuchen ſie, um Philtra daraus zu berei‑ten, womit ſie erſtaunliche Dinge ausrichten zu kön‑nen glauben.

Man ſammlet und präparirt die Muſkaten‑Nüſſe auf folgende Weiſe: Wenn die Früchte reif gewor‑den, ſo ſteigen die Einwohner auf die Bäume, zie‑hen die Zweige mit langen Haacken an ſich, und reiſſen die Früchte ab. Einige öffnen ſie alsbald mit einem Meſſer und reinigen ſie von den Schaa‑len, die man in die Wälder auf einen Haufen wirft, wo ſie mit der Zeit verfaulen. Auf dieſen faulen‑den Schaalen wächſt eine gewiſſe Art Schwämme, welche Boleti Moſchocaryni heißen; ſie ſind ſchwärzlich, gut zu eſſen, ſehr wohlſchmeckend, und werden von den Einwohnern begierig geſucht. Die von den Schaalen gereinigten Nüſſe trägt man nach Hauſe, und nimmt die Muſkaten‑Blüthe mit

einem

einem kleinen Meſſer ab, und hütet ſich, ſie ſoviel möglich nicht zu zerreißen. Dieſe Muſkaten-Blüthe, welche blutroth iſt, und deren Farbe ſich nachher in eine dunkelrothe verwandelt, wird einen Tag lang an der Sonne getrocknet, alsdenn ſechs oder acht Tage an einen andern Ort gelegt, welcher den Sonnenſtrahlen weniger ausgeſetzt iſt, damit ſie wieder ein wenig weich werde; aus Furcht, die allzutrockne möchte leicht zerbrechen. Hernach feuchtet man ſie ein wenig mit Seewaſſer an, damit ſie nicht zerbrechen oder ihre Oelichkeit verlieren ſoll; man verſchließt ſie in Säckchen und drückt ſie feſt ein. Gleichwie ſie aber, wenn ſie zu trocken iſt, zerbricht und ihr aromatiſches Oel verliert: alſo wird ſie durch eine allzugroße Feuchtigkeit der Fäulniß und den Würmern unterworfen: weswegen man ſich vor beydem hüten muß. Die Nüſſe, welche noch in ihrer holzigen Schaale liegen, werden ohngefähr drey Tage an die Sonne gelegt, alsdenn beym Rauche des Feuers völlig getrocknet, bis daß ſie klingen, wenn man ſie ſchüttelt: denn die feuchten geben nur einen ſehr dunkeln Klang. Hernach ſchlägt man ſie mit Stöcken oder mit einem Steine, damit die holzige Schaale in Stücken ſpringe. Wenn nun die Nüſſe von den Schaalen gereinigt ſind, ſo theilt man ſie in drey Haufen, davon der erſte die größten und ſchönſten enthält, welche nach Europa verführt werden: im zweyten Haufen liegen die mittelmäßigen, ſo man in Indien zum Gebrauch behält: der dritte Haufe enthält die kleinſten, ungleichen und unreifen; davon man den größten

Theil verbrennt, den andern aber ein Oel herauszupreſſen braucht. Die auserleſenen Muſkaten-Nüſſe würden leicht verderben, wofern ſie nicht mit Kalkwaſſer angefeuchtet und gleichſam eingemacht würden. Man nimmt Kalk, welcher aus verbrannten Muſchelſchaalen gemacht worden, und verdünnt ihn mit Salzwaſſer zur Conſiſtenz eines dünnen Breyes. Hernach taucht man die in kleine Körbe gelegten Nüſſe zwey bis dreymal hinein, bis das Waſſer ſie alle benetzt hat, und alsdenn wirft man ſie auf einen Haufen zuſammen: hier erwärmen ſie ſich, und die überflüßige Feuchtigkeit verrauchet. Wenn ſie nun genug geſchwitzt haben, ſo ſind ſie gehörig bereitet und geſchickt über See verführt zu werden. Man verführt auch überzuckerte Muſkaten-Nüſſe nicht nur durch ganz Indien, ſondern auch nach Europa. Die Art, ſie zu überzuckern, iſt dieſe: die beynah reifen, aber noch nicht aufgeſprungenen Nüſſe, werden behutſam von den Bäumen abgenommen, in Waſſer gekocht und mit einer Pfrieme durchbohrt: hernach läßt man ſie acht bis zehn Tage im Waſſer maceriren, bis ſie den herben und rauhen Geſchmack verlohren haben. Wenn dieß geſchehen, kocht man ſie mehr oder weniger, nachdem man ſie weicher oder dichter haben will, in einem Julep, welcher aus gleichen Theilen Zucker und Waſſer bereitet worden. Verlangt man ſie hart, ſo wirft man ein wenig Kalch hinein. Das Zuckerwaſſer gießt man alle Tage von den Nüſſen ab, läßt es ein wenig kochen und gießt es wieder darauf, und dieſes thut man acht Tage. Endlich legt man

dieſe Nüſſe das letztemal in etwas dicken Syrup, und hebt ſie in einem wohlverſchloßnen ſteinernen Gefäß auf. Bey Gaſtmahlen werden ſie gemeiniglich nebſt andern Confituren zum Nachtiſch aufgeſetzt, und beſonders unter dem Theetrinken genommen. Man ißt nur das Fleiſch davon, einige kauen auch die Muſkaten-Blüthe; den Kern aber pflegt man wegzuwerfen. Die Muſkaten-Nüſſe werden auch mit Salzwaſſer, oder mit Waſſer und Eßig eingemacht, aber ſo pflegt man ſie nicht zu eſſen. Man läßt ſie in ſüßem Waſſer maceriren, bis ſie den ſalzigten Geſchmack verlohren haben: hernach kocht man ſie in Waſſer mit Zucker.

Die Muſkaten-Nuß enthält viel weſentliches, ſowohl ſubtiles als dickes Oel, welches mit einem ſauren Salze und einem geringen Theil anziehender Erde verbunden iſt. Durch die Deſtillation giebt ſie zweyerley Oel. Denn wenn man ſie ſtößt, mit vielem Waſſer macerirt und alsdenn deſtillirt, ſo geht aus jedem Pfund Muſkaten-Nüſſen eine Unze dünnes Oel. Nach geendigter Deſtillation findet man auf dem Waſſer ein darüber ſchwimmendes Oel, welches dick wie Unſchlitt und faſt ohne aromatiſche Kraft iſt. Durchs Auspreſſen aber erhält man aus ſechzehn Unzen Muſkaten-Nüſſen drey Unzen und zwo Drachmen Oel, von Conſiſtenz, wie Unſchlitt, welches den Geruch und Geſchmack der Muſkaten-Nuß hat.

Die Muſkaten-Blüthe iſt mit einem häufigern und ſubtilern Oel erfüllt, welches auch durch die Deſtillation

ſtillation heraus gezogen wird; der erſte Theil davon iſt durchſichtig wie Waſſer, und hat einen vortrefflichen Geruch und Geſchmack: der folgende Theil iſt gelblich: der dritte, wenn man ſtarkes Feuer giebt, röthlich. Alle dieſe Oele ſind ſo ſubtil und flüchtig, daß, wofern ſie nicht in wohlverſchloßnen Gefäßen verwahrt werden, ein großer Theil davon in die Luft verfliegt. Man bekömmt auch aus der Muſkaten-Blüthe durchs Auspreſſen ein dickes Oel, ſo an Conſiſtenz dem Schmalze gleicht, und ſubtiler iſt, als das Oel aus der Muſkaten-Nuß.

Man braucht die Muſkaten-Nuß häufig, nicht nur die Speiſen zu würzen, ſondern auch in der Medicin. Sie iſt magenſtärkend, befördert die Verdauung, dämpft das Brechen, ſtärkt die Eingeweide, treibt die Blähungen, lindert die Kolikſchmerzen, hemmt den Durchfall, vermehrt die Bewegung des Blutes, widerſteht den Giften und iſt in Catarrhen und den kalten Zufällen der Nerven ſehr nützlich. Ettmüller rühmt ſie wider die Lähmung der Theile, die zum Hinunterſchlucken dienen, wenn man ſie kauet und hinunter ſchlingt. Sie verurſacht auch Schlaf; deswegen muß man ſie nicht unmäßig gebrauchen. Denn Jacob Bontius merkt in ſeinen Noten über den Garzias an, daß einige durch den allzuöftern Gebrauch der Muſkaten-Nüſſe in große Gefahr gekommen wären, und einen oder zwey Tage unbeweglich und ſtumm gelegen hätten, nicht anders als wenn ſie von der Schlafſucht befallen geweſen wären. Die Holländer bemerken auch, daß die überzuckerten Muſkaten-

ten-Nüſſe, wenn man ſie täglich oder in großer Menge ißt, den Kopf einnehmen und Schlafſucht verurſachen; wovon man ſchläfrig, faul und vergeſſen wird. Sie beſchweren auch den Magen, machen die Verdauung der Speiſen ſchwer, benehmen den Appetit, ſowohl durch ihre ölichten Theile, die den Magenſaft ſtumpf machen, als auch durch ihre wirkſamen Theile, welche die Magenhäute zur Entzündung geneigt machen. Man rühmt das Räuchern mit Muſkaten-Nuß als ein bewährtes Mittel in Blähungen, Schmerzen und Auftreiben der Mutter, die von Erkältung nach der Geburt herrühren.

Die anziehende Kraft der Muſkaten-Nuß wird durchs Röſten vermehrt. Deswegen verſchreibt man ſie geröſtet im Bauchfluße und in der rothen Ruhr. Die Doſis iſt in Subſtanz von einem halben Scrupel bis zu einer halben Drachme, geröſtet zu einer Drachme.

Die Muſkaten-Blüthe beſitzt eben die Kräfte, wie die Muſkaten-Nuß, ſie iſt aber weniger anziehend. Sie iſt auch nicht weniger gefährlich, als die Muſkaten-Nuß, wenn man ſie zu häufig gebraucht. C. Hoffmann erzählt von einem gewiſſen Mägdchen, daß es einige Stunden in Raſerey verfallen, weil es etwas zu viel Muſkaten-Blüthe, die Monatzeit zu befördern, eingenommen.

Nimm Muſkaten-Nuß, eine halbe Unze; Zimmet, zwo Drachmen; Würznelken, eine halbe Drachme; Zucker, eine Unze. Vermiſche ſie, mache ein Pulver, wovon zwo Drachmen in einem

Glaſe

Glaſe gutem Wein nach dem Eſſen genommen werden, die Verdauung zu befördern.

Nimm geröſtete Muſkaten-Nuß, eine halbe Drachme; Japaniſche Erde, einen Scrupel; Quitten-Conſerve, ſo viel genug iſt. Mache einen Bolum, des Tages zwey bis dreymal zu nehmen, den Durchfall zu hemmen.

Nimm Muſkaten-Nuß, eine Drachme; Theriac Andromachi, eine halbe Drachme; Diacodium ſoviel genug iſt. Mache einen Bolum in Kolikſchmerzen, in der rothen Ruhr, und im Zwange (teneſmus) den Schmerz zu ſtillen und den Schlaf zu befördern.

Nimm Muſkaten-Blüthe, eine halbe Drachme; Anis, Coriander, von jedem einen Scrupel; weißen Zucker, anderthalb Drachmen. Stoße alles grob zuſammen, gieß ein Glas Wein darauf und laß es etliche Stunden ſtehen. Seige die Infuſion durch und gieb ſie warm zu trinken, wider die Blähungskolik.

Man braucht die Muſkaten-Nuß in Electuario Diaſatyrio *Charas*, Emplaſtro cephalico, et Emplaſtro ſtomachico *Ejusd.* Die Muſkaten-Blüthe braucht man in Tabellis Magnanimitatis, Puluere digeſtiuo, Puluere contra abortum, Orvietano *Ejusd.* Opiata *Salomonis*, Electuar. Diaphoenico et Benedicta laxatiua. Beyde in Tabellis ſtomachicis, Puluere aromatico roſato, et Puluere laetificante.

Die Chemiſten ziehen ſowohl durchs Auspreſſen, als vermittelſt der Deſtillation ein Oel aus der Muſkaten-Nuß und Muſkaten-Blüthe, wie wir ſchon geſagt haben. Das Muſkaten-Nußöl wird auf folgende Art ausgepreßt.

Nimm von vollen, fetten und ſchweren Muſkatennüſſen, ſoviel du willſt. Mache ſie zu einem feinen Pulver, und breite dieſes über einem umgekehrten Siebe, mit einer zinnernen Schüſſel bedeckt, aus. Setze es alsdenn eine halbe Viertelſtunde über den Dampf von kochendem Waſſer, daß es von dem heißen Dampfe völlig durchdrungen und erwärmt werde. Hernach thue dieſes Pulver in ein ſtarkes und dichtes Säckchen und preſſe daſſelbe geſchwind aus. Das Oel, ſo herausfließt, wird hell und flüßig ſeyn, ſo lang es nämlich warm iſt. Wenn es aber kalt geworden, wird es die Conſiſtenz des Unſchlitts, und eine Gold- oder Safrangelbe Farbe haben.

Das Muſkaten-Blüthöl wird auf gleiche Art ausgepreßt.

Man zieht die weſentlichen Oele aus der Muſkaten-Nuß und Blüthe vermittelſt der Deſtillation auf eben die Weiſe heraus, wie die andern weſentlichen Oele.

Nimm von geſtoßner Muſkaten-Nuß oder Muſkaten-Blüthe, ein Pfund. Laß es funfzehn Tage lang in ſechs Pfund gemeinem warmen Waſſer digeriren. Hernach deſtillire es aus dem Kolben mit einem Kühlfaſſe verſehen. Es wird ein

ſubtiles, wohlriechendes und gelbliches Oel, mit Waſſer vermiſcht, übergehen: von Geſchmack ſäuerlich, ſcharf, aromatiſch; unten ein wenig dicker als oben.

Man kann dieſe Oele ohne Unterſcheid gebrauchen, weil ſie einerley Kräfte beſitzen. Sie dienen im Bauchgrimmen und in der Nierenkolik innerlich genommen von einem bis zu vier Tropfen.

Aeußerlich rühmt man ſie in Nervenkrankheiten, Catarrhen, Lähmung und Gicht: ſie ſtärken den Magen, dämpfen das Brechen und den Schlucken, erleichtern die Verdauung, wenn man den Unterleib damit reibt: dem Nabel applicirt lindern ſie das Bauchgrimmen der Kinder: auf die Schläfe geſtrichen verſchaffen ſie Schlaf. Raius rühmt das Muſkaten-Nußöl den allzukleinen Brüſten der Mägdchen äußerlich zu appliciren: denn in kurzer Zeit, ſagt er, fangen ſie dadurch aufzuſchwellen an.

Dieſe deſtillirten Oele werden oft zu Purgierpillen gebraucht, beſonders zu den harzigen, um deren Kraft zu dämpfen.

Man nimmt das Muſkaten-Nußöl ſehr oft zur Baſi der Schlag-, Haupt- und Mutterbalſamen: zu dieſem Gebrauche macht man es auch weiß, indem man es lange Zeit in Weingeiſte maceriren läßt.

Nimm Rindsmark, geſunden Urin, rothen Wein, von jedem zwo Unzen. Koche ſie bey gelindem Feuer, bis die Feuchtigkeit faſt alle verraucht ſey. Seige es durch, thue zu dem Durchgeſeigten, wenn es noch warm iſt, eine halbe Unze Regen-

wurm-Oel, zwo Drachmen Wallrath, und eine Drachme Muſkatennuß-Oel. Vermiſche es, mache eine Salbe, womit man alle Abende das Rückgrad vom Nacken an reiben muß, im Zweywuchs oder in der engliſchen Krankheit. (Rachitis.)

Nimm Muſkatennuß-Oel und Palm-Oel, von jedem anderthalb Drachmen; Majoran-Rosmarin-Lavendel- und Salbey-Oel von jedem zehn Tropfen. Vermiſche ſie, mache einen Hauptbalſam, womit man den Kopf reibt, die kalten und catarrhaliſchen Zufälle zu zertheilen, den Kopfſchmerz und die Hemikranie zu lindern, auch wider den Schlagfluß.

Nimm ausgepreßtes Muſkatennuß-Oel, zwo Drachmen; Peruvianiſchen Balſam, eine halbe Drachme; deſtillirtes Muſkaten-Blüth-Wermuth-Münz-Zimmet- und Nelken-Oel, von jedem zwölf Tropfen. Vermiſche ſie, mache einen Balſam, womit man die Herzgrube und die Gegend des Magens reiben kann, in Ohnmacht, Herzensangſt, Schlucken, Ekel, Brechen, ſchwerer Verdauung, und Schwachheit des Magens.

Nimm Muſkatennuß-Oel, Judenpech, von jedem zwo Drachmen; Biebergeil ſechs Gran; deſtillirtes Agtſtein-Rauten-Mutterkraut (Matricaria) Wermuth und Rheinfarrn-Oel, von jedem funfzehn Tropfen; Gagat-Oel, zwanzig Tropfen. Vermiſche ſie, mache einen hyſteriſchen Balſam.

* * *

Fünf

Fünf und zwanzigſter Artikel.

Von dem Krähen-Auge, Schlangen-Holze und der St. Ignatius-Bohne.

Das Krähen-Auge, Nux Vomica, *Off.* franz. Noix vomique, iſt ein plattrunder, ungefähr einen Zoll breiter, zwey bis drey Linien dicker Kern, von Subſtanz hart wie Horn, aſchfarbig, von außen etwas wollig, in der Mitte mit einem Knopfe verſehen, der auf einer Seite platter iſt, als auf der andern; von Geſchmack bitter. Man bringt uns dieſen Kern mit dem Schlangen-Holze aus Oſt-Indien.

Die Griechen haben das Krähen-Auge nicht gekannt, und es iſt nicht gewiß, ob es die Nux Methel oder Vomica der Araber geweſen ſey. Einige haben geglaubt, das Krähen-Auge ſey eine Wurzel; aber falſch. Es iſt auch kein Schwamm, wie andre dafür gehalten haben; ſondern es iſt die Frucht eines gewiſſen Baumes, welcher genennt wird Nux vomica major & officinar. *Parad. Batav. Prodr.* Caniram, *Hort. Malabar.* t. 1. Malus Malabarica, fructu corticoſo amaricante, ſemine plano compreſſo, D. Syen, *Raii Hiſtor.* 1661. Solanum arboreſcens Indicum maximum, foliis Oenopliae ſive Napecae majoribus; fructu

rotundo, duro, rubro; ſemine orbiculari, compreſſo, maximo; Nuces vomicas & Lignum Colubrinum Officinarum ferens, *Breyn.* 2. *Prodrom.* Nux vomica in Officinis, *C. B. P.* 511. Colubrini Ligni tertium genus in Malabar vaſtae arboris magnitudine Acoſtae, *Ejuſd.* 301. Nux vomica, vulgo Officinar. compreſſa, hirſuta, *I. B.* t. 1. 339. Colubrinum Lignum Cluſii, *Pao de Cobra* dictum, forte tertium Acoſtae, *I. B.* 2. 173. Cucurbitifera Malabarienſis, Oenopliae foliis rotundis, fructu orbiculari, rubro, cujus grana ſunt Nuces vomicae Officinar. *Plukn. Almageſt. Botan.*

Es iſt ein hoher äſtiger Baum, deſſen Stamm zehn Fuß im Umfang hat, und mit einer aſchfarbigen, ſchwärzlichen oder röthlichen und bittern Rinde bedeckt iſt. Die Blätter kommen einander gegenüber aus den Knoten der Zweige, und ſind länglichrund, in der Mitte ſehr breit, forn rundlich zugeſpitzt, grün; von Geſchmack ſehr bitter, mit drey auf beyden Seiten ein wenig hervorragenden Nerven verſehen. Die Blumen entſpringen ſchirmförmig aus den Knoten der Zweige: (ſie beſtehen aus einem kleinen, ähnlichen, fünfſpaltigen Kelche, der auf dem Eyerſtocke ſitzt; und aus einem trichterförmigen, tief fünfſpaltigen Blumenkranze; aus fünf Staubfäden mit langen Staubſachen beſetzt, und aus einem einzigen Stempfel, welcher länger iſt, als der Blumenkranz. Die Früchte ſind runde glatte Aepfel, anfangs grün, hernach goldgelb; ihr Fleiſch iſt, wenn es reif geworden,

worden, weiß und ſchleimig, mit einer etwas dicken und zerbrechlichen Schaale bedeckt und hat einen ſehr bittern Geſchmack: ſie ſind einzellig; jede Frucht enthält funfzehn in drey Reihen liegende plattrunde Saamen.) Die äußre Schaale, wenn ſie noch unreif ſind, iſt ſilberfarbig, welches ein wenig ins bräunliche fällt; und wenn ſie reif geworden, iſt dieſe Schaale wollig, grünlich, dünn und enthält ein ſehr bitteres Fleiſch.

Dieſer Baum wächſt in Malabarien und auf der Küſte von Coromandel.

Diejenigen, welche den Hortum Malabaricum geſchrieben haben, erzählen, daß das Decoct von der Wurzel dieſes Baumes die Säfte durch den Stuhl abführe; daß der aus den Blättern gepreßte Saft, im Decoct genommen, die Kopfſchmerzen lindere; daß er aber zu Gift werde und den Tod verurſache, wenn man zu viel davon trinkt; ferner, daß der Gebrauch der Saamen dieſer Früchte, wenn man nämlich alle Tage einen oder zween ſolche Saamen nimmt, und dieſes zwey Jahre lang fortſetzt, den giftigen Biß der Schlange Cobra Capella, franz. Serpent chaperoné, unſchädlich mache. Aber darf man es glauben, fragt Raius?

Die Krähen-Augen der Apotheken tödten durch eine gewiſſe ſpecifike Kraft die Katzen und andern vierfüßigen Thiere, welche blind auf die Welt kommen. Sie ſind auch den Raben, Krähen und einigen andern Vögeln ſchädlich. Faſt alle Aerzte halten ſie für ſo giftig, daß ſie verſichern, die Krä-

hen-Augen tödteten einen Menſchen, welcher zwo Drachmen davon einnähme. Wenigſtens greifen ſie in geringer Doſi genommen den Magen heftig an und verurſachen convulſiviſche Bewegungen. Dieſemnach iſt es zum Erſtaunen, daß man ſie unter die Alexipharmaca gerechnet hat.

Das Gift der Krähen-Augen ſcheinet vornehmlich die Nerven anzugreifen: denn daher kommen die Aengſtlichkeit, das Erſtarren, der Schauer, das Zittern, die Convulſionen und das unordentliche Athemholen. Dieſes beſtätiget Anton de Heyde in ſeinen Beobachtungen, Centurie 50. „Ich gab, ſagt er, zwey Krähen-Augen in Stü„cken geſchnitten und mit Butter-Brod vermiſcht „einem Hunde, welcher es begierig fraß. Eine „halbe Stunde darnach füllte er ſich den Bauch „mit gekochten Knochen und Knorpeln: allein „nach der andern halben Stunde fieng er an über „und über zu zittern und lief von einem Orte zum „andern: er konnte nicht ſtehen, wenn er ſich nicht „an etwas lehnte: ſeine Füße waren ſteif und in „Zuckungen. Nach der dritten halben Stunde „fiel er wie todt hin: bald darauf fieng er an ge„ſchwind Athem zu holen; und indem man ihm „half, hielt er ſich auf den Füßen: bey dem ge„ringſten Geräuſch ſchien er einen Schauer zu be„kommen und geſchwinder zu athmen. In die„ſem Zuſtande blieb er die vierte halbe Stunde, „und endlich ſtarb er plötzlich. Nachdem man „ihn aufgeſchnitten hatte, fand man folgendes: „Der Magen war voll von der gefreſſenen Nah-

„rung

„rung mit den Stücken Krähen-Augen vermiſcht,
„die keine Veränderung erlitten zu haben ſchienen,
„außer daß ſie weicher waren: (eben dieſes ge-
„ſchieht, wenn man ein Stück von dieſer Frucht
„eben ſo lange Zeit in heißes Waſſer legt.) Der
„Schlund, der Magen und die Gedärme hatten
„ihre natürliche Beſchaffenheit. Die Milchge-
„fäße im kleinen Gekröſe waren voll Milchſaft.
„Die Lungen waren röther, als gewöhnlich, und
„die Herzkammern und Herzohren aufgeſchwollner,
„als ſie natürlicher Weiſe ſeyn ſollten. Als man
„die rechte Herzkammer aufgeſchnitten hatte, floß
„aus der obern und untern Hohl-Ader eine große
„Menge Blut, welches in der Höhle der Bruſt
„ſogleich coagulirte. Im Gehirn fand man nichts
„widernatürliches. In dieſem Verſuche hat die
„viele Nahrung, welche der Hund gefreſſen, die
„Wirkung der Krähen-Augen verzögert, ob gleich
„die Doſis ſtark war, und mehr als hinlänglich
„einen geſchwinden Tod zu verurſachen. Und in der
„That, ſo bald als die Theile der Krähen-Augen
„von dem Magenſafte genugſam aufgelöſet waren
„und die Nerven-Faſern des Magens angegriffen
„hatten, in dem Augenblicke fiel der Hund todt
„darnieder.„ **Wepfer**, in ſeinem Tractat vom
Waſſer-Schierling, erzählt noch andre Wahrneh-
mungen, aus welchen erhellet, daß eine viel klei-
nere Doſis gleichfalls den Tod zuwege bringe, aber
mit viel heftigern Zufällen. Ich will nur eine
Erfahrung anführen.

Er gab einer alten Hündinn von mittelmäßiger Größe eine halbe Drachme gefeilte Krähen-Augen mit gerümmelten Brodte zu einem Biſſen gemacht. Für Furcht fieng ſie ſogleich an zu harnen und offnen Leib zu bekommen. Ueber eine halbe Stunde lang bemerkte man keinen andern Zufall, außer daß ſie ſich zu verbergen und fortzulaufen ſuchte. Sie ſpie niemals und bekam auch kein Aufſtoßen noch Schaum: aber ſie leckte oft die Zunge. Alsdann ſetzte ſie ſich und neigte den Kopf vorwärts: bald hernach hob ſie den Kopf und die Vorderpfoten in die Höhe, als wenn ſie von einem Traum erſchrocken wäre; von Zeit zu Zeit wurde der Kopf rückwärts gezogen, bald ſtärker, bald ſchwächer, bald langſamer, bald geſchwinder. Unterdeſſen harnte ſie öfters: einmal gab ſie weißen feſten, aber nicht harten Unflath von ſich. Man bemerkte öfters Zittern in den fleiſchigen Theilen des Rumpfes und der Glieder. Kurz darauf ward ſie von einer ſtarken Epilepſie angegriffen: in dieſem Anfalle, welcher faſt fünf Minuten daurete, wurde der Kopf zurück gezogen, die Augen blieben unbeweglich; die Pfoten waren bald ausgeſtreckt und ſtarr, bald zitternd und herumgeworfen: das Athemholen ſchien zuweilen außen zu bleiben: das Herz ſchlug ſehr ſtark und geſchwind. Sie gab weder Unflath von ſich, noch Harn, noch Speichel, noch Schaum: man ſah kein Merkmaal einiger Empfindung. Als der Anfall geendigt war, lag ſie unbeweglich, wie gelähmt: ſie holte ſehr geſchwind und oft Athem, gleich als ob ſie ſtark gelaufen

laufen

laufen wäre. Das Herz ſchlug öfter, geſchwinder und ſchwächer, als im Anfalle. Sie bekam unterdeſſen ihre Kräfte bald wieder, und ſprang auf die Füße: als man ſie mit einem Stock nur ein wenig berührte, lief ſie fort und ſuchte ſich zu verſtecken. Allein, die Ruhe währte nicht lange: denn als ſie aufrecht ſtand, fuhr ſie mit den Vorderpfoten plötzlich und heftig in die Höhe, anfangs gemeiniglich mit verſchloßnen, hernach auch mit offenen Augen, als wenn ſie im Schlaf erſchrocken, oder mit dem Coma vigil behaftet wäre: zuweilen ward auch der Kopf rückwärts gezogen. Dieſe Vorbothen der Epilepſie meldeten ſich öfter und heftiger, als die, ſo vor dem erſten Anfalle vorangegangen waren; jedoch hatte ſie den Gebrauch der Sinnen bisher behalten. Sie piſſte ſehr oft; der Leib war immer verſchloſſen. Kaum war eine Viertelſtunde vergangen, ſo fieng die Epilepſie wieder an, von welcher ſie ſtehend ergriffen und mit Gewalt darnieder geworfen wurde. Anfangs wurden die Glieder, der Rumpf und der Kopf heftig geſchüttelt: bald darauf erſtarrten die Glieder und der Rumpf, und der Kopf zog ſich rückwärts; die Hinterpfoten wurden ſehr ausgeſtreckt und blieben in dieſem Zuſtande; das Athemholen war unterbrochen; das Herz ſchlug ſtark und ſehr geſchwind, aber nicht ungleich. Dieſer Anfall ließ von freyen Stücken und eher, als der erſte, nach. In weniger als einer halben Viertelſtunde ward ſie das drittemal von einer ſehr heftigen Epilepſie ergriffen.

Eine

Eine Viertelſtunde darnach ward ſie zum viertenmal epileptiſch: es vergiengen ihr alle Sinnen, ſie ward von allen Arten convulſiviſcher Bewegungen gequält, mit unterbrochenem Athemholen, und ohne einige merkliche Excretion.

Dieſer Anfall währte nicht länger als die andern; nämlich er daurete nicht über fünf Minuten. Als er zu Ende war, blieb ſie wie todt liegen: bald darauf fieng ſie an die Augen zu bewegen und ſehr geſchwind Athem zu holen, indem ſie den Gebrauch der Sinnen behielt; nichts deſto weniger aber wurden die Glieder mit vielerley Zuckungen angegriffen. Sie konnte nicht aufſtehen, wenn ſie auch geſtoßen wurde: die Augen wurden immer trüber, die Zuckungen vermehrten ſich von Zeit zu Zeit, der Athem und die Empfindungen blieben noch unverändert; die Lippen zitterten, und bekamen zuweilen den Hundskrampf: (ſpaſmus cynicus) kurz darauf ward die Bewegung des Herzens immer ſchwächer und ſchwächer, bald darnach hörte ſie gänzlich auf ohne einen epileptiſchen Anfall; und die Hündinn verreckte.

Nachdem man ihr die Ribben zerbrochen und die Bruſt geöffnet hatte, machte man eine Oeffnung in die rechte Herzkammer, welche mit vielem Blut erfüllt war; ſogleich ſah man ein glänzendes Blut eine halbe Elle hoch ſpringen, ob man gleich nicht die geringſte Bewegung des Herzens ſpüren konnte. Man fand auch nicht den geringſten Grumen von geronnenem Geblüte, weder in der

der Herzkammer, noch in deren Ohre, noch in der Hohl-Ader; man ſteckte den Finger in dieſe Herzkammer, und empfand darinn eine ſehr große Wärme. Als man die linke Herzkammer aufgeſchnitten hatte, gieng viel Blut ohne Gewalt heraus, welches noch glänzender und nicht geronnen war. Das ausgelaufene Blut verdickte ſich bald in Grumen. Die Lungen waren weich, nicht aufgeblaſen, vielmehr ein wenig zuſammen gefallen, röthlich, hin und wieder mit rothen Flecken gleichſam beſprengt. Als man den Unterleib geöffnet hatte, konnte man die Bewegung des Magens deutlich ſehen, welcher ſich der Länge nach runzelte und gerade tiefe Falten machte; hernach zog er ſich auch durch ſeine zirkelförmigen Faſern gegen die Höhle des untern Magen-Mundes, gegen die Mitte und den obern Magen-Mund zuſammen. Während des Zuſammenziehens ward der Magen kleiner und enger: ſo bald es aber nachließ, dehnte er ſich mehr aus und ward offenbar weiter, als es die darinn enthaltene Materie flüßiger und dicker Sachen erforderte. Wenn er ſich von neuem zuſammenzog, ward er wieder kleiner und enger: und dieſes geſchah öfters, indem das Zuſammenziehen und Ausdehnen mit einander abwechſelte. Alle Gedärme, auch der Maſtdarm, hatten ihre wurmförmige Bewegung nach oben und unten. Dieſe Bewegung daurete ſo lange als dieſe Theile warm waren, obgleich das Herz ſchon längſt abgeſtorben und faſt alles Blut herausgelaufen war. In dem aufgeſchnittenen Magen

fand

ſand man auf dem Grunde den Biſſen mit den Krähen-Augen, welcher noch nicht völlig aufgelöſet war; er war in einem trüben Schleime verhüllt, mit einigen Ueberbleibſeln von Speiſen. Als man die innere Magen-Fläche von allem dem, was ſie enthielt, gereinigt hatte, ſo ſah man ihre Falten roth und wie entzündet, oben und an den Seiten mehr als im Grunde, weniger um den obern Magen-Mund; die ganze Höhle des untern Magen-Mundes war weiß geblieben: auswendig nahm man keine Entzündung wahr, aber die Gefäße, ſo auswendig liefen, waren mehr mit Blut erfüllt, als ſie ſeyn ſollten. Nachdem man die Gedärme aufgeſchnitten hatte, fand man im Zwölffinger-Darm bis an einen gewiſſen Ort des Leer-Darms einen trüben Schleim, im Krumm-Darm eine Materie wie Brey und einige Theile, die den Krähen-Augen ähnlich ſahen; ferner, etwas flüßigen Unflath, welcher gegen das Ende dieſes Darms dichter, im Blind-Darm und Maſt-Darm aber weiß und feſt war. Man nahm alle dieſe Materie weg und fand den Zwölffingerdarm und den größten Theil des Leer-Darms entzündet; im Krumm-Darm ſah man hin und wieder rothe Flecken, bald größer, bald kleiner: der Maſtdarm war ſo, wie der Zwölffinger- und Leer-Darm entzündet. Alles übrige hatte ſeine natürliche Beſchaffenheit, ſowohl im Unterleibe, als im Gehirne.

Aus dieſen und andern ähnlichen Erfahrungen, die **Wepfer** erzählt hat, kann man ſchließen, daß

die Krähen-Augen den Thieren convulſiviſche Bewegungen, Epilepſie und den Tod zuziehen, daß die Scene dieſer tödtlichen Zufälle in dem Magen ſey; weil man in ſehr vielen Thieren, welche durch die Krähen-Augen verreckt ſind, die Stücken dieſer Frucht ſelten außer dem Magen gefunden hat; und überdies, weil dieſe Zufälle innerhalb einer viertel- oder aufs höchſte einer halben Stunde die Thiere ergreifen, welche Zeit allzu kurz iſt, als daß die Krähen-Augen aufgelöſet werden und ins Geblüt gehen könnten.

Hieraus folgt auch, daß die Krähen-Augen ihre Wirkung nicht ausüben indem ſie das Blut coagulirten: denn man hat kein geronnenes Geblüt nach dem Tode dieſer Thiere gefunden; nicht, indem ſie die Lebensgeiſter hemmten oder den Nervenſaft coagulirten: denn man nimmt keine Empfindung von Kälte wahr, kein Erſtarren, wie von gewiſſen kalten Giften, wie man z. E. vom Waſſerſchierling ſagt: die Wirkung der Krähen-Augen geſchieht ferner nicht, indem ſie die Magenhäute anfräßen; da man in einigen Thieren, ſo durch Krähen-Augen umgekommen, keine Entzündung des Magens bemerkt hat; in andern fanden ſich die Zeichen der Entzündung, nämlich die Röthe, nicht im Grunde des Magens, wo die mit Schleim überzogenen Krähen-Augen lagen, ſondern in andern Theilen des Magens; und endlich ſchienen auch in dieſen die Magenhäute nicht angefreſſen. Die Krähen-Augen ſcheinen alſo ihre Kraft durch einen gewiſſen Reiz auszuüben, welchen ſie in den

Nerven-

Nervenfaſern des Magens verurſachen. Indem nun dieſer Reiz die gleichförmige Bewegung der Nervenfaſern ſtöhrt, theilt er die unordentlichen Bewegungen nicht nur dieſem Theile, ſondern auch allen Nervenhäuten mit.

Die bittern Arzneyen beſitzen faſt alle eine ſolche nervenerſchütternde Kraft, wie man in den meiſten Thieren wahrnehmen kann, welchen alle bittern Sachen ſehr ſchädlich und gefährlich ſind.

Das, was wir oben angeführt haben, ſollte die Aerzte vom Gebrauch der Krähen-Augen in Menſchen ohne Zweifel abſchrecken; ob man ſich gleich unterſteht zu behaupten, daß ſie nur den Thieren, keinesweges aber den Menſchen ſchädlich wären. Es iſt wahr, daß Wepfer erzählt, er habe ſelbſt, als er von der Peſt angefallen worden, eine kleine Doſin vom Electuario de ovo, zu welchem man die Krähen-Augen braucht, nicht nur ohne Schaden, ſondern auch mit glücklichem Erfolg eingenommen. Er erzählt auch, daß ein gewiſſes Weib, welches pfuſcherte, Hauptmorſellen, worunter auch Krähen-Augen kamen, bereitet, und vielen Perſonen ohne einigen Schaden gegeben habe.

Die Araber ſchreiben den Krähen-Augen eine alexipharmiſche Kraft zu, und haben ſie unter das Electuarium de ovo genommen.

Einige geben ſie in Tertian- und Quartanfiebern: und die Aerzte zu Schaafhauſen, nach dem Zeugniß Eman. Königs, halten ſie für ein untrügliches Mittel wider die bösartige Gonorrhoe. Allein, wir glauben, daß man ſich ihrer niemals bedie-

bedienen müſſe: denn bey ungewiſſen Dingen muß man allezeit den gelindeſten und ſicherſten Weg erwählen.

Man hat noch eine andre Art von Krähen-Augen, die der vorhergehenden völlig ähnlich iſt. Der Baum davon heißt Modira Caniram, *Hort. Malabar.* t. 8. Solanum arboreſcens Indicum, foliis Napecae majoribus, magis mucronatis, fructu rotundo, duro, ſpadiceo, nigreſcente; ſemine orbiculari, compreſſo, *Breyn.* 2. *Prodrom.* Nux vomica. Officinar. vera, & ipſiſſimum Lignum Colubrinum, *Commel. not. ad Hort. Malabar.*

Commelin verſichert, daß dieſe Krähen-Augen und das Schlangen-Holz von eben dem Baume kommen: im Gegentheil aber behauptet P. Herrmann, dieſe Krähen-Augen kämen von einem andern Baume. Wem ſoll man nun glauben? Vielleicht ſagen beyde die Wahrheit, wenn es nämlich wahr iſt, daß man Früchte, die von einander nicht verſchieden ſind und von dieſen beyden Bäumen kommen, unter einerley Namen ohne Unterſchied zu uns bringt.

Man bringt zuweilen von dieſen Bäumen ein ſehr bitteres Holz unter dem Namen des Schlangen-Holzes, welches in der That eben die Kräfte hat, als das wahre Schlangen-Holz, von welchem wir itzt gleich reden werden. Jedoch kann man es dadurch unterſcheiden, daß es viel ſchwammiger und nicht ſo hart iſt.

Es giebt noch eine dritte Art von Krähen-Augen, die man ſehr ſelten in den Apotheken findet. Sie iſt kaum dem dritten Theile der gemeinen Krähen-Augen gleich: übrigens kömmt ſie mit dieſem an Figur, Farbe, Geſchmack und Conſiſtenz überein. Sie dienet zu keinem Gebrauche. Allein das Holz von dem Baume, welcher ſie trägt, wird ſehr gebraucht; man nennt es Schlangen-Holz.

Es iſt ein Holz oder vielmehr eine holzige armsdicke Wurzel, die unter einer eiſenfarbigen und grau gefleckten Rinde eine feſte, ſchwere Materie enthält, von Geſchmack ſcharf und bitter, ohne Geruch. Es wird aus den Inſeln Solor und Timor gebracht. Man unterſcheidet es von dem Holze der oben benannten Bäume dadurch, daß es härter und dichter iſt.

Der Baum heißt Nux vomica minor Moluccana, Lignum Colubrinum officinarum, *Parad. Bat. Prodr.* Solanum arboreſcens Indicum, foliis Napecae minoribus; fructu rotundo, duro; & ſemine orbiculari, compreſſo minoribus, *Breyn.* 2. *Prodr.* Scheru-Katu-Valli-Caniram, *H. Malabar.* t. 7. Lignum Colubrinum primum Garziae, *I. B.* 2. 169. Er iſt von dem Baume Caniram nur durch die Größe ſeiner Blätter, Früchte und Saamen unterſchieden.

Das Holz dieſes Baumes heißt Schlangen-Holz, weil es den Biß der Schlangen, welche man Cobras de Capelo nennt, heilet. Man rühmt es in Wechſelfiebern, in Quartanfiebern

und

und die Würmer zu tödten: es treibt die ſchädlichen Säfte ſehr oft durch den Schweiß aus, zuweilen durch Stühle und ſelbſt durchs Brechen. Wenn man es aber in allzu ſtarker Doſi giebt, erregt es Convulſionen und krampfichte Bewegungen, und iſt tödlich. Man muß dieſes Holz nicht gebrauchen, außer nur wenn es alt iſt: denn das friſche, ſagt Herrmann, und welches nur ein Jahr alt iſt, verurſacht Raſerey, Bauchgrimmen, Brechen und Convulſionen. Man giebt es von zwo Drachmen bis zu einer halben Unze, im Infuſo oder Decocte mit Wermuth-Wein oder mit Kardobenedickten- oder Tauſendgüldenkraut-Waſſer.

Nimm Schlangen-Holz eine halbe Unze. Gieß acht Unzen Wermuth-Wein darauf. Laß es die Nacht über maceriren. Das Durchgeſeigte gieb im Quartanfieber dem Kranken, zwo Stunden vor dem Anfalle.

Nimm Schlangen-Holz und Wurm-Saamen, von jedem eine halbe Unze; Wermuth-Salz, einen Scrupel. Gieß zwölf Unzen Graswurzel- oder Burzelkraut-Waſſer (Aqua Portulacae) drüber. Laß es zwölf Stunden warm maceriren. Das Durchgeſeigte theile in drey Doſes, drey Tage nach einander des Morgens zu nehmen; die Würmer zu tödten.

Der innerliche Gebrauch dieſes Holzes iſt unterdeſſen nicht ganz ohne Gefahr. Denn es hat eine gewiſſe bösartige und giftige Eigenſchaft, ſo wie die Krähen-Augen; welche die Nerven an-

greift, wie man aus den Wahrnehmungen des Anton de Heyde, 53. 121. deutlich genug ſehen kann. Ein gewiſſer Drechsler, ſagt er, nahm des Abends Schlangen-Holzpulver ein, um ſich das Alltagsfieber zu vertreiben; die folgende Nacht befand er ſich ganz wohl: allein am Morgen, als er aufſtehen und ſich bewegen wollte, empfand er ein Zittern in allen Gliedern. Eine cachectiſche Weibsperſon nahm eine halbe Drachme von eben dieſem Holze ein, und bekam nicht nur ein Zittern, ſondern auch eine Betäubung des Verſtandes, ſo, daß ſie ſich um nichts bekümmerte, und, wie ſie ſagte, nicht wußte, ob ſie in der Welt wäre oder nicht. Ein gewiſſer Diener hatte von dieſem Holze eingenommen, und war davon einige Tag lang wie närriſch geworden. Es iſt alſo von dieſem Holze eben das zu urtheilen, was wir von den Krähen-Augen geſagt haben.

Die St. Ignatius-Bohne, Faba febrifuga, & Faba Sancti Ignatii, *Off.* Igaſur, ſeu Nux vomica legitima Serapionis, *Georg. Camell.* Mananag, *Indor.* Catbalogan & Pepita de Biſayas, *Hiſpanor.* iſt ein rundlicher, ungleicher, gleichſam knotiger, ſehr harter, halbdurchſichtiger Kern; von Subſtanz feſt wie Horn, den Krähen-Augen ähnlich, von der Dicke einer Haſelnuß; von Geſchmack wie Citronſaamen, doch viel bittrer: ſeine Farbe hält das Mittel zwiſchen dem weißen und meergrünen. Die portugieſiſchen Jeſuiten haben ſeit kurzer Zeit dieſe vorher unbekannten Früchte aus

den

den philippiniſchen Inſeln, woraus ſie als Miſſionarien zurück kehrten mitgebracht.

Die Pflanze, welche dieſe Früchte trägt, heißt Catalongay & Cantara, *G.* Camelli, *Philoſoph. Tranſact.* n. 250. Cucurbitifera Malabathri foliis ſcandens, Catalongay & Cantara Philippinis orientalibus dicta, cujus nuclei Pepitas de Biſayas, aut Catbalogan, & Fabae ſancti Ignatii ab Hiſpanis, Igaſur & Mananaog Inſulanis nuncupati, *Plukn. Mantiſſ.* Sie windet ſich um die höchſten Bäume und läuft an ihnen hinan. Ihr Stamm iſt holzig, glatt, porös und bisweilen armsdick, mit einer rauhen, dicken und aſchfarbigen Rinde bedeckt. Die Blätter ſind groß, mit Nerven verſehen, bitter, dem Indianiſchen Blatte faſt ähnlich, doch breiter. Die Blüthe gleicht den Granatblumen; nach ihr folgt eine Frucht, größer als eine Melone, mit einer ſehr zarten, glänzenden, glatten, grünlichen oder alabaſterfarbigen Haut umgeben, unter welcher noch eine andre Schaale von gleichſam ſteinigter Subſtanz liegt. Innwendig iſt ein bitteres, gelbliches und weiches Fleiſch enthalten, in welchem gemeiniglich vier und zwanzig Kerne liegen, die, wenn ſie friſch ſind, an Größe einer welſchen Nuß gleichen und mit einer ſilberfarbigen Wolle bedeckt ſind, von verſchiedener und ungleicher Figur: durchs trocknen aber werden ſie kleiner und nur ſo groß wie eine Haſelnuß. Dieſe Pflanze wächſt in der Inſel Luzone und in den andern philippiniſchen Inſeln.

Der Pater Georg Camelli, ein Jeſuit, welcher die Pflanzen beſchrieben, ſo auf der Inſel Luzone, der vornehmſten unter den Philippiniſchen wachſen, glaubt, dieſer Kern ſey die wahre Nux vomica *Serapionis*, und er erzählt erſtaunliche Sachen von dem Werthe dieſes Kernes unter den Indianern. Der gemeine Mann, ſagt er, giebt die Nuß Igaſur ohne Unterſchied wider alle Krankheiten des menſchlichen Körpers, ohne auf die Zeit, die Krankheit, das Alter oder die Doſin zu ſehen. Viele tragen ſie am Halſe und bilden ſich ein, daß ſie dadurch für allem Gifte, Peſt, Anſteckung, Bezauberung, Liebestränken und vornehmlich für Sopto oder demjenigen Gifte, welcher tödlich ſeyn ſoll, wenn man ihn auch nur mit dem Athem in ſich zieht, geſichert wären. Unterdeſſen ſetzt er einige Wahrnehmungen hinzu, aus welchen man deutlich ſieht, daß man dieſes Arzneymittel nicht verwegen brauchen müſſe.

Ein gewiſſer Menſch melancholiſchen Temperaments, welcher von ſchwerer Verdauung, Durchfall, öfterm Brechen mit ſaurem Aufſtoßen des Magens und vielen Blähungen geplagt wurde, nahm einen Scrupel vom Igaſur-Pulver ein. Sogleich ward er mit einem Zittern des ganzen Körpers, welches drey Stunden anhielt, mit Jucken und ſchrecklichen convulſiviſchen Bewegungen befallen, ſo, daß er nicht auf den Füßen ſtehen konnte. Dieſe Zuckungen waren im Kinnbacken beſonders heftig, ſo, daß er auf gewiſſe Weiſe zu lachen gezwungen wurde. Unterdeſſen war der

Puls

Puls nicht verändert und es folgte auch kein anderer Zufall darauf. Uebrigens befand er ſich von dieſer Zeit an ein wenig beſſer. Ein anderer Melancholico-Hypochondriacus wollte gern geſund werden und verſchluckte eine ganze friſche St. Ignatius-Bohne. Er fieng darauf zu zittern an, und bekam krampfigte Zuckungen nebſt unbeſchreiblicher Herzensangſt, Schwindel, Ohnmacht und kaltem Schweiße; und er wäre ohne Zweifel geſtorben, wofern ihm der Pater Camelli nicht zu Hülfe gekommen wäre, indem er ihm Oxymel und Oel mit lauem Waſſer gab; wodurch er viel zähen Schleim nebſt Stücken von dieſer Bohne wegbrach.

Endlich zeigt er aus andern Beobachtungen, daß die Kräfte dieſer Bohnen gemeiniglich zum Brechen reizen, bisweilen Stühle und faſt allemal krampfigte Bewegungen in den Spaniern verurſachen; da ſie hingegen den Indianern keine zuwegebringen.

Man giebt ſie in Schlafſucht, Betäubung, Schlagfluß, Lethargie, Lähmung, Epilepſie, Engbrüſtigkeit und Catarrhen, im Tertian- und Quartanfieber, den Urin und die Monatzeit zu treiben, die Reinigung nach der Geburt zu befördern, die Würmer auszutreiben; in Colikſchmerzen, Unreinigkeit des Magens und verderbter Verdauung; im Durchfalle, Zwange, und in Verſtopfung der Eingeweide; wie auch wider Gifte, und die Biſſe giftiger Thiere, und wider Wunden von vergifteten Pfeilen.

Man giebt das Pulver ſelbſt, oder das Inſuſum oder das Decoct davon, oder auch das Oel.

Die gewöhnlichſte Art die St. Janatius-Bohne zu brauchen iſt dieſe, daß man eine ganze Bohne in etwas warmem Waſſer maceriren läßt und die Infuſion zu trinken giebt. Andre laſſen ein oder zwey kleine Stücken verſchlingen: andre geben etliche Gran vom Pulver mit Wein oder Waſſer verdünnt. Brechen zu erregen nimmt man zehn bis zwölf Gran, eine oder zwo Stunden nach der Mahlzeit: hat man aber nicht die Abſicht ſich zu brechen, ſo nimmt man eine kleinere Doſin; und alsdann erfolgt zuweilen ein ſtarker Schweiß.

Da dieſe Bohne ſich ſchwer pulveriſiren läßt, ſo bedient man ſich eines Reibeiſens, wodurch man ſie zu einem feinen Pulver macht. Dieſes läßt man zwölf Stunden in Wein oder Waſſer maceriren; und es verwandelt ſich in einen ſchleimigen Brey. Bisweilen nimmt man ein Stückchen von dieſer Bohne auf die Zunge, um einen häufigen Speichelfluß zu erregen: denn auf dieſe Weiſe wird der Kopf von einer Menge zähen Schleims befreyt.

Man bereitet das Oel dieſer Bohne bloß durch die Infuſion; es iſt ein heftiges Brechmittel von einer bis zu zwo Unzen innerlich genommen. Aeußerlich ſtärkt es die Nerven und heilt die Krätze und Gichtſchmerzen.

Man zieht auch mit Weingeiſt eine gelbliche Tinctur aus den St. Ignatius-Bohnen, und giebt

ſie von einem Scrupel bis zu einer halben Drachme, aufs höchſte zu einer Drachme mit gutem Nutzen, den Magen zu ſtärken, in Unreinigkeiten und Magenkrampf, ſo aus einem Fehler der Verdauung entſteht, wie ſolches in Kindern oft zu geſchehen pflegt.

Michael Bernard Valentin, Heßiſcher Leibarzt und Profeſſor der Medicin, welcher zuerſt von dieſer Bohne gehandelt, in ſeinem Tractat de Polychreſtis exoticis, und in der Hiſtoria Simplicium reformata, verſichert, daß dieſe Früchte, wenn ſie gehörig gebraucht würden, ein vortreffliches Mittel wider viele hartnäckige Krankheiten wären, und daß man vermittelſt derſelben die Wechſelfieber beſonders in zarten und noch ſäugenden Kindern vollkommen vertrieben hätte. **Wedel** hat ſie auch in hitzigen Fiebern mit gutem Nutzen gegeben.

Aus dem, was wir oben angeführt haben, ſchlieſſen wir, daß die Kräfte der St. Ignatius-Bohnen von der Krähen-Augen ihren nicht ſehr verſchieden ſind. Unterdeſſen glauben wir nicht, daß dieſe Bohnen ganz und gar aus der Medicin verbannt werden müſſen: allein, man muß ein ſo ſtarkes und wirkſames Mittel mit ſehr groſzer Behutſamkeit und Vorſichtigkeit brauchen.

Sechs und zwanzigſter Artikel.

Von dem Safflohr oder wilden Safran.

Der Safflohr oder der wilde Safran Κνίκος, *veter. Graec.* Kartam, Arab. Cnicus & Cartamus, *Latin.* ſcheint eben dieſelbe Pflanze zu ſeyn, welche heut zu Tage Cartamus Officinarum, flore croceo, *Inſt. R. H* 457. Cartamus ſive Cnicus, *I. B.* 3. 79. Cnicus ſativus, ſive Cartamum, *C. B. P.* 378. franz. Cartame oder Safran bâtard genennt wird. Man braucht die Saamen davon ſehr oft in der Medicin; ſelten aber die Blumen, deren vornehmſter Gebrauch darinn beſteht, daß man damit ſeidne Zeuge, Tücher und Federn roſenroth färbt. Einige Völker brauchen ſie auch bisweilen die Speiſen damit zu würzen.

Der Stengel dieſer Pflanze iſt anderthalb Ellen hoch, rund, feſt, zweigicht, mit vielen wechſelsweis geſtellten Blättern beſetzt, welche zween Zoll lang, acht Linien breit, unten rundlich ſind und den Stengel umfaſſen: ſie endigen ſich in eine ſcharfe Spitze und ſind mit Nerven und Adern verſehen, glatt, und haben am Rande kleine und etwas harte Stacheln. Die Blumen wachſen oben auf den Zweigen und haben einen ſchuppichten und blätterigen Kelch, aus welchem viele kleine

Blumen entſpringen, über einen Zoll lang, röhrig fünfſpaltig und ſchön ſafranfarbig. Die unvollkommenen Saamen haben keine Wolle, die vollkommenen hingegen ſind ſehr weiß, glatt, glänzend, drey Linien lang, unten ſpitziger, viereckigt, und enthalten unter einer harten und gleichſam knorpelichten Schaale ein weißliches Mark, welches anfangs ſüßlich, hernach ſcharf und widrig ſchmeckt.

Die Blumen kommen im Monat Auguſt zum Vorſchein; die Saamen werden im Herbſte reif. Man ſäet dieſe Pflanze in einigen Provinzen in Frankreich, Italien und Spanien, nicht nur zum Gebrauch in der Medicin, ſondern auch in der Färberey.

Man ſchätzt die friſchen, glänzenden, weiſſen Saamen, (wiewohl einige die röthlichen nicht verwerfen) die ein weiſſes, fettes Mark haben, und wenn man ſie ins Waſſer wirft, zu Boden ſinken. Hingegen verwirft man die welken, ſchimmlichten, cariöſen und rothen. Man braucht nur das Mark davon; die Schaale wird weggeworfen.

Die wilden Safran-Saamen, die von einigen auch Papagaykörner, franz. Graines de Perroquet genennt werden, weil die Papagayen ſie begierig und ohne Schaden freſſen, und davon fett werden, ohne daß ſie davon purgieren, ſind für die Menſchen ein Purgiermittel. Sie enthalten ein ſcharfes Oel, wovon ihre purgirende Kraft abhängt.

Die Aerzte haben von jeher dieſe Saamen unter die Purgier-oder Laxiermittel gezählet. Man kann mit

mit Grunde muthmaßen, daß ſie zu den Zeiten des Hippocrates von einigen zu den Urintreibenden Arzneyen gerechnet worden ſind.

Dieſer weiſe Greiß ſagt im Buche von der Diät, daß dieſe Saamen mehr den Leib öffnen als den Urin treiben. Er ſetzt ſie auch in eben dem Buche zu den Purgiermitteln. Galen, Scribonius Largus und andre ſind eben dieſer Meynung. Nach dem Dioſcorides iſt der Saft aus den geſtoßnen und ausgepreßten Saamen, mit Honigwaſſer oder Hühnerbrüh vermiſcht, purgierend; allein dem Magen zuwider. Nach eben dieſem Schriftſteller machte man auch zu ſeiner Zeit mit Mandeln, Salpeter, Anis und gekochtem Honig kleine Brodte oder Küchelchen daraus, die man in Stücken, einer welſchen Nuß groß, theilte: man nahm ihrer zwey bis drey vor der Mahlzeit, den Leib zu erweichen. Einige, worunter Schroder iſt, ſetzen zu der purgierenden Kraft dieſer Saamen auch noch die zum Brechen reizende; die aber nicht verſpührt wird, auſſer wenn man die Saamen in allzuſtärker Doſi giebt. Meſue ſchreibt ihnen die Kraft zu, den zähen Schleim und das Waſſer abzuführen, und räth ſie als ein vortreffliches Mittel wider die Waſſerſucht zwiſchen Haut und Fleiſch, (Anaſarca) nicht nur innerlich einzunehmen, ſondern auch in Clyſtieren einzuſpritzen. Ueberdies glaubt er, ſie wären mit einer beſondern Kraft wider die Lungenkrankheiten begabt. Fernelius ſtimmet ihm bey und ſagt, die wilden Safran-Saamen machten eine klare Stimme. Heut zu Tage werden ſie von allen

Aerzten

Aerzten gebraucht, die ſeröſen, zähen, dicken Säfte zu verdünnen und abzuführen; vornehmlich aber in der Waſſerſucht, zwiſchen Haut und Fleiſch, im Huſten, in der Engbrüſtigkeit, Windkolik und Gelbſucht. Einige haben bemerkt, daß ſie alten Perſonen beſonders dienen.

Man giebt die wilden Safran-Saamen entweder in Subſtanz, oder in Emulſionen, oder auch mit Decocten vermiſcht. Diejenigen, welche ſie in Subſtanz geben, laſſen das Mark, von den Schaalen gereinigt, zu einer oder zwo Drachmen nehmen; zur Emulſion drückt man ſechs Drachmen oder eine Unze gereinigte und geſtoßne Saamen aus, und giebt das Ausgepreßte in Molken oder Hühnerbrüh, oder in einer andern dienlichen Feuchtigkeit. Allein, auf was für eine Art man ſie auch nehme, ſo ſtimmen faſt alle darinn überein, daß die wilden Safran-Saamen dem Magen zuwider ſind, daß ſie Ekel verurſachen, die Eingeweide beunruhigen und langſam wirken, beſonders wenn man ſie in Subſtanz giebt. Deshalb verſchreibt man ſie ſehr ſelten. Man verbeſſert aber dieſe Fehler durch aromatiſche und magenſtärkende Arzneyen, wodurch der grobe Schwefel der wilden Safran-Saamen entwickelt werden kann, und durch alkaliſche Salze, welche den Schwefel zertheilen und verdünnen. Bisweilen verbeſſert man auch die Langſamkeit dieſer Saamen durch ſtärker reizende Purgiermittel, dergleichen die Sennesblätter, die Jalappe und das Scammonium ſind.

Nimm von gereinigten wilden Safran-Saamen ſechs Drachmen. Stoße ſie in einem marmornen Mörſel und gieß nach und nach ſieben Unzen gemeines Waſſer dazu. Seige es durch; in dem Durchgeſeigten löſe eine Unze Pferſichblüthſyrup auf. Mache eine Emulſion, und würze ſie mit Zimmt-Eläoſaccharum oder mit Zimmetwaſſer.

Nimm von wilden Safran-Saamen vier Drachmen. Stoße ſie mit ſechs Gran Scammonium in vier Unzen gemeinem Waſſer und zwo Unzen Pomeranzen-Blüthwaſſer. In dem Ausgepreßten löſe eine halbe Unze feinen Zucker auf. Die wilden Safran-Saamen werden zum Electuario Diacartami, welches von ihnen den Namen erhalten, gebraucht; obgleich die vornehmſte purgierende Kraft dieſer Lattwerge mehr dem Scammonium, der Turbithwurzel, der Manna und den Hermodatteln zuzuſchreiben iſt, als dieſen Saamen.

Man verſchreibt das Electuarium Diacartami allein, von zwo bis zu ſechs Drachmen; mit Purgiertränkchen vermiſcht zu zwo bis drey Drachmen.

Nimm gereinigte Sennesblätter, zwo Drachmen; Wermuthſalz einen Scrupel. Geuß eine gnugſame Menge Brunnenwaſſer darüber und laß es ſechs Stunden ſtehen. In ſechs Unzen des Durchgeſeigten laß zwo bis drey Drachmen Electuar. Diacartami und eine Unze Syrup. Roſar. ſolutiv. cum Senna et Agarico zerfließen. Mache

che eine Porion, in catarrhaliſchen Krankheiten, Lähmung, Gicht und Waſſerſucht.

Die ſchönen ſafranfarbigen Blumen des Saffſlohrs werden in der Medicin ſehr ſelten gebraucht. Einige ſtoßen ſie und bedienen ſich ihrer als einer Würze. Sie geben den Speiſen eine ſchöne ſafrangelbe Farbe, und erweichen zu einer Drachme eingenommen, den Leib. Sie purgieren in Subſtanz, ſagt Ettmüller. Sie ſollen auch die Gelbſucht heilen: und man bereitet aus dieſen Blumen allein, oder mit Ringelblumen (Calendula) vermiſcht, eine Conſerve wider die gelbe Gelbſucht und die Verſtopfungen der Leber. Allein ihr vornehmſter Gebrauch iſt in der Färberey; beſonders den ſeidenen Stoffen eine roſenrothe Farbe zu geben. Man bereitet auch aus dem Safflohr eine Schminke, die ſehr ſchön roth iſt und von den Frauenzimmern ſehr geſucht wird, um die Roſenfarbe, welche ihren Wangen fehlt, durch die Kunſt zu erſetzen. Dieſe Schminke heißt ſpaniſche Roſenſchminke, franz. Rouge d' Eſpagne. Sie wird auf folgende Weiſe gemacht. Man wäſcht die gelben Staubgefäße des Safflohrs vielmal in klarem Waſſer, bis ſie das Waſſer nicht mehr gelb färben: hernach thut man Pottaſche dazu und gießt heißes Waſſer darüber. Man rührt alles wohl um; alsdenn läßt man die rothe Feuchtigkeit eine kurze Zeit ſtehen. Wenn ſich nun die gröbſten Theile auf den Boden des Gefäßes geſetzt haben, ſo gießt man die Feuchtigkeit nach und nach von den Hefen in ein an-

ders

ders Gefäß ab, und läßt ſie einige Tage abgeſöndert ſtehen. Die feinſten, hochrothen und glänzenden Heſen ſcheiden ſich nach und nach von der Feuchtigkeit und ſetzen ſich auf den Boden des Gefäßes. Man gießt alsdenn die Feuchtigkeit in andere Gefäße; und wenn die Heſen, ſo in dieſen Gefäßen zurück bleiben, nachdem man das Waſſer davon abgegoſſen, völlig trocken ſind, reibt man ſie mit einem goldnen Zahne. Auf dieſe Weiſe werden ſie viel dichter: denn ſie würden von der Luft leicht verweht werden, wenn ſie ein allzufeines Pulver wären. Auf dieſe Weiſe giebt man auch dieſer Schminke eine glänzende Goldfarbe.

Sieben

Sieben und zwanzigſter Artikel.

Von dem Wurm-Saamen oder Zittwer-Saamen.

Der Wurm-Saame oder Zittwer-Saame, Semen contra, Semenzina, Sementina, Semen ſanctum, Santolina, *Off.* franz. Poudre à vers, Barbotine, Sementine, Santoline; iſt ein grobes Pulver, welches aus kleinen, länglichen, ſchuppichten und grünlich gelben Körnchen beſteht; von Geſchmack unangenehm, bitter, mit einer gewiſſen aromatiſchen Schärfe; von Geruch aromatiſch, widrig und ekelhaft: es iſt mit kleinen Blättern oder Stielen vermiſcht.

Es giebt keine Arzney in den Apotheken, welche häufiger gebraucht würde, und deren Urſprung unbekannter wäre, als dieſer Saame. Man zweifelt noch itzt, ob es Saamen, oder Saamenkapſeln, oder Knoſpen von Blättern oder von Blumen ſind? was es für eine Pflanze ſey, welche ſie trägt? ob der Zittwer, oder eine Art von Wermuth oder von Stabwurz (Abrotanum) oder die kleine Garten-Cypreſſe? (Chamaecypariſſus) ob ſie in Frankreich wachſe, in Paläſtina, in Egypten, oder in Perſien, oder bloß im Königreiche Bontan, im äußerſten Oſt-Indien.

Einige verſichern, daß dieſe Saamen in Saintonge in Frankreich wachſen; allein ſie müſſen den

Saintongiſchen Wermuth nicht geſehen haben. Andre, die eben ſo wenig Grund haben, ſagen, es wären die Saamen des See-Wermuths. Rauwolf, welcher die orientaliſchen Länder durchreiſet hat, ſagt, es wäre eine Art von Wermuth, welche die Araber Scheha nennen; ſie wachſe um Bethlehem und ſey der unſrigen ähnlich. Allein, die Blätter, welche man unter dem Wurm-Saamen findet, ſind von den Blättern unſers Wermuths ganz und gar verſchieden.

Ueberdieß iſt es nicht wahrſcheinlich, daß Proſper Alpin, welcher die Egyptiſchen Pflanzen mit ſo viel Fleiß geſucht hat, und ſein Commentator, J. Vesling, welche beyde etliche Jahre in Egypten geweſen, nichts davon gemeldet haben ſollten, wenn dieſe Pflanze wirklich in dieſem Lande wächſt. Denn da ihnen nicht unbekannt geweſen iſt, daß man von dem Urſprunge dieſes Saamens nichts gewiſſes habe: ſo würden ſie ohne Zweifel einige Meldung davon gethan haben.

Paul Herrmann glaubt, es ſey eine Art von Stabwurz, welche man in Perſien und einigen orientaliſchen Ländern findet; doch wären es nicht ſowohl vollkommene Saamen, als vielmehr ſchuppichte Kapſeln von noch nicht reifen Saamen; und man verführte ſie von da durch die ganze Welt. Mit dieſem gelehrten Botanico ſcheinet Tavernier, welcher die orientaliſchen Länder durchreiſet hat, übereinzuſtimmen; wenn er B. 3. Kap. 15. S. 2. ſeiner Reiſen erzählt, der Wurm-Saame wachſe

im

im obern Indien im Königreiche Boutan, welches an der Mitternachtſeite des Mogoliſchen Reiches liegt, von wannen man uns auch Biſam und Rhabarbar zugleich mit dieſen Saamen bringt; wie auch in Caramanien, einer mitternächtlichen Provinz in Perſien wo aber dieſer Saame in ſo geringer Menge wächſt, daß er zum Gebrauch für die Einwohner kaum hinlänglich iſt.

Man darf ſich nicht wundern, daß wir keine zuverläßige Nachricht von dieſen Saamen haben. Denn es iſt bekannt, daß wenig oder gar kein Europäer, ich will nicht einmal ſagen kein Arzt, in dieſe ſo weit entfernten Gegenden gekommen; und was die Kaufleute betrift, ſo bekümmern ſich dieſe mehr um den Gewinnſt, als um eine genaue Kenntniß ihrer Waaren.

Tavernier, dieſer unermüdete Reiſende, erzählt uns noch die Art, wie man in dieſem Königreiche den Wurm-Saamen zu ſammlen pflegt. Dieſe Pflanze wird zwar in großer Menge auf den Wieſen cultiviret: aber man kann nicht allzuviel davon ſammlen, weil der Saame, wenn er reif geworden, auf die Erde fällt, und von der geringſten Bewegung der Luft verweht wird. Was noch mehr iſt, dieſe Völker bilden ſich ein, daß dieſe Saamen verdürben, wenn man ſie mit den Händen berührte. Aus dieſer Urſache rühren ſie dieſelben nicht mit den Händen an, ſondern laufen zur Zeit der Sammlung durch die Wieſen, auf welchen dieſe Pflanze häufig ſteht, und tragen mit beyden Händen Wan-

nen, die ſie wechſelsweis rechts und links beſtändig bewegen, wodurch ſie an die ſaamenvollen Spitzen der Pflanzen anſtoßen und die herausfallenden Saamen mit den Wannen auffangen.

Allein, von dem Geſchlechte dieſer Pflanze wiſſen wir nichts gewiſſes. Man wählt den Wurm-Saamen, welcher friſch, nicht ſehr ſtaubicht iſt, deſſen Körner ein wenig grob, länglich, grünröthlich ſind und einen Geruch haben. In der chemiſchen Unterſuchung giebt der Wurm-Saame auſſer einem ſauren Waſſer eine große Menge ſowohl weſentliches, helles, gelbliches, aromatiſches und bittres, als auch dickes brenzlichriechendes Oel; wie auch einen urinöſen Spiritum, mit ſehr wenig Erde und ſalzigtem fixem Salze.

Man hält den Wurm-Saamen, auf was für eine Weiſe man ihn auch nehme, für dienlich wider alle Arten von Würmern, ſowohl wegen ſeiner großen Bitterkeit, die den Würmern zuwider iſt, als auch in Anſehung ſeines dem Salmiac ähnlichen Salzes, vermittelſt deſſen er den zähen Schleim einſchneidet und auflöſt, welcher den Falten des Magens und der Gedärme anhängt, und worinn die Würmer ihren Sitz haben, die ihre Eyer hinein legen. Ueberdieſes ſtärkt der Zittwer-Saame den Magen, treibt die Blähungen und erweckt den Appetit. Man giebt ihn mit beſſerm Erfolg, wenn man ihn mit verſüßtem Queckſilber, oder mit einem andern Queckſilber-Präparat und mit Rhabarbar vermiſcht. Denn auf dieſe Weiſe werden die Wür-

mer

mer nicht nur getödtet, ſondern auch zugleich mit dem wurmhaften Unflath ausgetrieben.

Man braucht den Wurm-Saamen pulveriſirt, von einem Scrupel bis zu einer Drachme, in einem Glaſe Wein, oder Wermuth- oder Burzelkraut-Waſſer, oder in einer andern dienlichen Feuchtigkeit, oder in Form eines Boli. Zuweilen beſtreut man ihn mit Zucker, damit die Kinder ihn deſto lieber nehmen ſollen. Einige rathen den Wurm-Saamen in Eßig zu maceriren; aber dieſes iſt unnütz, weil die Kraft des Saamens dadurch vermindert wird.

Nimm Wurm-Saamen, einen Scrupel; verſüßtes Queckſilber, fünf Gran; pulveriſirte Rhabarber, achtzehn Gran. Vermiſche es mit gnugſamer Menge Wermuth-Syrup. Mache einen Bolum, früh nüchtern zu verſchlucken, und ſolches etliche Tage zu wiederholen.

Man braucht ihn im Puluere contra vermes *Charas* und in den Tabellis contra vermes *Ejusdem*.

Acht und zwanzigſter Artikel.

Von dem Stern-Anis oder Badian.

Der Stern-Anis oder Badian heißt Aniſum Indicum ſtellatum, Badian dictum, *Off.* Aniſum peregrinum, *C. B. P.* 159. Aniſum Philippinarum inſularum, *Cluſ. Hiſt.* 25. Zingi fructus ſtellatus, ſiue Aniſum Indicum, *J. B.* 1. 485. Fœniculum Sinenſe, *F. Redi exp. natural.* Cardamomum Siberienſe Patavinorum, *Paul Amman. H. Boſian.* franz. Anis de la Chine ou de Siberie; Semence de Badiane. Es iſt eine ſternförmige Frucht, welche aus ſechs, ſieben oder mehrern Kapſeln beſteht, die in der Mitte mit einander vereinigt, dreyeckigt, fünf, acht bis zehn Linien lang, drey, vier bis fünf Linien breit, ein wenig eingedrückt ſind und unten mit einander zuſammenhängen. Dieſe Kapſeln haben zwo Schaalen, davon die äußere hart, rauh, runzlich und braun oder roſtfarbig; die innere aber faſt beinhart, glatt, glänzend und zweyklappig iſt: ſie ſpringen, wenn ſie trocken und alt ſind, an der obern Seite auf, und jede Kapſel enthält einen einzigen, glatten, glänzenden, länglichen, gedrückten, zwo bis drey Linien langen, und einer Linie breiten Kern, von Farbe wie die Leinſaamen. Dieſer Kern enthält unter ei-

ner dünnen und zerbrechlichen Schaale, ein weiſſes, fettes, ſüßes Mark, deſſen Geſchmack zwiſchen dem Anis und Fenchel das Mittel hält; doch iſt er viel ſtärker. Die Kapſel aber ſchmeckt wie Fenchel und ein wenig ſäuerlich; ihr Geruch iſt eben ſo, aber viel durchdringender. Man bringt dieſe Früchte aus der Tartarey, aus China und den Philippiniſchen Inſeln.

Der Baum, ſo dieſe Früchte trägt, heißt Euonymo affinis Philippinarum inſularum, Aniſum ſpirans, nuculas in capſulis ſtelliformiter congeſtis proferens, *Pluck. Almag. Botan.* Panſipanſi, *G. Camelli.* Sein Stamm iſt dick und äſtig, und ſteigt zwo Klaftern hoch, und drüber. Aus den Aeſten kommen Ellenlange Blätter-Zweige, oder vielmehr Blätter, die aus eilf, dreyzehn und funfzehn Wechſelbättern beſtehen, welche ein wenig gezackt, zugeſpitzt, anderthalb Zoll breit und über eine Spanne lang ſind. Die Blumen, ſagt Camelli, ſtehen Büſchelweis und ſind weißlich, ſo groß wie die Blumen des Pfeffers, und ſcheinen ein Haufen weißlicher Kätzchen zu ſeyn.

Dieſer Baum wächſt in der Tartarey, in China und auf den Philippiniſchen Inſeln.

Der Badian giebt viel weſentliches Oel, welches heller, ſubtiler und durchdringender iſt, als das Anis-Oel.

Er beſitzt einerley Kräfte mit dem Anis und Fenchel; ja er iſt noch weit vortrefflicher, als dieſe. Die orientaliſchen Völker ziehen den Badian dieſem Saamen vor, und bedienen ſich ſeiner zu eben dem

Gebrauche. Er ſtärkt den Magen, treibt die Blähungen und befördert den Abgang des Urins. Die Chineſer pflegen dieſe Frucht nach dem Eſſen im Munde zu halten und zu kauen, um den Athem wohlriechend zu machen, die Anſteckung der unreinen Luft zu verhüten, den Magen zu ſtärken und die Verdauung zu erleichtern. Sie gießen auch heiſſes Waſſer über den Stern-Anis mit Ninzin-Wurzel vermiſcht, und trinken die Infuſion wie Thee, den Magen und die andern Eingeweide zu ſtärken, die niedergeſchlagenen Kräfte wieder herzuſtellen und die Lebensgeiſter zu erquicken. Sie glauben durch die balſamiſche Kraft des Badians den Nierenſtein zu verhüten oder ſich davon zu befreyen. Viele vermiſchen ihn auch mit Thee, Caffe und andern Geträňken, um ihnen einen angenehmen Geſchmack zu geben. Heut zu Tage bereiten die Indianer einen Anis-Brandwein aus dieſer Frucht. Dieſer Brandwein heißt bey den Holländern Anis-Arak, und wird ſehr hoch geſchätzt. Der Saame oder der Kern dieſer Frucht iſt nicht ohne Geruch und Geſchmack, wie einige verſichern; im Gegentheil durchdringt er, wenn man ihn kauet, den ganzen Mund mit einem ſüßen und angenehmen anishaften Geruch und Geſchmack.

Das

Das ſiebende Kapitel.

Von den flůßigen und verdickten Såften der Pflanzen.

Durch das Wort Saft verſtehen wir hier nicht überhaupt und ohne Unterſchied eine jede Feuchtigkeit, ſo durch die Gefåße der Pflanzen låuft; ſondern nur diejenigen Såfte, die man in der Medicin braucht, und welche entweder von ſich ſelbſt, oder am ôfterſten durch einen Schnitt, womit man die Pflanze verletzt, thrånenweis herauslaufen: weswegen ſie auch bisweilen Thrånen genennt werden. Dieſe Såfte verdicken ſich gemeiniglich in ein Harz, oder in ein Gummi, oder in eine Subſtanz, die zwiſchen der Natur des einen und des andern das Mittel hålt. Allein, in den Apotheken werden ſie oft verwechſelt: denn man giebt daſelbſt einigen Harzen den Namen Gummi, ſo wie auch vielen Gummi-Harzen. Um ſie alſo beſſer zu unterſcheiden, můſſen wir hier erklåren, was ein Harz, ein Gummi und ein Gummi-Harz ſey. Ein Harz iſt ein fetter, ôlichter, verbrennlicher Saft, welcher vom Waſſer nicht aufgelôſt wird, ſondern nur vom Oele. Es beſtehet aber aus ſchweflichten Theilen, die mit einem ſauren Salze verbunden ſind. In Anſehung der Conſiſtenz giebt es zweyerley Harz: ein flůßiges, welches

ſchleimicht und zäh iſt, und ein trocknes, ſo ſich gemeiniglich zerreiben läßt, durch die Wärme aber weich wird. Unter die flüßigen Harze zählt man den Balſam von Mecha, den weiſſen und ſchwarzen Peruvianiſchen Balſam, den Balſam von Tolu, den Balſam von Copaiva, den flüßigen Amber, den flüßigen Storax, den wahren Cypriſchen Terpenthin, den Venetiſchen Terpenthin oder das Harz des Lerchen-Baumes, den gemeinen Terpenthin oder das Harz der Tannen und Fichten, und das Ladanum. Unter die feſten Harze rechnet man den Storax, den Benzoin, das Tacamahac, den Weyhrauch, den Maſtix, das Sandarach, das Drachen-Blut, das Copal, das Anime, die Caranne, das Elemi, das Epheu-Harz, und den Kampfer.

Ein Gummi iſt ein verdickter Saft, welcher ſich im Waſſer leicht auflöſt, im Feuer weder fließt noch ſich entzündet, ſondern nur knaſtert. Es beſteht aus einem mäßigen Theile Schwefel, welcher mit Erde, Waſſer und und Salz verbunden iſt; ſo, daß alle dieſe Theile mit einander vermiſcht einen Schleim ausmachen: dergleichen ſind das Gummi Traganth, das Arabiſche Gummi, das unſrige, und die Manne.

Unter dem Namen der Gummi-Harze hat man viele verdickte Säfte, die ſich ſowohl im Waſſer, als im Oel, entweder völlig oder größtentheils auflöſen laſſen. Sie beſtehen aus harzigen und gummöſen Theilen die mit einander verbunden ſind. wenn ſie eine genugſame Menge ſalzigter Theile beſitzen,

ſitzen, ſo löſt ſich ihre ganze Subſtanz im Waſſer auf: wenn aber das Salz nur in mittelmäßiger Menge vorhanden iſt, ſo bleibt ein wenig harzige Subſtanz im Waſſer zurück, welche ſich nur in Oel oder Weingeiſt auflöſen läßt. Von dieſer Art ſind das Bdellium, die Myrrhe, der ſtinkende Aſand oder der Teufelsdreck, das Ammoniac, das Euphorbium, das Galbanum, das Opopanax, das Sagapen, und die Sarcocolla oder der Fleiſchleim.

Von den flüßigen Harzen.

Erſter Artikel.

Von dem Balſam von Mecha.

Das Wort Balſam war ehemahls der Name des wahren Balſam-Baumes; itzt aber iſt es ein generelles Wort, welches man vielen und verſchiedenen Sachen zueignet, ſie mögen natürlich oder durch die Kunſt bereitet ſeyn. In den Apotheken giebt man den Namen Balſam nicht nur dem Safte des Balſam-Baumes, welchen die Griechen vormahls Opobalſarum nannten, ſondern auch verſchiedenen ſowohl flüßigen als trocknen harzigen Säften, die an lieblichem Geruch und an Kräften dem Balſam von Mecha ein wenig nah kommen; dergleichen ſind der Peruvianiſche Balſam,

ſam, der Balſam von Tolu, von Copaiva, und andere. Ferner giebt man dieſen Namen den ſpirituöſen und durch die Kunſt bereiteten Feuchtigkeiten, zu deren Compoſition man balſamiſche Säfte nimmt, oder deren Tugenden balſamiſch und in Wunden dienlich ſind: dergleichen ſind das Balſamum vulnerarium *Fioravanti*, das Balſamum Pernianum; hernach den dickern, ölichten, fetten, oder harzigen, durch die Kunſt bereiteten Säften, wie das Balſamum Samaritanum, viride, Hyperici, Momordicae, Sulphuris, Saturni, und andre; endlich verſchiedenen Salben, deren Kräfte noch vortrefflicher ſind, wie das Balſamum vulnerarium *Arcaei*, Balſamum apoplecticum. Hier aber iſt die Rede von einem fetten und harzigen Safte, welcher aus dem Balſambaume fließt, und von einigen harzigen oder balſamiſchen Thränen, die aus andern Pflanzen von ſich ſelbſt oder wenn ſie gereizt werden, fließen.

Der Balſam von Mecha oder Mecca, Opobalſamum, Balſamelaeon, Balſamum Judaicum, Gileadenſe, Syriacum, e Mecca, Conſtantinopolitanum, album, *Off.* Ὀποβάλσαμον *Graec.* franz. Baume de Judée, Baume d' Egypte, du grand Caire, de Conſtantinople, Baume blanc; iſt ein koſtbares, flüßiges, weißliches oder ein wenig gelbliches Harz; von Geruch durchdringend und Citronhaft, von Geſchmack ſcharf und aromatiſch. Man hält denjenigen für den beſten, welcher friſch, ſehr flüßig und ölicht iſt und einen durchdringenden Geruch hat: hingegen verwirft man den zähen,

alten,

alten, und den, welcher mit Terpenthin oder andern Sachen verfälſcht worden: welches man durch den Geruch und Geſchmack leicht erkennen kann.

Die Pflanze, ſo dieſen Saft fließen läßt, heißt Balſamum Syriacum, Rutae folio, *C. B. P.* 400. Balſamum verum, *J. B.* 1. 298. Balſamum Lentiſci folio, Aegyptiacum, *Bellon. obſerv.* Balſamum, *P. Alpin.* 48. Dieſes Bäumchen, wie Alpin ſagt, erreicht die Höhe des Liguſtri oder des Cytiſi, und hat wenig Blätter, welche den Rauten oder vielmehr den Maſtixblättern ähnlich und beſtändig grün ſind. Es hängen ihrer drey, fünf oder ſieben an einem Stiele, mit einem Endblatte. Die Zweige ſind wohlriechend, harzig und biegſam: ihr Holz iſt weiß, ohne Geruch, mit einer doppelten dünnen oder häutigen Rinde bedeckt; die äußere iſt röthlich, die innere grünlich, wohlriechend und von aromatiſchem Geſchmack. Die Blumen fallen aus dem weiſſen ins purpurfarbige, ſie gleichen denen vom Schoten-Dorne (Acacia) und riechen ſehr ſtark. Die Saamen ſind gelblich, wohlriechend, ſcharf, bitter, und geben einen gelblichen Honigähnlichen Saft: ſie liegen in ſchwarzen röthlichen Kapſeln.

Die Schriftſteller ſind über den Ort wo dieſer Baum wächſt, nicht einig. Theophraſt, Dioſcorides, Plinius, und andre haben geglaubt, daß ſein Vaterland Judäa ſey, und ſie ſagen, man cultivire ihn im Thal Jericho in zween königlichen Gärten, davon der eine nicht über zwanzig Hufen,

der

der andre noch weniger hat. Daher hat er den Namen Balſam aus Judäa bekommen. Plinius behauptet, der Balſam-Baum wachſe nur einzig und allein in Judäa: und er merket an, daß in dem letzten Kriege der Römer mit den Juden, dieſe letztern eben ſo grauſam gegen dieſen Baum geweſen wären, als gegen ſich ſelbſt; die Römer hingegen hätten ihn beſchützt, und man hätte um dieſen Baum geſtritten. Theophraſt verſichert, er wachſe nirgends wild. Dioſcorides aber ſagt, er wachſe nicht nur in Judäa, ſondern auch in Egypten. Strabo berichtet auch, daß man ihn in Arabien, im Lande der Sabäer an der Meerſeite finde. Allein, es iſt gewiß, daß weder Judäa noch Egypten ſein Vaterland ſey, wo er wild wachſe. Denn man findet heut zu Tage keine Balſambäume in Judäa, und hat auch zu des Bellonius Zeit keine gefunden; weil man ſie bey dem Einfalle der Türken gänzlich vernachläßigt oder ausgeriſſen hat. Dieſer Schriftſteller hat die Balſambäume nur in der Vorſtadt Matharea der Stadt Memphis, heut zu Tage Cairo, geſehen, wo man ſie in den Gärten des Türkiſchen Kayſers mit großem Fleiß cultivirte und ſorgfältig hütete. Sie waren aber, wie Bellonius erzählt, nicht aus Judäa ſondern aus dem glücklichen Arabien auf große Koſten des Sultans dahin gebracht worden. Eben dieſer Autor verſichert auch, daß man dergleichen Bäume vormals und auch noch zu ſeiner Zeit im glücklichen Arabien gefunden habe, von wannen man jederzeit das Holz und die Früchte nebſt andern arabiſchen

Waaren

Waaren nach Memphis gebracht hatte. Als aber Auguſtin Lippi im Jahr 1704. nach Cairo gekommen war, ſuchte er die Balſambäume in den Gärten zu Matharea vergebens; ſie waren ſchon vor langer Zeit eingegangen. Er ſagt in ſeinen Briefen an den Herrn Fagon, ehemahligen Leibarzt Ludwigs des vierzehnten, daß man dieſe Bäume nur in Mecca und den andern Provinzen des glücklichen Arabiens finde, wo ſie wild wachſen; nach der Nachricht, die ihm ein Arabiſcher Prinz, ein Sohn des Königs von Mecca, gegeben, welcher ihn auch die Art dieſen Balſam zu ſammlen gelehrt hatte. Alſo iſt das glückliche Arabien jederzeit das Vaterland dieſes Balſams geweſen, niemals Egypten oder Judäa.

Der Balſam von Mecha, wenn er erſt aus dem Baume kömmt, iſt nach Alpins Bericht weiß, von vortrefflichem und ſehr ſtarkem Geruch, welcher dem Terpenthin nahkömmt, doch viel angenehmer und durchdringender, von Geſchmack bitter, ſcharf und anziehend. Anfangs iſt dieſer Balſam trüb und dick, wie das ausgepreßte friſche Baumöl; hernach wird er ſehr dünn, hell und leicht, und nimmt eine grünliche, alsdenn eine goldgelbe Farbe an; endlich, wenn er alt iſt, wird er wie Honig: nach dieſem verdickt er ſich wie der Terpenthin, fließt ſehr ſchwer und verliert viel von ſeinem Geruch.

Wenn dieſer Balſam friſch iſt und in Waſſer getröpfelt wird, ſo ſinkt er ſeiner großen Leichtigkeit wegen nicht unter; wenn man ihn aber ſtark hinein-

gießt,

gießt, ſinkt er ein wenig unter, und indem er beſtändig in die Höhe ſteigt, breitet er ſich über die ganze Oberfläche des Waſſers aus und vermiſcht ſich damit, ſo, daß man ihn ſehr ſchwer davon ſcheiden kann: kurze Zeit darauf verdickt er ſich im Waſſer, und man nimmt ihn mit einem Griffel ganz heraus: er iſt alsdenn weiß wie Milch. Dieſes ſind die Kennzeichen des wahren und friſchen Balſams von Mecha.

Die Alten ſammleten nur blos denjenigen Balſam, welcher aus der geritzten Rinde der Bäume floß, und zwar in ſehr geringer Menge. Heut zu Tage giebt es drey Arten dieſes Balſams, nach des Auguſtin Lippi Briefen. Die erſte Art kann der wahre Balſam (Opobalſamum) genennt werden; und es iſt derjenige, ſo von ſich ſelbſt oder durch die Schnitte, womit man die Rinde verletzt, herausfließt: allein man bekömmt ſo wenig davon, daß er kaum für die Einwohner und Großen des Landes zureicht; und es geſchieht ſehr ſelten, daß man ihn auswärts verführt. Die zwote Art iſt der Balſam von Mecha oder von Conſtantinopel, welcher auch ſehr koſtbar iſt und ſelten zu uns gebracht wird, auſſer vermittelſt der Großen, denen Geſchenke damit gemacht werden. Man ſammlet dieſen Balſam auf folgende Art: man füllt einen Keſſel mit Blättern und Zweigen vom Balſambaume, und gießt Waſſer darauf, bis es drüber ſtehe. Wenn es anfängt zu kochen, ſchwimmt oben ein helles und ſubtiles Oel, welches man ſorgfältig ſammlet und zum Gebrauch für die Frauenzimmer aufhebt;

hebt: denn dieſe bedienen ſich deſſen, ihr Geſicht glatt zu machen und die Haare damit zu ſalben. Unter fortwährendem Kochen zeigt ſich auf der Oberfläche des Waſſers ein anderes, etwas dickeres und weniger wohlriechendes Oel, welches nicht ſo ſehr koſtbar iſt und durch Caravanen nach Cairo und in andre Länder gebracht wird; dieſes iſt in Europa am meiſten gebräuchlich.

Außer dem Balſam von Mecha findet man noch in den Apotheken die Frucht vom Balſam-Baume und das Balſam-Holz.

Die Frucht vom Balſam-Baume, Carpobalſamum, *Off.* Καρποβάλσαμον, *Graec.* iſt eine länglichrunde Beere, kleiner als eine Erbſe; ſie endiget ſich in eine kleine Spitze und hat einen kurzen Stiel; ihre Schaale iſt runzlich, braun, mit vier Ribben verſehen, und enthält wenn ſie recht reif iſt, ein balſamiſches, ölichtes, weißliches Mark, von Geruch und Geſchmack angenehm, wie der Balſam von Mecha. Man wählt dieſe Frucht, wenn ſie gelblich, voll, groß und ſchwer iſt, einen brennenden Geſchmack hat, und ein wenig nach dem Balſam von Mecha riecht.

Man verwirft hingegen die alte, cariöſe, ſtaubichte, leere, leichte und welche keinen Geruch hat.

Das Balſam-Holz heißt Xylobalſamum & Balſami Lignum, *Off.* Ξυλοβάλσαμον, *Graec.* Unter dieſem Namen bringt man uns holzige, dünne, gewundene, knotichte Stengel oder Zweige, von der Dicke einer Gansfeder oder des kleinen Fingers, mit einer doppelten Rinde bedeckt; da-

von die äußere runzlich, roth; die innere blaßgrün, von Geſchmack und Geruch ein wenig harzig iſt, und wenn ſie friſch iſt, nach dem Balſam von Mecha riecht. Man findet das wahre Balſam-Holz ſelten in den Apotheken; oder wenn man es ja noch antrifft, ſo iſt es alt und ohne Geruch. Man ſchiebt auch für das Balſam-Holz Zweige vom Maſtix-Baum unter, die man zuvor mit Balſam von Mecha beſtrichen hat.

Der friſch geſammlete und deſtillirte Balſam von Mecha giebt ein ſubtiles und ſehr durchdringendes Oel, und läßt ein gewiſſes röthliches Harz zurück, welches durch ſtarkes Feuer etwas von einem dicken Oel giebt, ſo dem Terpenthin nah kömmt; und endlich ein rothes Oel nebſt etlichen Tropfen ſaurer Feuchtigkeit. Von dieſem ſubtilen und flüßigen Oele rührt die Kraft des Balſams von Mecha her.

Die Kräfte dieſes Balſams ſind in Anſehung ſeines Alters verſchieden. Denn wenn er friſch iſt, enthält er viel ſubtile, wirkſame und höchſt flüchtige Theile, und iſt daher weit kräftiger, als der alte. Innerlich eingenommen ſoll er der Fäulniß und Verderbniß der Eingeweide widerſtehen, und für die Geſchwüre der Lungen, Leber und Nieren dienlich ſeyn. Er beſitzt eine alexipharmiſche Kraft, und thut vergifteten und von Schlangen gebiſſenen, oder von Scorpionen geſtochenen Perſonen vortreffliche Dienſte, ſowohl wenn man ihn innerlich nimmt, als äußerlich aufſtreicht: welches auch die alten, **Dioſcorides** und **Plinius** bezeugen.

Die Aegypter haben nichts beſſers und ſichreres, ſich vor der Anſteckung der Peſt zu präſerviren, als dieſen Balſam: ſie nehmen alle Tage eine halbe Drachme davon ein. Sie curiren auch viele Fäulnißfieber, indem ſie dem Kranken dieſen Balſam geben, worauf ſtarke Schweiße erfolgen. In langwierigen Fiebern, in rohen und kalten Feuchtigkeiten und Verſtopfungen der Eingeweide finden ſie nichts zuträglichers und beſſers, als täglich zween Scrupel oder eine Drachme von dieſem Balſam einnehmen zu laſſen. Mit einem Worte, es iſt kein Arzneymittel, wie Alpin berichtet, deſſen ſich die Aegypter ſtärker und öfter in der Medicin bedienten. Sie brauchen dieſen Balſam faſt wider alle Krankheiten und deren Zufälle, beſonders wider diejenigen, ſo entweder bloß von einer kalten und feuchten Beſchaffenheit des Körpers, oder von kalten und feuchten Säften, oder von Giften herrühren. Man giebt ihn mit gutem Nutzen in der Gonorrhoe, von zwölf bis zu zwanzig Tropfen, alle Tage früh nüchtern zu nehmen; nicht weniger im weißen Fluß der Weibsperſonen, und in der rothen Ruhr. Man rühmt ihn ferner zu Zertheilung der Knoten in den Lungen, und deren Verſtopfung zu heben. In der Lungenſucht thut er oft gute Dienſte, indem er die Feſtigkeit der Lungen wieder herſtellt, die Schärfe der ſeröſen Feuchtigkeit, die ſich in den Lungen ausbreitet, dämpft und die zähen Säfte zertheilt. Deswegen dient er auch den Engbrüſtigen. Man verſchreibt ihn auch mit glücklichem Erfolg in innerlichen Geſchwü-

ren, vornehmlich der Lungen, Nieren und Blaſe; wofern nur das Geſchwüre nicht von der Roſe (eryſipelas) begleitet iſt, wie ſolches oft zu geſchehen pflegt. Denn in dieſem Falle ſind, nach Friedr. Hoffmanns Anmerkung, alle balſamiſche, harzige und ölichte Sachen höchſt ſchädlich, indem ſie die Entzündung vermehren und die Excretion des Eyters verhindern. Folglich, wo ein Entzündungsfieber zugegen iſt, muß man ſich des Gebrauchs balſamiſcher Arzneyen enthalten, oder ſich wenigſtens ihrer mit der größten Behutſamkeit bedienen. Die unfruchtbaren Weiber in Aegypten befreyen ſich oft glücklich von der Unfruchtbarkeit durch dieſen Balſam, welchen ſie ſowohl innerlich nehmen, als auch in Stuhlzäpfchen appliciren, oder zum Räuchern gebrauchen.

Aeußerlich hat man ihn jederzeit als eine herrliche Wund-Arzney gerühmt und für ſo wirkſam gehalten, daß die koſtbarſten Wund-Salben und Oele ihren Namen von ihm bekommen haben. Daher haben die Pfuſcher und Marktſchreyer ihre Arzneyen, um ſie dem Pöbel beliebt zu machen, mit dem Namen balſamiſcher Arzneyen beehrt. Es fehlt auch nicht an Exempeln, daß gefährliche Wunden vermittelſt dieſes Balſams in kurzer Zeit geheilt worden ſind. Er reinigt auch die unreinen Geſchwüre, wie P. Alpin nach dem Dioſcorides geſchrieben hat. Jedoch muß man merken, daß dergleichen balſamiſche und harzige Mittel den einfachen Wunden, oder die in einer bloßen Trennung der feſten Theile beſtehen ſehr zuträglich und

heilſam

heilſam ſind, ſowohl die Wunde zu bedecken und vor der Luft zu bewahren, als auch die Vereinigung der Ränder zu befördern: denn auf dieſe Weiſe werden die Wunden, die ſich von ſelbſt in kurzer Zeit ſchließen würden, viel geſchwinder zugeheilt. Allein, wenn eine Contuſion oder Quetſchung der Fleiſch-Faſern oder andrer Theile vorhanden iſt, die allezeit eine Suppuration nach ſich ziehen, ſo werden die balſamiſchen Arzneymittel die Wunde zuzuſchließen vergebens gebraucht: denn dieſe Theile, ſo in die Fäulniß übergehen, und deren Abſonderung verhindert wird, reizen und entzünden vermöge ihrer Schärfe den verletzten Theil, wenn ſie ſich allzu lange darinn aufhalten. Dieſes macht, daß die Wunde viel ſpäter und oft ſehr ſchwer zuheilt.

Man giebt den Balſam von Mecha mit Zucker vermiſcht in Form eines Boli, oder mit dem Gelben von einem Ey aufgelößt als eine Emulſion, in Wein, Fleiſchbrühe, oder einer andern dienlichen Feuchtigkeit, von ſechs Tropfen bis zu einer halben Drachme.

Nimm Balſam von Mecha, zwölf Tropfen. Vermiſche ſie mit fein pulveriſirtem Zucker, und mache einen Bolum, in der Gonorrhoe, im weißen Fluß und in der rothen Ruhr zu gebrauchen.

Nimm Balſam von Mecca eine halbe Unze; das Gelbe von zwey Eyern; Zucker, ſo in Roſenwaſſer bis zur Syrup-Conſiſtenz gekocht worden, zwo Unzen. Vermiſche es, gieb davon einen Löffel voll in ſechs Unzen Bruſt-Trank oder

oder in einer Taſſe lauer Milch, wider einen heftigen Huſten; in anfangender Lungenſucht, und die Knoten der Lungen zu zertheilen.

Die aſiatiſchen und ägyptiſchen Weibsperſonen pflegen dieſen Balſam häufig zu brauchen, um ein glattes Geſicht zu bekommen; denn man ſagt, er verhindere die Runzeln, wenn man die Haut damit reibt. Nach P. Alpins Bericht, bedienen ſich die Aegypterinnen dieſes Balſams auf folgende Weiſe. Sie ſetzen ſich in ein ſehr heißes Bad, bis ſie durch und durch erwärmt ſind; alsdann reiben ſie ſich das Geſicht und die Bruſt zu wiederhohlten malen mit dieſem Balſam, und bleiben hernach noch eine Stunde und länger in dem ſehr heißen Bade, bis daß die Haut vom Balſam recht durchzogen und trocken ſey; alsdann gehen ſie heraus und verrichten ihre gewöhnlichen Geſchäffte. Auf dieſe Weiſe bleiben ſie etwa drey Tage lang, das Geſicht und die Bruſt wohl geſalbt; den dritten Tag aber gehen ſie wieder ins Bad, und reiben ſich auf eben die Art häufig mit dieſem Balſam. Dieſes wiederholen ſie wenigſtens dreyßig Tage, und waſchen ſich während dieſer Zeit die Haut niemals ab.

Endlich, wenn der Balſam recht trocken iſt, ſalben ſie ſich mit etwas bittrem Mandel-Oel, und waſchen ſich hernach viele Tage mit deſtillirtem Bohnen-Waſſer.

Die Frauenzimmer, welche ſich bey uns dieſes Balſams, das Geſicht zu waſchen, bedienen, bereiteten ihn alſo:

Nimm Balſam von Mecha und friſch ausgepreß-tes Mandel-Oel, von jedem zwo Drachmen. Vermiſche ſie wohl mit einander in einem glä-ſernen Mörſel. Gieß nach und nach ſieben Un-zen Weingeiſt darauf, und rühre es mit dem Stempfel beſtändig um. Gieß es in eine glä-ſerne Flaſche und laß es ſtehen, bis ſich alles Oel auf den Boden der Flaſche geſetzt hat. Scheide den Spiritum, welcher oben aufſchwimmt, ſorgfältig von dem Oel und hebe denſelben zum Gebrauch auf. Man vermiſcht eine Unze von dieſem Spiritu mit acht Unzen Waſſer, und die Mixtur wird milchigt; man nennt ſie deswegen Jungfern-Milch, welche das Geſicht zu wa-ſchen ſehr hoch gehalten wird.

Es geſchieht in dieſer Milch keine Präcipitation, und der Balſam ſcheidet ſich nicht davon.

Man braucht in den Apotheken, wiewohl ſehr ſelten, die friſchen Früchte und Zweige des Bal-ſam-Baumes. Ihre Kräfte kommen mit des Bal-ſams ſeinen beynah überein. Jedoch hat der Bal-ſam die meiſten, die Frucht weniger, und das Holz die wenigſten Kräfte. Man verſchreibt das Pul-ver oder das Decoct davon; in Subſtanz giebt man ſie von einer bis zu zwo Drachmen; im De-coct aber bis zu einer halben Unze.

Der Balſam von Mecha wird zu den Trochi-ſcis *Hedichroi*, zum Theriac und Mithridat ge-braucht: die Balſam-Körner oder die Frucht vom

Balſam-Baume zum Theriac: das Balſam-Holz zu den Trochiſcis Hedichroi, und zum Mithridat.

Zweyter Artikel.

Von dem weißen und ſchwarzen Peruvianiſchen Balſam.

Man bringt uns aus einigen amerikaniſchen Ländern verſchiedene harzige Säfte, welche vortrefflich ſind, und denen man wegen ihrer ausnehmenden Kräfte, die ſie mit dem Balſam von Mecha gemein haben, den Namen Balſam giebt. Es ſind vornehmlich drey bis vier Arten davon berühmt; nämlich der weiße und ſchwarze Peruvianiſche Balſam, der Balſam von Tolu und der Balſam von Copaiva.

Der weiße Peruvianiſche Balſam, Balſamum Peruvianum album, *Off.* franz. Baume blanc du Perou; iſt ein flüßiger Saft, zäh, dünner als der Terpenthin, harzig, verbrennlich, klar, gelblichweiß; von Geſchmack ein wenig ſcharf und bitterlich; von Geruch durchdringend und angenehm, faſt wie der Storax. Man bringt ihn aus den amerikaniſchen Ländern, die der ſpaniſchen Herrſchaft unterworfen ſind.

Der ſchwarze Peruvianiſche Balſam, Balſamum Peruvianum fuſcum, vel nigricans, *Off.* franz. Baume brun ou noir du Perou; iſt ein flüßiger, harziger, zäher Saft, an Conſiſtenz dem Terpenthin ähnlich, bräunlich ſchwarz; von Geruch ſehr durchdringend und angenehm, wie Benzoin; von Geſchmack ein wenig ſcharf und beißend. Wenn man dieſen Saft ans Feuer hält, entzündet er ſich leicht und giebt einen wohlriechenden Rauch.

Man verwerfe den ſchwarzen Balſam, welcher nicht recht angenehm riecht, oder einen brenzlichten oder räuchrichten Geruch hat. Dieſe beyden Säfte kommen aus einem und eben demſelben Baume. Er heißt Hoitziloxitl, ſeu Arbor Balſami Indici, balſamifera prima, *Hernand.* 51. Balſamum ex Peru, *I. B.* 1. 295. Cabureiba ſeu Balſamum Peruvianum, *Piſon.* 119. Cabui Iba, *Marcgrav.* 137. Er hat die Größe eines Citron-Baumes; ſeine Blätter ſind denen vom Mandel-Baum ähnlich, doch größer, rundlicher und mehr zugeſpitzt. Die Blumen kommen oben aus den Zweigen und ſitzen anfangs auf gelblichen Stielen, von Figur wie kleine längliche Schoten: mit der Zeit aber haben ſie die Geſtalt gleichſam langer und breiter Blätter; an ihrem Ende haben ſie eine Höhle, worinnen weißliche oder blaſſe, längliche und ein wenig gewundene Saamen liegen, die den Citron-Saamen ähnlich ſind. Zu was für einer Jahrszeit man auch in die Rinde oder den Stamm die-

dieſes Baumes ſchneide, beſonders aber nach den Regen, ſo fließt dieſer edle Balſam heraus.

Dieſer Baum wächſt in den heißen mittäglichen Ländern in Amerika, dergleichen Peru iſt. Es ſcheint, daß es eben derſelbe Baum ſey, welchen Monard im neunten Kapitel beſchreibt, und dem er eine doppelte Rinde zueignet; eine dicke, wie der Kork-Baum hat, und eine dünne; ferner eine Frucht von der Größe einer Erbſe, in einer ſchmalen, Zoll langen, weißen Schote.

Der erſte Saft, welcher weiß iſt, fließt aus der gereizten Rinde des Baumes; den andern aber zieht man durchs Kochen heraus, welches bey den Indianern ſehr gebräuchlich iſt. Das Holz des Stammes, die Rinde und die Aeſte werden in ſehr kleine Stücken geſchnitten und in einen großen Keſſel voll Waſſer geworfen, welches man hernach genugſam kochen läßt. Wenn das Waſſer kalt geworden, ſo ſchwimmt ein röthliches oder röthlichbraunes Oel darauf, welches man mit Muſchelſchaalen ſammlet und aufhebt.

Aus dem weißen Peruvianiſchen Balſam wird, nach Paul Herrmanns Bericht, vermittelſt der Deſtillation ein Oel ausgezogen, welches ſich ſogleich in ein Salz wie Zucker verdickt, und weiß wie der Kampfer iſt. Dieſes Salz beſteht aus ſubtilen ölichten Theilen, die mit einem flüchtigen ſauren Salze genau vereinigt ſind.

Man rühmt den Peruvianiſchen Balſam, ſowohl den weißen als den ſchwarzen, zu eben dem Gebrauche,

brauche, wozu der Arabiſche Balſam dienet; und man giebt ihn auf eben die Art von vier bis zu zwölf Tropfen, in Engbrüſtigkeit, Lungenſucht, Nierenkolik, und in weggebliebener Monatzeit. Aeußerlich lindert er die Schmerzen, die von kalten Säften herrühren; er heilt die zuſammengezogenen Nerven und iſt in Zuſchließung der Wunden von großem Nutzen. Man muß ſich vor dem ſtarken Geruch deſſelben hüten, weil er den Kopf beſchwert und zuweilen Ohnmachten verurſacht. Man braucht dieſen Balſam zu den balſamiſchen Pillen R. Mortons.

Nimm rothe Roſen-Conſerve, eine Drachme; Lucatelliſchen Balſam, eine halbe Drachme; Peruvianiſchen Balſam, drey Tropfen. Vermiſche ſie, mache einen Bolum wider langwierigen Huſten, anfangende Lungenſucht, innerliche Geſchwüre, in der rothen Ruhr, und wenn man einen ſchweren Fall gethan hat.

Wenn man den Peruvianiſchen Balſam mit dem Gelben vom Ey auflößt, ſo wird er dadurch weit ſchärfer, wie Ettmüller angemerkt hat; und er reizt die Kehle mehr, als wenn man ihn allein und unvermiſcht nimmt.

Drit-

Dritter Artikel.

Vom Balſam von Tolu.

Der Balſam von Tolu, Balſamum Tolutanum, *Off.* Balſamum ſolidum, *Quorumd.* franz. Baume de Tolu, Baume d'Amerique, Baume de Carthagene, Baume dur, Baume ſec; iſt ein harziger, zäher Saft, von einer Conſiſtenz, die zwiſchem dem flüßigen und 'tocknen das Mittel hält, von Farbe aus dem braunen ins goldgelbe; von ſehr durchdringendem Geruch, welcher dem Benzoin und den Citronen nah kömmt; von Geſchmack ſüß und angenehm; er verurſacht keinen Ekel, wie die andern Balſame. Man bringt ihn in kleinen Kürbis-Flaſchen aus einer Provinz im mittäglichen Amerika, die zwiſchen den Städten Carthagena und Nombre de Dios liegt. Die Indianer nennen dieſe Provinz Tolu, die Spanier aber Honduras. Dieſer Balſam wird mit der Zeit trocken und hart, ſo, daß man ihn zerbrechen kann.

Der Baum, aus welchem er quillt, heißt Balſamum Tolutanum, foliis Ceratiae ſimilibus, quod candidum eſt, *C. B. P.* 401. Balſamum de Tolu, *I. B.* 1. 196. Balſamum Provinciae Tolu, balſamifera quarta, *Hernand.* 53. Er iſt den kleinen Fichten ähnlich, und breitet ſich mit vielen Aeſten auf allen Seiten aus; ſeine Blät-

ter gleichen denen von St. Johannisbrodt-Baume und bleiben immer grün. Ich habe keine genauere Beſchreibung davon gefunden.

Man ritzt die junge und zarte Rinde, wenn die Sonne am heißeſten brennt; der herausfließende Saft wird mit Löffeln aufgefangen, die aus ſchwarzem Wachs gemacht ſind: man gießt ihn alsdann in Kürbis-Flaſchen oder andre Gefäße, die man dazu gemacht hat.

Man ſchreibt dieſem Balſam eben die Eigenſchaften, wie dem Peruvianiſchen, zu: ja einige halten ihn noch für beſſer. Die Engländer machen einen ſtarken Gebrauch davon, beſonders in der Lungenſucht und in innerlichen Geſchwüren. Hauptſächlich aber rühmt man ihn die Wunden zu heilen und vor der Fäulniß zu bewahren, in Wunden der Gelenke, in Schnitten und Stichen der Nerven. Er hat keine Schärfe; und die Kranken nehmen ihn deswegen in einem Tränkchen aufgelößt lieber, als den Peruvianiſchen Balſam.

Aus dieſem Balſam bereitet man den balſamiſchen Syrup der londonſchen Pharmacopee, welcher bey den Engländern ſehr im Gebrauch iſt, auf folgende Weiſe:

Nimm Balſam von Tolu, zwo Unzen; klares Waſſer, zwölf Unzen. Laß es zuſammen in einem verſchloßnen Gefäße im Sandbade zwey bis drey Stunden kochen. Mit der Colatur, wenn ſie kalt geworden, vermiſche zwanzig Unzen

zen ſehr weißen, bis zur Conſiſtenz einer dicken Lattwerge gekochten Zucker. Mache einen Syrup.

Vierter Artikel.

Vom Balſam von Copaiva.

Der Balſam von Copaiva, Balſamum Braſilienſe, Balſamum Oleumve Copaïba, Copaïva, vel Copaü, *Offic.* Capivus, *Dale Pharmacol.* franz. Baume de Copaü; iſt ein harziger, flüßiger Saft, von Conſiſtenz wie Oel, wenn er friſch iſt; mit der Zeit aber wird er zäh, gelblichweiß; von Geſchmack ſcharf, bitter, aromatiſch; von durchdringendem Geruch, welcher dem Holze Calambourg nah kömmt. Die Portugieſen bringen ihn aus Braſilien nach Europa.

Man findet in den Apotheken zwo Arten von dieſem Safte. Der eine iſt heller, blaß oder gelblich, und hat einen angenehmen Geruch und bitterlichen Geſchmack; ſeine Conſiſtenz iſt flüßiger oder dicker, nach dem er mehr oder weniger alt iſt, faſt wie der Terpenthin; dieſe Art iſt die beſte. Der andre iſt dicker, weißlich, weniger hell, zäh, von Conſiſtenz wie Honig; ſein Geruch iſt weniger angenehm und kömmt dem Terpenthin ſehr nah, ſein Geſchmack iſt bitter und unangenehm: auf ſeinem Grunde findet man ein wenig trübes Waſ-

ſer.

ſer. Dieſe Art ſcheinet entweder verfälſcht, oder wenigſtens durchs Kochen aus der Rinde und den Zweigen gezogen zu ſeyn: deswegen wird ſie nicht geachtet.

Der Baum, woraus dieſer Saft fließt, heißt Copaiba, *Piſon.* II. & *Marcgrav.* Arbor balſamifera Braſilienſis, fructu monoſpermo, *Raii Hiſtor.* 1659. Er iſt ziemlich hoch, und hat viele, dicke und ſich weit ausbreitende Wurzeln. Sein Stamm iſt gerad, ſehr dick, mit einer dichten Rinde bedeckt. Das Holz iſt hoch roth und gleichſam wie mit Mennig gefärbt, an Härte dem Büchen-Holze gleich: die Aeſte breiten ſich weit aus und theilen ſich in viele Zweige. Die Blätter kommen in großer Anzahl aus den Zweigen: oben ſind ſie dunkelgrün, unten aber heller; rundlich und beynah eyförmig, vier bis fünf Zoll lang, zwey oder drittehalb breit, auf der untern Seite mit vorragenden Nerven und Adern verſehen; ſie hängen an dicken Stielen, von der Länge eines Zolls. Die Blumen entſpringen in großer Anzahl oben aus den Zweigen, und beſtehen aus fünf mittelmäßig großen Blättern. Nach ihnen folgen Zoll lange, rundliche und braune Schoten, die, wenn ſie reif ſind, und ſo bald man ſie mit den Fingern drückt, ſich öffnen und den Kern, welchen ſie enthalten, fallen laſſen. Dieſer Kern iſt länglichrund, von der Größe und Figur einer Haſelnuß, mit einer ſchwärzlichen Haut bedeckt, die bis zur Mitte mit einem gelben, ſchleimichten und weichen

weichen Fleiſche umgeben wird, von Geruch wie geſtoßne Erbſen.

Der Kern aber, welchen man ißt, beſteht aus einem zähen Fleiſche, wie weichgemachtes Horn; er läßt ſich zwiſchen den Zähnen leicht zerbeißen und hat einen ſchwachen Geſchmack und eine wäſſerichte Farbe: die Affen lieben ihn ſehr, wie Marcgrav in ſeiner natürlichen Hiſtorie von Braſilien erzählt.

Dieſer Baum wächſt in den dicken Wäldern, die mitten in Braſilien ſind, wie auch auf der Inſel Maranhon und den nahgelegenen antilliſchen Inſeln, wo man bey großer Sommer-Hitze einen tiefen Schnitt in den Stamm thut, worauf ein ölicht harziger Saft herausfließt, welcher anfangs hell iſt, wie das deſtillrte Terpenthin-Oel, hernach aber dicker wird und aus dem weißen ins gelbliche fällt. Der Saft, welcher zuerſt herausquillt, wird beſonders aufgehoben und für viel beſſer gehalten, als derjenige, ſo zuletzt kömmt. Wenn man den Schnitt in den Stamm dieſes Baumes zu gehöriger Zeit thut, und zwar ſo, daß er tief ſey und durch die Rinde gehe; ſo fließen binnen drey Stunden bis zwölf Pfund Balſam heraus: thut man aber den Schnitt zu unrechter Zeit, ſo bekömmt man nichts oder nur ſehr wenig von dem balſamiſchen Safte. Wenn man aber den Einſchnitt ſo gleich mit Wachs oder Thon bedeckt, ſo fließt nach ungefähr vierzehn Tagen der harzige Saft in ziemlich großer Menge heraus.

Die

Die Tiſcher ſuchen das Holz dieſes Baumes ſehr, ſeiner ſchönen hochrothen Farbe wegen; ſie brauchen daſſelbe ſowohl breite Bretter daraus zu machen, als auch zu allerley Verzierungen und eingelegter Arbeit. Man bedient ſich deſſelben auch zum färben.

Der Balſam von Copaiva, mit viel gemeinem Waſſer deſtillirt, hat ein durchſichtiges Oel gegeben, von einem ſubtilen und lieblichen Geruch: das deſtillirte Waſſer war ebenfalls wohlriechend. Der im Kolben zurück gebliebene Balſam, welcher auf dem Waſſer ſchwomm, hatte einen harzigen Geruch, nachdem er zur Conſiſtenz eines Harzes gebracht worden war. Durch die Deſtillation aus der Retorte erhielt man einen Theil ätheriſches Oel, eine ziemliche Menge ſäuerliche Feuchtigkeit, und endlich ein dickes brenzlichriechendes Oel, ſo anfangs röthlich, hernach braun war. Es blieb eine Kohle, oder ſchwarze, lockere, glänzende und leichte Maſſe zurück, woraus man durchs Auslaugen kein Salz gezogen hat. Man ſieht daraus klar, daß der Balſam von Copaiba ſowohl aus einem ſubtilen als dicken Oel, ſo mit einem ſauren Salze verbunden iſt, beſtehe; wovon ſeine Wirkſamkeit herkömmt.

Thomas Fuller, ein Arzt zu Cambridge, bemerkt, daß der Balſam von Copaiva dem Urin keinen Veilchen-Geruch gebe, wie der Terpenthin zu thun pflegt, ihm aber einen ſehr bittern Geſchmack mittheile.

Ebenderſelbe Autor erhebt dieſen Balſam ſehr: er lindert die ſalzigte Schärfe des Speichels und Urins, indem er die Salz-Spitzen verhüllt: er ſtellt das Blut wieder her, welches der öhlichten Theile beraubt iſt, und hilft wider die ſcorbutiſche, ranzige und in die Fäulniß gehende Cacherie. Er dient nicht nur äußerlich, ſondern auch innerlich die Wunden zu heilen: denn er reinigt ſie und ſchließt ſie zu. Er heilt alle Arten von Wunden, beſonders in den Nerven: er hemmt die rothe Ruhr und die andern Bauchflüße, wie auch den weißen Fluß und die Gonorrhoe. Die Nieren, die Harngänge und die Blaſe, ſo von Grieß, Schleim und Eyter verſtopft, erſchlafft oder exulcerirt ſind, werden durch dieſen Balſam auf eine verwunderns-würdige Weiſe gereinigt, befeſtigt und geheilt. Er treibt den Urin, dämpft das Brennen deſſelben und reinigt viel wirkſamer, als alle andre Balſame, das, was von blutiger, ſtinckender und eyterichter Materie im Urin enthalten iſt.

Ebenderſelbe **Fuller** rühmt dieſen Balſam auch als ein vortreffliches Mittel für die Bruſt. Er reinigt, ſagt er, die Luftgefäße in den Lungen, befeſtigt dieſe, und zertheilt ihre Verhärtungen. Dieſer erfahrne Arzt hat wahrgenommen, daß der gefährlichſte und augenſcheinlich mit der Lungenſucht drohende Huſten einzig und allein durch den Gebrauch dieſes Balſams völlig curirt worden iſt. Er verſichert, daß er auch hectiſchen Perſonen, ob er gleich ſehr bitter und offenbar hitzig iſt, dennoch zuträglich ſey; weil er die ſalzigte Schärfe der

Säfte

Säfte mit Macht dämpft und der Fäulniß widerſteht.

Man giebt ihn in Subſtanz in einem weichen Ey, oder mit Wein oder einer andern Feuchtigkeit vermiſcht, oder in Form eines Boli mit Zucker, Süßholz-Pulver oder einem andern dienlichen Pulver. Die Doſis iſt von fünf bis zu funfzehn oder zwanzig Tropfen. Wenn man ihn zu zwo bis drey Drachmen pro Doſi giebt, ſo öffnet er den Leib eben ſowohl, als der Terpenthin.

Nimm Balſam von Copaiva eine halbe Unze; das Gelbe von zwey Eyern; Gundermann-Syrup, zwo Unzen; guten Wein acht Unzen. Mache eine Mixtur, wovon man einen oder zwey Löffel früh und abends geben kann, wider die Geſchwüre und Verhärtungen der Lungen.

Nimm Balſam von Copaiva, funfzehn Tropfen; Süßholz-Pulver; präparirten Agtſtein, von jedem funfzehn Gran; Antihect. Poter. zwölf Gran; Gundermann-Syrup, ſo viel genug iſt. Mache einen Bolum, die Lungen-Geſchwüre zu heilen.

Nimm pulveriſirte amerikaniſche Grießwurzel und Süßholz-Pulver, von jedem einen halben Scrupel; Balſam von Copaiva ſo viel genug iſt. Mache einen Bolum, früh und abends zu nehmen, die Nieren- und Blaſen-Geſchwüre zu reinigen und zu heilen.

Nimm Blutſtein, Maſtix und Drachenblut, von jedem eine halbe Drachme; Japoniſche Erde und präparirte rothe Corallen, von jeden eine

Drachme; Balſam von Copaiva, eine genugſame Menge. Vermiſche ſie, mache eine Lattwerge, wovon die Doſis eine Drachme iſt, täglich zweymal zu nehmen, im weißen Fluß.

Nimm Rhabarbar-Pulver drey Drachmen; Queckſilber-Panacee, eine Drachme; Balſam von Copaiva, anderthalb Unzen. Vermiſche ſie, mache eine Lattwerge, wovon die Doſis eine Drachme iſt; täglich früh und abends zu nehmen, die bösartige Gonorrhoe zu curiren: alle vier Tage muß der Kranke mit Mercurial-Pillen purgieren.

Aus den bisher beſchriebenen Balſamen werden verſchiedne Tincturen gezogen, denen man viele Lobeserhebungen giebt.

Nimm Paradiesholz, Angelikwurzel, Florentiniſche Veilchenwurzel und runde Hohlwurz, jedes zu einer Unze; Cretiſche Diptam-Blätter, Spitzen von Johanniskraut, Rosmarin, Lavendel, Safran, von jedem eine halbe Unze; Weingeiſt anderthalb Pfund. Laß es in einem wohlverſchloßnen Gefäß einen Monat lang an der Sonne digeriren. In ein ander Gefäß thue Myrrhen, Aloe, Benzoin und Weyhrauch, jedes eine halbe Unze. Geuß ein Pfund Weingeiſt darüber und laß es auf eben die Weiſe digeriren. Alsdann ſeige beyde Feuchtigkeiten durch, und vermiſche ſie mit einander. Thue dazu, Balſam von Copaiva zwo Unzen; Balſam von Mecha; Peruvianiſchen Balſam; Balſam von Tolu, flüßigen Storax und Cypriſchen

ſchen Terpenthin, von jedem eine Unze. Laß es von neuem funfzehn Tage digeriren, und hebe die Feuchtigkeit zum innerlichen und äußerlichen Gebrauch auf.

Jedoch muß man ſich vor dem innerlichen Gebrauche der Balſame in Acht nehmen, wo viel Fieber-Hitze zugegen iſt: denn ſie bringen das Blut in Wallung und machen es zur Entzündung geneigt. Daher geſchieht es, daß, wenn man ſie zu unrechter Zeit, oder allzu lange, oder in allzu ſtarker Doſi giebt, Fieber, Blutflüſſe, Kopfſchmerzen, Herzklopfen oder Entzündungen einiger Eingeweide daraus entſtehen. Oft begleiten auch Mangel des Appetits und ſchwere Verdauung den Gebrauch der Balſame, weil deren harzige Theile die Säure des Magens dämpfen. Daher muß man ſie lange nach der Mahlzeit und in kleiner Doſi geben.

Fünfter Artikel.

Von dem flüßigen Amber.

Der flüßige Amber, Liquidambar, Liquidambarum, & Ambarum liquidum, *Off.* iſt ein flüßiger, fetter, harziger Saft, an Conſiſtenz dem Terpenthin gleich, gelbröthlich; von Geſchmack ſcharf und aromatiſch; von durchdringendem Geruch, welcher dem Storax und Amber nah

nah kömmt. Man brachte ihn ehmals aus Neu-Spanien, Virginien und andern Provinzen im mittäglichen Amerika. Bisweilen brachte man auch zugleich ein Oel, welches dünner, flüßiger und durchdringender als der flüßige Amber war, und aus dieſem gezogen wurde. Man nennte es flüßiges Amber-Oel; es war röthlich und viel heller. Dieſe Subſtanzen wurden ehemals häufig gebraucht, und man fand ſie in den Officinen der Salbenkrämer und Spецereyhändler oft und in großer Menge. Gegenwärtig aber, da die wohlriechenden Sachen faſt gar nicht mehr im Gebrauch ſind, trifft man ſie ſehr ſelten in den Officinen an; ſo, daß ſie dieſen völlig unbekannt ſind.

Der Baum, woraus dieſer Saft quillt, heißt Liquidambari Arbor, ſive Styracifera, Aceris folio, fructu tribuloide, id eſt, pericarpio orbiculari ex quamplurimis apicibus coagmentato ſemen recondens, *Plukn. Phyt.* Tab. 42. Xochiocotzo-Quahuitl, ſeu arbor Liquidambari Indici, *Hernand.* 56. Ococotl. Indorum, *Nicol. Monard.* Styrax Aceris folio, *Raii Hiſtor.* 1681. Arbor Virginiana Aceris folio, potius Platanus Virginiana Styracem fundens, *Ejuſd.* 1799. Es iſt ein ſehr großer, ſchöner, hoher und äſtiger Baum, deſſen Wurzeln ſich weit ausbreiten. Der Stamm iſt gerad, mit einer theils röthlichen, theils grünen und wohlriechenden Rinde bedeckt. Die Blätter gleichen denen vom Ahorn-Baum, und ſind in drey oder mehrere Spitzen getheilt, auf der einen Seite weißlich, auf der andern dunkelgrün,

grün, am Rande geſägt, drey Zoll breit. Von den Blumen wiſſen wir nichts. Die Früchte ſind kugelrund, ſtachlicht wie des Platani ſeine, und beſtehen aus vielen gelblichen ſpitzigen Saamenkapſeln, worinn längliche und rundliche Saamen enthalten ſind. Aus dieſem Baume fließt, entweder von ſich ſelbſt oder wenn man in die Rinde ſchneidet, ein harziger, wohlriechender und ſehr durchdringender Saft, nämlich der flüßige Amber. Man ſcheidet daraus, wenn man ihn friſch geſammlet hat und an einen ſchickhaften Ort ſtellt, das flüßige Amber-Oel, ſo weit ſubtiler und angenehmer iſt, als der flüßige Amber ſelbſt. Einige ſchneiden die Rinde und Zweige dieſes Baumes in kleine Stücken, laſſen ſie kochen und bekommen ein Oel daraus, das auf dem Waſſer ſchwimmt und welches ſie für das wahre flüßige Amber-Oel verkaufen. Man vermiſcht auch die klein geſchnittene Rinde mit dem Harze, damit im Räuchern der Geruch davon angenehmer ſeyn und länger dauren möge.

Sonſt verbrauchte man eine große Menge flüßigen Amber, den Fellen und Handſchuhen einen guten Geruch zu geben. Heut zu Tage aber kennt man dies Räucherwerk kaum dem Namen nach. Die Schriftſteller rühmen den flüßigen Amber wider die meiſten kalten Krankheiten, die Geſchwulſten zu zertheilen; und beſonders räth man ihn in Geſchwulſten und Verſtopfungen der Mutter, und in weggebliebner Monatzeit. Gegenwärtig braucht man ihn eben ſo ſelten als die

meiſten andern wohlriechenden Sachen: denn ſie machen uns Kopfſchmerzen, und verurſachen den Weibsperſonen hyſteriſche Zufälle oder Mutterbeſchwerungen.

Sechſter Artikel.

Von dem flüßigen Storax.

In den Apotheken unterſcheidet man heut zu Tage nach dem Exempel der Araber, zweyerley Storax, nämlich den flüßigen und den trocknen; anſtatt daß die Griechen nur einen einzigen Storax annehmen, welches der trockene iſt: denn den flüßigen ſcheinen ſie nicht gekannt zu haben. Dieſe beyden Arten von Storax ſind gänzlich von einander verſchieden. Itzt wollen wir von dem flüßigen, in der Folge aber von dem trockenen handeln.

Der flüßige Storax, Storax liquidus, *Off.* Miha, *Arab.* Cotter-Mija, *Turcarum.* Roca-Malha Sinenſium, *Garz.* franz. Storax liquide; iſt ein harziger Saft, davon man zwo Arten in den Apotheken findet; den reinen und den unreinen oder dicken. Der reine flüßige Storax iſt ein harziger Saft, von Conſiſtenz zäh und wie Honig, dem Terpenthin ähnlich, halb durchſichtig, von Farbe braun oder aus dem braunen ins rothe, oder auch aus dem aſchgrauen ins braune; von Geruch ſtark, faſt wie der trockne

trockne Storax, allein ſeiner Heftigkeit wegen beynah unangenehm; von Geſchmack ein wenig ſcharf, aromatiſch, ölicht. Man hält den, welcher zäh, gelblich, durchſichtig iſt und einen ſehr ſtarken Geruch hat, für den beſten.

Der weniger reine oder dicke Storax iſt ein harziger Saft, heficht, braun oder aſchgräulich, undurchſichtig, fett: er hat einen ſchwachen Geruch und ſcheinet der hefichte Theil des vorhergehenden zu ſeyn. Man muß ihn zu Arzneyen, ſelbſt zu den äußerlichen nicht nehmen, bevor man ihn nicht durchgeſeigt und von den Heſen gereinigt habe. Die unerfahrnen in den Officinen geben, nach einigen Arabern, dem flüßigen Storax den Namen Stacte, aber falſch: denn das Stacte der Griechen iſt das Durchgeſeigte von der Myrrhe, wie man ſolches beym Dioſcorides ſehen kann. Den reinen und ächten flüßigen Storax findet man in den Apotheken ſelten: denn oft iſt er mit Feilſpänen von Holz verunreinigt, oder man pflegt ſtatt ſeiner durch die Kunſt bereitete Säfte unterzuſchieben. Es giebt über den Urſprung des flüßigen Storax einen großen Streit unter den Schriftſtellern: denn einige glauben, es ſey nichts anders als das Durchgeſeigte von der Myrrhe, wegen des Namens Stacte, den einige ihm geben. Allein auſſer dem Unterſchiede des Geſchmacks und Geruchs, ſo ſich zwiſchen der Myrrhe und dem Storax findet, erhellet auch daraus, daß es ganz verſchiedene Sachen ſind, weil die Myrrhe, als eine Subſtanz, die zwiſchen dem Gummi und Harze das Mittel hält, ſich in

einer jeden wäſſerichten Feuchtigkeit zum Theil leicht auflöſt; der flüßige Storax aber ganz und gar nicht, ſondern nur in einer ölichten und fetten Feuchtigkeit, wie die andern Harze. Andere glauben, der flüßige Storax ſey aus dem Storax Calamita gemacht, welcher in Oel oder Wein aufgelöſt und mit gekochtem venediſchen Terpenthin vermiſcht worden. Wenn dieſes Decoct erkaltet iſt, ſo ſetzt ſich, ſagt man, der flüßige Storax zu Boden, oben aber ſchwimmt eine ölichte Subſtanz. Andere laſſen ihn durchs Auspreſſen bereitet werden. Andern iſt er ein aus den Nüſſen des Storax-Baumes ausgepreßtes Oel. Noch andre ſagen, der flüßige Storax werde gemacht, indem man die Rinde oder die jungen Zweige und Knoſpen des Storax Baumes, oder, wie andre wollen, des flüßigen Amber-Baumes kochen laſſe. Andre behaupten, der Storax Calamita und der flüßige wären einerley Saft, und nur in Anſehung der Conſiſtenz von einander verſchieden. Samuel Dale verſichert, daß alles das was man in den Apotheken zu London für flüßigen Storax verkauft, blos durch die Kunſt bereitet worden ſey. Allein, Jacob Petiver, ein Apotheker zu London, der Königl. Societät Mitglied, und ein geſchickter Naturforſcher, meldet in den philoſophiſchen Tranſactionen der Königl. Societät zu London, No. 313. der flüßige Storax, den die Türken und Araber Cotter-Mija nennen, ſey der Saft eines gewiſſen Baumes, Roſa Mallos genannt, welcher in der Inſel Cobros wächſt, im rothen Meere, drey Tagereiſen von der Stadt Suez. Die Rinde

dieſes

dieſes Baumes wird alle Jahre abgeſchält, geſtoſſen und in Seewaſſer bis zur Conſiſtenz eines Leims gekocht: alsdenn ſammlet man die darüber ſchwimmende harzige Subſtanz. Da ſie aber noch viel grobes oder viel von pulveriſirter Rinde enthält, ſo läßt man ſie von neuem in kochendem Seewaſſer zerfließen; und alsdenn ſeigt man ſie durch. Das auf dieſe Weiſe gereinigte Harz und die zurückgebliebene dicke heſichte Materie werden, jedes beſonders, in kleine Fäſſer gethan und nach Mecca, einer berühmten Handels-Stadt in Arabien, gebracht. Dieſes ſind die beyden Arten des flüßigen Storax, die man in den Apotheken antrift.

Die morgenländiſchen Völker ſchätzen dieſes Räucherwerk ſehr hoch und machen ſtarken Gebrauch davon. Ein Faß, welches 420 Pfund enthält wird für 60 bis 120 Reichsthaler verkauft, nachdem daß der Storax mehr oder weniger rein iſt.

Wir finden von dieſem Baume keine Beſchreibung.

Man ſchreibt dem flüßigen Storax eben dieſelben Kräfte zu, als den andern Balſamen, von welchen wir bisher geredet haben. Innerlich verſchreibt man ihn von drey bis zu zwölf Tropfen, die innerlichen Geſchwüre zu reinigen und zu heilen. Man braucht ihn ſehr oft in Quetſchungen Wunden und äußerlichen Geſchwüren, inſonderheit wenn ſie ſcorbutiſch ſind. Man rühmt ihn vornehmlich der Fäulniß zu wiederſtehen und den kalten Brand zu verhüten. Man braucht ihn im Unguento de

Styra-

Styrace, deſſen man ſich im Hoſpitale zu Paris häufig und mit Nutzen bedient. Dieſes Unguent wird auf folgende Weiſe bereitet.

Nimm von gutem Nuß-Oel fünf Unzen; Gummi Elemi, friſches Wachs, von jedem drey Unzen und drey Drachmen; Colophonium, ſieben und eine halbe Drachme. Wenn alles geſchmolzen iſt, thue drey Unzen und drey Drachmen reinen flüßigen Storax dazu. Mache ein Unguent.

Siebender Artikel.

Von dem Terpenthin und den verſchiedenen Arten und Producten deſſelben.

Man giebt in den Apotheken den Namen Terpenthin viererley Arten von harzigen Säften, ob er gleich nur einem einzigen Harze zukömmt, welches aus dem Terpenthin Baume fließt. Es giebt alſo viererley Terpenthin; nämlich den Cypriſchen, Venediſchen, Strasburgiſchen und den gemeinen. Der Cypriſche Terpenthin, Terebinthina Chia vel Cypria, *Off.* Ρητίνη Τερμινθίνη *Graec.* Terebinthina *Latin.* Terminthina *Quorumd.* Ferbenthina, Ferebinthina, Trebinthina, Trementina, aut Fermentina; Helc Alimbath ſeu Helt Alimbach, *Arab.* franz. Terebentine

bentine de Chio; iſt ein harziger, flüßiger Saft, der aus dem Terpenthin-Baume fließt; weiß-gelblich, oder glaßfarbig und ein wenig bläulich, bisweilen durchſichtig, von Conſiſtenz bald dicker, bald weicher, zäh und ſchleimicht, ſo daß er ſich zuweilen mit den Fingern in Stückchen reiben läßt, oft aber wie dicker Honig den Fingern nachgiebt und ihnen anhängt; von Geruch ſcharf, nicht unangenehm, dem Harze des Lerchen-Baumes oder dem Venediſchen Terpenthin nicht unähnlich, beſonders wenn man ihn mit den Händen betaſtet oder ihn auf glüende Kohlen wirft; von Geſchmack ein wenig bitter und ſcharf. Man ſchätzt denjenigen Terpenthin ſehr hoch, welcher aus den Inſeln Chio und Cypern kömmt, woher er auch den Namen erhalten. Die alten Griechen haben ihn gekannt und gebraucht.

Er fließt aus einem Baume, ſo Terebinthus vulgaris, *C. B. P.* Terebinthus *J. B.* genennt wird. Dieſer Baum iſt beſtändig grün, von der Größe eines Birn-Baumes, mit einer dicken, aufgeriſſenen und aſchgrauen Rinde bedeckt. Seine Zweige breiten ſich weit aus, und tragen wechſelsweis gepaarte, ſteife und feſte Blätter, die den Lorbeerblättern ähnlich, nur etwas mehr ſtumpf ſind. Die Blumen erſcheinen zu Anfange des Monats May oben aus den Zweigen; ſie ſind büſchelweis geſtellt, uud beſtehen aus unfruchtbaren purpurfarbigen Staubgefäßen: denn diejenige Art, welche Früchte trägt, hat gar keine Staubgefäße. Die Früchte kommen auch büſchelweis oder traubenför-

mig,

mig, und ſind rundlich, zwo bis drey Linien lang, mit einer häutigen, purpurfarbigen oder gelblichen, ſäuerlichen, anziehenden und harzigen Schaale bedeckt. Dieſe aber iſt einzellig, öfters leer; zuweilen enthält ſie einen markichten Kern. Man findet dieſen Baum häufig in Languedoc, und in dem Walde Valena bey Montpellier, wo Lobel wahrgenommen hat, daß der Terpenthin aus den geritzten Terpenthin-Bäumen gefloßen iſt. In der Inſel Chio wächſt dieſer Baum wild an den Wegen, und läßt viel dicken Terpenthin fließen, welcher ans dem weiſſen ins bläuliche fällt, faſt ohne Geſchmack und Geruch iſt, ſich kaum an die Zähne hängt, und ſich leicht verdickt, wie ſolches Tournefort wahrgenommen hat.

Gegen den Herbſt iſt dieſer Baum voll von gewiſſen Blaſen, die den Blättern und Zweigen anhängen, faſt wie man an den Ulmbaum-Blättern ſehen kann, aber blaß oder purpurfarbig. Bisweilen findet man auch zu Ende der Zweige längliche und knorplichte Hörnchen, vier, fünf oder ſechs Zoll lang und drüber, von verſchiedener Form, röthlich und ausgehöhlt. In dieſen findet man, wenn ſie ſo wie die Blaſen, offen ſind, einen gewiſſen Schleim, mit welchem ein aſchfarbiger und ſchwärzlicher Unflath nebſt kleinen geflügelten Inſecten vermiſcht iſt. Faſt alle Schriftſteller, die von dieſem Baume geredet haben, thun von dieſen Hörnchen Erwähnung. Sie ſind aber nichts anders, wie J. Raius dafür hält, als gewiſſe Auswüchſe, die von Inſekten entſtehen, welche die Blätter

und

und Zweige ſtechen und ihre Eyer hineinlegen; wo⸗ durch ſie ihnen ein bequemes Behältniß verſchaffen, darinnen ausgebrütet zu werden; damit die Jungen hernach, durch eine weiſe Vorſorge der Natur, darinn ernährt und erhalten werden mögen. Aus dieſen Blaſen oder Hörnchen aber wird das Harz nicht geſammlet, ſondern aus dem Holze. Man ſchneidet in den Stamm oder in die Zweige dieſes Baumes, ſo wie in die andern harzigen Bäume, nachdem ſie zuvor Knoſpen getrieben haben: und aus den gemachten Ritzen fließt ein Harz, ſo zuerſt flüſſig iſt, alsdenn aber nach und nach dick und trocken wird.

Kämpfer thut von einem Perſiſchen Terpenthin Meldung, welcher bey den orientaliſchen Völkern ſehr im Gebrauch und von dem Cypriſchen nicht verſchieden iſt. Man ſammlet ihn auf den Bergen und in den Wüſten, um die Gegend von Schmachia in Meden, und um Schiras in Perſien, im Luriſtaniſchen und Larenſiſchen Gebiete, und beſonders auf dem felſigten Berge, bey Majin, einem berühmten Dorfe, eine Tagereiſe von Sjiraſo, wo eine große Menge wilder Terpenthin- oder wie er ſagt, Piſtacien-Bäume wächſt. Die Einwohner ſammlen viel harzigen Saft, welcher während der großen Hitze entweder aus dem verwundeten Baume, oder von ſich ſelbſt aus den Ritzen und faulenden Knoten der Stämme fließt. Den aufgefangenen Saft laſſen ſie bey einem langſamen Feuer ein wenig kochen und gießen ihn aus, bevor er zu wallen anfange. Wenn er kalt geworden,

den, hat er die Farbe und Conſiſtenz des weiſſen Pechs. Die orientaliſchen Völker, ſagt Kämpfer bedienen ſich dieſes Terpenthins zu nichts anderm, als zum Kauen. Die Weiber diſſeits dem Fluß Indus haben ihn beſtändig im Munde, ſo daß ſie dieſes Harz kaum entbehren können, wenn ſie ſich einmal daran gewöhnet haben. Man ſagt, es helfe wider die Catarrhe, indem es die Lymphe bewegt und zuſammenzieht, es mache die Zähne weiß und feſt, erwecke den Appetit und mache den Athem angenehm. Man findet dieſes Harz in allen Officinen bey den Türken, Perſianern und Arabern, unter dem Türkiſchen Namen, Sakkis, und unter dem perſiſchen, Kondertuun. Die Bewohner des Berges Benna in Perſien ſammlen den Terpenthin nicht aus dem verwundeten Stamme, ſondern ſie verbrennen das Holz des Baumes, damit das Harz heraus fließe, bis es eine dunkelbraune Farbe bekömmt: die Mahler bedienen ſich deſſelben, weil es hart, leicht zu zerreiben und glänzend iſt. Man findet es in den Officinen unter dem Namen, Sijah Benna, das iſt, Schwärze vom Berge Benna, oder Rengi Suhla, das iſt, Suhlahfarbe. In der chemiſchen Unterſuchung haben drittehalb Pfund Cypriſchen Terpenthins gegeben: neun Unzen ſubtiles und klares Oel, fünf Unzen gelbliches, und zwey und zwanzig Unzen dickes und röthliches Oel: ſechzig Gran ſaure Feuchtigkeit. Das in der Retorte zurückgebliebene Caput mortuum wog ſieben Drachmen und dreyßig Gran; woraus man

durch

durch eine achtſtündige Calcination nichts von firem Salze bekommen hat.

Man braucht dieſen Terpenthin, ſo wie die andern äuſſerlich und innerlich. Aeußerlich applicirt erweicht, digerirt und zertheilet er, reinigt die Geſchwüre und vereinigt die Ränder der friſchen Wunden. Allein, bey uns wird dieſes Harz äußerlich ſelten gebraucht, da der Venetianiſche Terpenthin viel gemeiner, wohlfeiler und an Kräften nicht geringer iſt. Zum innerlichen Gebrauch verſchreibt man ihn oft, weil er nicht ſo ſcharf iſt. Man zählt ihn unter die Wundmittel und balſamiſchen Arzneyen. In der That, er beſitzt eine große Wirkſamkeit die innerlichen Geſchwüre zu reinigen. Man verſchreibt ihn mit großem Nutzen in Geſchwüren der Lungen, des Magens, der Gedärme, der Leber, Nieren, Blaſe und übrigen Eingeweide. Er dient wider den eingewurzelten Huſten, Eyter-Auswurf und in anfangender Lungenſucht. Er treibt den Urin und giebt ihm einen Veilchengeruch; er dient wider das Brennen des Urins und deſſen Unterdrückung, und wider die Nierenkolic, wenn dieſe Krankheiten von einem ſcharfen und dicken Sero herrühren. Oft führt er auch den Grieß ab, indem er das ſchleimichte Serum, vermittelſt deſſen der Grieß ſich zuſammen begiebt, auflöſet: allein, man muß ihn nicht eher geben, als bis zuvor die Entzündung gedämpft ſey. Man muß den Gebrauch des Terpenthins auch meiden, wenn der Nierenſtein größer iſt, als er durch die Urinwege gehen kann: denn in dieſem Fall iſt der Terpenthin entweder unnütz, weil

er den Stein nicht auflöſet; oder er entzündet den Theil, welcher vorher ſchon zur Entzündung geneigt iſt. Unterdeſſen verſchreiben ihn einige Aerzte dennoch, den Nierenſtein zu verhüten, weil er nämlich das verſchleimte Serum, als die Urſache des Grieſes und Steines zertheilt. Der Terpenthin wird auch wider das Podagra und alle Krankheiten der Gelenke ſehr gerühmt, wenn man, wie Avicenna räth, alle Morgen nüchtern einer Haſelnuß groß davon einnimmt. Es iſt auch nicht zu verwundern, daß dasjenige, was wider den Stein dient, auch für das Podagra zuträglich ſey; indem dieſe Krankheiten mit einander verwandt ſind und einerley materielle Urſache haben; weswegen es auch oft zu geſchehen pflegt, daß eine in die andre übergeht. Der Terpenthin öffnet auch den Leib; und Galen braucht ihn mit gutem Erfolg, alte Perſonen zu purgiren; er giebt davon einer Haſelnuß groß, und mehr. Einige verordnen ihn bis zu einer halben Unze, und drüber: allein man braucht ihn zu dieſem Endzweck ſelten.

Man giebt den Terpenthin von einer halben bis zu anderthalb Drachmen, in Form eines Boli, oder in einer wäßrichten Feuchtigkeit mit etwas Eygelbem aufgelöſet. Einige kochen ihn mit Waſſer und verdicken ihn zur Conſiſtenz eines Extracts, woraus ſie hernach Pillen machen. Allein, er verliert durchs Kochen viel von ſeiner ſpirituöſen Subſtanz; weswegen dieſe Präparation nicht zu billigen iſt.

Man kann aus dem Cypriſchen Terpenthin einen Spiritum, ein Oel, ein Harz oder Colophonium berei-

bereiten. Dieſe Präparata aber findet man ſelten in den Apotheken, weil dieſer Terpenthin ſehr rar iſt, und weil überdieß der Terpenthin aus dem Lerchenbaume mehr Spiritum giebt, als das Harz des Terpenthinbaumes, welches man ſchon verdickt und ſeiner flüchtigſten Theile beraubt zu uns bringt.

Der Cypriſche Terpenthin wird gebraucht, in der Theriaca *Andromachi*, im Mithridatio *Damocratis*, und in den Trochiſcis Cypheos.

Der Venediſche Terpenthin, Terebinthina Veneta; Larigna vel Laricea; *Off.* Λάριξ, *Græc.* franz. Terebenthine de Veniſe, ou des Melezes; iſt eine harzige, flüßige, helle, zähe Subſtanz, dicker als Oel, flüßiger als der Honig; die, wenn man den Finger hinein getaucht hat, ſchwer und gleichmäßig herabfließt, und ein wenig durchſichtig iſt, wie Glas; von Farbe gelblich; von Geruch harzig, ſtark, ſcharf, nicht unangenehm, aber doch ein wenig widerlich; von Geſchmack ſcharf und bitterlich. An Schärfe und Hitze übertrifft er das Harz des Terpenthinbaumes. Man wählt denjenigen, welcher friſch, ſehr durchſichtig, weiß, flüſſig, mit Unreinigkeiten oder Hefen nicht vermiſcht iſt, und deſſen Tropfen den Fingernägeln anhängen, ohne herabzufließen. Man nennt ihn Venediſchen Terpenthin, weil er uns ehedem aus Venedig gebracht wurde; itzt aber bringt man ihn aus Dauphinee und Savoyen. Dieſe Art von Harz iſt den alten Griechen bekannt geweſen; und ſchon zu Galens Zeiten verkauften es einige, ſo wie auch das

Tannenharz für das wahre Terpenthinharz. *Galen. Lib. 3. de comp. Med. ſec. gen.*

Dieſer Terpenthin fließt aus einem Baume, welcher Lerchen⸗Baum heißt, Larix folio deciduo, conifera; *J. B.* 1. 2. 6. 5. Larix *Dodonaei* 868. franz. Meleze. Er iſt hoch und gerad, mit einer Rinde bedeckt, welche gegen den Urſprung der Aeſte braun, dick, rauh, in viele Ritze geſpalten und inwendig röthlich iſt; übrigen Theils aber glatt und auswendig ein wenig weißlich. Das Holz iſt ziemlich hart und feſt, röthlich, wohlriechend, und hat geradlaufende Zaſern. Die Aeſte ſind häufig und theilen ſich in andre kleinere, welche zäh, biegſam und herabhängend ſind. Die Blätter kommen in großer Anzahl aus einem Knoten an den Zweigen; ſie hängen zuſammen und ſind kürzer, dünner und weicher, als die Fichtenblätter, und nicht ſpitzig. Die Blumen ſind unfruchtbare Kätzchen. (amentum) Die Früchte ſind kleine Zapfen, faſt ſo dick wie die von den Cypreſſen, aber länger; ſie beſtehen aus dünnen blätterichten Schuppen, die an einer gemeinſchaftlichen Axe hängen. Unter jeder von dieſen Schuppen liegen zween kleine Saamen, mit einer dünnen, den Bienen⸗ oder Weſpen⸗Flügeln ähnlichen Haut verſehen; von der Größe der Cypreſſen⸗Saamen, mit einer aſchgrauen Schaale bedeckt; inwendig liegt ein weiſſer Kern, der einen ſüßen Geſchmack hat, wie die Pinien. Wenn dieſe Früchte noch jung ſind, ſind ſie rundlich und ſchön purpurroth.

Der

Der Lerchenbaum wächſt häufig auf den Franzöſiſchen, Savoyſchen, Graubündter, Steyermärkiſchen und Kärnthiſchen Alpen, wie auch auf dem Appenniniſchen Gebirge. Im Frühling und Herbſt fließt ſowohl von ſich ſelbſt, als wenn man einen Schnitt in den Baum thut, ein Harz ſo hell wie Waſſer heraus, von Conſiſtenz wie Oel; in kurzer Zeit aber wird es gelblich und endlich dick.

Aus eben dieſem Baume ſchwitzt zu gewiſſen Jahrszeiten noch ein andrer Saft, welcher der Manne völlig gleicht, und deshalb Lerchen-Manne genennt wird, franz. Manne de Briançon, weil man ſie bey dieſer Stadt häufig findet. Auf eben dieſem Baume wächſt auch der Lerchenſchwamm, von dem wir an ſeinem Orte reden werden.

In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund und eilf Unzen venediſcher Terpenthin durch die Deſtillation im Dampfbade gegeben: anderthalb Drachmen ſäuerliches Waſſer: zehn Unzen und ſechs und eine halbe Drachme ſehr ſubtiles und helles Oel. Die zurückgebliebene Maſſe gab aus der Retorte bey nach und nach verſtärktem Reverberierfeuer zwo Unzen und zwo Drachmen ſaures Waſſer: etwas von urinöſem Waſſer: Zwölf Unzen, zwo Drachmen und vier und funfzig Gran von einem gelblichen und etwas dicken Oel: ſiebzehn Unzen und vier Drachmen röthliches und dickes Oel. Die ſchwarze, glänzende, lockere und leichte Maſſe, ſo in der Retorte blieb, wog ſechs Drachmen und zwölf Gran. Als man dieſe im Schmelztiegel acht Stunden cal-

cinirt hatte, bekam ſie eine braunröthliche Farbe. Sie hatte keinen Geſchmack und wog zwey und zwanzig Gran. Man bekam durchs Auslaugen kein Salz daraus. Der Verluſt der Theile in der Deſtillation iſt ohngefähr eine Drachme, und in der Calcination beynahe ſechs Drachmen geweſen.

Man ſieht aus dieſer Unterſuchung, daß der Venediſche Terpenthin aus einem ſubtilen Oele beſteht, welches mit einem ſauren Salze ſo verbunden iſt, daß beyde zuſammen ein Harz ausmachen; ferner iſt klar, daß er keine oder nur ſehr wenig Erde enthält und einen geringen und faſt unmerklichen Theil von alkaliſchem Salze. In der That, wenn man Terpenthingeiſt mit Vitriolſaurem digeriren läßt, ſo verwandeln ſie ſich in wenig Tagen in ein Harz, das dem Terpenthin ähnlich iſt, und bey fortgeſetzter Digeſtion ſich mehr und mehr verdickt und in ein ſchwarzes Pech verwandelt.

Es iſt zu merken, daß der Terpenthin nicht nur innerlich genommen, oder in Clyſtieren eingeſpritzt, ſondern auch äußerlich den Wunden applicirt, ja ſelbſt durch den bloßen Geruch ſeiner ſpirituöſen und flüchtigen Theile, wenn man ſie in die Naſe und Lungen zieht, auf eine ſolche Weiſe in den Urin wirket, daß dieſer einen Veilchengeruch bekömmt. Daraus ſchließen wir, daß der Terpenthin ſeine Wirkſamkeit vornehmlich vermittelſt ſeiner ſpirituöſen und flüchtigen Theile äußere, welche ſich leicht durch den ganzen Körper verbreiten, in das Geblüth und die andern Säfte gehen, dieſelben zertheilen und ver-

verdünnen, die ſcharfen Salze verhüllen, die Abſonderungen und Ausleerungen wiederherſtellen, die Urinwege oder die Theile des Unterleibes vornehmlich reinigen, befeuchten und die elaſtiſche Kraft derſelben wieder herſtellen; welches auch von den andern Terpenthinen gilt.

Der Terpenthin des Lerchen-Baumes hat eben die Kräfte, wie das Harz des Terpenthin-Baumes, und wir ziehen ihn zum innerlichen Gebrauch den andern allen vor. Er iſt balſamiſch, dienet in Wunden, treibt den Urin und öffnet zugleich den Leib. Man verſchreibt ihn mit gutem Nutzen in Geſchwüren der Lungen, Nieren, Blaſe und übrigen Eingeweide. Er thut in der Gonorrhoe und im weiſſen Fluſſe vortreffliche Dienſte, wie auch die Eytergeſchwüre der Eingeweide zu zertheilen oder zu zeitigen; denn er führt bisweilen die Eyter-Materie von dem behafteten Theile weg, und ſchafft dieſelbe mit dem Urin aus dem Körper. Riverius und andre berühmte Aerzte rühmen ihn zu Verhütung des Nierenſteines; und man zieht ihn den übrigen urintreibenden Mitteln deſtomehr vor, weil er den Leib zugleich öffnet, ſo, daß die dicken Säfte, welche von den andern urintreibenden Arzneyen durch die Nieren gehen würden, durch den Stuhl abgeführt werden.

Von der Art den Venediſchen Terpenthin zu verſchreiben, gilt eben das, was wir von dem Cypriſchen geſagt haben. Denn man giebt ihn in Form eines Boli, oder in Pillen, oder mit Eygelben aufgelöſet. Viele pflegen ihn mit gemeinem Waſſer

oder einer andern Feuchtigkeit zu waſchen: andre laſſen ihn, um ihn dicker zu machen, ein wenig kocher. Allein, dieſes Kochen iſt unnütz, und das Waſchen nicht nützlicher: denn durch beydes geht viel von ſeinen flüchtigen Theilen verlohren.

Die balſamiſche und in Wunden dienliche Tugend des Terpenthins, äußerlich applicirt, iſt ſehr berühmt. Daher iſt faſt keine Salbe, kein Pflaſter, kein Unguent für Wunden und Geſchwüre, wozu man nicht den Venediſchen Terpenthin als Leib und Seele, wie Ettmüller ſagt, nehmen ſollte. Die Wundärzte machen ein Digeſtiv-Unguent daraus, welches in Wunden ſehr gebraucht und geprieſen wird; ſie vermiſchen den Terpenthin mit einer gnugſamen Menge von Engelbem, oder Roſen-Oel, oder mit einer andern dienlichen Feuchtigkeit. In der rothen Ruhr, in Geſchwüren der Eingeweide, in Steinſchmerzen, Unterdrückung des Urins verordnet man Clyſtiere mit Terpenthin vermiſcht, nicht ohne guten Erfolg. Indeſſen muß man den Terpenthin nicht ohne Behutſamkeit gebrauchen, eben ſo wenig als die andern Urintreibenden Arzneyen, und ohne vorher die überhaupt nöthigen Hülfsmittel gebraucht zu haben; nämlich die Aderlaß, wenn ein Fieber oder eine Entzündung zu befürchten ſteht, oder andre Mittel, welche die erſten Wege reinigen und den Leib öffnen: denn ſonſt ſchlagen Fieber, Kopfſchmerzen oder Hitze in andern Theilen des Körpers dazu. Fabricius Hildanus, Cent. 5. obſ. 59. hat bemerkt, daß durch den Gebrauch

brauch des Terpenthins nach rohen und ſchleimich-ten Speiſen der Urin unterdrückt worden iſt. Man bereitet in den Apotheken aus dem Terpenthin einen Spiritum, ein Oel und Colophonium.

Nimm friſchen, reinen und durchſichtigen Venediſchen Terpenthin, eine beliebige Menge. Deſtillire ihn aus einer gläſernen Retorte, ſo, daß der Terpenthin aufs höchſte das Drittel davon erfülle. Beym erſten und ſehr gelinden Feuer geht ein ſubtiles ätheriſches Oel über, ſo mit einem geringen Theil Waſſer verbunden iſt; und gemeiniglich Terpenthingeiſt genennt wird. Indem man den Grad des Feuers nach und nach verſtärkt, erhält man ein gelbliches, hernach ein röthliches und etwas dickeres Oel. Wenn man das Feuer alsdenn wegnimmt und die Gefäße erkaltet ſind, ſo findet man auf dem Boden der Retorte eine feſte, zerbrechliche, durchſichtige, röthliche Maſſe, welche Colophonium oder Geigenharz heißt. Treibt man aber dieſe harzige Maſſe durchs Feuer, ſo giebt ſie ein dickes ſchwärzliches Oel, welches einige Terpenthin-Balſam nennen. In der Retorte bleibt eine ſchwarze und lockere Maſſe zurück.

Der Terpenthingeiſt wird innerlich zu einigen Tropfen gegeben. Er treibt den Urin ſtark, und dienet in der Unterdrückung des Urins, wenn ſie von einem allzu dicken Schleime, der die Urinwege verſtopft, herrühret; wie auch im Blut- und Eyter-harnen, ſo von einem Nieren- und Blaſen-Geſchwüre kömmt, und in Krankheiten der Lungen.

Bartholet rühmt ihn im Seitenſtechen, weil er den Schleim, welcher die Bruſt verſtopft, zertheilet und denſelben mit glücklichem Erfolg in die Urinwege führt. Das gelbliche Oel giebt man ſelten innerlich. Aeußerlich werden der Spiritus und das Oel als balſamiſche und Wundmittel gebraucht. Das Colophonium digerirt, zertheilt und conſolidirt: es reinigt weniger und iſt auch weniger durchdringend, als der Terpenthin ſelbſt, wegen der öhlichten Theile, ſo durch die Deſtillation verlohren gegangen. Innerlich braucht man es zuweilen, doch ſelten: äußerlich wird es zu einigen Pflaſtern genommen.

Nimm Venediſchen Terpenthin, zwo Drachmen; ſüß Mandel-Oel eine halbe Unze. Vermiſche es; gieb es dem Kranken in Engbrüſtigkeit, Steinſchmerzen und Unterdrückung des Urins.

Nimm Venediſchen Terpenthin, zwo Drachmen; Roſen- oder Violen-Conſerve eine halbe Unze. Vermiſche es, mache einen Bolum. Oder

Nimm Venediſchen Terpenthin, eine halbe Unze. Vermiſche ſie mit einer gnugſamen Menge pulveriſirtem Zucker oder Süßholz-Pulver. Mache einen Bolum, in Lungen-Nieren-oder Blaſen-Geſchwüren. Oder

Nimm friſches Caßien-Mark, ſechs Drachmen; Venediſchen Terpenthin, eine halbe Unze. Süßholz-Pulver ſoviel genug iſt. Vermiſche es, mache einen Bolum in innerlichen Geſchwüren.

Nimm Venediſchen Terpenthin eine halbe Unze; pulveriſirte Rhabarbar eine halbe Drachme. Mache einen Bolum, für den weißen Fluß der Weibsperſonen.

Nimm Venediſchen Terpenthin eine halbe Unze; pulveriſirte Rhabarbar, drey Drachmen; Queckſilber-Panacee eine Drachme. Vermiſche ſie, mache ein Opiat, wovon täglich zweymal eine Drachme pro Doſi zu geben; die Gonorrhoe zu curiren, nachdem man zuvor die andern nöthigen Mittel gebraucht hat.

Nimm Venediſchen Terpenthin, in Eygelbem aufgelöſet, eine halbe Unze; Roſenhonig eine Unze; Kuhmilch acht Unzen. Mache daraus ein Clyſtier, welches des Tages zweymal gegeben werden kann, für die rothe Ruhr und Geſchwüre in den Gedärmen.

Nimm ein Pfund Decoct von Haſenpappeln, Glaskraut, (Parietaria) Chamillen und Steinkleeblumen, (flores Meliloti.) Vermiſche damit eine Unze Venediſchen Terpenthin, mit dem Gelben von einem Ey aufgelöſet; Salpeter-Kügelchen, eine Drachme. Mache ein Clyſtier in Steinſchmerzen. Oder:

Nimm Venediſchen Terpenthin und friſch gereinigtes Caſſien-Mark, von jedem eine Unze. Löſe ſie in einem Pfund Molken auf. Mache ein Clyſtier.

Man braucht den venediſchen Terpenthin in der Aqua antinephritica *de Bellegarde*, vulgo dicta *Charas*, aqua ad gonorrhoeam foetidam & virulentam

lentam *Quercetani*, in den Pilulis de Terebinthina cocta *Charas*, diureticis, Mercurialibus, ad ſiſtendam gonorrhoeam & contra gonorrhoeam virulentam, *Ejuſd.* in den Pilulis Matthaei, *Pharmac. Batean.* im Balſamo viridi *Metenſium*, Unguento ſeu Balſamo vulnerario *Arcaei*, Oleo Hyperici, Unguento martiato, de Althaea, Baſilico, mundificativo, und in faſt allen Unguenten und Pflaſtern.

Der Terpenthin des Tannen-Baumes heißt auch Straßburger Terpenthin, Terebinthina abiegna ſeu abietina, Terebinthina Argentoratenſis, *Off.* Ῥητίνη ἐλατίνη, *Graec.* franz. Terebentine de Strasbourg, Reſine liquide des Sapins, Bigion. Es iſt eine harzige Subſtanz, flüßig, wenn ſie friſch iſt; durchſichtiger als das Harz des Lerchen-Baumes, und weniger zäh; von Geruch angenehmer und bitterer; ſie riecht und ſchmeckt faſt nach Citronen: mit der Zeit wird ſie gelblich und dick. Sie wird Straßburger Terpenthin genennt, weil man ſie von Straßburg bringt.

Dieſer harzige Saft fließt aus dem weißen Tannen-Baume, Abies, Taxi folio, fructu ſurſum ſpectante, *Inſt. R. H.* 585. Abies, conis ſurſum ſpectantibus, ſive mas, *C. B. P.* 505. Abies foemina, ſive ἐλάτη τηλεια, *I. B.* 1. 231. franz. Sapin; Dieſer Baum iſt groß, und höher als die Fichte. Sein Stamm iſt gerade, und ohne Knoten, mit einer weißlichen und zerbrechlichen Rinde bedeckt. Die Aeſte wachſen rings um den Stamm, zuweilen vier, fünf, ſechs und mehrere;

und ſo ſtehen ſie bis zum Gipſel in einiger Entfernung von einander. Auf beyden Seiten tragen ſie Zweige, gemeiniglich in Form eines Kreuzes; aus dieſen kommen auf allen Seiten kleine ſtumpfe Blätter, oben dunkelgrün, unten ein wenig weißlich, und mit einer grünen Ribbe verſehen. Die Blumen ſind Kätzchen und beſtehen aus vielen Staubfachen, die ſich in zwo Zellen theilen, queer aufſpringen und einen ſehr feinen Staub ausſtreuen, welcher gemeiniglich die Figur eines halben Mondes hat, wie man durch ein Vergrößerungs-Glas deutlich ſehen kann. Dieſe Blumen ſind unfruchtbar. Die Früchte wachſen an andern Theilen ebendeſſelben Baumes: es ſind längliche, faſt eyförmige Zapfen, kürzer und dicker als die von der gemeinen Fichte. Sie beſtehen aus Schuppen, die an ihrem obern Theile breit ſind, und an einer gemeinſchaftlichen Axe hängen; unter denſelben liegen zween Saamen, mit einem häutigen Blatte beſetzt, weißlich, voll von einem ſcharfen und fetten Safte.

Dieſe Zapfen ſind zu Anfange des Herbſtes grün und geben viel Harz: zu Ende des Herbſtes aber und zu Anfange des Winters werden ſie reif. Dieſer Baum wächſt häufig in Deutſchland und den mitternächtlichen Ländern.

Man zieht das Tannen-Harz oder Oel nicht nur aus dem Stamm und den Aeſten, ſondern auch aus einigen Knoten innerhalb der Rinde. Dasjenige, ſo aus dem verwundeten Stamme fließt, iſt von ſchwächerm Geruch und wohlfeiler: wenn

es trocken iſt, hat es in Anſehung der Farbe und des Geruchs einige Aehnlichkeit mit dem Weyhrauch: weswegen es einige für dieſen unterſchieben. Das Harz aber, ſo aus den Knoten fließt, nachdem man einen Schnitt hinein gethan, wird ſehr hoch geſchätzt; und man nennt es beſonders, Tannen-Harz oder Tannen-Oel, franz. Bigion.

Die Art und Weiſe dieſes Harz herauszuziehen, iſt, wie Bellonius ſie beſchreibt, folgende:

Die Viehhirten gehen, um den Tag über nicht müßig zu ſeyn, in die Tannen-Wälder, und tragen ein leeres Kühhorn in der Hand. Wenn ſie nun junge Tannen finden, die mit einer glatten Rinde bedeckt und voll Knoten ſind, (denn die alten runzlichen Tannen haben keine Knoten) ſo muthmaßen ſie ſogleich, daß Oel drinnen ſey: ſie drücken alſo dieſe Knoten mit dem Rande des Horns, daß das Oel herausfließt. Sie können aber auf dieſe Weiſe, ſo viel Mühe ſie ſich auch geben, nicht mehr als vier Unzen den Tag über ſammlen: denn jeder Knoten enthält nur einen oder zween Tropfen. Daher iſt dieſes Harz viel ſeltner und theurer als die andern.

Der Straßburger Terpenthin wird in Deutſchland aus dem Stamm vermittelſt der Einſchnitte gezogen. Man ſammlet ihn im Monat May aus Fichten und Tannen. Erſtlich nimmt man von oben, ſo hoch als man mit der Axt reichen kann, die Rinde drey Zoll breit bis nach unten ab, doch ohne tiefer zu ſchneiden, als zwey Fuß von der Erde. Hernach läßt man ungefähr einer fla-

chen

chen Hand breit Rinde, die man nicht abſchält, und macht neben dieſer wieder einen Schnitt: dieſes wiederholt man, bis der ganze Baum verwundet iſt. Das Harz, welches ſo gleich herausfließt, iſt flüßig, und wird Straßburger Terpenthin genennt. Mit der Zeit aber wird es dick; und nach zwey oder drey Jahren ſind die Einſchnitte an den Bäumen mit einem viel dickern Harz erfüllt. Alsdann bedient man ſich zweyſchneidiger, krummer, und an langen Hefften befeſtigter Meſſer, womit man das Harz abſchabt, welches man aufhebt, um Pech daraus zu machen, und zwar auf folgende Art.

Man baut einen viereckichten länglichen Ofen, in welchen man am hintern Theile zwo hölzerne Röhren ungefähr zwey Fuß hoch von der Erde legt; auf dieſe Röhren werden drey längliche irrdene Töpfe geſetzt, die unten ein Loch haben und die man mit Kienholz oder mit Harz anfüllt. Hernach zündet man das Feuer an; und das durch die Hitze flüßig gemachte Harz fließt in die darunter liegenden Canäle, und aus dieſen in andre Gefäße, in welchen das Pech ſich verdickt und eine ziemlich feſte, zerreibliche und dennoch etwas weichliche Conſiſtenz bekömmt. Man nennt es flüßiges Pech, um es von dem trocknen Pech oder Colophonio zu unterſcheiden, als welches eine viel trocknere Conſiſtenz hat, und durch weiteres Kochen äußerſt zäh wird.

Der Straßburger Terpenthin hat einerley Beſtandtheile und bey nah einerley Kräfte mit dem Venediſchen. Jedoch glaubt C. Hoffmann, daß ſeine Theile etwas feiner ſind, weil ſein Geſchmack ſchärfer und bitterer, und ſeine Conſiſtenz flüßiger iſt: weswegen er ihn auch zu Reinigung innerlicher Geſchwüre dem Venediſchen Terpenthin vorzieht. Allein eben deswegen hält er ihn auch für hitziger, und ſagt, man müſſe ihn mit größerer Behutſamkeit gebrauchen. Man giebt ihn auf eben die Weiſe, wie den Venediſchen, und auch wider eben dieſelben Krankheiten.

Der gemeine Terpenthin, Terebenthina communis, & Reſina pinea, *Off.* ῥητίνη πευκίνη καὶ ϛροβιλίνη, *Graec.* franz. Terebentine commune, groſſe Terebentine; iſt eine harzige, und zähe Subſtanz, dicker und ſchwerer als das Harz aus der Tanne oder aus dem Lerchen-Baume, undurchſichtig, weißlich, von Conſiſtenz faſt wie Oel, ſo durch die Kälte ein wenig dick geworden; von Geruch harzig, unangenehm; von Geſchmack ſcharf, ein wenig bitter und widrig.

Dieſes Harz fließt aus verſchiedenen Arten von Fichten, entweder von ſich ſelbſt oder durch Schnitte, womit man die Bäume verwundet. Vornehmlich aber wird es in der Provence bey Marſeille und Toulon, und in Guyenne bey Bourdeaux aus einem Baume gezogen, welcher genennt wird: Pinus ſylveſtris vulgaris Genevenſis, *I. B.* 1. 253. Pinus ſylveſtris, *C. B. P.* 491. Dieſer Baum iſt demjenigen

jenigen nicht unähnlich, welchen wir im Artikel von den Pinien beſchrieben haben: doch iſt er nicht ſo hoch, und ſeine Blätter ſind kürzer und die Früchte kleiner.

Es fließt zweyerley Harz heraus: eines, welches Zapfen-Harz heißt und von ſich ſelbſt aus den Zapfen fließt: das andre aber fließt aus dem geritzten Baume, und wird Fichten-Harz genennt.

Wenn dieſer Baum voll von Harz iſt, heißt er Kienholz, Latein. Taeda; denn der Ueberfluß des Harzes iſt eine eigene und beſondere Krankheit der wilden Fichte. Sie beſteht darinn, daß nicht nur die innere Subſtanz, ſondern auch der äußere Theil des Stammes mit allzu vielem harzigen Saft erfüllt iſt, welches macht, daß dieſer Baum von der allzu großen Menge Nahrungsſaft gleichſam erſtickt wird. Man ſchneidet alsdann aus dem Holze, beſonders bey der Wurzel, kleine fette Bretterchen, welche das Feuer anzuzünden oder zu leuchten geſchickt ſind.

Die Tanne und der Lerchen-Baum werden auch Kienholz, allein ſehr ſelten. In der Provence ſammlen die Einwohner alle Jahre nicht nur das Harz, ſondern auch noch verſchiedene Arten Pech, und andre harzige Präparata, die ſie auf folgende Art machen.

Sie graben an der Wurzel der Bäume Gruben, ſo, daß der harzige Saft aus den Ritzen der Bäume hineinfließen kann. Hierauf ſchneiden ſie zu Anfange des Frühlings nahe bey der Wur-

zel in den Baum; das folgende Jahr machen ſie den Schnitt höher, und wiederholen dieſes ſo oft, bis ſie zehn oder zwölf Fuß hoch kommen, und bis der Saft auf dieſer Seite zu fließen aufhört. Alsdann verfahren ſie mit den andern Seiten des Baumes auf gleiche Weiſe. Der Saft, welcher häufig aus den Ritzen quillt, ſammlet ſich in den Gruben; der oberſte Theil wird von der Sonnen-Hitze dick, und verwandelt ſich in eine gewiſſe harzige Rinde, die auf franzöſiſch Barras heißt.

Wenn dieſe Rinde weiß und ohne Unreinigkeiten iſt, wird ſie weiß Harz oder weißer Weyhrauch, franz. Galipot oder Garipot genannt. Iſt ſie aber braun und voll Unreinigkeit, ſo heißt ſie gemeiner Weyhrauch, franz. Encens Madrè oder Encens de village.

Die Wachszieher vermiſchen das weiße Harz mit dem Wachſe, woraus ſie Kerzen ziehen.

Wenn man dieſen Saft aus den Gruben genommen hat, ſeigt man ihn durch gewiſſe Körbe: Der flüßige Theil wird unter dem Namen, Terpenthin, aufgehoben; den dicken aber, welcher in den Körben zurück bleibt, vermiſcht man mit zwey oder drey Theilen Waſſer, und bekömmt durch die Deſtillation aus dem Kolben einen Terpenthin-Geiſt und ein Oel. Auf dem Boden des Gefäſſes bleibt eine harte, zerreibliche, röthliche Maſſe zurück, welche trocken Pech, Palimpiſſa, franz. Arcançon oder Bray ſec genennt wird.

Man

Man macht auch aus dem trocknen und dem gemeinen flüßigen ſchwarzen Pech noch eine gewiſſe Art ſchwarzes Pech; und aus dieſem wird mit trocknem und gemeinem flüßigen ſchwarzen Pech und Rinder-Unſchlitt, indem man alles zuſammen beym Feuer fließen läßt, das Schiff-Pech gemacht, womit die Schiffe verpicht werden, bevor man ſie ins Waſſer läßt. Wenn aber dieſes Pech lange Zeit an den Schiffen geweſen iſt und von dem Seewaſſer einige Salzigkeit angenommen hat, wird es Zopiſſa, und von einigen Apochyma, genennt.

Aus dem weißen Harze, mit gemeinem Terpenthin und Terpenthin-Oel geſchmolzen, wird das Pech von Bourgogne gemacht.

An einigen Orten macht man Gräben um die alten Fichten, und verbrennt dieſe; worauf ein ſchwarzer, harziger und ölichter Saft herausfließt, welcher Schiff-Pech, franz. Tarc, Goudron und Braylimpide heißt. Anderwärts hauet man das Kienholz in Stücken, und legt dieſe in einen Ofen, welcher aus Steinen oder Ziegeln künſtlich gebaut iſt, und worinn man nur ein Loch läßt, durch welches man das Feuer hineinbringen und die Flamme anfangs herauslaſſen kann. Wenn man dieſes Kienholz angezündet hat, wird alles genau verſchloſſen. Hierauf fließt durch die Heftigkeit des Feuers viel ſchwarzer Saft in die Canäle, die man deshalb gemacht hat, und aus dieſen in andre Gefäße.

Wenn das flüßige Schwarz-Pech lange Zeit in den Gefäßen geſtanden hat, ſo ſchwimmt ein flüſſiger, ölichter und ſchwarzer Saft darauf, welcher Pech-Oel, uneigentlich Oleum Cadinum genennt wird. Einige laſſen den dickern Theil des Pechs bis zur Trockenheit kochen, und machen eine andre Art von trocknem Pech daraus.

Aus allen dieſen harzigen Subſtanzen bekömmt man, wenn ſie verbrannt werden, einen ſchwarzen und leichten Ruß, franz. Noir de fumée, den man zu einigen Farben, und beſonders zur Buchdrucker-Farbe gebraucht. Ein andrer ähnlicher Ruß wird aus den verbrannten Unreinigkeiten der Oele geſammlet: allein er iſt fett und ölicht, und wird deswegen nicht ſehr geachtet.

Man braucht den gemeinen Terpenthin ſelten in der Medicin, ob er gleich faſt eben die Kräfte hat, wie die andern; er dient bloß einigen Handwerkern.

Der Nutzen der Harze, ſowohl der flüßigen, als der trocknen, iſt vielfältig. Sie erweichen, digeriren, zertheilen und werden zu vielen Pflaſtern und Unguenten die Wunden und Geſchwüre zu heilen, beygemiſcht. Das flüßige Pech befördert die Suppuration und hilft wider die Krätze; das trockne trocknet mehr, und iſt die Wunden zuzuſchließen dienlicher.

Das neunte Kapitel.

Von den trocknen Harzen.

Erſter Artikel.

Von dem Anime und Copal.

Man braucht zuweilen in den Apotheken einerley Harze unter dem Namen Anime und Copal, und einige Schriftſteller nehmen ſie ohne Unterſchied eines für das andre, ob ſie gleich ſehr verſchieden ſind. Wilhelm Piſo bemerkt in der natürlichen Hiſtorie von Braſilien, daß das Wort Copal bey den Amerikanern alle wohlriechende Harze und Gummi bedeute. Hernandez ſagt eben dieſes, in ſeiner Hiſtorie von Neu-Spanien, und ſetzt hinzu, die Spanier unterſchieden die wohlriechenden Harze, und gäben den Namen Copal nur den weißen; die bräunlichen aber nennten ſie Anime und fremden oder Indianiſchen Weyhrauch. Man hat aber den Namen Anime nicht allein den wohlriechenden Harzen gegeben, die aus dem citronfarbigen ins braune fallen; und die aus dem Orient oder vielmehr aus demjenigen Theile von Ethiopien, welcher Arabien am nächſten liegt, gebracht werden; ſondern die Portugieſen haben ihn auch einigen Harzen, die man in Braſilien und andern Amerikani-

ſchen Provinzen findet, zugeeignet. Daher haben die Apotheken zwo Arten von Anime-Harz unterſchieden, nämlich das Morgenländiſche oder Ethiopiſche, und das Abendländiſche oder Amerikaniſche.

Das Morgenländiſche oder Ethiopiſche Anime, Aniimum und Animum der Portugieſen, welches man in den Apotheken Gummi Anime nennt, doch falſch, iſt ein durchſichtiges Harz, in großen Stücken von verſchiedener Farbe, bald weiß, bald röthlich, bald braun und der Myrrhe einigermaſſen ähnlich. Wenn man es anzündet, giebt es einen lieblichen Geruch. Man brachte es ehedem aus Ethiopien, ſo mit Arabien gränzt, nach des Garzias Zeugniß, nicht aber aus Braſilien. Gegenwärtig trifft man es in den Apotheken ſelten an: denn man ſchiebt an deſſen ſtatt das Abendländiſche oder das Courbaril-Harz unter.

Einige glauben, das Morgenländiſche Anime-Harz ſey den alten Griechen bekannt geweſen, und es ſey das, was Dioſcorides und Galen Myrrha minea nennen, wegen der Aehnlichkeit der Namen: andre wollen, daß es das Cancamum ſey, andre das Bdellium. Allein, man hat nichts gewiſſes davon. Denn da es ſo viel Arten von Harzen giebt, die nur durch den Geſchmack und Geruch von einander verſchieden ſind, und da man auch dieſe verſchiednen Eigenſchaften nicht genau beſchreiben kann: ſo iſt es kein Wunder, daß dieſe Waaren ſo ſehr mit einander verwechſelt werden; beſonders ſeitdem man uns diejenigen nicht mehr

bringt,

bringt, die den Griechen bekannt geweſen, und da wir itzt neue haben, die jenen nnbekannt waren, und die man oft unter dem alten Namen verkauſt.

Wir wiſſen bis itzt noch nicht, was es für ein Baum ſey, welcher das Morgenländiſche Anime-Harz giebt. Paul Herrmann glaubt, daß es eben die Art ſey, welche das Abendländiſche giebt, deſſen Beſchreibung wir bald beyfügen wollen.

Das Abendländiſche oder Amerikaniſche Anime, Joticacica & Jetaicica *Braſilienſ.* franz. Reſine de Courbaril, iſt ein weißes Harz, welches an Farbe dem Weyhrauch ein wenig ähnlich iſt, oder aus dem weißen ins citrongelbe fällt; durchſichtig, ölichter als das Copal-Harz, aber nicht ſo weiß und glänzend, wie das morgenländiſche; von ſehr lieblichem Geruch: wenn man es auf glüende Kohlen ſtreut, verzehrt es ſich leicht. Man bringt es aus Neu-Spanien, Braſilien und den Amerikaniſchen Inſeln.

Es fließt aus einem Baume, welcher genennt wird: Arbor ſiliquoſa ex Virginia, lobo fuſco, ſcabro, *C. B. P.* 404. Arbor ſiliquoſa, ex qua Gummi Anime elicitur, *Ejuſd.* ibid. Jetaiba, *Piſon.* 122. & *Marcgrav.* 101. Arbor Braſilienſis ſiliquoſa & gummifera, gummi Anime ſimili: lobus ex Wingandecaow, *I. B.* 1. 2. 436. Courbaril bifolia, flore pyramidato, *Plumer. nov. Pl. Americ. Gen.* 49. Dieſer Baum iſt einer der höchſten und auch der nützlichſten in Amerika, wegen ſeines Holzes, welches ſehr gut zu

bearbeiten und dauerhaft iſt: denn es iſt hart und feſt, beynah roth, mit einer dicken, rauhen, runzlichen und ſchwarzbraunen Rinde bedeckt. Die Aeſte breiten ſich weit aus und ſind ſehr zweigicht, mit häufigen Blättern beſetzt, die den Lorbeerblättern gleichen, nur daß ſie feſter, flach, und paarweis, an jedem Stiele ihrer ſechs, geſtellt ſind, ſo, daß ſie die Fußtapfen eines Ziegenfußes natürlich vorſtellen. Denn oben ſind ſie zugeſpitzt, unten rundlich und an der Seite ein wenig gekrümmt. Sie ſchmecken ein wenig herb und ſind hellgrün und glänzend, wie das Johanniskraut mit unzähligen kleinen Löchern durchbohrt, oder vielmehr durchſichtig, wenn man ſie gegen das Licht hält. Oben aus den Zweigen entſpringen Zweyfalter-Blumen, die ins purpurfarbige fallen und pyramidenförmig ſtehen: ihr Stempfel verwandelt ſich in eine Schote, ungefähr einen halben Fuß lang, und zween Zoll breit, oben und unten ſtumpf, an den Seiten ein wenig gedrückt und oben mit zwo runden Ribben verſehen. Dieſe Schote öffnet ſich nicht ſelbſt, wie andere, die der Länge nach in zwo Klappen aufſpringen und ihre reifen Saamen zeigen; ſondern ſie bleibt ganz und hat nur eine Höhle. Sie beſteht aus einer dicken, harten, kaſtanienbraunen und ſo glänzenden Schaale, daß ſie, ob ſie gleich ein wenig rauh iſt, dennoch mit Firniß überzogen zu ſeyn ſcheint. Ihre innere Höhle iſt ganz mit Zaſern erfüllt, die Büſchelweis an einander hängen, und mit einem gelblichen, trocknen, ſüßen und ziemlich wohlſchmeckenden

den Mehl beſtreut ſind. Zwiſchen dieſen Zaſern liegen vier oder fünf Saamen, die den Pinien ähnlich, aber viermal größer ſind. Sie beſtehen, wie die Kaſtanien, aus einer dünnen, glänzend-glatten und braunen Haut, welche mit dem Fleiſche ſo feſt zuſammenhängt, daß man ſie nur mit Hülfe eines Meſſers davon trennen kann.

Dieſer Baum iſt auf allen Amerikaniſchen Inſeln ſehr gemein: ſeine Früchte ſind im Monat May und Junio reif und fallen ab. Die Negern ſammlen ſie mit großer Begier, weil ſie das darinn enthaltene ſüße Mehl ſehr gern eſſen. Aus dem Baume ſelbſt fließt ein durchſichtiges, bald weißliches, bald gelbliches Harz, welches an Farbe und Härte dem Agtſtein gleicht. Die Braſilienſer nennen es Jetaicica, die Portugieſen Anime. Wenn man es auf glüende Kohlen ſtreut, giebt es einen lieblichen Geruch, es verzehrt ſich aber ſehr leicht.

In der chemiſchen Unterſuchung ſind aus zwey Pfunden Anime-Harz durch die Deſtillation aus der Retorte gegangen: zwo Unzen, zwo Drachmen und zwölf Gran helles, ſäuerliches und wie Wacholder angenehm riechendes, hernach ſaures röthliches, und endlich braunes brenzlichriechendes Waſſer: ſechs und zwanzig Unzen und eine Drachme ſowohl helles und gelbliches, als dickes und feuerrothes Oel. Die in der Retorte zurückgebliebne ſchwarze Maſſe wog zwo Unzen und drittehalb Drachmen. Als man dieſe acht Stunden lang im Reverberirfeuer calcinirte, gieng ſie in

Rauch und Flammen fort, und ließ nur eine Drachme und fünf und zwanzig Gran braune Aſche zurück: woraus man ſieben Gran ſalzigtes Salz durchs Auslaugen gezogen.

In Braſilien bedienen ſich nicht nur die Aerzte ſondern auch das Volk dieſes Harzes, inſonderheit wider Kopfſchmerzen, die von der Kälte herrühren. Das bloße Räuchern mit dieſem Harze ſtärkt das Haupt und die andern Theile des Körpers, ſo von der Kälte angegriffen worden. Wenn man daſſelbe in Oel oder Weingeiſt auflößt und aufſtreicht, oder als ein Cerat oder Pflaſter applicirt, ſo dient es den Nerven.

Man braucht es auch in Krankheiten der Gelenke, in der Lähmung, Contractur, in Verrenkungen und Quetſchungen, u. ſ. w.

Das Copal-Harz, uneigentlich Gummi-Copal der Apotheken, iſt ein feſtes, durchſichtiges Harz, welches aus dem waſſerfarbigen ins citrongelbe fällt, wohlriechend, doch ſchwächer als das Anime. Es wird aus Neu-Spanien gebracht. Die Griechen und Araber haben es nicht gekannt, und es iſt erſt ſeit Entdeckung der neuen Welt bekannt geworden.

Dieſes Harz fließt aus vielen Bäumen, wovon Franz Hernandez acht Arten zählt und beſchreibt. Die vornehmſte heißt Copalli Quahuitl, Copallifera prima, *Hernand.* 45. Es iſt ein hoher Baum, deſſen Blätter den Eichen-Blättern an Figur und Größe gleichen, nur daß ſie länger ſind; die Frucht iſt rundlich und purpurfarbig.

Es fließt aus dieſem Baume ein weißer, durchſichtiger und harziger Saft, zuweilen von ſich ſelbſt, zuweilen durchs Ritzen: er verdickt ſich ſogleich in feſte, harte und durchſichtige Stückchen, und giebt, wenn man ihn auf glüende Kohlen ſtreut, einen angenehmen Geruch.

Die Amerikaner pflegten dieſes Räucherwerk ihren Götzen zu Ehren anzuzünden; eben dieſes thaten ſie auch denen zu Ehren, die zuerſt Amerika eroberten, und von den Einwohnern Götter genannt wurden.

In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund Copal drey Unzen, vier Drachmen und dreyßig Gran ſaures, röthliches und brenzlichriechendes Waſſer gegeben: ferner ein und zwanzig Unzen und vier Drachmen anfangs dünnes und klares, hernach dickes röthliches, und zuletzt noch dickeres Oel. Das Caput mortuum, ſo in der Retorte blieb, wog vier Unzen, eine Drachme und drey und vierzig Gran. Dieſes ließ nach einer funfzehnſtündigen Calcination bey offenem Feuer im Schmelztiegel fünf Drachmen und ſechs und dreyßig Gran Aſche zurück; woraus man vermittelſt des Auslaugens ſieben Gran ſalzigtes Salz gezogen hat.

Man braucht dieſes Harz ſehr ſelten in der Medicin. Unterdeſſen ſagt man doch, daß es in kalten Krankheiten des Hauptes von einigem Nutzen ſey: man nimmt es aber ſehr oft zu Firniſſen.

Zwey=

Zweyter Artikel.

Von dem Benzoin.

Der Benzoin, Benzoinum, Belzoinum, Belzoe, Belzoim, Benjoinum, Benivinum, Benivi, & Aſſa dulcis, *Off.* franz. Benjoin; iſt ein trockenes, hartes, zerbrechliches und verbrennliches Harz, welches aus verſchiedenen glänzenden, bald gelblichen, bald weißlichen Stückchen zu einer Maſſe gemacht worden; von Geſchmack iſt es harzig und fett, von Geruch angenehm und ſtark, beſonders wenn man es anzündet. Man findet in den Apotheken zweyerley Benzoin: der eine heißt Amygdaloides und iſt entweder blaß oder braunröthlich, und enthält weiße Körner wie Mandeln: der andre iſt ſchwärzlich, und hat keine oder wenig Flecken. Man bringt ihn aus dem Königreiche Siam, wie auch aus den Inſeln Java und Sumatra.

Der durchſichtige und der, welcher Mandeln enthält, einen lieblichen Geruch giebt und ohne Unreinigkeiten iſt, wird für den beſten gehalten.

Garzias zeigt, daß dieſes Harz den alten Griechen und Arabern unbekannt geweſen.

Der Baum, ſo den Benzoin giebt, heißt Belzoinum, *C. B. P.* 503. Arbor Benzoini, *Grimm. Ephem. Nat. Cur. Dec. II. an. 1.* (Laurus foliis enervibus, obverſe ovatis, utrinque acutis, integris,

tegris, annuis, *Linn. Hort. Cliff.* 154.) Er iſt hoch und ſehr ſchön, wie Garzias ſagt: ſeine Blätter ſind denen vom Citron- oder Limonien-Baum ähnlich, doch kleiner und nicht ſo glänzend, auf der untern Seite weißlich. (Die Blumen gleichen des Lorbeerbaumes ſeinen; weshalb Linnäus ihn unter die Lorbeerbäume gezählt hat. In einem vierblätterigen Umſchlage, der demjenigen ſehr gleicht, welcher die Blumen des Cornel-Baumes umgiebt, liegen fünf kleine Blumen, von der Länge des Umſchlags, mit Stielen und einem eigenthümlichen, ſechsſpaltigen, gelben Kelche verſehen, deſſen Ausſchnitte ſehr ſchmal ſind. Jede von dieſen Blumen hat acht oder neun Staubgefäße, ſo lang als der Kelch, die einen eyförmigen und mit einem einfachen Griffel beſetzten Eyerſtock umgeben. Dieſer Eyerſtock nimmt den Grund des Kelches ein, und die Staubgefäße ſtehen an deſſen Rande). Die Früchte ſind, wie Rumph berichtet, Nüſſe, von der Größe der Muskaten-Nüſſe, rundlich, gedrückt, und beſtehen aus einer fleiſchigen Rinde, welche nicht ſo dick iſt wie die an den welſchen Nüſſen. Auswendig iſt dieſe Rinde rauh und aſchfarbig; innwendig grün. Unter dieſer liegt eine platte aſchfarbige Schaale, deren Subſtanz viel dünner und zärter iſt, als die an den Haſelnüſſen. Innwendig liegt ein weißer oder blaßgrüner und mit einer röthlichen, runzlichen Haut bedeckter Kern.

Im Horto Amſtelodamenſi findet man eine Beſchreibung und ein Kupfer von einem gewiſſen Baume,

Baume, der in Virginien wächſt, unter dieſem Namen: Arbor Virginiana, Citriae vel Limoniae folio, Benzoinum fundens, welcher mit unſerm völlig übereinkömmt, und nur in Anſehung des Ortes, wo er wächſt, unterſchieden iſt.

Von der Art, wie die Einwohner der Inſel Sumatra das Benzoin-Harz ſammlen, erzählt Grimm folgendes. Wenn der Benzoin-Baum fünf bis ſechs Jahr alt iſt, macht man oben, unter der Krone des Stammes, gegen den Urſprung der Aeſte, der Länge nach ein wenig ſchiefe Schnitte bis ans Holz hinein. Worauf dieſes vortreffliche Harz heraus fließt, welches anfangs weiß, dünn, klebricht und durchſichtig iſt, und nach und nach an der Luft hart, gelb und röthlich wird. Wenn man es zu gehöriger Zeit ſammlet, iſt es ſchön und glänzend; bleibt es aber allzu lang im Baume, ſo wird es dick und bräunlich, und iſt mit Unreinigkeiten vermiſcht. Man bekömmt nicht über drey Pfund aus einem Baume. Die Einwohner laſſen dieſe Bäume nicht länger als ſechs Jahre ſtehen: ſo bald ſie alles Harz daraus bekommen haben, hauen ſie dieſelben um, oder reißen ſie als unnütz aus, um den jüngern Bäumen Platz zu machen. Denn dieſe geben weit mehr nnd beſſeres Harz, als die alten.

Der Benzoin giebt in der chemiſchen Unterſuchung ſowohl viel ſubtiles, helles, goldfärbiges und durchdringendes, als auch dickes Oel, von Conſiſtenz wie Butter; einen ziemlichen Theil ſaures Waſſer, wenig Erde und nichts von fixem Salze.

Das

Das ſaure Salz, mit einem Theil Erde und Oel verbunden, macht ein weſentliches Salz aus, ſo durch die Sublimation aus der harzigen Subſtanz in Salzblumen auffſteigt, oder durchs Kochen mit gemeinem Waſſer ausgezogen wird. Dieſes Salz löſet ſich, wie die andern weſentlichen Salze, in kochendem Waſſer auf, und formirt, wenn das Waſſer kalt wird, eine Menge Salz-Spitzen, die ſich unten anſetzen. Ein Pfund Benzoin giebt durch die Sublimation anderthalb oder auch zwo Unzen Salzblumen, durchs Kochen aber eine Unze.

Man braucht den Benzoin vornehmlich zu wohlriechenden Sachen und Räucherwerken. Innerlich genommen befördert er den Auswurf aus der Bruſt, und in der Engbrüſtigkeit, Verſtopfung der Lungen und einem eingewurzelten Huſten verſchafft er große Hülfe. Man rühmt wider dieſe Krankheiten vornehmlich die Benzoin-Blumen, denn ſie befördern auch den Schweiß.

Man vermiſcht den Benzoin mit verſchiedenen Pflaſtern, die das Haupt, den Magen und die Nerven zu ſtärken, aufgelegt werden. Die Benzoin-Tinctur braucht man wider die Hitzblattern des Geſichts.

In den Apotheken bereitet man Blumen, ein Oel und eine Tinctur aus dem Benzoin. Die Blumen werden auf folgende Art ſublimirt.

Nimm von grob geſtoßnem Benzoin eine beliebige Menge. Thue ſie in einen glaſurten irrdenen Topf. Setze eine pyramidenförmige aus zwie-

fach zuſammengelegtem Papier gemachte Düte darauf, gieb nach und nach gelindes Kohlen- oder Aſchen-Feuer. Auf dieſe Weiſe werden ſich ſehr ſchöne, weiße und wie Seide glänzende Blumen ſublimiren und an das Papier hängen. Alle Stunden muß man die papierne Düthe abnehmen und eine andre aufſetzen. Man ſammlet die Blumen mit einer Feder, und hebt ſie in einer wohlverſchloßnen gläſernen Phiole auf. Man wiederholt die Sublimation und fährt damit fort, bis die Blumen eine gelbe Fettigkeit bekommen.

Dieſen ſublimirten Benzoin giebt man von drey Gran bis zu einem halben Scrupel pro Doſi, in einer dienlichen Feuchtigkeit aufgelöſet, oder in Form eines Boli, für Engbrüſtigkeit und Verhärtungen und Geſchwüre der Lungen.

Die harzige und zerreibliche Maſſe, ſo zurück bleibt, wird mit einer doppelten oder dreyfachen Menge Sand aus der Retorte deſtillirt: worauf ſie etwas weniges goldgelbes und helles, hernach ein röthliches, und zuletzt ein ſchwarzes und dickes Oel giebt. Dieſe ölichten Subſtanzen können aufs neue mit Waſſer deſtillirt und rectificirt werden. Dem rectificirten Oele ſchreibt man eine balſamiſche, ſchweißtreibende und in Wunden dienliche Kraft zu.

Die Tinctur wird mit Weingeiſt ausgezogen. Etliche Tropfen davon, in Waſſer getröpfelt, machen dieſes ſogleich trüb und milchicht. Daher nennen ſie einige Jungfern-Milch.

Nimm

Nimm Benzoin-Blumen und Agtſtein-Salz, jedes eine halbe Drachme; Safran einen Scrupel; Gummi Ammoniac, zween Scrupel; Alant-Conſerve zwo Drachmen. Vermiſche ſie, mache eine Lattwerge. Theile ſie in vier Doſes, alle ſechs Stunden eine zu nehmen, in Engbrüſtigkeit.

Man braucht den Benzoin im Puluere Cephalico odorato *Charas*, in den Trochiſcis Alyptae Moſchatae, im Unguento pomato officinali, Emplaſtro cephalico, et Emplaſtro ſtomachico *Ejusd.* und im Puluere ad cadauera loricanda *Ejusd.*

Die Blumen werden unter Richard Mortons balſamiſche Pillen genommen.

Dritter Artikel.

Von dem Kampfer.

Der Kampfer heißt Camphora et Caphura, *Off.* Caphur, *Arab.* Κάφυρα, *Graec. recent.* et *Aët.* franz. Camphre. Unter dieſem Namen bringt man uns zweyerley Harze. Das eine iſt grob, und wird auf franzöſiſch Camphre brut genennt: es beſteht aus vielen kleinen halbdurchſichtigen, röthlichen oder aſchfärbigen Körnern, den Salzkörnern ähnlich, in zerreibliche und

mit Unreinigkeiten vermiſchte Maſſen zuſammengedrängt, die einen durchdringenden Geruch und ſcharfen Geſchmack haben. Das andre, welches gereinigter Kampfer heißt, iſt eine harzige Subſtanz, ein wenig fett und zwiſchen den Zähnen zäh; weiß, durchſichtig, leicht, in runde, gedrückte, etwas ausgehölte und glänzende Maſſen zuſammengedrängt, die fünf bis ſechs Zoll lang, und einen oder zwey breit ſind; von einem beißenden bittern aromatiſchen Geſchmacke, welcher den Mund und Hals brennt, und dennoch eine gewiſſe Empfindung von Kälte verurſacht; von Geruch durchdringend wie Rosmarin, jedoch viel ſtärker.

Der Kampfer iſt ſo flüchtig, daß er in freyer Luft nach und nach ſich vermindert und verfliegt. Er entzündet ſich auch leicht, und läßt, wenn er verbrannt iſt, keine Kohle oder Erde zurück.

Dieſe beyden Arten Kampfer ſind einerley, und ihr Unterſchied beſteht nur in der Reinigung vermittelſt der Sublimation, wie wir unten ſagen wollen. Die erſte Art wird verworfen: man wählet die andre, welche weiß, durchſichtig und glänzend iſt. Der ungereinigte Kampfer wird aus dem weſtlichen Theile von Japan und aus den herumliegen Inſeln nach Holland gebracht, wo man ihn reinigt und alsdenn durch ganz Europa verführt. Die Indianer unterſcheiden zwo Arten von Kampfer; nämlich den Japaniſchen oder Chineſiſchen, welcher unter den orientaliſchen Völkern ſo, wie unter uns ſehr gebräuchlich iſt; und den Kampfer von Borneo

oder Sumatra, den wir noch nicht geſehen haben, und welcher auch bey den Indianern ſelbſt ſehr rar und theuer iſt.

Der Baum, wovon man den gemeinen oder Japaniſchen Kampfer bekömmt, heißt Camphora officinarum, *C. B. P.* 500. Arbor Camphorifera Japonica, foliis laurinis, fructu paruo globoſo, calyce breuiſſimo, *Breyn. 2. Prodr.* et *Hort. Amſtel.* (Laurus foliis ouatis, utrinque acuminatis, trinerviis, nitidis, petiolis laxis, *Linn. Hort. Cliff.* 154.) Dieſer Baum, welcher eine wahre Art des Lorbeer-Baumes iſt, wächſt ſo hoch und breitet ſich ſo aus, daß er, wenn er ſeine völlige Größe erreicht hat, den Linden und Eichen nichts nachgiebt. Er hat einen runden und geraden Stamm, deſſen Rinde an jungen Bäumen glatt, eben und hellgrün, an alten aber uneben, rauh, voll Blattern und aſchgrau iſt. Das Holz iſt weiß, durchs Trocknen wird es ein wenig röthlich: ſeine Subſtanz iſt nicht ſehr dicht und hat etwas dicke Zaſern, mit wellenförmigen Streifen wie das Holz des welſchen Nußbaumes: ſein Geruch iſt ſehr angenehm aromatiſch. Die Zweige ſind mit Blättern beſetzt, die den gemeinen Lorbeerblättern ähnlich, zwey queer Finger breit, viere lang, unten und oben ſchmal zugeſpitzt, am Rande ein wenig kraus, auf der obern Seite grün, glänzend, glatt, auf der untern blaßgrün oder aſchfarbig ſind. Sie ſtehen einzeln und ohne Ordnung auf Zoll langen Stielen, die ein wenig rinnenförmig ausgehöhlt ſind und ſich in eine purpurfarbige Ribbe endigen,

aus welcher Nerven und Adern ſchief gegen den Rand abgehen. Wenn man dieſe Blätter reibt, geben ſie einen ſtarken kampferhaften Geruch, womit der ganze Baum erfüllt iſt. Aus den Winkeln der Blätter kömmt ein zween Zoll langer Stiel, welcher ein Blumen-Büſchel trägt. Die Blumen ſind ſehr klein, weiß, einblätterig, röhrig, in fünf, ſelten in ſechs rundliche Theile geſchnitten; ſie haben neun kurze Staubgefäße, und in der Mitte einen zarten Stempfel. Auf die Blumen folgen Beeren, die, wenn ſie reif geworden, dunkelpurpurfarbig, glänzend, holzig, ſo groß als eine mittelmäßige Erbſe und rundlich ſind. Jede von dieſen Beeren ſitzt auf einem ſehr kurzen, länglichen zarten Kelche und hat einen Geſchmack, der zwiſchen dem Kampfer und den Würznelken das Mittel hält; ihr Geruch iſt viel ſtärker als in den Blättern; Inwendig liegt ein weißlicher Kern, von der Größe eines Pfefferkorns, welcher mit einer ſchwärzlichen glänzenden Haut bedeckt, zwenſpaltig und öhlicht iſt. Das Holz wird ſeines angenehmen Geruchs wegen zu vielerley Sachen gebraucht. Der Kampfer iſt durch alle Theile des Baumes verbreitet. Man zieht ihn nicht, wie die andern Harze, durch Einſchnitte, ſondern durch eine beſondre Methode heraus. Es iſt eine Arbeit der Bauren, (ſagt Kämpfer) in der Provinz Satſuma und den Inſeln Gotho. Sie hauen die Wurzeln und das Holz in kleine Stücken, und laſſen ſie mit Waſſer in einer eiſernen Blaſe kochen, auf welche ſie einen großen thönernen, ſpitzigen und mit Stroh erfüllten Helm, oder, wie

Paul

Paul Herrmann berichtet, einen ſtrohernen Helm ſetzen. Das Harz ſublimirt ſich wie ein weißer Ruß: ſie ſchütteln es vom Helm ab und machen Maſſen daraus.

Allein, da dieſer Kampfer, ſo wie die Holländer ihn aus Indien bringen, noch grob und in Maſſen gedrängt iſt, welche mit Erde und Unreinigkeiten vermiſcht, zerreiblich und gelblich ſind: ſo hat er noch einer Reinigung nöthig. Die Holländer pflegen ihn auf folgende Art zu reinigen, wie ſolches Joh. Friedr. Gronov, in ſeiner Abhandlung vom Kampfer, beſchreibt.

Sie ſtoßen den rohen Kampfer ſo wie er aus Indien gebracht wird, und reinigen ihn durch ein Sieb. Hernach thun ſie anderthalb, zwey bis drey Pfund von dem gereinigten Kampfer in ein gläſern Gefäß, welches einen flachen Boden und engen Hals hat: ſie füllen es nicht ganz an, und ſetzen es auf den Sand; jedoch nicht tief. Das Glas, worinn der Sand iſt, hat keinen gleichen Boden, ſondern endigt ſich nach und nach in einen Kegel. Sie geben ſehr ſtarkes Feuer darunter, bis der Kampfer wie Waſſer kocht. Wenn er zerfließt, legen ſie viele zuſammengenehte Tücher, die mitten ein Loch haben, damit der Hals des Glaſes durchgehe, über das Glas. Auf den Hals ſetzen ſie alsdenn einen Kegel aus überzinntem Eiſenblech, welcher etwas länger als der Hals des Glaſes iſt.

Wenn der Kampfer völlig gefloſſen iſt und ſtark kocht, vermindern ſie das Feuer, indem ſie ſowohl

die glüenden Kohlen wegnehmen, als auch Aſche drüber ſtreuen, ſo, daß eine gemäßigte Wärme bleibt. Eine halbe Stunde darauf, nachdem das Kochen aufgehört hat, nehmen ſie die Tücher und den Kegel weg, und laſſen nur ein Löſchpapier darüber, welches auf das Gefäß paßt und mitten ein Loch hat, damit das Glas nicht zu geſchwind kalt werde und zerſpringe. Den Hals des Gefäßes bedecken ſie mit einer papiernen Düthe, und laſſen den gefloßnen Kampfer noch etliche Stunden über einem mäßigen Feuer ſtehen. Durch dieſe Digeſtion wird er einiger ölichter und allzu ſubtiler Theile beraubt, ſo, daß er ſich nachher zu dichtern und trockenern Maſſen machen läßt.

Wenn er einige Stunden in der Digeſtion geſtanden, geben ſie von neuem ſtarkes Feuer, welches ſie ſo lange fortſetzen, bis der Kampfer zum oberſten Theile des Gefäßes aufſteigt. Hier brauchen ſie die größte Behutſamkeit, zu verhindern, daß der Hals des Gefäßes nicht gleich anfangs voll werde und zerſpringe. Deswegen ſtoßen ſie beſtändig mit einem eiſernen oder hölzernen Spatel hinein, um den Hals offen zu erhalten. Nachdem der Kampfer ſich völlig ſublimirt hat, nehmen ſie das Feuer ganz weg und laſſen die Gefäße kalt werden. Die Unreinigkeiten, ſo etwan vorhanden ſind, ſieht man auf dem Boden des Gefäßes liegen. Man ſchlägt dieſes, wenn es kalt geworden, entzwey, und nimmt den gereinigten Kampfer heraus, welcher nach der Form des Gefäßes zu runden Maſſen gewor-

geworden iſt. Wofern ſich noch einige Unreinigkeiten daran befinden, ſchabt man ſie nicht ab, ſondern ſchneidet ſie mit einem Meſſer weg, damit die Maſſen weiß und durchſichtig bleiben.

Es giebt, wie wir ſchon geſagt haben, noch eine Art Kampfer, den die orientaliſchen Völker ſehr hoch ſchätzen: er heißt Kampfer von Borneo oder von Sumatra. Er unterſcheidet ſich von dem vorhergehenden nur durch die Form: denn er beſteht aus ſehr dünnen Scheibchen oder kleinen Stückchen; ſo wie er aus dem Holze des Kampferbaumes kömmt, ohne einige Zubereitung.

Der Baum, welcher ihn hervorbringt, heißt Arbor Liono dicta, *Sladi:* Arbor Camphorifera Sumatrana, foliis Caryophylli aromatici, longius mucronatis, fructu maiori oblongo, calyce amplisſimo Tulipae figuram quodammodo repraeſentante, *Breyn. 2. Prodr.* Dem äußerlichen Anſehen nach kömmt er mit dem vorigen ſehr überein, nur daß er kleiner und dünner iſt. Der Stamm iſt ohngefähr ſieben queer Finger dick, knoticht wie das Rohr, ſchwammicht, und mit einem Mark erfüllt, ſo dem im Hollunder-Baume ähnlich iſt. Allein, die Früchte ſind von den vorhergehenden völlig verſchieden: ſie haben die Größe einer Haſelnuß, und ſind länglichrund, mit einer dünnen Haut überzogen und, wie die Haſelnüſſe, mit noch einer andern ſchönen vielfarbigen Haut bedeckt, welche roth, purpurfarbig, gelb und grün iſt. Dieſe Haut umgiebt die ganze Frucht und öffnet ſich oben, wie eine

Tulpe. Dieſe Früchte ſind, wenn ſie überzuckert worden, ſehr angenehm und haben den ſubtilen Geruch und Geſchmack des Kampfers. Auf den Inſeln Borneo und Sumatra wächſt dieſer Baum häufig, und vornehmlich in dem Walde bey Baros im weſtlichen Theile von Sumatra.

Man findet den Kampfer auf dieſem Baume unter der Geſtalt kleiner Scheibchen, allein in ſehr geringer Menge; indem zween oder drey Bäume kaum zwo oder drey Unzen geben. Daher iſt er ſehr theuer, ſo, daß in Japan ein Pfund davon eben ſoviel koſtet, als hundert Pfund Japaniſchen Kampfers.

Wenn man ſieht, daß dieſer Baum voll von Kampfer iſt, hauet man ihn in Stücken, und trocknet dieſe an der Sonne. Wenn ſie getrocknet ſind, macht man ſie noch kleiner, und nimmt die Stückchen Kampfer heraus, die man durch ein Sieb reiniget. Dieſer Kampfer unterſcheidet ſich von dem Japaniſchen dadurch, daß er ſich nicht ſelbſt verzehrt. Denn wenn man, wie Wilhelm Ten Rhyne berichtet, hundert Pfund davon ſechs Jahr lang der freyen Luft ausſetzte, ſo würden ſich kaum ſechs Pfund verliehren; da hingegen hundert Pfund Japaniſchen oder gemeinen Kampfers innerhalb dieſer Zeit ganz und gar verfliegen würden. Ob aber der Kampfer von Borneo zum Gebrauch in der Medicin beſſer, als der Japaniſche, ſey, weiß man noch nicht: und Ten Rhyne ſagt beym Breyn, daß er es nicht habe unterſuchen können.

Wenn

Wenn man den gereinigten Kampfer in freyer Luft verbrennt, läßt er weder Aſche noch Erde zurück, ſondern verzehrt ſich ganz in Flammen: es bleibt nur ein kleiner Theil übrig, ſo ſich in einen ſchwarzen Ruß verwandelt. Er giebt kein offenbares Saures, worinn er ſich von dem Benzoin und vielen andern Harzen unterſcheidet. Wenn man ihn aber in verſchloſſenen Gefäßen deſtillirt, ſo löſet er ſich nicht in ſeine Beſtandtheile auf, ſondern er ſteigt in Blumen auf, wie der Schwefel, und ſublimirt ſich. Er läßt ſich in Weingeiſt und in ölichten Feuchtigkeiten auflöſen, wie die andern Harze. Gießt man zu dem in Weingeiſt aufgelöſten Kampfer viel gemeines Waſſer, ſo bekömmt er ſeine vorige Geſtalt wieder, und zeigt ſich, wie ein Schnee, auf der Oberfläche des Waſſers. Er löſet ſich auch auf oder zerfließt vielmehr im Salpeter-Sauren und in der Aqua regia; wodurch er ſich von den andern Harzen unterſcheidet, als welche ſich in dieſen ſauren Feuchtigkeiten verhärten.

Das ſehr ſtarke Vitriol-Oel löſet ihn auch auf, er verwandelt ſich aber nicht in Oel: er zerfließt im Salz-Sauren und verwandelt ſich theils in ein zähes und weißes Oel, theils ſublimirt er ſich. Der Gewalt des Weinſtein-Salzes und des Salmiac-Geiſtes widerſteht er gänzlich. Daraus erhellet, daß der Kampfer ein beſonderes Harz iſt, welches aus ſo feinen ölichten und ſauren Theilen beſteht, daß die ſauren Salze ſich nur blos durchs Verbrennen offenbaren.

Weder Dioſcorides, noch Galen, noch ſonſt einer von den alten Griechen haben vor dem Aetius etwas vom Kampfer gemeldet: die Araber aber haben ihn gekannt und gebraucht. Ueber die Eigenſchaften des Kampfers ſind die Schriftſteller unter einander nicht einig: denn einige halten ihn für heiß, andre für kalt.

Viele behaupten, daß der Kampfer kalt ſey, weil er zuweilen das Liebesfeuer erſtickt und die Begierden dämpft; weil er wider die Entzündung der Augen und der andern Theile, ja ſelbſt, wenn man ſich verbrannt hat, gute Dienſte thut, und wenn man ihn auf die entzündeten Theile legt, eine Empfindung von Kälte in denſelben verurſacht. Andre hingegen verſichern, er ſey heiß, und die Beweiſe, ſo ſie davon anführen, ſind ſeine beſondre Verbrennlichkeit, ſein ausnehmend ſtarker aromatiſcher Geruch, ſein außerordentlich beißender Geſchmack, die Feinheit und Flüchtigkeit ſeiner Theile. Dieſe letztere Meynung iſt die wahrſcheinlichſte. Das Sprüchwort, welches ſagt:

Camphora per nares caſtrat odore mares,

das iſt:

Der Geruch des Kampfers macht die Männer unvermögend;

iſt, weil es ſehr gemein iſt, der Wahrheit darum nicht gemäßer: denn man hat wahrgenommen, daß viele, die faſt ihr ganzes Leben hindurch, um ihr Brod zu verdienen, in Japan mit dem Kampfer

pfer umgehen, oder ſolche, die in Holland viele Jahre mit Reinigung des Kampfers ſich beſchäffti- gen, deshalb zum Eheſtande nicht weniger geſchickt ſind, und daß ſie im Gegentheil viele Kinder zeugen. Es iſt wahr, und man kann nicht leugnen, daß es einige gegeben habe, in denen das Vermögen der Natur durch einen allzu langen Gebrauch des Kam- pfers geſchwächt und unterdrückt worden iſt: im Ge- gentheil aber giebt es auch viele, die ſich dieſes Harzes wider die geilen Begierden bedient, und ſich beklagt haben, daß ſie noch weit ärger damit ge- quält worden wären.

Obgleich alſo der Kampfer in vielen Krankhei- ten, als in Augen-Entzündungen, in der Roſe und Fieberhitze eine kühlende Wirkung äußert: ſo thut er doch dieſes nicht an und für ſich ſelbſt, ſondern blos zufälliger Weiſe, indem er die beißende Schär- fe der Säfte dämpft, ihre Stockung verhindert, die Coagulation zertheilt und die aufgelöſten Theile durch die Schweißlöcher der Haut, oder durch die ge- wöhnlichen Wege austreibt; ſo daß nach aufgeho- bener Urſache der Entzündung, die Hitze und der Schmerz des Theiles aufhören. Dieſes erfahren wir alle Tage von dem Weingeiſte und andern Arz- neyen, die an und für ſich hitzig genennt werden.

Man braucht den Kampfer innerlich und äuſſer- lich. Innerlich genommen iſt er ſchmerzſtillend und diaphoretiſch; er widerſteht den Giften und der Bösartigkeit der Säfte: weswegen man ſich ſeiner in der Peſt, in Fäulniß-Fiebern und bösartigen

Krank-

Krankheiten häufig bedient. Er befördert die Monatzeit und den Urin, hilft für das hyſteriſche Erſticken; und in dieſen Fällen giebt man ihn entweder in Subſtanz, oder man läßt die Patientinn ein Mutterwaſſer trinken, in welchem angezündeter Kampfer gelöſcht worden; oder man giebt ihn auch mit einem Oel aufgelöſt in Clyſtieren. Er heilt die Geſchwüre der Mutter, der Nieren und Blaſe. Man rühmt ihn auch wider die Gonorrhoe und den weißen Fluß. Die Doſis iſt von drey Gran bis zu einem Scrupel, in Form eines Boli oder mit ſüßem Mandel-Oel aufgelöſt.

Endlich preiſt Joh. Groenvelt, der Arzneykunſt Doctor zu London, in ſeinem Tractat de tuto Cantharidum uſu interno, den Kampfer als das beſte Verbeſſerungsmittel der ſpaniſchen Fliegen an. Er verſichert, daß er das Harnbrennen, ſo nach dem innerlichen Gebrauch der ſpaniſchen Fliegen erfolgt, auf eine wundernswürdige Weiſe lindre. Wir wollen davon weitläuftiger reden, wenn wir von den ſpaniſchen Fliegen handeln werden.

Aeußerlich braucht man den Kampfer, ſehr oft in Weingeiſt aufgelöſt, ſowohl in Lähmung der Glieder in rhevmatiſchen und arthritiſchen Schmerzen, als auch die Entzündungen zu dämpfen, die Roſe zu hemmen, die Geſchwulſten zu zertheilen, die Fäulniß zu verhindern, dem heißen Brande vorzubeugen, nicht weniger für verbrannte Theile. Man vermiſcht ihn auch zuweilen mit Kopfſtärkenden- und Augen-Arzneyen, Bähungen, Salben und Ceraten.

Man

Man ſchreibt auch dem Kampfer, äußerlich applicirt, eine fiebervertreibende Kraft zu: weswegen man ihn zu einer Drachme in ein Säckchen neht, und dieſes wider die Wechſelfieber an der Herzgrube trägt.

Man muß merken, daß ein allzuhäufiger Gebrauch des Kampfers den Kopf ſchwer macht, Schlafloſigkeit verurſacht und das Blut zur Entzündung diſponirt. Daher muß man ihn mit Behutſamkeit und Mäßigung gebrauchen.

Nimm pulveriſirte Peſtilenzwurzel, Schlangenwurzel, (Biſtorta) Kampfer, jedes eine Drachme; philoſophiſch präparirtes Hirſchhorn, zwo Drachmen. Vermiſche ſie, mache ein Pulver, wovon die Doſis eine Drachme iſt, in der Peſt und bösartigen Fiebern.

Nimm Kampfer, funfzehn Gran; Zimmet-Oel, drey Tropfen; Laudanum Opiatum einen Gran. Mache mit einer gnugſamen Menge Conſerve von Rosmarinblumen einen Bolum, den Schweiß zu treiben.

Nimm Kampfer zwölf Gran; Conſerve von Ringelblumen, ſo viel genug iſt. Mache einen Bolum, in ausgebliebener Monatzeit.

Nimm Kampfer, Biebergeil, ſtinkenden Aſand, von jedem fünf Gran; pulveriſirte Myrrhen und Aloe, von jeder zehn Gran; Agtſtein-Oel drey Tropfen; Rauten-Conſerve, ſo viel genug iſt. Mache einen Bolum.

Nimm

Nimm Kampfer zwo Drachmen; Venediſchen Terpenthin, zwo Unzen; Drachenblut drey Drachmen. Vermiſche es genau mit einander und mache Pillen daraus. Die Doſis iſt eine halbe Drachme, in der Gonorrhoe.

Nimm Fenchelwaſſer, zwo Unzen; Spiritus vini camphorat. eine halbe Unze. Vermiſche ſie, mache ein Augenwaſſer, in der Ophthalmie, im Glaucoma und anfangenden Staar.

Nimm Tinctur von Myrrhen und Aloe, vier Unzen; Spirit. vini camphorat. eine Unze. Vermiſche ſie. Es iſt eine vortreffliche Mixtur, die faulenden, ſtinkenden und zum kalten Brand geneigten Geſchwüre und Wunden zu reinigen.

Nimm Bley Zucker eine halbe Unze; Kampfer eine halbe Drachme; Leinöl und Eyeröl, von jedem eine Unze. Mache ein Liniment für verbrannte Theile.

Nimm Regenwurm-Oel drey Unzen; Spirit. vini camphorat. eine Unze; Terpenthin-Oel, eine halbe Unze; Salmiacgeiſt eine Drachme. Vermiſche es, mache ein Liniment in Lähmung und rhevmatiſchen Schmerzen.

Der Spiritus vini camphoratus wird gemacht, indem man anderthalb Unzen Kampfer in einem Pfund Weingeiſt auflöſt, in einem weiten und wohlverſchloſſenen gläſernen Gefäß, an der Sonne oder in lauem Sande. Auf eben dieſe Weiſe wird eine Aqua vitae camphorata bereitet.

Das

Das Kampfer-Oel bereitet man in den Apotheken alſo:

Nimm grob geriebenen Kampfer, drey Unzen; Salpeter-Saures, ſechs Unzen. Laß es zuſammen in einem wohlverſchloßnen gläſernen Gefäß im Waſſerbade digeriren; rühre es von Zeit zu Zeit um, bis der Kampfer völlig aufgelöſet ſey. Hernach ſcheide das Oel, ſo über dem Spiritu ſchwimmt und vier Unzen beträgt.

Man rühmt es die Fäulniß der Knochen zu hemmen, und die Exfoliation der Sehnen zu befördern.

Man braucht den Kampfer in der Confectione de Hyacinthis *Jouberti*, in den Trochiſcis de Camphora, Trochiſcis albis *Raſis*, Trochiſcis Diarrhodon, Pilulis hyſtericis *Charas*, im Puluere Sperniolae *Crollii*, in der Mixtura de Tribus ſeu Diaphoretico in peracutis *Paracelſi*, im Unguento de Ceruſſa, Deſiccatiuo rubro, Cerato Santalino, Emplaſtro ſtyptico, Emplaſtro ad Ganglia *Charas*, et Diabotano *Blondel*.

Auſſer dieſer Art von Kampfer werden in Oſt-Indien noch andre kampferähnliche Subſtanzen aus verſchiedenen Pflanzen gezogen; die beſte davon wird in der Inſel Zeylan bereitet. Man zieht ſie aus der Rinde von der Wurzel des Zimmet-Baumes. Die Rinde wird von der holzigten Materie der Wurzel abgeſondert, in eine Blaſe gethan, die mit ihrem Helm verſehen iſt, und mit vielem Waſſer deſtillirt. Auf dieſe Weiſe bekömmt man ein Waſſer, ein Oel und einen Kampfer, der über dem

Oele ſchwimmt und durchs Auspreſſen mit den Händen leicht davon geſchieden wird. Dieſer Zimmet-Kampfer übertrifft den andern bey weitem an Annehmlichkeit des Geruchs und, wie man glaubt, auch an Kräften: allein, man bringt uns ſehr wenig davon. Auf gleiche Weiſe wird aus allen Arten des Zimmet-Baumes, aus der Zeylaniſchen Zittwerwurzel, die nach Kampfer riecht, aus der Zeylaniſchen Münze (Mentha) aus dem Arabiſchen und Perſiſchen Cameel-Heu (Schœnanthus) und aus andern Pflanzen ein Oel und ein Kampfer gezogen: allein, man macht keinen Gebrauch davon.

Vierter Artikel.

Von der Caranne.

Die Caranne, Caranna *Off.* franz. Caragne, iſt eine harzige, verdickte und zähe Subſtanz, die ſich, wenn ſie friſch iſt, wie Pech ziehen läßt; die alte aber iſt hart und zerreiblich. Ihre Farbe fällt von auſſen aus dem aſchgrauen ins ſchwärzliche, inwendig iſt ſie dunkelbraun; von Geſchmack harzig, bitterlich, faſt wie Myrrhen; von Geruch, wenn man ſie verbrennt, durchdringend. Man bringt ſie aus America und vornehmlich aus Neu-Spanien, in Maſſen, ſo mit Binſenblättern verhüllt ſind. Man wähle die friſche, ſtark riechende, ächte, die mit Unreinigkeiten oder andern Harzen nicht vermiſcht iſt. Monard gedenkt

denkt einer gewiſſen Art von Caranne, die durchſichtig wie Cryſtall, und von ſehr durchdringendem Geruch iſt, die man aber itzt in den Apotheken nicht findet.

Der Baum, woraus dieſes Harz fließt, heißt Caranna Monardi, *C. B. P.* 503. Tlahueliloca Quahuitl, id eſt, Arbor inſaniae, Caragna nuncupata, *Hernand.* 56. Er iſt groß, ſagt Hernandez; ſeine Zweige ſind glatt, glänzend und wohlriechend: die Blätter ſind rund, kreuzweis geſtellt und des Oliven Baumes ſeinen ähnlich. Von den Blumen und Früchten ſagt er nichts. Paul Herrmann meldet, die Früchte wären kleinen Aepfeln gleich. Wenn dieſes Harz deſtillirt wird, giebt es ein ſubtiles, ſcharfes, rothes und ſehr ſtark riechendes weſentliches Oel. Von dieſem hängt ſeine Kraft ab, die Geſchwulſten zu zertheilen, die Schmerzen zu lindern und die Nerven zu ſtärken. Man braucht es nur äuſſerlich im Podagra, in der Gicht, im Lendenweh, in Catarrhen und Zahnſchmerzen, in Form eines Pflaſters oder allein, oder mit Cypriſchem Terpenthin, mit Muſkatennuß-Oel, oder mit einem andern Oel erweicht. Man ſtreicht es auf die Schläfe, in Zahnſchmerzen; auf die Kron-Nath, in Kopfſchmerzen; auf die Gegend des Magens, in deſſen Schwachheit: man zündet es auch an, die böſe Luft zu reinigen.

Nimm Caranne, eine Unze; gelbes Wachs, eine halbe Unze; Oel von Wollkraut, (Verbaſcum) ſo viel genug iſt. Mache ein Pflaſter wider das Podagra.

Fünfter Artikel.

Von dem Elemi.

Man findet zweyerley Elemi oder Elemni in den Apotheken: ein wahres, welches das Ethiopiſche iſt; und ein falſches, ſo aus America kömmt. Man giebt ihnen falſch den Namen Gummi, da es wahre Harze ſind, die ſich leicht entzünden und im Oel auflöſen laſſen.

Das wahre Elemi, oder das Ethiopiſche, iſt ein gelbliches oder weißgrünliches Harz, auswendig feſt, obgleich nicht völlig trocken; inwendig weich und zäh, in länglichrunde Stücken gedrängt, verbrennlich; von Geruch ſtark und angenehm, wie Fenchel. Es iſt gemeiniglich mit Rohr, oder Palmblättern verhüllt. Man trifft heut zu Tage ſelten in den Apotheken an.

Von dem Baume, woraus dieſes Harz fließt, haben wir nichts gewiſſes: vielleicht wird uns die Zeit den Urſprung deſſelben entdecken. Viele behaupten, das Elemi fließe aus dem Ethiopiſchen Oliven-Baume, und es ſey eben daſſelbe, wovon Theophraſt und Dioſcorides Meldung gethan, und wovon Plinius ſagt, daß man ein Arzneymittel daraus bereite, welches die Griechen Enhämon nennen, deſſen Wirkung ſich beſonders in Zuſchlieſſung der Wunden äußert. Was aber dieſe Muth-

maſſung

maſſung noch wahrſcheinlicher macht, iſt dieſes, daß C. Bauhin ſagt, die gepfropften und wilden Oliven-Bäume ließen ein Harz fließen, ſo dem Elemi faſt ähnlich wäre; welches auch durch das Zeugniß des Andreas Baccius beſtätiget wird, deſſen Worte aus dem fünften Buche de Vinis Apulis ich hier anführen will. Die Größe, ſagt er, und das Alter der Oliven-Bäume in Apulien iſt erſtaunlich; ſie ſind ſo groß als die Eichen, welches ein Beweis ihrer Fruchtbarkeit iſt; dieſes ſehe ich weder an den Oliven-Bäumen in Tivoli, noch an denen in Sabinien. Ich glaube, daß die beſtändige Hitze in Apulien Urſach iſt, daß die Oliven-Bäume hier ein vortreffliches Harz fließen laſſen, welches die Wund-Aerzte Gummi Elemi nennen. Es iſt eine fette Materie, von einem ſtarken Geruch, wie Myrrhen, ſo, daß ich glaube, man müſſe es hoch ſchätzen, nicht nur weil es zu Salben gebraucht wird, und an und für ſich als ein Cerat applicirt, die Geſchwulſten zertheilt, unreine Geſchwüre reiniget und die Wunden zuzuſchließen dient; ſondern auch, weil daſſelbe auf glüende Kohlen geſtreut einen angenehmen balſamiſchen Geruch giebt, welcher den Weyhrauch und die Stacte-Myrrhen übertrifft.

Das Americaniſche Elemi iſt eine Art von Harz, bisweilen weißlich, bald grünlich, bald gelblich, durchſichtig, dem Fichten-Harz ähnlich, bald weicher, bald trockner; von einem harzigen und widrigen Geruche. Man findet es häufig in den Apotheken. Das friſche, durchſichtige, grünliche, fette, zähe und wohlriechende wird für das beſte gehalten.

ten. Man bringt es aus Braſilien, Neu-Spanien und den Americaniſchen Inſeln.

Der Baum heißt Icicariba Braſilienſ. *Marcgr.* 98. Icicariba, et illius gummi Icica, ſiue Elemni, *Piſon.* 122. Arbor Braſilienſis gummi Elemi ſimile fundens, foliis pinnatis, floſculis verticillatis fructu Oliuae figura et magnitudine *Raii Hiſtor.* 1546. Er iſt hoch und wächſt faſt wie die Buchen; ſein Stamm iſt nicht ſehr dick, ſeine Rinde glatt und aſchgrau. Die Blätter ſind aus zwey und bisweilen drey Paaren kleiner Blätter zuſammengeſetzt, mit einem Endblatte; ſie ſind den Birnblättern ähnlich, drey Zoll lang, zugeſpitzt, dick wie Pergamen, hellgrün, glänzend; mit einem Nerven der Länge nach und mit ſchieflaufenden Adern verſehen. Am Urſprunge der Blätter kommen viele Blümchen büſchel- oder wirbelweis zum Vorſchein; ſie beſtehen aus vier grünen kreuzweis geſtellten Blättern, die am Rande mit einer weißen Linie gezeichnet ſind. In der Mitte der Blume ſtehen etliche kleine gelbliche Staubgefäße. Die Frucht, ſo auf dieſe Blume folgt, iſt von der Figur und Größe einer Olive, von Farbe wie die Granatäpfel, und enthält ein Fleiſch, welches wie das Harz des Baumes wohlriechend iſt. Wenn man einen Schnitt in die Rinde thut, ſo fließt in einer Nacht ein Harz heraus, ſo man den folgenden Tag ſammlen kann: es hat einen ſehr ſtarken Geruch, faſt wie friſch geſtoßener Fenchel; ſeine Farbe fällt aus dem grünen ins blaßgelbe: es hat die Conſiſtenz der Manne und läßt ſich mit den Händen bearbeiten. Wenn man

die

die äußere Rinde dieſes Baumes ein wenig drückt, ohne ſie zu ritzen, giebt ſie alſobald einen ſtarken Geruch.

In der chemiſchen Unterſuchung haben drey Pfund ſehr reines Elemi durch die Deſtillation aus der Retorte drey Unzen, zwo Drachmen und ſechs und ſechzig Gran wäßerige Feuchtigkeit gegeben, ſo anfangs den Geſchmack und Geruch dieſes Harzes hatte, hernach aber ſauer war, und die Tinctur der Sonnenwende roth färbte: ſechs Unzen ſechs Drachmen und ſechs und dreyßig Gran helles röthliches Oel: neun und zwanzig Unzen, ſechs Drachmen und ſechs und dreyßig Gran dickes und braunes Oel. Die kohlſchwarze Maſſe, ſo in der Retorte zurück geblieben, wog drey Unzen, ſieben Drachmen und ſechs und dreyßig Gran. Als man dieſe ſechzehn Stunden lang beym Reverberirfeuer im Schmelztiegel calcinirt hatte, bis ſie keinen Rauch mehr gab; hatte ſie ſo viel am Gewichte verlohren, daß ſie nicht mehr als drey Drachmen und ſechzig Gran wog; und ihre ſchwarze Farbe hatte ſich in eine gelbrothe Farbe verwandelt. Aus dieſer Aſche zog man durchs Auslaugen achtzehn Gran fixes ſalzigtes Salz. Der Verluſt der Theile in der Deſtillation dieſes Harzes hat vier Unzen und acht und vierzig Gran; in der Calcination aber drey Unzen, zwo Drachmen und acht und vierzig Gran betragen.

Es hat dieſes Harz gar kein Kennzeichen eines alkaliſchen Salzes gegeben: hieraus iſt klar, daß es ſo, wie faſt alle andre Harze, aus einem ſubtilen Sau-

ren, und einem ſubtilen und dicken Oel, die genau mit einander verbunden ſind, beſtehe.

Sowohl das eine als das andre Elemi, äußerlich applicirt, zertheilt die Geſchwulſten, reinigt die Geſchwüre und lindert die innerlichen Schmerzen: es widerſteht der Verderbniß der Theile, und wird vornehmlich in Wunden und Quetſchungen des Kopfes und der Sehnen angeprieſen. Zum innerlichen Gebrauch bedient man ſich deſſelben ſehr ſelten: unterdeſſen rühmen es einige dennoch innerlich genommen als ein Urintreibendes Mittel.

Man nimmt das Elemi zum Digeſtiv-Balſam des Arcäus, welchen die Wund-Aerzte in Kopfwunden häufig gebrauchen. Man bereitet dieſen Balſam auf folgende Weiſe:

Nimm Elemi und gemeinen Terpenthin, von jedem anderthalb Unzen; zerſchmolznes altes Bocks-Unſchlitt, zwo Unzen; zerſchmolznes altes Schweins-Fett, eine Unze. Vermiſche es, mache ein Liniment.

Man braucht es auch im Emplaſtro *Andreae a Cruce*, Emplaſtro *Paracelſi*, und Emplaſtro ad equini pedis punctionem *Charas*.

Es werden aus America vielerley gelbliche, weißliche oder aſchfarbige Harze für das wahre Elemi gebracht, die aber an Geruch und Kräften weit ſchwächer ſind, und von dem wahren Elemi leicht unterſchieden werden können.

Sechſter

Sechſter Artikel.

Von dem Epheu-Harz, ſo gemeiniglich Epheu-Gummi genennt wird.

Das Epheu-Harz, ſo in den Apotheken falſch Epheu-Gummi heißt, Gummi Hederae, *Off.* Δάκρυον τῦ Κισσῦ, *Dioſc.* iſt eine harzige, trockne, harte und dichte Subſtanz, von Farbe braun, wie Eiſen-Roſt, dunkel. Wenn man es in Stücken zerbricht, iſt es ein wenig durchſichtig und roth, mit untermengten eiſenroſtfarbigen Flecken; von Geſchmack ein wenig ſcharf, gelind anziehend und etwas aromatiſch; ohne Geruch. Zündet man es aber an, ſo giebt es einen angenehmen Geruch wie Weyhrauch, und eine helle Flamme, die man kaum auslöſchen kann. Man bringt es aus Perſien und den orientaliſchen Ländern.

J. Bauhin hat an einem Epheu bey Genev ein dergleichen Harz gefunden, welches roth, wohlriechend, durchſichtig, verbrennlich und von Geſchmack ſcharf war. J. Rajus ſagt, ein ähnliches ſey in Worceſter in England geſammlet worden. Peter Pomet meldet auch, daß man zu Montpellier ein großes Stück von dieſem Harz aus einem alten Epheu geſammlet habe. Allein, man trifft es in dieſen kalten Ländern ſehr ſelten an.

Die Pflanze, woraus dieſes Harz fließt, heißt Epheu, Hedera arborea, *C. B. P.* 305. *Inſt. R. H.* 613. Sie nimmt, nach dem Orte wo ſie wächſt und nach ihrem Alter, verſchiedene Geſtalten an. Daher findet man in den alten Schriftſtellern ſo viel verſchiedene Arten von Epheu.

Man pflegt ſie unter diejenigen Pflanzen zu rechnen, die einer Stütze nöthig haben; ob ſie ſich gleich zuweilen ſelbſt erhält und ſo hoch ſteigt, daß ſie mit dem kriechenden Epheu keine Verwandſchaft zu haben ſcheint, vornehmlich in demjenigen Alter, wo ſie Früchte tragen kann. Sie ſteigt mit dünnen Ranken in die Höh, und hängt ſich mit verſchiedenen Biegungen vermittelſt ihrer haarigen Zaſern an die nahſtehenden Bäume oder Wände, die ihr ſtatt der Pfähle dienen: zwiſchen den Ritzen der Steine treibt ſie tiefe Wurzeln. Ihre Rinde iſt aſchgrau, größtentheils runzlich, in den jungen Ranken grün. Ihr Holz iſt hart und weiß. Die Blätter ſind beſtändig grün und hängen ohne Ordnung an Stielen von der Länge einer halben oder ganzen Spanne, und ſind nach der Verſchiedenheit des Alters der Pflanze verſchieden. Denn ſo lange ſie kriecht und ſich anhängt, ſind die Blätter mit vielen Nerven verſehen, oben dunkelgrün und glänzend, unten fallen ſie aus dem grünen ins gelbliche; ſie endigen ſich aufs höchſte in fünf Ecken, davon auf beyden Seiten zwo hervorragen; eine aber ſteht oben an dem Blatte. Je älter dieſe Pflanze wird, deſto weniger haben die Blätter Ecken, und deſto ſtumpfer ſind dieſe. Die Blät-

ter ſelbſt werden viel größer, grüner und einfarbiger; da ſie anfangs klein, ſchwarz, mit weißen Flecken nach der Länge der Adern geſtreiſt und unten bisweilen röthlich ſind. Wenn aber die Pflanze allein aufſteigt, werden die Blätter rund, die Ecken an den Seiten verwachſen gänzlich, und es bleibt nur eine zu Ende des Blattes übrig. Sie haben einen ſcharfen trocknenden Geſchmack. Die Blumen entſpringen oben aus den Ranken in Form eines Sonnenſchirms, und beſtehen aus ſechs grünlichen kraisförmig geſtellten Blättern und eben ſo viel gelblichen Staubgefäßen, in deren Mitte ſich ein Stempfel erhebt, welcher ſich in eine faſt runde Beere verwandelt, die einer Wacholderbeere gleicht, und wenn ſie reif geworden, ſchwarz, auf beyden Seiten gleichſam gedrückt und mit einem knopfigen Zirkel gezeichnet iſt, welchem der Glanz des übrigen Theiles der Beere fehlt: Dieſer Knopf ſteht wie ein Deckel über einem Gefäß, deſſen Mitte mit einem ſchwarzen Griffel beſetzt iſt. Innwendig ſind in Zellen, die durch etwas fleiſchige Häute von einander abgeſondert werden, ein, zwey, drey, vier bis fünf Saamen enthalten, ſo länglich, auf einer Seite erhaben, auf der andern platt, mit einer dünnen Haut bedeckt und innwendig markicht ſind, wie Reiß, welchen man ſammt den Hülſen zerſtoßen, oder wie ein Brey aus hausbackenem Brodte.

Der Epheu wächſt in Frankreich hin und wieder an den Bäumen in Wäldern, Feldern und Gärten, wie auch an den Mauren.

In der chemiſchen Unterſuchung hat man aus drey Pfunden und zwölf Unzen Epheu-Blättern durch die Deſtillation aus der Retorte bekommen: ein Pfund und dreyzehn Unzen Waſſer, ſo anfangs hell und von Geruch ein wenig aromatiſch war; von Geſchmack anfangs ein wenig ſcharf, bitterlich, und endlich ſauer: ſechs Unzen, ſechs Drachmen und ſechs und dreyßig Gran ſaure, ſcharfe, brenzlichriechende, röthliche, trübe Feuchtigkeit, ſo Kennzeichen eines ſauren und urinöſen Salzes gab: drey Unzen und vier Drachmen anfangs helles gelbliches, hernach dickes Oel. Die zurückgebliebne ſchwarze Maſſe wog neun Unzen und fünf Drachmen. Der Verluſt der Theile in dieſer Deſtillation iſt ungefähr eilf Unzen geweſen. Die ſchwarze Maſſe, nachdem ſie im Reverberirfeuer calcinirt worden, ließ nur zwo Unzen Aſche zurück, welche durchs Auslaugen ſechs Drachmen und funfzehn Gran alkaliſches fixes Salz gegeben hat.

Man ſieht aus dieſer Unterſuchung, daß die Epheu-Blätter einige ſcharfe und ſubtile Theile und ein weſentliches Salz enthalten, ſo vom Cremor Tartari nicht verſchieden iſt; nämlich ein ſalzigtes Salz, mit einem dicken Oel vermiſcht. Wegen dieſer ſcharfen, ſubtilen und reizenden Theile ſind die Epheu-Blätter anziehend und zeitigend: durch ihr dickes, mit ſauren und alkaliſchen Salzen gemäßigtes Oel reinigen und verdicken ſie, und verhindern die Entzündung.

Zwey Pfund Epheu-Harz haben in der Deſtillation aus der Retorte drey Unzen und ſechs

Drach-

Drachmen helles Waſſer gegeben, ſo den Geruch dieſes Harzes und einen ſauren Geſchmack hatte: hernach eine Unze, ſechs Drachmen und ſechs Gran ſaure röthliche Feuchtigkeit: endlich zwo Drachmen und vier und funfzig Gran alkaliſche Feuchtigkeit, die mit den Sauren in Jährung gerieth: zwo Unzen, ſechs Drachmen und acht und zwanzig Gran ſehr helles gelbliches Oel: ſieben Unzen und vier und zwanzig Gran röthliches Oel, welches ein wenig Saures zu enthalten ſchien. Die zurückgebliebne ſchwarze Maſſe wog zehn Unzen und fünf Drachmen. Als man dieſe ſechs und zwanzig Stunden lang im Schmelztiegel calcinirt hatte, wurde ſie röthlich und wog nur ſieben Drachmen und ſechzig Gran. Aus dieſer Aſche hat man acht Gran alkaliſches fixes Salz gezogen. Der Verluſt in der Deſtillation iſt fünf Unzen, fünf Drachmen und ſieben und dreyßig Gran geweſen.

Das Harz enthält ein feineres Oel als die Blätter; es hat mehr von alkaliſchem, und weniger von ſaurem Salze. Ob es gleich eine größre Menge Kohlen zurück gelaſſen hat, als die Blätter, ſo giebt es doch weniger Aſche oder unnütze Erde: woraus ſich ſchließen läßt, daß in dem Harze weniger Erde enthalten ſey; daß aber die Salze und die Oele allzu genau mit einander vereinigt ſind, als daß ſie durch ein verſchloßnes Feuer getrennt werden könnten. Alle Theile des Epheu, ſagt Dioſcorides, ſind ſcharf, anziehend und den Nerven ſchädlich.

Inner-

Innerlich braucht man die Blätter dieſer Pflanze ſelten, äußerlich aber ſehr oft, die jauchenden und ſcharfen Geſchwüre auszutrocknen, die Fontanellen für der Entzündung zu ſichern, dieſelben offen zu erhalten, und die Säfte, ſo dahin fließen, durch ihre anziehende Kraft an ſich zu ziehen. Man applicirt alle Tage ein Epheu-Blatt, die Geſchwüre der Naſe zu heilen und den Schmerz eyternder Ohren zu lindern. Die alten rühmten dieſe Blätter in Wein gekocht, für verbrannte Theile und bösartige Geſchwüre: ſie kochten ſie auch in Eßig oder vermiſchten ſie mit Brod, und legten ſie auf die Seite, das Aufſchwellen oder die Verhärtung der Milz zu zertheilen. Man macht Kügelchen aus dem Epheu-Holz, welche man mit gutem Erfolg in die Fontanellen legt: denn dieſes Holz zieht die Feuchtigkeit vortrefflich an ſich; man darf des Monats nur einmal ein dergleichen friſches Kügelchen hinein legen.

Die alten brauchten die Beeren ſelten innerlich; weil ſie glaubten, ſie verurſachten ſtarkes Brechen und Stühle. Allein die neuern haben einige Verſuche damit gemacht, und ſie rühmen die pulveriſirten reifen Epheubeeren, in einer kleinen Doſi genommen, wegen ihrer diaphoretiſchen und der Peſt widerſtehenden Kraft. Daher verſichert Boyle in ſeiner Philoſophia experimentali, daß ſie in einer gewiſſen Peſt, die zu London regierte, ſehr heilſam geweſen ſind: man nahm das Pulver von dieſen Beeren in Eßig oder weiſſem Wein, den Schweiß zu treiben. Palmarius

rius iſt eben dieſer Meynung, in ſeinem Tractat von der Peſt und den anſteckenden Krankheiten, S. 453. Einige rühmen ſie auch wider die Bauch-Waſſerſucht.

Das Epheu-Harz wird von den Alten unter diejenigen Mittel gezählt, wovon das Haar ausfällt; welches aber die Erfahrung nicht beſtätiget; ſo, daß entweder ein Irrthum in ihren Manuſcripten vorgegangen iſt, oder ſie haben etwas anders darunter verſtanden. Man ſchreibt ihm eine balſamiſche und Wundenzuſchließende Kraft zu: es zertheilt die Geſchwulſten.

Bey den Perſern wird es unter den anziehenden Mitteln äußerlich gebraucht. Wir bedienen uns deſſelben auch nur äußerlich. C. Hoffmann und Simon Paulli halten den innerlichen Gebrauch aller Theile des Epheus, ihrer Schärfe wegen, für unſicher.

Man nimmt das Epheu-Harz zum Unguento de Althaea *Charas*.

Sieben-

Siebender Artikel.

Von dem Ladan.

Das Ladan, Ladanum vel Labdanum, *Off.* Λάδανον, *Graec.* Loden & Laden, *Arab.* iſt eine harzige Subſtanz, wovon man zwo Arten in den Apotheken findet: eine beſteht aus großen Maſſen, und iſt weich, von der Conſiſtenz eines Pflaſters oder Extracts, klebricht, dick, von Geruch angenehm, dunkelroth, mit Blaſen oder Häuten umhüllt: franzöſiſch heißt ſie Labdanum en maſſes ou en pains. Die andre beſteht aus gewundenen und gerollten Stücken, welche ſchwarz, trocken, hart, zerbrechlich ſind, durch die Wärme ein wenig weich werden, mit einem feinen ſchwarzen Sande vermiſcht; von ſchwachem Geruch: ſie wird in den Apotheken Labdanum in tortis genennt. Dieſe letztere Art trifft man öfter an.

Man wähle das Ladan, welches ſtark und angenehm riecht, verbrennlich iſt, und, auf glüende Kohlen geſtreut, einen lieblichen Geruch giebt, welches rein und durch die Wärme leicht zu erweichen iſt: hingegen verwerfe man das unreine und mit Sand vermiſchte. Man bringt es aus der Inſel Creta und aus andern Inſeln des Archipelagus. Die alten Griechen haben es gekannt.

Dieſes Harz fließt im Sommer aus den Blättern einer Pflanze, ſo Ciſten-Röschen genennt wird,

Ciſtus

Ciſtus Ladanifera Cretica, flore purpureo, *Coroll. Inſt. R. H.* 19. Ladanum Creticum, *P. Alpin. Exot.* 88. Es iſt ein zweigichter Strauch, auf der Erde kriechend und einen oder zwey Fuß hoch. Seine Wurzel iſt hart, holzig, innwendig weiß, auswendig röthlich, einen Fuß lang, zaſerig und haarig. Aus ihr wachſen viele harte Zweige, die oft einen Zoll dick, braun, bisweilen aſchfarbig und mit einer aufgeriſſenen Rinde bedeckt ſind: ſie theilen ſich in andre dunkelrothe kleine Zweige, davon die jüngſten haarig und weißlich grün ſind. Die Blätter ſtehen paarweiß einander gegen über, und ſind dunkelgrün, länglich, am Rande gewunden, mit vielen Nerven und Adern verſehen; einen Zoll lang, acht bis neun Linien breit, ſtumpf zugeſpitzt, rauh; ſie haben einen grunichten und gelind anziehenden Geſchmack; ihr Stiel iſt drey bis vier Linien lang, und eine breit. Der obere Theil der Zweige iſt mit Blumen geziert, die aus fünf Zoll langen Blättern beſtehen. Dieſe ſind verſchiedentlich und ungleich gefalten, rundlich, purpurfarbig, gegen den Stiel ſchmäler, und unten mit einem ſchwarzen Flecken gezeichnet: in der Mitte befindet ſich eine große Anzahl gelblicher Staubfäden mit braunen Staubfachen. Der Kelch dieſer Blumen beſteht aus fünf Blättern, welche ſieben bis acht Linien lang, eyförmig, mit Adern verſehen, auswendig haarig ſind, und ſich in eine lange und zurück gebogene Spitze endigen. Aus dieſem Kelch erhebt ſich ein grüner Stempfel, der

ſich

ſich in eine vielzellige Frucht verwandelt, welche Tournefort nicht beſchrieben hat.

Dieſe Pflanze wächſt häufig auf den Bergen um Canea, vormals Cydon, der Hauptſtadt auf der Inſel Creta.

Tournefort hat eine andre Art oder vielmehr eine Abänderung der Ciſten-Röschen entdeckt, welche dieſer vollkommen ähnlich iſt, und nur größre Blumen hat. Sie wächſt in Pontus und heißt Ciſtus Ladanifera, orientalis, flore purpureo majore, *Coroll. Inſt. R. H.* 19.

Zur Zeit des Dioſcorides ſammlete man das Ladan von dieſer Pflanze auf zweyerley Art. Wenn die Böcke und Ziegen, ſagt er, die Blätter von den Ciſten-Röschen abfreſſen, ſo hängt ſich an den Bart und die zottichten Füße derſelben eine fette Materie, welche die Bauren abkämmen, durchſeigen, zu Maſſen machen und aufheben. Andre aber nehmen Stricke, womit ſie die Ciſten-Röschen umziehen und die daran hängende Fettigkeit wegnehmen; aus dieſer werden hernach Ladan-Maſſen formirt. Daher haben einige Spécerey-händler, das Ladan, ſo von den Ziegenbärten genommen worden, und das, ſo man mit Stricken geſammlet, unterſcheiden wollen. Allein, wie Tournefort meldet, ſo hatte man zu des Bellonius Zeit, ſo wie gegenwärtig, nur eine Methode das Ladan zu ſammlen. Die Griechen bedienen ſich dazu eines beſondern Inſtruments, welches einem Rechen oder einer Harke ohne Zähne gleicht, und von ihnen εργαςιρι genennt wird. An dieſes befeſti-

befeſtigen ſie viele Riemen aus rohem unzugerichtetem Leder, und fahren damit während der größten Sonnenhitze über die Ciſten-Röschen hin und her, daß der harzige Saft, der an den Blättern klebt, ſich an die Riemen hänge: alsdenn ſchaben ſie ihn mit Meſſern davon ab. Es iſt alſo eine große und beſchwerliche Arbeit das Ladan zu ſammlen, und es übernimmt ſie ſonſt Niemand als die Bauren; weil man bey der größten Hundstags-Hitze ganze Tage auf den Bergen zubringen muß. Unterdeſſen wenn jemand beſtändig über dieſer Arbeit bleibt, ſo kann er, wie man verſichert, in einem Tage mehr als drey Pfund oder acht und vierzig Unzen Ladan ſammlen. Die beſte Zeit zu dieſer Arbeit iſt diejenige, wenn die Hundstags-Hitze recht groß iſt und die Luft von keinen Winden bewegt wird: denn alsdenn ſchwitzt dieſer Saft häufig heraus und iſt viel reiner, als wenn es windig iſt, wodurch er mit vielem Staube vermiſcht wird. Allein, man bekömmt nicht leicht ein reines Ladan von den Einwohnern: die Gewinnſucht treibt ſie, einen gewiſſen feinen eiſenroſtfarbigen oder ſchwarzen Sand, den man in dieſem Lande findet, mit dem Ladan zu vermiſchen, wodurch dieſes viel ſchwerer wird.

Die griechiſchen Weiber pflegen oft Kugeln, ſo aus Ladan allein, oder mit Amber vermiſcht, gemacht worden, in den Händen zu tragen und daran zu riechen.

Zwey Pfund von dem in Maſſen gewundenen Ladan haben in der chemiſchen Unterſuchung zwo

Unzen, zwo Drachmen und acht und vierzig Gran röthliches, wohlriechendes und ſaures Waſſer gegeben: drey und eine halbe Drachme braune Feuchtigkeit, welche die Solution eines Alkali oder des corroſiviſchen Sublimats coagulirte, und mit den ſauren Feuchtigkeiten efferveſcirte: vier Drachmen und vier und zwanzig Gran röthliches, helles und wohlriechendes Oel: eine Unze und drey Drachmen braunes, dickes und ein wenig brenzlichriechendes Oel. Die zurück gebliebene ſchwarze Maſſe wog ſechs und zwanzig Unzen und ſieben Drachmen. Als dieſe beym Reverberirfeuer im Schmelztiegel acht Stunden calcinirt worden, hatte ſie eine gelbliche Farbe bekommen, und nach einer wiederholten ſechsſtündigen Calcination war ſie röthlich geworden: alsdann aber ſchien ſie nichts anders als ein unſchmackhafter Sand zu ſeyn, woraus man faſt nichts von fixem Salze gezogen. Dieſer Sand war ohne Zweifel mit dem Ladan vermiſcht worden.

Es erhellet alſo aus dieſer Unterſuchung, daß das Ladan aus einem ſubtilen und dicken Oele beſteht, welches mit einem ammoniakaliſchen weſentlichen Salze verbunden iſt. Ueber dieſes iſt zu merken, daß zwey Pfund Ladan ungefähr vier und zwanzig Unzen Sand enthalten, und daß folglich kaum vier Unzen reines und ächtes Ladan in einem Pfunde gemeinem Ladan, in tortis, befindlich ſind. Dieſer Sand iſt eiſenroſtig; daher es kein Wunder iſt, daß er durch die Calcination eine

rothe

rothe Farbe bekömmt, dergleichen man am Croco Martis ſieht.

Das Ladan erweicht, zeitiget, verdünnt und zertheilt, wenn es äußerlich applicirt wird: innerlich aber iſt es anziehend und ſchmerzſtillend: doch iſt der innerliche Gebrauch nicht ſehr gewöhnlich. Man verſchreibt es bis zu einer Drachme, den Magen zu ſtärken, die Verdauung zu befördern, wider den Zufluß des Seri und wider Catarrhe, wie auch in Dyſenterien. Man räth es wider die kalte Beſchaffenheit des Gehirns, dem Kopfe zu appliciren; in Schwachheit des Magens auf deſſen Gegend zu legen; in Zahnſchmerzen, auf die Schläfe zu ſtreichen; ferner wider alte Geſchwüre und Fiſteln, und in Krankheiten der Mutter. Man miſcht es zu Räucherwerken, und bereitet Kugeln oder Aepfel wider die peſtilenzialiſche Luft daraus.

Nimm reines Ladan eine Drachme; Muskaten-Nuß eine halbe Drachme; Cardamomen einen Scrupel; Maſtix acht Gran; pulveriſirte Jalappe, einen Scrupel; Zimmet-Oel, ſechs Tropfen; Syrup von Stoechas-Blumen, eine genugſame Menge. Mache eine Pillen-Maſſe; die Doſis davon iſt funfzehn bis zwanzig Gran bey Schlafengehen zu nehmen; in Catarrhen, die aus einer kalten Urſache entſtehen.

Nimm reines Ladan, eine Drachme; präparirte rothe Corallen, einen Scrupel; Quitten-Conſerve zwo Drachmen. Vermiſche ſie, mache einen Bolum, in Schwachheit des Magens und in der rothen Ruhr.

Nimm Ladan eine halbe Unze; Storax Calamita, drey Drachmen; Benzoin, zwo Drachmen; Paradiesholz, Zimmet, gelb Sandelholz, von jedem zween Scrupel; Würz-Nelken, Amberkraut (Marum) Lavendel, Citronen-Schaalen von jedem eine halbe Drachme; Kampfer einen Scrupel; flüßigen Storax, eine genugſame Menge. Mache ſie in einem warmen Mörſel zu einer Maſſe, und thue nach Gefallen ein wenig Amber und Biſam dazu.

Aus dieſer Maſſe mache eine Kugel, die man in den Händen tragen oder an den Hals hängen kann, um ſich vor der anſteckenden Luft zu verwahren.

Die Specereyhändler bereiten ein wohlriechendes Ladan-Oel auf folgende Weiſe:

Nimm fettes und reines Ladan, ein Pfund. Theile ſolches in ſehr kleine Stückchen, und koche ſie eine halbe Stunde in ſechs Unzen Roſenwaſſer und vier Unzen ſüßem Mandel-Oel. Seige die ölichte Feuchtigkeit durch.

Man braucht das Ladan in Schlagbalſamen, im Emplaſtro cephalico *Charas*, ſtomachico *Ejuſd.* ad herniam *Prioris de Cabrieres*, in den Trochiſcis odoratis ſeu Aviculis Cypriis *Charas*.

Achter

Achter Artikel.

Von dem Maſtix.

Der Maſtix, Maſtiche, Maſtix & Reſina lentiſcina, *Off.* ʿΡητίνη σχινίνη καὶ Μαστίχη, *Dioſc.* Maſtech, *Arab.* franz. Maſtic; iſt ein trockenes, durchſichtiges und blaßgelbes Harz, in Stückchen verdickt, von der Größe einer kleinen Erbſe oder eines Reißkorns, zerbrechlich; zwiſchen den Zähnen zerbricht es bald, durch die Wärme aber erweicht es ſich, wie Wachs; auf glüende Kohlen geworfen entzündet es ſich leicht und giebt einen angenehmen Geruch: es hat einen gelind aromatiſchen, harzigen und ein wenig anziehenden Geſchmack.

Man wähle den Maſtix, welcher weiß oder blaß, oder citronengelb, durchſichtig, trocken, zerbrechlich, knirſchend und wohlriechend iſt. Der ſchwarze, grüne, bläuliche oder unreine taugt nichts.

Man bringt uns denſelben aus Chio, einer Inſel des Archipelagus, wo man den beſten in großer Menge ſammlet.

Man verkauft in den Apotheken unter dem Namen Maſtix einige trockene, grobe und harzige Maſſen, die aus Maſtix und andern Harzen bereitet worden; allein ſie ſind zum Gebrauch in der

Medicin gänzlich unnütz. Man braucht ſie die Ritze der Steine auszufüllen.

Der Maſtix fließt entweder von ſich ſelbſt, oder nachdem man die Rinde geritzt hat, aus einem Baume, welcher dem Terpenthin-Geſchlechte nah kömmt, und Lentiſcus vulgaris *C. B. P.* heißt. Seine Wurzel iſt feſt, vieläſtig, braun, hart und zaſerig; ſie treibt viele biegſame und zweigichte Stengel, ſo hoch wie die von der Haſelſtaude oder vom Quitten-Baume. Die Blätter ſtehen paarweis ohne Endblatt an einer rinnenförmig ausgehöhlten Ribbe, die ſich in eine kleine weiche Spitze endiget; ſie ſind glatt, glänzend, einen Zoll lang, unten und oben ſpitzig, ſchmahl, harzig, feſt, hellgrün, von Geruch ſcharf, von Geſchmack ſäuerlich und anziehend. Man findet auf dieſen Blättern zuweilen Bläschen, die mit kleinen Inſecten erfüllt ſind, wie auf den Terpenthin- oder Ulmbaum-Blättern.

Die Art des Maſtix-Baumes, welche Blumen mit Staubgefäßen hat, trägt keine Früchte: die aber Früchte trägt, hat keine Staubgefäße. Die männlichen oder mit Staubgefäßen verſehenen Blumen entſtehen büſchelweis aus den Winkeln der Blätter, und ſind röthlich. Die Früchte ſtehen traubenförmig beyſammen, und ſind rundlich, roth; wenn ſie reif geworden, ſchwarz, zwo Linien lang, mit einer harten Schaale und ſaftigen harzigen Haut bedeckt: innwendig liegt ein weißer, ölichter und wohlriechender Kern. Dieſe Pflanze iſt vom Terpenthin-Baum nur in Anſehung ihrer Blätter

Blätter unterſchieden, die zwar paarweis an der Ribbe hängen, aber gemeiniglich kein Endblatt haben. Sie wächſt häufig in Languedoc, Italien, Spanien, auf der Inſel Chio und den andern Inſeln des Archipelagus.

Bellonius verſichert, daß der Maſtix-Baum nur in der Inſel Chio das Maſtix-Harz fließen laſſe. Jedoch entſtand es ehedem auch in Aegypten; indem Galen, *Lib. 2. ad Glauconem,* den Aegyptiſchen Maſtix anpreißt. Einige ſagen, er fließe auch aus den Maſtix-Bäumen in Italien: und Gaſſendi meldet im Leben des Peyreſcius, daß in der Provence nahe bey Toulon ein Harz aus den Maſtix-Bäumen ſchwitzt. Allein der Maſtix, welchen man heut zu Tage in den Apotheken findet, kömmt nur aus der Inſel Chio; Man cultivirt daſelbſt, wie Bellonius ſagt, die Maſtix-Bäume mit ſo viel Fleiß und Sorgfalt, daß man nicht weniger Koſten daran wendet, als bey uns an den Weinbau; und dieſes geſchieht nicht ohne Urſach, da der vornehmſte Reichthum dieſer Inſel im Maſtix beſteht: wenn man aber die Bäume nicht ſorgfältig cultivirte, ſo würden ſie wenig Harz geben. In der That, man ſammlet es auf dieſer Inſel in ſolcher Menge, daß der Türkiſche Kaiſer alle Jahre dreyhundert Kiſten oder 84375 Pfund Maſtix bekömmt: denn jede Kiſte enthält zweyhundert und ein und achtzig Pfund und vier Unzen. Die Einwohner ritzen die Maſtix-Bäume, in den Monaten Auguſt und September; worauf das Harz herausfließt und ſich in Körner verdickt.

In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund Maſtix eine Unze, ſieben Drachmen und vier und funfzig Gran helles, ſaures und wohlriechendes Waſſer gegeben; ferner zwo Unzen, eine Drachme und zwölf Gran braune Feuchtigkeit, welche noch ſaurer und ein wenig bitter war: eine Drachme und zwey und vierzig Gran helle, röthliche, ſäuerliche und ein wenig alkaliſche Feuchtigkeit, welche die Solution des corroſiviſchen Sublimats trübe machte: eine Drachme helles gelbliches, zwo Drachmen röthliches, zwo Unzen, eine Drachme und zehn Gran braunes, helles und flüßiges Oel: zwanzig Unzen braunes und dickes Oel. Die in der Retorte zurück gebliebene Maſſe wog drey Unzen. Nachdem ſie beym Reverberirfeuer im Schmelztiegel war calcinirt worden, ließ ſie drey Drachmen braune Aſche zurück, woraus man vier Gran ſalzigtes Salz durchs Auslaugen gezogen. Der Verluſt der Theile hat in der Deſtillation zwo Unzen, eine Drachme und ſechs und zwanzig Gran; in der Calcination zwo Unzen und fünf Drachmen betragen.

Man kann alſo aus dieſer Unterſuchung ſchlieſſen, daß der Maſtix aus einem häufigen dicken Oel und ſehr vielem ſauren Salze, nebſt einem geringen Theil alkaliſchen Salzes und Erde beſtehe; und daß er wenig flüchtige und ſubtile Theile enthalte.

Die Einwohner der Inſel Chio, ſowohl die Männer, als die Weiber und Kinder haben faſt beſtändig Maſtix im Munde, zu Befeſtigung der

Zähne

Zähne und des Zahnfleiſches, und den Athem zu verbeſſern: ſie pflegen auch etwas Maſtix unter das Brod zu backen, um dieſem einen angenehmern Geſchmack zn geben.

Der Maſtix dienet in der Medicin zu vielerley Gebrauch: er iſt ein wenig aromatiſch, und wird unter die anziehenden und magenſtärkenden Mittel gezählet. Er trocknet und befeſtiget die feuchten, ſchlaffen und ſchwachen Faſern der Eingeweide, dämpft die Schärfe der Säfte, ſowohl indem er die Salz-Spitzen verhüllt, als auch die Häute befeuchtet. Innerlich, von einem halben Scrupel bis zu einer halben Drachme genommen, dient er wider die Blutſtürzung und langwierigen Huſten. Er iſt auch dem Magen zuträglich, erleichtert die Verdauung und hemmt das Brechen; jedoch verurſacht er Aufſtoßen, wenn man ihn unmäßig braucht. Er hilft wider catarrhaliſche Zufälle, hemmt den Durchfall und lindert die Schärfe der Purgiermittel. Wenn man den Maſtix kauet, befeſtigt er das Zahnfleiſch, und wenn man ihn lange Zeit im Munde hält, erregt er den Speichelfluß. Simon Paulli räth dieſen Gebrauch des Maſtix wider Catarrhe und ſchweres Gehör: ja er zieht ihn der Speichelwurz oder dem Bertram und dem Taback vor, weil er den Speichelfluß eben ſo ſehr, ja noch ſtärker erregt, und einen angenehmen Geruch und Geſchmack hat. Ebenderſelbe verſichert, daß das Maſtix-Kauen die Taubheit curire, indem es die im Gehör-Gange ſtockende Materie, welche das Uebel verurſacht,

aus der Höhle der Trommel in den Mund zieht. Aeußerlich auf die Gegend des Magens applicirt, dämpft der Maſtix die Colik, das Brechen und den Ekel; auf die Gegend des Nabels, den Bauchfluß und das übermäßige Purgieren; auf die Schläfe applicirt, hilft er wider Flüſſe und Zahnſchmerzen.

Nimm auserleſene Maſtixkörner. Kaue ſie mit den Zähnen wie Wachs, den Speichelfluß zu erregen, in Catarrhen und ſchwerem Gehör.

Nimm Maſtix eine halbe Unze. Laß ihn in drey Pfunden Waſſer bis zur Verminderung des Drittels kochen: gieb dieſes Waſſer im Durchfall zum ordentlichen Getränke.

Nimm alte Roſen-Conſerve, eine Drachme; guten Maſtix eine halbe Drachme; Diacodium, ſo viel genug iſt. Mache einen Bolum in Catarrhen und heftigem Huſten.

Nimm Maſtix eine halbe Drachme; pulveriſirte Jalappe, zehn Gran; Elixir. Proprietat. oder Peruvianiſchen Balſam, ſo viel genug iſt. Mache Pillen, die man wider den Catarrh Abends nehmen kann.

Der Maſtix wird gebraucht in Pulvere Diarrhodon, Pulv. contra abortum *Charas*, Hiera picra *Galeni*, Electuar. de ſucco Roſar. Trochiſcis de Karabe, Hedicroi, Pilulis ſine quibus, polychreſtis, ſtomachicis, de Rhabarbaro, de Ammoniaco *Quercetani*, catholicis *Poterii*, Oleo maſtichino, Unguento martiato, ſtyptico, mundificativo de reſina, Cerato ſtomachico, Emplaſtro

plaſtro cephalico, ſtomachico, diaphoretico, Manus Dei, divino *Paracelſi*, de linamento, oxycroceo, pro fracturis *Charas*.

Alle Theile des Maſtix-Baumes, ſeine Knoſpen, Blätter, Früchte, die Rinde der Aeſte und der Wurzel haben eine anziehende Kraft, nach dem Dioſcorides. Man drückt aus der Wurzel, Rinde, und den Blättern, die man zuvor im Waſſer kocht, oder auch aus den geſtoßnen grünen Blättern einen Saft, der, wenn man ihn trinkt, wider Blut- und Bauchflüſſe und in der rothen Ruhr zuträglich iſt: äußerlich applicirt dient er wider den Vorfall der Mutter und des Maſtdarms.

Die anziehende, ſtärkende und balſamiſche Kraft des Maſtix-Holzes wird von J. Baptiſta de Wenckh, einem Steyermärkiſchen Medico, in den Ephemeridibus Naturae Curioſorum, Dec. III. ann. 9 & 10. ſehr angeprieſen. Man rühmt das Decoct davon, unter dem Titel des vegetabiliſchen trinkbaren Goldes, als eine herrliche Panacee in der Gicht und wider Catarrhe, den ſchwachen Magen zu ſtärken, die Verdauung zu befördern, die Blähungen und das Aufſtoßen zu vertreiben, das langwierige und heftige Brechen zu dämpfen, den Urin zu treiben, den Stein fortzuſchaffen, und kurz, alle Verrichtungen des Körpers zu erleichtern, indem es die Feſtigkeit der Faſern wieder herſtellt und die ſcharfen Salze lindert. Eben dieſes Decoct befeſtigt auch die wackelnden Zähne und ſtärkt das Zahnfleiſch.

Nimm

Nimm Maſtix-Holz, in kleine Stücken geſchnitten, fünf Unzen; gemeines Waſſer, ſechs Pfund. Laß es in einem verſchloßnen Gefäß drey bis vier Tage maceriren. Das Durchgeſeigte gieb zum ordentlichen Getränke.

Nimm Maſtix-Holz fünf Unzen, gemeines Waſſer ſechs Pfund. Laß es drey Tage maceriren; hernach koche es gelind bis zur Verminderung des Drittels. Von dieſem Decocte gieb dem Kranken acht Unzen früh nüchtern und bey Schlafengehen.

Man macht aus dem Maſtix-Holze Zahnſtocher, die man jederzeit, das Zahnfleiſch zu befeſtigen, gebraucht hat. Aus der reiſen Frucht des Maſtix-Baumes zieht man ein Oel, deſſen man ſich mit Nutzen bedient, wenn man anziehen will, als im Vorfall des Maſtdarms und der Mutter.

Neunter Artikel.

Von dem Weyhrauch.

Der Weyhrauch, Olibanum, Thus et Thus maſculum, *Off.* Λίϐανος, *Theophr. et Dioſc.* Λιβανωτὸν, *Hippocrat.* Thus vel Tus, *Latinor.* Ronder, Conder, et Kateth, *Arab.* franz. Encens oder Oliban; iſt eine harzige, blaßgelbe und durchſichtige Subſtanz, in Stücken verdickt, die

die den Maſtixkörnern ähnlich, aber viel größer ſind; von Geſchmack bitterlich, ein wenig ſcharf und nicht unangenehm harzig; von durchdringendem Geruch. Wenn man den Weyhrauch aufs Feuer wirft, entzündet er ſich bald und brennt mit einer hellen Flamme, die ſich ſchwer auslöſchen läßt: er zerfließt nicht, wie der Maſtix. Man kann ihn mit den Zähnen leicht zerbeißen: allein er vereinigt ſich nicht von neuem, wie der Maſtix, und man kann ihn nicht ſo, wie dieſen, im Munde wälzen, weil er den Zähnen anhängt. Die Weyhrauch-Körner ſind durchſichtig, länglich und rundlich, bisweilen einzeln, bisweilen doppelt, faſt wie Hoden oder Brüſte, nachdem ſie größer oder kleiner ſind. Daher kommen die Namen des männlichen und weiblichen Weyhrauchs. Zuweilen findet man auch vier oder fünf Körner beyſammen von der Größe einer Erbſe, oder Haſelnuß, und größer, die zuweilen noch an der Rinde hängen, woraus ſie gefloſſen ſind. Die Griechen nennen die kleinen Stückchen, ſo aus dem zerbröckelten Weyhrauch entſtanden ſind, Weyhrauch Manne. Man wählt den Weyhrauch, welcher weiß, durchſichtig, rein, glänzend und trocken iſt. Nicht nur die Griechen und Araber, ſondern auch faſt alle Völker in den entfernteſten Zeiten haben den Weyhrauch gekannt und zu den Opfern häufig gebraucht. Denn man opferte vormahls Weyhrauch, und bediente ſich deſſen ſo wie auch itzt in den Tempeln zum Räuchern. Dieſe Gewohnheit iſt zu allen Zeiten, unter allen Völkern und in allen Religionen gebräuchlich geweſen.

ſen. Wir finden von dem Vaterlande des Weyhrauchs bey den Schriftſtellern nichts gewiſſes. Einige ſagen, er würde nur in Arabien hervorgebracht, und zwar nur in demjenigen Theile, welcher Saba heißt. Andre geben für, daß auch Ethiopien, worinn einige Völker ſich auch Sabäer nennen, dieſes wohlriechende Harz hervorbringe.

Noch weniger Gewißheit haben wir von dem Baume, welcher den Weyhrauch trägt. Theophraſt verſichert, es ſey ein mittelmäßiger Baum, ohngefähr fünf Ellen hoch, äſtig, und ſeine Blätter wären denen vom Birnbaum ähnlich. Andre, ſagt er, behaupten, daß er dem Maſtix-Baum ähnlich ſey: noch andre, er habe eine Rinde und Blätter, wie der Lorbeer-Baum. Diodorus Siculus ſchreibt ihm die Geſtalt des Egyptiſchen Schoten-Dorns und Blätter, wie die von den Weiden, zu. Garzias ſagt auch, der Weyhrauch-Baum wäre niedrig, und ſeine Blätter wären des Maſtix-Baums ſeinen ähnlich: Thevet hingegen ſchreibt, daß er den Harztragenden Fichten gleiche.

In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund Weyhrauch durch die Deſtillation aus der Retorte gegeben: ſieben Unzen, ſieben Drachmen und vier und zwanzig Gran ſaures, ein wenig herbes, wohlriechendes und röthliches Waſſer: eine Unze, zwo Drachmen und ſechs und ſechzig Gran ſo wohl ſaures, als urinöſes und röthliches Waſſer: eine Unze, zwo Drachmen und vier und zwanzig Gran helles, flüßiges, wohlriechendes und gelbliches

ches Oel: fünf Unzen und drey Drachmen dickes braunes Oel: ſechs Unzen, fünf Drachmen und dreyßig Gran noch dickeres Oel, von Conſiſtenz wie Honig. Die ſchwarze Maſſe, ſo in der Retorte zurück geblieben, wog fünf Unzen, ſieben Drachmen und drey und vierzig Gran. Als man dieſe funfzehn Stunden im Schmelztiegel calcinirt hatte, war ihre ſchwarze Farbe in eine röthliche verwandelt worden, und ſie wog eine Unze, drey Drachmen und ſechs Gran. Man hat aus dieſer Aſche durchs Auslaugen zwey und zwanzig Gran alkaliſches fixes Salz gezogen. Der Verluſt der Theile in der Deſtillation iſt vier Unzen, drey Drachmen und neun und zwanzig Gran; in der Calcination aber vier Unzen vier Drachmen und ſieben und dreyßig Gran geweſen. Daraus erhellet, daß der Weyhrauch mehr Erde und etwas mehr von ammoniacaliſchem Salz enthält, als der Maſtix, und daß die ſalzigten und öhlichten Theile des Weyhrauchs ſehr genau mit einander vermiſcht und verbunden ſind. Man rühmt den innerlichen Gebrauch des Weyhrauchs wider verſchiedene Krankheiten des Hauptes und der Bruſt, nicht weniger in Bauch- und Mutter-Flüſſen, Huſten, Blutſpucken, Durchfall und in der rothen Ruhr: denn er mäßigt und dämpft die ſcharfen Säfte des Körpers, beſonders die ſalzigte Lymphe. Die Doſis iſt von einem Scrupel bis zu einer oder zwo Drachmen. Man hält ihn für ein ſpecifikes Mittel wider das Seitenſtechen, inſonderheit wenn ſolches epidemiſch iſt. In dieſer Krankheit lobt Quercetan einen ausge-

höhl-

höhlten Apfel, den man mit einer Drachme pulveriſirten Weyhrauchs anfüllt, alsdenn bedeckt und auf Aſche braten läßt. Der Kranke ißt dieſen Apfel und trinkt drey Unzen Kardobenedicten-Waſſer darauf: hernach muß er ſich gehörig zudecken und ſchwitzen. Riverius verſichert in ſeinen Wahrnehmungen, daß er viele geſehen, die am Seitenſtechen ſterbenskrank geweſen, und durch den Gebrauch dieſes mit Weyhrauch gebratenen Apfels wieder geneſen ſind. Ich habe dieſes Mittel öfters mit glücklichem Erfolg nach zwey bis dreymaligem Aderlaſſen gegeben; wiewohl es nicht allezeit geholfen hat. Wenn nach dem erſten eingenommenen Apfel kein Schweiß erfolgt, ſo muß man nach ſechs Stunden einen zweyten nehmen. Aeußerlich braucht man den Weyhrauch zum Räuchern für den Kopf, in Catarrhen, Schwindel, Schnupfen, und wider den Vorfall des Maſtdarms; in dieſem letztern Falle muß man ſich des Räucherns über dem Nachtſtuhle bedienen. Der Weyhrauch dienet in Wunden des Kopfes und der Nerven; er füllt die Geſchwüre mit Fleiſch und bringt ſie zur Heilung. Daher vermiſcht man ihn mit vielen Wund-Salben und Pflaſtern.

Einige halten das deſtillirte Weyhrauch-Oel für ein vortreffliches Mittel in der Lungenſucht. Man bereitet auch aus dem Weyhrauch eine Feuchtigkeit per deliquium, indem man das Pulver deſſelben in gekochtes und heiſſes Eyweiß thut, und ſolches in einen Keller ſetzt: denn der Weyhrauch löſet ſich in eine Feuchtigkeit auf, welche die Flecken des Geſichts

ſichts zu vertreiben und die Narben auszufüllen dienet. Matthiolus räth ein aus Weyhrauch bereitetes vortreffliches Mittel wider die Röthe und Triefigkeit der Augen. Es wird alſo bereitet: man ſteckt ein Stückchen Weyhrauch an einen ſpitzigen Griffel, zündet es an einem Wachsſtock an, und löſcht es alsbald in vier Unzen Roſenwaſſer aus. Dieſes Anzünden und Auslöſchen wiederholt man dreyßigmal: hernach ſeigt man das Waſſer durch reine Leinwand, und ſtreicht es bey Schlafengehen mit einer Feder in die Augenwinkel. Wenn aber die Röthe und Triefigkeit mit heftigem Schmerz verbunden ſind, ſo thut man gleichviel Frauenmilch dazu.

Dioſcorides hält den allzu ſtarken innerlichen Gebrauch des Weyhrauchs für gefährlich, und verſichert, daß er die Tollheit verurſacht, wenn man ſich deſſelben, ohne krank zu ſeyn, bedient, und daß er den Tod zuwegebringt, wenn man etwas zuviel davon mit Wein trinkt. Allein, Galen und die andern Aerzte ſchweigen gänzlich von dieſer gefährlichen Wirkung des Weyhrauchs, und man findet in dem täglichen Gebrauch deſſelben nichts ſchädliches.

Nimm pulveriſirten Weyhrauch, eine halbe Drachme; Schwefelblumen eine Drachme. Vermiſche ſie mit einer genugſamen Menge überzuckertem Ingwer oder Eppich-Conſerv. Mache einen Bolum für die Engbrüſtigkeit.

Nimm Weyhrauch-Körner eine Drachme; Agariſc. Trochiſ. vier Scrupel. Mache mit Hyſſop-

 Saft

Saft zehn Pillen, wider den Huſten, ſo vom zähen Schleim oder von einem Catarrh herrühret. Der Kranke nehme alle Abende bey Schlafengehen nicht mehr, als eine von dieſen Pillen.

Nimm Weyhrauch, Maſtix, von jedem zwo Drachmen; gelben Armeniſchen Bolus, eine Drachme; präparirte rothe Corallen, gebrannt Hirſch-Horn, von jedem eine halbe Drachme; Blutſtein zween Scrupel. Reibe alles fein zu Pulver und vermiſche es mit einander. Die Doſis iſt anderthalb Drachmen in der rothen Ruhr.

Man braucht den Weyhrauch in Pulvere Sperniolae *Crollii*, Theriaca, Mithridatio, Trochiſcis de Karabe, Pilulis de Cynogloſſo, Pilulis ad gonorrhœam *Charas*, Unguento martiato, mundificatiuo de reſina, Emplaſtro de Betonica, divino, cephalico, diaphoretico, de linamento, oxycroceo, contra rupturam, pro fracturis, de Ranis cum Mercurio, ſtyptico *Charas*. Ehedem brachte man uns mit dem Weyhrauch die Rinde des Weyhrauch-Baumes, welche mit dieſem Harz einerley Kräfte beſitzt, nur daß ſie mehr anziehend iſt: allein, heut zu Tage iſt ſie nicht im Gebrauch.

Ganz etwas anders iſt dasjenige, was von einigen Weyhrauch-Rinde oder Juden-Weyhrauch genannt wird, weil die Juden ſich deſſelben oft zum Räuchern bedienen. Es iſt eine trockene, ein wenig harzige, röthliche Maſſe, von Geruch durchdringend wie der flüßige Storax. Sie beſteht aus den

Rinden

Rinden des Baumes, Roſa Mallas genannt, die man kochen läßt und ausdrückt, nachdem man vorher den flüßigen Storax herausgezogen hat. Wir haben im Artikel vom flüßigen Storax von dieſem Baume geredet. Man gebraucht dieſe Rinde zu nichts als zum Räuchern.

Zehenter Artikel.

Von dem Sandarach.

Man hat den Namen, Sandarach, dreyen verſchiedenen Subſtanzen gegeben: erſtlich, einer Art von rothem Arſenic, die bey den Griechen Σανδαραχη hieß; weswegen man ſie itzt Sandarach der Griechen nennt, um ſie von den andern Arten zu unterſcheiden: zweytens, dem Wachholder-Harz, ſo von den Arabern Sandarach oder Sandarax, und von den Auslegern derſelben Sandarach der Araber genennt worden iſt: drittens, einer Subſtanz die zwiſchen dem Honig und Wachs das Mittel hält, und die man oft in den Höhlen der Bienenſtöcke findet; es iſt die Nahrung der Bienen, wenn ſie arbeiten, und wird, wie Plinius meldet, Sandaracha, Erithace und Caerinthus genannt. Dieſes Sandarach iſt nicht im Gebrauch, und in den Apotheken unbekannt. Von der erſten Art, welche das Sandarach der Griechen oder das mine-

raliſche iſt, haben wir ſchon gehandelt. Jtzt wollen wir vom Sandarach der Araber reden. Das Sandarach oder Wachholder-Harz, Sandaracha, Vernix, et Gummi Juniperinum Κόμμι ἀρκευθίδος, *Graec.* Sandarax, *Arab.* franz. Sandaraque, Vernix, gomme ou reſine de Genevrier; iſt eine trockne, verbrennliche, durchſichtige, harzige Subſtanz, blaßgelb oder citronfarbig, in Stückchen verdickt, die dem Maſtix ähnlich ſind; von harzigem Geſchmack, und wenn man es anzündet, von durchdringendem und lieblichen Geruch. Es löſet ſich im Waſſer nicht auf, ſondern nur in Oel oder Weingeiſt. Man wähle das glänzende, durchſichtige, gelbliche. Es wird von den Africaniſchen Küſten über Marſeille zu uns gebracht.

Dieſes Harz fließt in den warmen Ländern von ſich ſelbſt oder vermittelſt der Schnitte, aus dem großen Wachholder-Baum und der Ceder, welche Cederus baccifera heißt. Das Sandarach, ſo aus dieſer Ceder quillt, giebt, wenn es verbrannt wird, einen etwas lieblichern Geruch, und iſt deshalb in größrem Werthe: allein, man findet es ſehr ſelten in den Apotheken.

Der große Wachholder-Baum, Juniperus vulgaris arbor, *C. B. P.* iſt von dem ſtrauchartigen oder gemeinen nur in Anſehung der Größe und des Landes, wo er wächſt, unterſchieden. Denn oft hat er nur eine große Anzahl Zweige: zuweilen aber erreicht er die Höhe eines Baumes. Jedoch iſt ſein Stamm nicht ſehr dick; die Rinde rauh, röthlich

und

und abfallend; das Holz hart, ein wenig röthlich, inſonderheit wenn es trocken iſt: es hat einen angenehm harzigen Geruch. Die Aeſte theilen ſich in viele Zweige, die mit ſehr ſpitzigen, ſchmalen, ſteifſen, ſtechenden, glänzenden und immer grünen Blättern beſetzt ſind. Im April und May wachſen aus den Winkeln der Blätter, zwey bis drey Linien lange, purpurfarbig und ſafrangelb geſtreifte Kätzchenblumen, die aus vielen Schuppen beſtehen und deren unterſter Rand mit drey oder vier Bläßchen verſehen iſt, die einen ſehr feinen goldgelben Staub enthalten. Dieſe Blumen ſind unfruchtbar. Die Früchte aber wachſen in großer Anzahl auf den andern Arten des Wachholder-Baumes, ſo keine Staubgefäße haben. Es ſind runde Beeren, noch einmal ſo groß als die Pfefferkörner, mit einem dreyfurchigen Knopfe beſetzt; anfangs ſind ſie grün; wenn ſie reif geworden, ſchwarz; mit einem blauen Staube bedeckt und mit einem röthlichen Fleiſch erfüllt, von Geſchmack ſcharf, aromatiſch, harzig, ſüß. Dieſe Beeren enthalten drey längliche, eckichte, harte Nüſſe, worinn ein länglicher Kern liegt; und jede von dieſen Nüſſen iſt mit einem Bläßchen verſehen, ſo mit einem harzigen Saft erfüllt iſt. Dieſe Früchte werden nicht eher, als im zweyten Jahre reif, ſo, daß man zuweilen Früchte von dreyen Jahren an einem und eben dem Baume findet. Es giebt einige Arten von Wachholder-Bäumen, deren Beeren nicht kugelrund, ſondern länglichrund ſind: an andern ſind die Beeren auch roth. Der Wachholder-Baum iſt in allen Europäiſchen

Ländern gemein: er wächſt in Wäldern und auf Bergen. Alle Theile dieſes Baumes ſind wohlriechend und werden in der Medicin gebraucht; nämlich die Wurzeln, das Holz, die Blätter, die Beeren und das Harz. Von jenen wollen wir anderswo, hier aber nur vom Harze reden.

Die Ceder aus Phönicien, Cedrus baccifera prima, ſeu Cedrus folio Cupreſſi, maior, fructu flaueſcente, *C. B. P.* 487. Oxycedrus Lycia, *Dodon. Pempt.* 853. iſt ein kleiner Baum, drey Ellen hoch, von Geruch angenehm, wie die Cypreſſe. Der Stamm iſt gewunden, mit vielen biegſamen Aeſten und einer höckerichten Rinde verſehen. Die Blätter ſind klein und fleiſchig, und beſtehen aus vielen Reihen von vier und vier beyſammen ſtehenden Blättern, wie in der Cypreſſe. Die Blumen gleichen denen vom gemeinen Wachholder-Baum, und ſind gelblich; ſie kommen, wie in der Cypreſſe, oben aus den Zweigen, und ſind unfruchtbar. Die Früchte wachſen auf andern Zweigen eben deſſelben Baumes. Es ſind Beeren, von der Größe der Myrrthenbeeren, auch wohl größer, rund, in Anſehung ihrer kleinen Erhebungen den Cypreſſen-Zapfen einigermaßen ähnlich, anfangs grün; hernach fallen ſie ins purpurfarbige, und werden, indem ſie reifen, ein wenig weich. An Geruch und Geſchmack ſind ſie den Wachholder-Beeren ähnlich; inwendig liegen drey, vier oder noch mehrere kleine, geſtreifte, längliche, harzige Nüſſe, die einen länglichen, weißen, dem Reiß ähnlichen Saamen enthalten. Dieſer Strauch blüht im Frühling und

behält ſeine Frucht lange Zeit, bevor ſie reif wird, nach Art des Wachholder-Baumes. Wenn er aus dem Saamen gewachſen und noch jung iſt, haben ſeine Blätter eine ganz andre Geſtalt; denn ſie würden den Wachholder-Blättern gleichen, wenn ſie nicht kürzer und etwas weicher wären. Iſt er aber drey bis vier Jahr alt, ſo fängt er an, runde und Cypreſſen ähnliche Blätter zu bekommen; ſo, daß man an den unterſten Zweigen ſtechende und ſpitzige, an den oberſten aber ſtumpfe und runde Blätter findet.

Dieſe Pflanze giebt in den warmen Ländern von ſich ſelbſt ein Harz, ſo dem Wachholder-Harz ſehr gleicht. Sie wächſt in Languedoc und auf den Alpen. In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund Sandarach durch die Deſtillation aus der Retorte gegeben: zwo Unzen, drey Drachmen und achtzehn Gran helles ſaures Waſſer, welches den Wachholder-Geruch hatte: ſieben Drachmen und ſechzig Gran ſowohl ſaures als urinöſes röthliches Waſſer: ſechzehn Unzen, zwo Drachmen und ſiebenzig Gran flüßiges, durchſichtiges, röthliches Oel: ſechs Unzen, ſieben Drachmen und zween Gran dickes Oel, von Conſiſtenz wie Honig. Die in der Retorte zurück gebliebene ſchwarze Maſſe wog zwo Unzen, vier Drachmen und achtzehn Gran. Nachdem dieſe im Schmelztiegel zwölf Stunden war calcinirt worden, gab ſie vier Drachmen braune Aſche; woraus man durchs Auslaugen vier Gran fixes ſalzigtes Salz gezogen. In der Deſtillation ſind an Theilen zwo Unzen, ſechs Drachmen und acht

und vierzig Gran; und in der Calcination zwo Unzen und achtzehn Gran verlohren gegangen.

Man ſiehet aus dieſer Unterſuchung, daß das Sandarach dem Maſtix nahe komme; daß es aber mehr von ammoniacaliſchem Salz und ſubtilere öhlichte Theile, als der Maſtix, enthalte.

Man ſchreibt dem Sandarach faſt eben dieſelben Kräfte, als dem Maſtix, zu. Unterdeſſen braucht man es innerlich viel ſeltner. Die Doſis iſt von einem Scrupel bis zu einer Drachme. Innerlich genommen hilft es wider Blutflüße und langwierige Durchfälle, reinigt und heilt die innerlichen Geſchwüre. Aeuſſerlich applicirt ſtillt es das Blut, heilt die Wunden und faulenden Geſchwüre, und lindert die Glieder-Schmerzen. Es dient auch in der Nerven-Schwachheit, ſo von kalten Säften entſtanden iſt. Das Räuchern mit Wachholder-Harze wird wider die Catarrhe angeprieſen. Wenn man es mit Roſen- oder einem andern Oel auflöſet, iſt es in Schmerzen und Aufſchwellen der güldnen Ader zuträglich, wie auch denen von der Kälte aufgeriſſenen Händen und Füſſen.

Nimm Sandarach drey Drachmen; Maſtix eine Drachme; Benzoin eine halbe Drachme; geriebenen Agtſtein, zwo Drachmen. Vermiſche ſie, mache ein Räucher-Pulver in Catarrhen und Schnupfen.

Man nimmt das Sandarach unter das Emplaſtrum diaphoreticum et ſtypticum *Charas*.

Das

Das Sandarach wird auch Schreib-Firniß genannt, weil man ein Pulver daraus macht, womit das Papier gerieben wird, damit es nicht durchſchlage, und um die Buchſtaben ſchöner zu machen. Man bereitet auch einen flüßigen Firniß aus dem Wachholder-Harz, indem man dieſes in Lein-Oel, Terpenthin- oder Lavendel-Oel, oder auch in Weingeiſt auflöſt; ob man gleich einen andern flüßigen Firniß aus geriebenem Agtſtein, in Lein- oder Lavendel-Oel aufgelöſet, bereitet.

Eilfter Artikel.

Von dem Drachen-Blute.

Das Drachen-Blut, Sanguis Draconis, *Off.* Κιννάβαρις, *Dioſc.* Αἷμα δράκοντος, *Graec. recent.* Alachnen. *Arab.* franz. Sang de Dragon; iſt eine trockne harzige Subſtanz, die ſich zerreiben läßt, und im Feuer leicht fließt; verbrennlich, dunkelroth; wenn ſie gerieben iſt, blutroth; wenn man ſie in dünne Stückchen ausdehnt, durchſichtig; ohne Geſchmack und Geruch, auſſer wenn ſie verbrannt wird: denn alsdenn giebt ſie einen Geruch, welcher dem flüßigen Storax ſehr nah kömmt.

Man findet zweyerley Drachen-Blut in den Apotheken; ein hartes, ſo in kleine Maſſen verdickt iſt, die einen Zoll lang und einen halben breit ſind. Man

findet ſie in lange und ſchmale Blätter eingewickelt, die den Binſen-oder Palm-Blättern gleichen. In den Apotheken wird dieſes Drachen-Blut Lachrymae Sanguinis Draconis genannt. Ferner giebt es auch ein unreines Drachen-Blut, welches mit Rinden, Holz, Erde und andern fremden Theilen vermiſcht und in Maſſen formirt iſt. Bisweilen findet man auch in den Apotheken ein flüßiges oder weiches, zähes, harziges, verbrennliches Drachen-Blut, welches eine blutrothe Farbe hat, und wenn man es verbrennt, einen Geruch giebt, wie das trokene Drachen-Blut.

Man verkauft auch oft in den Officinen ein falſches Drachen-Blut, welches man aber von dem wahren leicht unterſcheiden kann. Es ſind gummöſe, runde, platte, ſchmutzig dunkelrothe Maſſen, ſo aus verſchiedenen gummöſen Subſtanzen zuſammengeſetzt ſind, welche man mit Fernambouc oder mit wahrem Drachen-Blute gefärbt hat. Dieſe Maſſen brennen nicht, ſondern knaſtern und werfen Blaſen im Feuer; ſie löſen ſich, wie Gummi, im Waſſer auf, und machen dieſes ſchleimicht: man muß ſie gänzlich verwerfen. Man wählt das Drachen-Blut, ſo aus reinen, glänzenden, dunkelrothen, verbrennlichen und in Blättern eingewickelten Maſſen beſteht, und wenn man es pulveriſirt, eine glänzend ſcharlachrothe Farbe hat.

Die alten Griechen haben dieſen harzigen Saft unter dem Namen des Zinnobers gekannt, wie wir im Artikel vom Zinnober und Queckſilber ſchon geſagt haben. Dieſer Name, Zinnober, iſt nachher

durch

durch den Mißbrauch auf unſern mineraliſchen Zinnober gekommen, welcher bey den Griechen Minium hieß: und durch gleichen Misbrauch hat man nach und nach den Namen, Minium, dem rothen Bley-Kalch gegeben.

Zur Zeit des Dioſcorides glaubten einige, der Saft, von welchem wir reden, wäre getrocknetes Blut von irgend einem Drachen: welche Meynung zwar vom Dioſcorides verworfen wird, ob er gleich nicht ſagt, was dieſer Saft ſey. Diejenigen, ſo von der Materia Medica geſchrieben haben, ſtimmen ſchon ſeit langer Zeit überein, daß dieſer Saft aus einem Baume fließe. Monard ſagt, daß dieſer Baum Drache genennt werde, weil die Natur auf ſeine Frucht die Figur eines Drachen gedrückt. Allein, hat man nicht etwa, des Namens des Baumes wegen, dieſe Drachen-Figur auf der Frucht geſucht und ſie zu finden ſich eingebildet? Dem ſey wie ihm wolle, die Schriftſteller der Botanik erwähnen vier Arten von Pflanzen, von welchen das Drachen-Blut der Apotheken genommen wird.

Die erſte Art heißt Draco arbor, *Cluſ. Hiſtor.* 1. *C. B. P.* 505. Palma prunifera, foliis Yuccae, e qua ſanguis Draconis officinar. *Commel. H. Amſtel.* Es iſt ein hoher Baum, der von weiten der Fichte ähnlich iſt: ſo gleich und beſtändig grün ſind ſeine Aeſte. Der Stamm iſt dick, acht bis neun Ellen hoch: er theilt ſich in verſchiedene Aeſte, die unten blätterlos ſind, oben aber eine große Anzahl Blätter tragen. Dieſe Blätter ſind einer Elle

lang,

lang, an ihrem Urſprung einen Zoll breit; nach und nach endigen ſie ſich in eine Spitze, und haben in der Mitte eine dicke und hervorragende Ribbe, wie die Blätter der Schwerdt-Lilie. Die Früchte ſind rund, vier Linien dick, gelblich und ſäuerlich, und enthalten einen harten Kern, welcher dem vom kleinen Palm-Baum ähnlich iſt. Der Stamm, welcher höckericht iſt, hat viele Ritzen und läßt in den Hundstagen einen Saft fließen, der ſich in eine rothe, anfangs weiche, hernach trockne und zerreibliche Subſtanz verdickt: und dieſe iſt das wahre und ächte Drachen-Blut der Apotheken. Dieſer Baum wächſt in den Canariſchen Inſeln, inſonderheit auf der Inſel Port-Saint bey Madera.

Die zwote Art heißt Palma Amboinenſis, Sanguinem Draconis fundens altera, foliis et caudice undique ſpinis longis, acutiſſimis, nigris armata, D. Sherard, *Dale Pharmacol. ſupplem.* Arundo farcta Indiae orientalis, Sanguinem Draconis manans, *Hiſt. Oxon.* Palma-pinus ſiue conifera, *J. B. 1.* 398. Arundo Rotang, *Bont.* Rottani Dsjerenang, *Indor.* Arundo farcta ſeu Palma conifera ſpinoſa, *Kaempfer amœnit. exot.* 552. Dieſer Baum iſt aufs höchſte acht Ellen hoch, allenthalben mit dunkelbraunen, geraden, faſt Zoll langen, platten und dünnen Stacheln beſetzt. Der Stamm iſt drey Ellen hoch, Armsdick, einfach, gerad, gelblich, mit Stacheln verſehen, die gegen den Horizont ſtehen und unten ſehr häufig ſind; zwiſchen jeder Spanne knoticht; die Knoten aber, ſo unten an den Blätter-Zweigen ſind, kann man nicht ſehen,

weil

weil ſie davon bedeckt werden. Die Blätter-Zweige ſind unten röhrig, und kommen jeder aus einem Knoten, ſo, daß der untere Blätter-Zweig den Anfang des obern jederzeit umfaßt: dieſes macht es, daß die Knoten nicht zum Vorſchein kommen, wofern man nicht die Blätter-Zweige wegnimmt. Dieſe Umſchläge oder Röhren machen die äußere Oberfläche des Stammes und deſſen größten Theil aus. Denn wenn man ſie wegnimmt, ſo ſieht man den innern markichten Theil des Stammes, welcher glänzendbraun, von Subſtanz weich, zaſerig, am Gipfel dichter, fleiſchig, gut zu eſſen, ohne Geſchmack und ſehr weiß iſt. Die Blätter-Zweige ſtehen am Stamme nach Anzahl der Knoten weit von einander und ohne Ordnung: am Gipfel aber ſind ſie dichter beyſammen, aber nicht häuſig: die äußerſten ſind länger, nach Art der Palmen; die innern, ſo nach und nach entſtehen, kürzer und unvollkommen. Die Blätter-Zweige ſind einer Elle lang, auf beyden Seiten mit paarweiſe geſtellten Blättern beſetzt; am unterſten Theil, ſo der Schaft heißt, blätterlos. Ihre Ribbe iſt glatt, ein wenig gedrückt, am Urſprunge dicker, nach und nach dünner, auf der obern Seite grün, auf der untern blaß, gelblich; an jeder Seite, wo die Blätter entſtehen, rinnenförmig ausgehöhlt: ſie hat hin und wieder kurze Stacheln, welche zurück gebogen ſind, und wie Hörner zwey und zwey beyſammen ſtehen. Die Blätter, ſo bey den Botaniſten pinnae heißen, ſind rohrartig, grün, einer Elle lang, einen halben Zoll breit, in eine lange Spitze geendigt, dünn und herabhän-

abhängend, und mit einigen Stacheln und dreyen Nerven verſehen, die der Länge nach laufen und davon der mittelſte dicker, die beyden andern dünner ſind: weswegen dieſe Blätter eben ſoviel Falten bekommen, und wenn ſie verwelken, einigermaßen zuſammenfallen. Die Früchte entſtehen auf eine beſondre Weiſe: ſie kommen traubenförmig aus den Winkeln der Blätter Zweige, am Stamme aber eine Spanne weit von den Blätter-Zweigen. Dieſe traubenförmigen Büſchel ſind mit einer Scheide umgeben, ſo aus zweyen dünnen, geſtreiften, braunen, in eine lange ſcharfe Spitze ausgehenden und einander gegen über geſtellten Blättern beſteht. Eines davon iſt weiter unten und nach auſſen zu geſtellt, zwo Spannen lang, über anderthalb Zoll breit, auf der gewölbten Seite mit Zoll langen platten Stacheln beſetzt, die einen rechten Winkel machen: das andre Blatt ſteht höher und gegen den Stamm zu; es iſt kürzer und ohne Stacheln. Das traubenförmige Büſchel iſt neun Zoll lang, aus vier, fünf bis ſechs kleinen Büſcheln zuſammengeſetzt, die den mittelſten Stengel der Länge nach umgeben, und deren jedes mit einer Blätter-Scheide bedeckt wird, die der vorhergehenden ähnlich und nach und nach kürzer und ſchmäler iſt, ſo daß die letztern von den erſtern nach Art der Schuppen umfaßt werden. Dieſe traubenförmige Büſchel theilen ſich in kurze, fette, feſte, gekrümmte und dicht über einander liegende Stiele, welche kleine ſchuppichte und nicht abfallende Erhebungen haben. Jeder von dieſen Stielen trägt eine Frucht, deren unterſter Theil ſechs

kleine,

kleine, braune, dünne Blätter zeigt, (die den Blumenkelch ausmachten;) drey davon ſtehen auswendig und ſind ſehr kurz, breit und rundlich; die übrigen ſtehen dazwiſchen und ſind länger, ſchmäler und zugeſpitzt. Die Frucht ſelbſt iſt rundlich, eyförmig, größer als eine Haſelnuß, mit glänzenden Schuppen beſetzt, und ſtellt einen umgekehrten Tannzapfen für; denn die Spitzen der obern Schuppen bedecken den Zwiſchenraum der untern: woraus die Figur eines V entſteht. Den oberſten Theil dieſer Frucht zieren drey dünne, trockne, etwas ſteife und zurückgebogene Griffel. Die Schuppen ſind ſehr klein, ein wenig hart, dünn, dicht an einander gedrängt, purpurfarbig, am Rande braun, und endigen ſich mit der Spitze in einen rechten Winkel. Unter dieſen Schuppen findet man eine weiße fleiſchige Haut, die einen runden Kern umgiebt, welcher, bevor er reif iſt, blaßgrün, fleiſchig, ſaftvoll, von Geſchmack wie Hülſen-Früchte und ſehr zuſammenziehend iſt: dieſer Geſchmack verbreitet ſich ſehr geſchwind durch den ganzen Mund, er vergeht aber auch bald. Bontius hat ein ſchlechtes Kupfer von dieſem traubenförmigen Büſchel unter dem Malakkiſchen Namen des Pflanzen Geſchlechts Rotang gegeben. J. Bauhin ſtellt eine beynah ähnliche Figur unter dem Titel Palma-Pinus für. Allein, keinem von beyden war der Gebrauch dieſes traubenförmigen Büſchels bekannt. Die Morgenländer, Malakker und die Einwohner der Inſel Java pflegen den harzigen Saft aus der Frucht dieſes Baumes auf folgende Art zu ſammlen, wie Engelbert

Kämpfer in ſeinen Amoenitat. exot. erzählt. Man legt dieſe Früchte auf geflochtene Hürden über ein weites irrdenes Gefäß ſo bis zur Hälfte mit Waſſer angefüllt iſt: man bedeckt dieſes Gefäß nur leicht und ſetzt es über glüende Kohlen, damit der Dampf des kochenden Waſſers die Früchte erweiche und welk mache: durch dieſes Mittel ſchwitzt eine blutrothe Tinctur, die vorher nicht zum Vorſchein kam, aus den Früchten und verdickt ſich auf der Oberfläche derſelben. Man nimmt ſie mit einem Spatel weg, und hüllt ſie in Rohrblätter, die alsdenn mit Faden zugebunden und in die Luft gehängt werden, bis das Drachen-Blut völlig getrocknet iſt.

Andre ziehen dieſen harzigen Saft durchs Kochen aus den Früchten: ſie laſſen nämlich dieſe ſo lange kochen, bis das Waſſer den rothen Saft gänzlich herausgezogen hat. Die Früchte werden hernach weggeworfen; das Waſſer wird durch fortgeſetztes Kochen abgeraucht, bis nichts mehr übrig bleibt, als ein dicker Saft, welchen man gleichfalls in Rohrblätter hüllt.

Die dritte Art des Drachenblut-Baumes heißt Ezquahuitl, ſeu Sanguinis arbor, *Hernand.* 59. Es iſt ein großer Baum, wie Hernandez ſagt; ſeine Blätter ſind denen vom Wollkraut ähnlich, groß und winklicht. Es fließt ein Saft heraus, welcher Drachen-Blut heißt. Dieſer Baum wächſt in Neu-Spanien.

Die vierte Art heißt Draco Arbor Indica ſiliquoſa, Populi folio, Angſana vel Angſava Javanenſibus, *Commelin Hort. Med. Amſtel. rarior.* 213.

Stadt Batavia wächſt, iſt groß; ſein Holz hart, und mit einer rothen Rinde bedeckt. Die Blätter ſtehen ohne Ordnung auf langen und dünnen Stielen, und ſind des Pappel-Baums ſeinen ähnlich, doch kleiner, zween Zoll lang, kaum anderthalb Zoll breit, zugeſpitzt, weich, glatt, glänzend, gelblichgrün, und von einem ſchwachen-Geſchmack. Die Blumen ſind klein, gelblich, wohlriechend, von Geſchmack ein wenig bitter. Die Früchte ſtehen auf langen Stielen und ſind aſchfarbig, rund, platt, jedoch auf beyden Seiten in der Mitte erhaben und hart, am Rande häutig, mit kleinen vorragenden Ribben verſehen. Jede Frucht enthält zween oder drey längliche, krumme, rothe, harte, glatte und glänzende Samen, welche die Figur einer Niere oder kleinen Bohne haben. J. Commelin verſichert, daß dieſe Frucht mit derjenigen nicht übel übereinkomme, welche Monard beſchrieben hat, wovon er ſagt, daß die Natur die Geſtalt eines kleinen Drachens darauf gedrückt habe. Denn wenn man die äußere Haut wegnimmt, ſieht man viele durch die Frucht laufende Adern, aus deren Ausbreitung und Vereinigung man ſich die Figur eines Drachen vorſtellt, dergleichen man ſich im Feuer, in den Wolken und andern Dingen einbildet. Wenn man den Stamm und die Aeſte dieſes Baums ritzt, ſo fließt ein Saft heraus, welcher ſich von ſelbſt in eine rothe Maſſe verdickt, und in dünnen Binſen eingewickelt zu uns gebracht wird.

Ich kann nicht ſagen, worinn der Unterſchied der Säfte, ſo aus dieſen verſchiedenen Pflanzen ge-

zogen werden, beſtehe: denn man unterſcheidet dieſe Säfte in den Apotheken nicht.

Das wahre Drachen-Blut löſet ſich im Waſſer nicht auf, ſondern im Weingeiſt und in ölichten Subſtanzen. Wenn man es verbrennt, giebt es einen ſäuerlichen Geruch, wie der Benzoin. Es iſt ein Harz, ſo aus vielem dicken Oel und einem ſauren Salze, die mit einander vermiſcht ſind, beſteht: es enthält wenig ölichte flüchtige Theile, wie man ſolches daraus, daß es weder Geſchmack noch Geruch hat, ſchließen kann.

Das Drachen-Blut beſitzt eine verdickende, trocknende und anziehende Kraft. Man braucht es mit gutem Nutzen von einer halben bis ganzen Drachme innerlich in der rothen Ruhr, in Blutflüſſen, heftigen Durchfällen und innerlichen Geſchwüren. Aeußerlich trocknet es die Geſchwüre, vereinigt die Ränder der Wunden, befeſtigt die wackelnden Zähne und ſtärkt das Zahnfleiſch.

Nimm Drachen-Blut, rothe Corallen, von jedem eine Drachme; vermiſche ſie, mache ein Pulver, und theile dieſes in ſechs Doſes, wovon alle vier oder ſechs Stunden eine zu geben iſt, im Blutſpucken oder in Blutflüſſen.

Nimm Drachen-Blut eine Unze, Alaun-Cryſtallen zwo Unzen; rothe Roſen-Conſerve drey Unzen. Vermiſche ſie, mache eine Lattwerge, wovon alle vier Stunden eine Drachme gegeben wird; in heftigen Blutflüſſen.

Nimm Drachen-Blut, rothe Corallen, Japoniſche Erde und Armeniſchen Bolus, jedes eine halbe Unze; Quitten-Conſerve, ſo viel genug iſt. Mache eine Lattwerge wider die rothe Ruhr.

Nimm Drachen-Blut drey Drachmen; Kampfer zwo Drachmen; Venediſchen Terpenthin zwo Unzen. Vermiſche ſie, mache Pillen wider die Gonorrhoe. Die Doſis iſt eine halbe Drachme.

Man nimmt das Drachen-Blut zum Pulvere dyſenterico und zu den Pilulis ad ſiſtendam gonorrhoeam *Charas*, zum Emplaſtro ſtyptico, ad equini pedis punctionem, & de Alabaſtro *eiusdem*.

Die Mahler bedienen ſich des Drachen-Blutes zu einem rothen Firniß, womit ſie die Chineſiſchen Bůchschen und Kåſtgen zu überziehen pflegen.

Zwölfter Artikel.

Vom trocknen Storax.

Es giebt zwo Arten von Storax in den Apotheken; den flůßigen und den trocknen. Sie ſind von einander unterſchieden, und kommen aus verſchiedenen Båumen. Vom flůßigen haben wir ſchon gehandelt; itzt wollen wir vom trocknen reden.

Der trockne Storax, Styrax ſolidus, vel Storax, *off.* Στύραξ, *Dioſc. & Graecor. veter.* Aſtarac vel Aſtorac & Lebnii, *Avicenn.* iſt eine harzige

Subſtanz, wovon die alten Griechen zwo Arten unterſchieden haben, die man auch noch itzt in den Apotheken unterſcheidet; nehmlich den Storax Calamita, und den gemeinen Storax.

Der Storax Calamita, Styrax Calamita, *off.* Στύραξ καλαμίτης, *Graec.* Franz. Storax en larmes; iſt eine harzige, glänzende, feſte und etwas fette Subſtanz, die ſich zwiſchen den Zähnen weich machen läßt: ſie beſteht aus weißlichen und röthlichen Körnern, und hat einen harzigen, ſcharfen und nicht widrigen Geſchmack und durchdringenden Geruch, beſonders wenn man ſie auf Kohlen verbrennt; im Feuer fließt ſie leicht; wenn ſie an die Flamme gehalten wird, entzündet ſie ſich und brennt ſehr hell. Man brachte dieſen Storax ehedem in Rohrſtengeln aus Pamphylien, wie Galen verſichert, daher iſt er Calamita genennt worden: man ſchätzte denſelben ſehr hoch.

Der gemeine Storax, oder der Storax in groſſen Stücken, Styrax vulgaris, ſeu in glebas compactus, *off.* Styrax ruber, *Quorumd.* Franzöſ. Reſine de Storax; iſt eine harzige Subſtanz, in Maſſen verdickt, gelbröthlicht oder braun, glänzend, fett, ein wenig zäh; ſie giebt einen gleichſam honighaften Saft, und iſt mit einigen weißen Stückgen vermiſcht: ſie hat mit dem vorhergehenden Storax einerley Geruch und Geſchmack.

Dieſe beyden Harze ſind von einander nicht verſchieden. Das erſte iſt der Storax, welcher aus den kleinen Ritzen oder Einſchnitten des Storax-Baumes tropfenweis quillt, und welcher alsbald getrock-

getrocknet und geſammlet worden iſt. Das andre aber der Saft, welcher aus den größern Einſchnitten häufiger fließt: dieſer verdickt ſich erſt nach langer Zeit, ſo, daß ihn die heiße Luft roth oder ſchwarz macht, bevor er trocken wird.

Man wählt den Storax, deſſen Körner oder Stückgen rein, glänzend, wohlriechend, mit Sägſpähnen von Holz oder andern Unreinigkeiten nicht vermiſcht ſind. Man bringt ihn aus Syrien und andern Oſt-Indiſchen Ländern über Marſeille.

Man verkauft endlich in den Apotheken gewiſſe holzige und ein wenig harzige Sägſpähne, die wie Storax riechen, und Storax-Spähne, Scobs Styracina, Franz. Sarilles de Storax heißen. Sie ſind in der Medicin von keinem Nutzen, und man muß ſie ganz und gar wegwerfen.

Einige Araber, und beſonders Serapio, verwechſeln den flüßigen Storax, von dem wir ſchon geredet haben, und welchen ſie Miha nennen, mit dem trocknen Storax, oder dem Storax der Griechen. Jedoch hat Avicenna ſie unterſchieden, indem er vom flüßigen Storax unter dem Namen Miha, und vom Storax der Griechen oder vom trocknen, bald unter dem Namen Aſtorac; bald unter dem Namen Lebni handelt.

Paul Aegineta, Nicol. Myrepſus und einige Griechen thun von einem gewiſſen Stacte-Storax Meldung, welchen viele für ein beſonderes und vom Storax gänzlich verſchiedenes Harz halten: Andre hingegen glauben, es ſey nichts anders, als das flüßige Storax-Harz, welches man geſamm-

let und aufgehoben, bevor es trocken geworden, wovon Dioſcorides Erwähnung thut. Vielleicht haben die Griechen dieſen Namen auch dem flüßigen Storax oder dem Miha der Araber gegeben. Es iſt ſehr ſchwer, dieſe Sache zu entſcheiden: ſie iſt übrigens von geringer Erheblichkeit.

Der Baum, woraus dieſes Harz fließt, heißt Styrax folio Mali cotonei, *C. B. P. 452. Inſtitut. R. Herbar. 598.* Er hat die Größe eines Oliven-Baumes, und man findet ihn in den Wäldern der Provence, um Chartreuſe de Morieu, Baugencier, Soliers, zwiſchen St. Baume und Toulon. In Anſehung des Stammes, der Rinde und Blätter gleicht er dem Quitten-Baume. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, und ſind rundlich und zugeſpitzt, anderthalb Zoll lang, und etwas weniger breit, oben glänzendgrün, unten weiß und wollig. Die Blumen entſpringen auf den jährigen Zweigen, vier, fünf oder ſechs beyſammen: ſie ſind weiß, wohlriechend, den Pommeranzen-Blumen ähnlich, aber einblätterig, unten kurzröhrig, oben in fünf bis ſechs Theile ſternförmig geſpalten; die Einſchnitte ſind ſpitzig, zwo Linien breit und einen halben Zoll lang. Ihr Kelch iſt glockenförmig ausgehöhlt, zwo Linien lang; der Stempfel ſteht in Form eines Nagels am hintern Theile der Blume, und verwandelt ſich in eine weiſſe, fleiſchigte Frucht, von der Größe und Figur einer Haſelnuß; anfangs ſchmeckt ſie ſüßlich, hernach ein wenig bitter, und enthält eine oder zwey harte, glatte, glänzende, braunrothe Nüſſe, worinn ein

weiſ-

weißer, fetter, ölichter Kern liegt, von Geruch harzig, wie Storax, und von einem ſcharfen widrigen Geſchmacke. In der Provence geben dieſe Bäume wenig oder gar kein Harz; in den wärmern Ländern aber laſſen ſie vieles fließen. Der Storax, deſſen man ſich in den Apotheken bedient, kömmt aus den Bäumen, ſo in Syrien und Cilicien wachſen. Zwey Pfund reiner Storax haben in der chemiſchen Unterſuchung zwo Unzen, ſieben Drachmen und acht und vierzig Gran helles, röthliches, ſaures Waſſer gegeben, welches einen harzigen Storax-Geruch hatte: eine Unze, fünf Drachmen und ſechs und dreyßig Gran röthliches, helles, weſentliches Oel: zwo Unzen und zwo Drachmen dickes Oel, von Conſiſtenz wie Honig, welches mit einem flüchtigen weſentlichen Salze, ſo dem ſublimirten Benzoin glich, vermiſcht war; nach drey oder vier Tagen war dieſe honigdicke Subſtanz faſt ganz zu Oel geworden: endlich, drey Unzen und drey Drachmen flüßiges, rothes und ein wenig brenzlich riechendes Oel. Die in der Retorte zurückgebliebene ſchwarze Maſſe wog neun Unzen und fünf Drachmen. Als man dieſe im Schmelztiegel zwanzig Stunden calcinirt hatte, war ſie roth geworden, und wog eine Unze und vier Drachmen: woraus man ſieben Gran fixes ſalzigtes Salz durchs Auslaugen gezogen. Der Verluſt der Theile hat in der Deſtillation vier Unzen und ſechzig Gran; und in der Calcination acht Unzen und eine Drachme betragen.

Man ſieht hieraus, daß der Storax ein Harz ſey, ſo aus einer großen Menge dicken Oels und aus wenigerm ſubtilen Oel, einem mittelmäßigen Theile ſauren Salzes und aus wenig Erde und alkaliſchem Salze zuſammengeſetzt iſt. Er enthält weniger flüchtiges weſentliches Salz, aber mehr ſubtiles Oel, als der Benzoin.

Der Storax iſt ein wenig durchdringender, als der Benzoin, wegen ſeines häufigern ſubtilen Oeles: allein, er reinigt weniger, weil er weniger weſentlich Salz enthält. Ob er nun gleich in der feuchten Engbrüſtigkeit und im hartnäckigen Huſten, die Verhärtungen der Lungen zu zertheilen, bisweilen mit Nutzen gebraucht wird, ſo zieht man ihm dennoch den Benzoin als wirkſamer für. Man preiſt den Storax ſeines guten Geruchs wegen an, das Gehirn zu ſtärken, die Lebensgeiſter zu erfriſchen, und ihre unordentlichen Bewegungen zu hemmen. Deswegen vermiſcht man ihn nicht ohne Nutzen mit den herzſtärkenden Gegengiften. Er widerſteht denjenigen Giften, die, wie man ſagt, vermöge ihrer erkältenden Kraft ſchaden; ob man gleich eine ſchmerzſtillende Kraft im Storax findet, wodurch er das Kopfweh und den langwierigen Huſten lindert; indem er nehmlich vermittelſt ſeiner öhlichten Theile die Schärfe der Säfte dämpft. In Anſehung eben dieſer Theile dient er von einem halben Scrupel bis zu einer halben Drachme innerlich genommen wider Heiſcherkeit, Stockſchnupfen und Haupt-Flüſſe. Aeßerlich ſtärkt er durchs Räuchern das Haupt, und hilft für

Schwindel und Catarrhe: der Gegend des Magens applicirt, ſtärkt er dieſes Eingeweide und erleichtert die Verdauung: er dient in Lähmung und Schmerzen, ſo von der Kälte entſtanden ſind. Man nimmt ihn ſehr oft nebſt dem Benzoin zu wohlriechenden Sachen und Räucherpulvern.

Nimm feinen Storax und Benzoin, von jedem einen Scrupel; Süßholz-Saft einen halben Scrupel; Laudanum opiat einen halben Gran; Elixir. Proprietat. ſo viel gnug iſt. Vermiſche ſie; mache Pillen, die man bey Schlafengehen zu nehmen verordnet, wider Kopfweh, Schnupfen, Catarrhe und langwierigen Huſten.

Nimm Storax eine halbe Drachme; Peruvianiſchen Balſam eine halbe Unze. Mache eine Salbe für gelähmte oder mit rheumatiſchen Schmerzen behaftete Glieder.

Man bereitet aus dem Storax ein ſehr wohlriechendes Oel, indem man ihn in gnugſamer Menge gemeinen Waſſers drey Tage maceriren läßt, und hernach zuerſt das Waſſer, nach dieſem ein gelbes Oel deſtillirt. Dieſes Oel iſt vortrefflich für innerliche Geſchwüre, beſonders der Bruſt: man giebt es von acht bis zehn Tropfen pro Doſi.

Man kann auch Blumen aus dem Storax, wie aus dem Benzoin, bereiten, die von eben der Wirkſamkeit, allein nicht im Gebrauch ſind. Die Storax-Tinktur wird vermittelſt des Weingeiſtes auf gleiche Weiſe, wie die Benzoin-Tinktur, gemacht: ſie dient auch zu eben demſelben Gebrauche.

Man nimmt den Storax zum Puluere laetificante *Charas;* Pulv. cephalico odorato; zur Theriaca; zum Mithridatio, Diaſcordio; zu den Trochiſcis Aliptae Moſchatae; zum Balſamo apoplectico, Unguento pomato officinali, martiato; Emplaſtro cephalico *Charas*, ſtomachico *Eiusdem*, und zu den aviculis Cypriis.

Dreyzehnter Artikel.

Vom Tacamahac.

Das Tacamahac, Tacamahaca, *off.* iſt eine harzige, trockne, ſtark riechende Subſtanz, wovon man zwo Arten in den Apotheken findet; die eine iſt das feine Tacamahac, und heißt auf Franzöſiſch Tacamaque ſublime ou en coque.

Es iſt ein verdicktes Harz, doch fett und weichlich, blaß, bald gelblich, bald grünlich. Man bringt uns daſſelbe in muſchelförmig ausgehöhlten Kürbis-Rinden, mit Blättern bedeckt. Es hat einen ſehr durchdringenden und angenehmen aromatiſchen Geruch, faſt wie Lavendel und grauer Amber. Man findet es ſehr ſelten in den Apotheken. Die andre Art iſt das gemeine Tacamahac. Dieſes beſteht aus weißlichen, gelblichen, röthlichen, grünlichen oder verſchiedentlich gefärbten halbdurchſichtigen Stücken, von durchdringendem Geruch, faſt wie die vorhergehende Art, doch weniger angenehm. Die Spanier haben es zuerſt aus Neu-Spanien nach Europa gebracht; vorher war es

gänzlich unbekannt. Man ſammlet es auch in andern Provinzen in America, und auf der Inſel Madagaſcar.

Der Baum, woraus dieſes Harz entweder von ſich ſelbſt, oder vermittelſt der Einſchnitte fließt, heißt Arbor Populo ſimilis reſinoſa altera; *C. B. P.* 430. Tecomahaca, *Hernand.* 55. Tacamahaca foliis crenatis, lignum ad ephippia conficienda aptum, *Plukn. Phytogr.* Es iſt ein groſſer Baum, welcher dem Pappel-Baum einigermaßen gleicht, und einen ſtarken Geruch giebt. Seine Blätter ſind rundlich, nicht allzu groß, zugeſpitzt und am Rande geſägt. Von den Blumen melden die Schriftſteller nichts. Die Früchte entſtehen oben aus den Zweigen, und ſind klein, rundlich, gelbröthlich; ihr Saame iſt einem Pfirſchen-Kerne nicht unähnlich. Es fließt von ſich ſelbſt aus dieſem Baume ein harziger Saft, welcher, ſowohl ſeines Geruchs als auch der Feinheit ſeiner Theile wegen, das feine und beſte Tacamahac ausmacht. Allein, dasjenige Harz, ſo aus der geritzten Rinde quillt, nimmt verſchiedene Farben an, nach Beſchaffenheit der verſchiedenen Theile der Rinde, worüber dieſer Saft ſich ausbreitet, welcher durch die Sonnenwärme verdickt wird, und bald gelbe, bald röthliche, bald braune und mit weißen Flecken vermiſchte Stücke formirt. Das vorhergehende wird dieſem vorgezogen.

In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund Tacamahac drey Unzen und fünf Drachmen Waſſer gegeben, ſo anfangs einen angenehmen

Geruch

Geruch hatte und ſäuerlich war, hernach weniger wohlriechend und von Geſchmack ſcharf und ſauer: zwo Unzen, fünf Drachmen und vier und funfzig Gran helles, röthliches und flüßiges Oel: zwölf Unzen, eine Drachme und ſechs und dreyßig Gran dickes braunes Oel: ſieben Unzen, zwo Drachmen und vier und funfzig Gran eines Oels, von Conſiſtenz wie Butter.

Die in der Retorte zurückgebliebene ſchwarze Maſſe wog zwo Unzen, drey Drachmen und ſieben und vierzig Gran. Als man dieſe funfzehn Stunden im Schmelztiegel calcinirt hatte, ließ ſie nur eine Drachme braunröthliche Aſche zurück; woraus man kein fixes Salz bekommen. Der Verluſt der Theile in der Deſtillation iſt drey Unzen, fünf Drachmen und fünf und zwanzig Gran; in der Calcination aber zwo Unzen, zwo Drachmen und ſieben und vierzig Gran geweſen.

Hieraus iſt klar, daß dieſes Harz viel ſaures, aber ſubtiles Salz, ſo mit einem ſubtilen Oel verbunden iſt, ferner einen mittelmäßigen Theil dicken Oeles, und keine oder nur ſehr wenig Erde enthält; daß folglich dieſes Harz ſehr feine Theile beſitzt, die mit den gröbern ſo genau vermiſcht ſind, daß daraus ein Zuſammengeſetztes von ſehr durchdringendem Geruch erwächſt.

Man braucht das Tacamahac ſelten innerlich. Einige preiſen es in Bruſt-Krankheiten an: äuſſerlich aber wird es ſehr häufig gebraucht. Man verſchreibt es mit Nutzen alle und jede Schmerzen der äußerlichen Theile zu dämpfen, inſonderheit,

heit, wenn ſie von kalten und blähenden Feuchtigkeiten herrühren. Es zertheilt und zeitiget die Geſchwulſten, und zieht die Flüſſe von den Augen und andern Theilen des Geſichts weg, wenn man es, in Form eines Pflaſters auf Leinwand geſtrichen, auf die Schläfe oder hinter das Ohr legt; oder wenn man damit räuchert, und den Rauch in die Naſe zieht. Auf den Nabel applicirt, dämpft es die Mutterbeſchwerungen, und die oft damit verbundene Furcht zu erſticken. Wenn man das Tacamahac auf die Gegend des Magens legt, ſo ſtärkt es denſelben, befördert die Verdauung, treibt die Blähungen und erweckt den Appetit. Poterius rühmt daſſelbe beſonders als ein bewährtes ſpecifikes Mittel in Magen-Schmerzen. Michaelis bediente ſich dieſes Harzes mit glücklichem Erfolg in bösartigen Fiebern, wenn die Kranken ſich über Herzensangſt beklagten. Ettmüller rühmt das Pflaſter davon, das Brechen zu hemmen. Auf den Kopf gelegt, lindert es das Kopfweh, und die Catarrhe: es dient in Wunden der Nerven, Sehnen und Gelenke. Hochſteter erzählt in ſeinen Wahrnehmungen, daß er die Taubheit curirt habe, indem er ein Tacamahac-Pflaſter auf den beſchornen Kopf gelegt.

Nimm Tacamahac, anderthalb Unzen; Storax Calamita, eine halbe Unze; Muskatennuß-Oel, ſo viel genug iſt. Mache ein Pflaſter, auf den Magen zu legen, wider die Schwachheit und Schmerzen deſſelben, und in der Colic.

Nimm

Nimm Tacamahac, Ladan, von jedem eine halbe Unze; Bibergeil, eine halbe Drachme; Agſtein-Oel, ſo viel genug iſt. Mache ein Pflaſter, auf den Nabel zu legen, in Mutterbeſchwerungen und der hyſteriſchen Furcht zu erſticken.

Nimm Tacamahac und Caranne, von jedem gleichviel. Löſe ſie in weſentlichem Lavendel-Oel auf. Mache eine Salbe für gelähmte oder mit rhevmatiſchen Schmerzen behaftete Theile.

Man braucht das Tacamahac im Puluere cephalico odorato *Charas;* Emplaſtro cephalico, Empl. Stomachico, Empl. pro matrice *Eiusdem,* im Emplaſtro diabotano *Blondel,* und Emplaſtro de Maſtiche *Pharmac. Londinenſ.*

Von den gummöſen Säften.

Erſter Artikel.

Vom Arabiſchen Gummi, Gummi Senegal, und von unſerm Kirſch-Gummi.

Das Arabiſche Gummi, Gummi Arabicum, *off.* Κόμμι ἀκακίας ἀκάνθης, *Dioſc.* Κομμι propric dictum, & Κομμι Θηβαικὸν, *Galen.* Gummi Babylonicum, Gummi Sarracenicum, *Quorumd.* Franzöſ. Gomme Arabique

que; iſt ein verdickter Saft, in Stücken von der Größe einer Haſel- oder welſchen Nuß, und gröſſer, kugelrund, bisweilen länglichrund und wurmförmig; oder gewunden wie eine Raupe; durchſichtig, blaßgelb, oder auch völlig gelb, oder röthlich; auf der Oberfläche insgemein runzlich; zerbrechlich und inwendig glänzend, wie Glas. Dieſes Gummi wird durch das Kauen im Munde zäh und hängt den Zähnen an; es löſet ſich im Waſſer völlig auf und macht daſſelbe zäh und ſchleimicht: übrigens hat es keinen Geſchmack. Man bringt es aus Egypten, Arabien und von den Africaniſchen Küſten.

Man wählt das weiße oder blaßgelbe, durchſichtige, glänzende, trockne und reine.

Man bringt auch Stücken von Arabiſchem Gummi, welche viel größer, röthlich und mit Unreinigkeiten vermiſcht ſind: dieſe werden nur zum mechaniſchen Gebrauch aufgehoben.

Es iſt gewiß, daß das eigentlich ſogenannte Gummi, das Thebaiſche oder Egyptiſche Gummi der Griechen, das Arabiſche Gummi des Serapio, ein gummöſer Saft ſey, ſo aus einem dornichten Baume fließt, welcher Acacia heißt. Indeſſen haben einige gezweifelt, ob das Gummi, welches man heut zu Tage in den Apotheken Arabiſches Gummi nennt, mit dem Gummi der Griechen einerley ſey; oder ob es nicht vielmehr das Gummi der Aepfel- Kirſch- und Pflaum-Bäume ſey. Allein, alles Gummi, ſo aus Egypten und von den Africaniſchen Küſten über Marſeille zu uns gebracht wird,

kann

kann das Gummi dieſer Bäume nicht ſeyn, weil man ſie in jenen Ländern nicht findet. Noch mehr, die Acacien wachſen in jenen Ländern ſehr häufig, und laſſen daſelbſt, wie Bellon und Alpin bezeugen, eine große Menge Gummi fließen. Ueberdieß, die Früchte und Dornen, ſo man in den Kiſten des Arabiſchen Gummi findet, ſind Früchte des Egyptiſchen Schoten-Dorns: woraus man ſchlieſſen kann, daß man wenigſtens den größten Theil dieſes Gummi aus dieſem Baume nimmt, wenn es auch nicht einzig und allein daraus geſammlet wird.

Der Baum, woraus dieſer gummöſe Saft fließt, heißt Egyptiſcher Schoten-Dorn, Acacia folio Scorpioides leguminoſae, *C. B. P.* 392. Acacia vera, *J. B. I.* 429. Acatia ſant Akakia, *P. Alpin. de Pl. Aegypti* 15. Acacia Aegyptia, *Fab. Columm. in Recch. obſerv.* 866. Acacia Aegyptiaca foliis Scorpioides leguminoſae, ſiliquis albis compreſſis, iſthmo interceptis, floribus luteis, *H. Lugd. Bat.* Es iſt ein hoher und vielzweigichter Baum, deſſen Wurzeln ſich in der Erde ſehr ausbreiten, und deſſen Stamm feſt, äſtig, mit ſcharfen Dornen beſetzt, oft einen Fuß dick, an Höhe aber den andern Acacien gleich iſt, oder ſie übertrifft. Die Blätter ſind ſehr zart, und ſtehen paarweis an einer zween Zoll langen Ribbe; ſie ſind dunkelgrün, drey Linien lang, kaum einer Linie breit. Die Blumen entſpringen aus den Winkeln der Ribben, woran dieſe Blätter hängen; ſie ſtehen auf zolllangen Stielen in einem runden Büſchel

ſchel beyſammen, und ſind goldgelb, einblätterig, ohne Geruch: ſie breiten ſich aus einer engen Röhre in einen ausgedehnten fünfſpaltigen Rand aus. Inwendig ſteht eine große Anzahl Staubgefäße und ein Stempfel, welcher ſich in eine Schote verwandelt, die den Feigbohnen (Lupinus) einigermaßen ähnlich, fünf Zoll, mehr oder weniger lang, braun oder röthlich, gedrückt und von ungleicher Breite iſt. In der Mitte hat dieſe Schote eine dicke und am Rande dünnere Linie: ſie iſt wechſelsweis erhaben und eingedrückt, ſo, daß ſie vier, fünf, ſechs, acht, zehn und mehrere plattrunde Theile hat, die gleichſam durch einen Faden mit einander verbunden ſind. Dieſe plattrunden Theile ſind aufs höchſte einen halben Zoll, und die Zwiſchentheile kaum einer Linie breit: ſie enthalten jeder einen eyrunden, platten, harten, braunen Saamen, welcher kleiner, als der im St. Johannis-Brodte, und rings herum mit einer Linie gezeichnet iſt, wie die Tamarinden-Saamen: dieſe Saamen umgiebt ein gummöſer, anziehender, ſäuerlicher und röthlicher Schleim. Der Baum wächſt häufig in Egypten um Cairo, wie Augustin Lippi in ſeinen Briefen an den Herrn Fagon berichtet.

Die noch grünen Schoten dieſes Baumes werden geſtoßen, um den Saft herauszudrücken, welcher abgeraucht und Egyptiſcher Schotendorn-Saft genennt wird, wovon wir an ſeinem Orte reden wollen.

Aus den Ritzen der Rinde des Stammes und der Aeſte fließt an ſich ſelbſt ein ſchleimichter Saft,

ſo ſich mit der Zeit verdickt: es iſt ein Gummi, welches dem gummöſen Safte, der in unſern Ländern aus den Pflaum- Aepfel- Kirſch- und andern Bäumen von ſich ſelbſt fließt, ähnlich iſt. Es verdickt ſich oft in Stücke von verſchiedener Gröſſe; bisweilen ſind ſie länglichrund und gekrümmt, wie Würmer oder Raupen, und werden daher wurmförmiges Gummi genannt: die Alten ſchäzten dieſes ſehr hoch, ob es gleich von dem andern nur in Anſehung der Figur unterſchieden iſt.

In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund auserleſenes Arabiſches Gummi drey Unzen und fünf Drachmen helles Waſſer, ohne Geruch und Geſchmack, gegeben: zehn Unzen, drey Drachmen und vier und funzig Gran ſaures und röthliches Waſſer: eine Unze, ſechs Drachmen und ſechs und dreyßig Gran alkaliſche Feuchtigkeit: eine Unze, fünf Drachmen und vier und zwanzig Gran ſowohl dünnes als dickes Oel. Die ſchwarze Maſſe, ſo in der Retorte geblieben, wog ſieben Unzen und fünf Drachmen. Als man dieſe im Schmelztiegel beym Reverberirfeuer dreyßig Stunden calcinirt hatte, ließ ſie eine Unze und ſechs und dreyſſig Gran graue Aſche zurück, woraus man drey Drachmen und ſechs und dreyßig Gran alkaliſches fixes Salz gezogen.

Das Arabiſche Gummi hat weder Geruch noch Geſchmack: es löſet ſich im Waſſer auf, nicht aber in Weingeiſt oder Oel. Im Feuer verwandelt es ſich in eine Kohle, und entzündet ſich nicht: woraus man ſieht, daß es aus einem Mittelſalze, welches

ches mit einem dicken Oel und ziemlich großen Theil Erde verbunden iſt, zuſammengeſetzt ſey. Vermittelſt ſeiner ölichten Theile dämpft es die ſcharfe Lymphe, und verdickt dieſelbe, wenn ſie allzu dünn iſt: es beſänftiget die allzu heftige Bewegung der Säfte. Man giebt es mit Nutzen in Krankheiten der Kehle, in Heiſcherkeit, Huſten, ſalzigten Catarrhen, Blutſtürzung, kalter Piſſe und Harnbrennen. Die Doſis iſt von einem Scrupel bis zu zwo Drachmen. Es dient auch in ſolchen Fällen, wo der Schleim, womit die innerlichen Theile überzogen werden, abgegangen iſt, als im Halſe, im Magen, in den Gedärmen, in der Harnblaſe und Harnröhre: denn es überzieht die Wege mit ſeinem Schleim, und verwahret ſie wider die freſſende Schärfe der Säfte. Noch mehr, man braucht das Arabiſche Gummi mit gutem Erfolg, die Heftigkeit ſcharfer und reizender Mittel zu mäßigen. Es ſtillt das Blut, wenn man es in Wunden äuſſerlich applicirt. Man muß es in einem warmen Mörſel ſtoßen, wenn man es recht fein pulveriſiren will. Innerlich wird es nicht nur im Pulver gegeben, ſondern auch im Waſſer aufgelöſt.

Nimm Arabiſches Gummi eine Drachme; Süßholz-Saft eine halbe Drachme; Zuckerkand eine halbe Unze; Pomeranzenblüth-Waſſer, ſo viel genug iſt. Mache Täfelchen oder Kügelchen für den rauhen Hals, die Heiſcherkeit und den langwierigen Huſten.

Nimm Arabiſch Gummi, eine halbe Drachme;

Süßholz-Pulver, einen Scrupel. Mache ein Pulver wider das Harnbrennen.

Nimm Arabiſch Gummi eine halbe Drachme; löſe es in drey Unzen Scabioſen-Waſſer auf; thue einen Scrupel Theriac, eine halbe Unze Diacodium, und eine Unze ſpirituöſes Zimmet-Waſſer dazu. Mache eine Potion, Löffelweis zu nehmen, wenn man in der Nacht für heftigem Huſten nicht ſchlafen kann.

Nimm Arabiſch Gummi eine Unze. Laß es in zwey Pfunden Gerſten-Waſſer kochen, bis es aufgelöſt worden. Aus dieſer Solution mache einen Milchtrank mit Melonen-Saamen, weiſſem Mohn und ſüßen Mandeln, von jedem eine halbe Unze; thue drey Unzen Eibiſch-Syrup dazu. Der Kranke trinke davon gläſerweiſe, wider das Harnbrennen.

Nimm Arabiſch Gummi eine halbe Drachme. Löſe es in genugſamer Menge Poley- oder Klapperroſen-Waſſer auf. Vermiſche mit der Solution friſch ausgepreßtes Lein-Oel, eine Unze; Syrup von Eibiſch oder von Wallwurz (Symphytum maius) zwo Unzen. Mache einen Saft, für den catharrhaliſchen Huſten und die Blutſtürzung.

Man braucht das Arabiſche Gummi im Looch ſano reformato *Charas*, ſucco Liquiritiae nigro *Eiusd.* Puluere diatrion ſantalon; Puluere diatragacanthi frigidi; in der Theriaca *Andromachi*, im Mithridatio *Damocratis*, in den Trochiſcis albis

bis *Rhaſis* Trochiſcis de Karabe, Troch. *Gordonii*, Troch. de Camphora. Außer dem dient es noch zu verſchiedenem mechaniſchen Gebrauch.

Das Senegal-Gummi, Gummi Senega vel Senica, *off.* iſt eine andre Art von Gummi, ſo dem Arabiſchen völlig gleicht. Senegal-Gummi heißt es, weil es aus einer Provinz in Nigritien, am Fluß Senegal gelegen, zu uns gebracht wird. Man findet es gegenwärtig in großer Menge in den Apotheken, und zwar in größern Stücken, als das Arabiſche. Allein, wir wiſſen nicht, aus was für einem Baume daſſelbe fließt, wenn es nicht etwan ans einer Acacie kömmt. Man verkauft öfters die weißen und durchſichtigen Stückchen deſſelben für das wahre Arabiſche Gummi: man kann ſie auf keine Weiſe davon unterſcheiden, und ſie ſcheinen auch an Eigenſchaften und Kräften einander gleich zu ſeyn. Die Nigriten pflegen dieſes Gummi in Milch zu kochen, und ſich damit zu nähren.

Das Kirſch-Gummi aus unſern Ländern, Gummi noſtras, *off.* Franzöſ. Gomme du pays ſcheint von dem Arabiſchen nicht unterſchieden zu ſeyn. Es fließt aus den Kirſch-, Pflaum-, Aepfel-, Pfirſch- und andern dergleichen Bäumen. Es hat eben die Kräfte, wie das Arabiſche Gummi. Allein, zum Gebrauch in der Medicin zieht man dieſes allen andern vor, weil ſeine Wirkung ſchon bekannt und durch einen langen Gebrauch beſtätiget iſt.

Das Senegal- und unſer Kirſch-Gummi werden nur zum mechaniſchen Gebrauch aufbehalten.

Zweyter Artikel.

Vom Gummi-Traganth.

Das Gummi-Traganth, Tragacantha, Tragacanthum & Dragacanthum, *off.* Τραγάκανθα, *Dioſc.* Chitica, Itica, Chatheth, Alcuted, Alchatad, *Arab.* Franzöſ. Gomme Adragant; iſt ein gummöſer Saft, bald in langen, runden, gewundenen Stückchen, die wie kleine Würmer ausſehen, oder wie ein Bandwurm zuſammengewunden ſind; bald in Maſſen verdickt, weiß, halbdurchſichtig, bisweilen gelblich, röthlich oder ſchwärzlich, trocken, aber dennoch ein wenig weich, ohne Geruch und Geſchmack. Man bringt es aus der Inſel Creta, aus Aſien und Griechenland.

Man wählt das Gummi-Traganth, welches wurmförmig, weiß, der Hauſen-Blaſe ähnlich, und ohne Unreinigkeiten iſt. Das röthliche und ſchwärzliche wird verworfen, und bloß zum mechaniſchen Gebrauch genommen.

Das Gummi-Traganth fließt, von ſich ſelbſt oder durch Schnitte, aus dem Stengel und den Zweigen einer Pflanze, ſo Tragacantha Cretica incana, flore paruo, lineis purpureis ſtriato, *Coroll. Inſt. R. Herb.* 29. genennt wird. Ihre Wurzeln ſind braun, und breiten ſich mit vielen Aeſten tief in der Erde aus. Aus ihnen wachſen Zoll dicke, zwey bis drey Fuß lange und rund herum auf der Erde kriechende feſte Stengel, deren ſchwammichte Sub-

ſtanz aus zirkelrunden, langen, und ſtrahlförmigen vom Mittelpunkte bis zum Umfange laufenden Zaſern gleichſam gewebt ſcheint, und mit einem gummöſen Saft erfüllt iſt. Dieſe Stengel haben eine runzliche, braune und einer Linie dicke Rinde. Sie theilen ſich in unzählige ſtachlichte Zweige, deren unterer Theil blätterlos und gleichſam todt iſt: der obere aber iſt mit vielen Blättern beſetzt, die aus ſieben bis acht Paaren kleiner Blätter zuſammengeſetzt ſind. Dieſe hängen an einer Zoll langen Ribbe, und ſind zwo bis drey Linien lang, eine halbe breit, rundlich, ſtumpf zugeſpitzt, weiß und weich. Die mittelſte Ribbe endigt ſich in einem langen, ſcharfen, ſteifen und gelblichen Stachel; unten aber iſt ſie breit, häutig, mit zwey Randblättern verſehen, womit ſie die Zweige umfaßt. Die Blumen entſpringen oben an den Zweigen aus den Winkeln der Blätter; ſie ſind zweyfalterförmig, blaß purpurfarbig; ihre Fahne (vexillum) iſt gröſſer, als die übrigen Theile, rundlich, ein wenig eingeſchnitten und mit weißen Linien geſtreift.

Dieſe Blumen haben zehn Staubfäden, deren neun mit einander vereinigt, gerade, von gleicher Länge, mit rundlichen Staubfachen verſehen ſind, und eine häutige Scheide formiren, die den Eyerſtock umfaßt: die Oeffnung dieſer Scheide wird von dem zehnten Staubfaden verſchloſſen. Der Stempfel beſteht aus einem länglichen Eyerſtocke, welcher von oben bis unten ausgehöhlt iſt, und einen Honigſaft enthält: er endiget ſich in einen pfriemförmigen und ſehr kurzen Griffel mit einer

kleinen ſtumpfen Spitze. Der Kelch hat die Form einer Mönchskappe und iſt drey Linien lang, fünfſpaltig, wollicht und weißlicht. Nach den Blumen folgen Schoten, die mit weißlichen Haaren beſetzt, aufgeblaſen und in zwo Zellen getheilt ſind, worinn kleine nierenförmige Saamen liegen.

Dieſe ſtrauchartige Pflanze wächſt auf der Inſel Creta und in vielen Gegenden in Aſien. Tournefort hat dieſelbe in den Thälern um den Berg Ida häufig gefunden, und zwar, da ſie viel gummöſen Saft fließen ließ. Im Monat Julio iſt ſie ſo voll davon, daß nicht nur die Gefäße der Rinde, ſondern auch die Oeffnungen der holzigten Subſtanz damit erfüllt ſind. Wenn aber die holzigten Zaſern von der allzu ſtarken Hitze ausgetrocknet und zuſammengezogen werden, ſo drücken ſie den gummöſen Saft mit ſolcher Gewalt aus, daß die Gefäße zerreißen, und der Saft herausfließt. Dieſer verdickt ſich in mehr oder weniger lange Fäden oder Bänder, nachdem daß die Oeffnung groß und die gummöſe Subſtanz häufig iſt. In der That, wenn man die Rinde der Zweige mit Füßen tritt, oder wenn die Thiere dieſelben zerreißen, ſo fließt eine große Menge Saft heraus.

In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund Traganth drey Unzen und ſieben Drachmen helles Waſſer gegeben, ſo weder Geruch noch Geſchmack hatte: zehn Unzen und acht und vierzig Gran wäßrichte, röthliche, brezzlichriechende, ſäuerliche, bitterliche Feuchtigkeit, wie die Pfirſch-Kerne;

dieſe

dieſe hat Merkmaale eines ſtarken Sauren gegeben: eine Unze, zwo Drachmen und ſechzig Gran einer röthlichen, ſowohl ſauren als alkaliſch urinöſen Feuchtigkeit: eine Unze, zwo Drachmen und ſechs und funfzig Gran röthliches, ſowohl dünnes als dickes Oel. Die in der Retorte übrig gebliebene ſchwarze Maſſe war dicht und wog acht Unzen. Als ſie acht und zwanzig Stunden war calcinirt worden, ließ ſie eine Unze graue Aſche zurück, woraus man zwo Drachmen und dreyßig Gran alkaliſches fixes Salz durchs Auslaugen gezogen. Der Verluſt der Theile iſt in der Deſtillation ſieben Unzen, zwo Drachmen und zwey und funfzig Gran; und in der Calcination ſieben Unzen geweſen.

Das Gummi Traganth hat alſo eben dieſelben Beſtandtheile und faſt in gleicher Menge, wie das Arabiſche Gummi; jedoch enthält es mehr von ſaurem Saltze, weniger Oel und etwas mehr Erde. Es löſet ſich weder im Oel noch im Weingeiſt auf. Wenn man es im Waſſer macerirt, ſo dehnt es ſich aus, und wird ein dicker Schleim, der ſich kaum in einer großen Menge Waſſer auflöſen läßt, daher gebrauchen die Apotheker das Gummi Traganth, die Pulver und den Zucker in Kügelchen, Täfelchen, Pillen und andre dergleichen Formen zu bringen: denn etwas weniges von dieſem Schleim iſt hinlänglich, eine große Menge Pulver in eine Maſſe zu verdicken.

Das Gummi Traganth verdickt die Säfte und vermindert ihre Bewegung, dämpft die Schärfe, überzieht die rauhen oder von Haut entblößten

Theile mit Schleim, und lindert folglich ihre Schmerzen. Daher verſchreibt man es oft in trocknem und heftigem Huſten, in Heiſcherkeit und andern Zufällen der Bruſt, die von einer ſcharfen Lymphe herrühren. Man braucht es auch in denjenigen Krankheiten, die aus der Schärfe des Urins entſtehen, als in der Dyſurie, Strangurie und in Nieren-Geſchwüren. Man vermiſcht das Pulver davon mit andern verdickenden und lindernden Arzneyen; oder man macht daſſelbe mit Roſen-Pomeranzenblüth- oder einem andern dienlichen Waſſer zu einem Schleim. Die Doſis iſt von einem halben Scrupel bis zu zwo Drachmen. Aeußerlich wird es ſelten applicirt: einige rathen es für aufgeriſſene Hände, Füſſe und Brüſte; allein, es hilft in dieſen Fällen wenig, ja es iſt oft wohl gar ſchädlich! Denn wenn es auf die Haut gelegt und durch die Wärme trocken wird, ſo trennt es die Ränder der kleinen Wunden und zerreißt ſie noch mehr. Man nimmt es unter das zuſammengeſetzte ſympathetiſche Pulver, welches in gequetſchten Wunden, in Bein-Brüchen und andern dergleichen Verletzungen, wo die Suppuration nöthig iſt, dienet. Man macht dieſes Pulver aus gleichen Theilen an der Sonne calcinirten Römiſchen Vitriols und pulveriſirten Traganths, die man genau mit einander vermiſcht. Dieſes Pulver ſchließt die Wunden nicht ſogleich zu; vielmehr reinigt es dieſelben und befördert die Suppuration. Denn das Gummi Traganth vermindert die zuſammenziehende Kraft des Vitriols.

Nimm Süßholz-Saft, Japoniſche Erde, von jedem eine Drachme; Zuckerkand drey Drachmen; Mohnſaft zween Gran; dicken Traganth-Schleim, ſo viel genug iſt. Vermiſche ſie, mache Kügelchen, ſo man unter der Zunge zergehen läßt, um die catarrhaliſchen Säfte zu abſorbiren und den Huſten zu lindern: oder

Nimm geſtoßnes Gummi Traganth, ſo viel als genug iſt. Laß es in genugſamer Menge Scabioſen-Waſſer digeriren, bis das Waſſer eine Syrup-Conſiſtenz bekömmt. Hernach

Nimm von dieſem Schleim, drey Unzen; Pomeranzenblüth-Waſſer, eine Drachme; Süß-Mandelöl, eine Unze; Eibiſch-Syrup, zwo Unzen. Vermiſche ſie, mache einen Saft.

Nimm dünnen Traganth-Schleim, zwo Unzen, Leinöl, eine Unze; Syrup von rothen Bruſtbeeren und Diacodium, von jedem eine Unze. Mache einen Saft.

Man braucht das Gummi Traganth im Puluere Diatragacanthi frigidi, Puluere armatico roſato, Pulu. Diarrhodon, Pulu. Diatrion Santalon; in den Trochiſcis albis *Rhaſis*, Trochiſcis de Karabe, Troch. de Camphora.

Dritter Artikel.

Von der Manne.

Man oder Manna iſt ein hebräiſches, chaldäiſches, arabiſches, griechiſches und lateiniſches Wort, womit man vielerley Subſtanzen benennt. Die Hebräer, Chaldäer, Araber und die neuern Griechen haben dieſen Namen einem gewiſſen dicken honighaften Safte gegeben, welcher, wie ſie glaubten, auf die Blätter gewiſſer Bäume vom Himmel fiele, und von ihnen himmliſcher Honig genennet wurde. Hernach haben die Hebräer eben dieſen Namen derjenigen Speiſe gegeben, welche Gott ihnen in der Wüſte vom Himmel ſendete; denn dieſe Speiſe war der Manne, die ſie ſchon kannten, ähnlich. Es waren kleine, runde und weiße Körner, von der Figur und Gröſſe der Coriander-Saamen, die alle Morgen wie Thau vom Himmel fielen, und, ſo bald die Sonne untergangen war, zerfloſſen und verſchwanden. Man könnte vielleicht ohne Verwegenheit nicht behaupten, daß dieſes Manna, womit die Iſraeliten durch eine göttliche Wohlthat ſo viele Jahre in der Wüſten ernährt worden, die gemeine Manne geweſen ſey, welche durch ganz Morgenland bekannt iſt. Allein, wenn es auch nicht einerley Sache iſt, ſo iſt es doch wenigſtens einerley Name. Als dieſer himmliſche Thau, ſagt Salmaſius, den Iſraeliten in der Wüſte das erſtemal vom Himmel fiel,

und

und ſie nicht wußten, was es wäre; ſo ſagte einer zum andern: Manhu; es iſt Manna; weil ſie der ihnen bekannten Manna ähnlich war. Sie fragten einander nicht, was es wäre, wie einige wollen; ſondern ſie ſagten ausdrücklich: es iſt Manna. Weil aber die Manna, welche ſie kannten, vielmehr eine Würze, als eine Nahrung war; ſo ſagte zwar Moſes nicht, daß es keine Manna ſey: aber er erklärte ihnen, daß es hinführo ihre Speiſe ſeyn würde, und ließ ſie übrigens davon denken, was ſie wollten.

Außerdem iſt das Wort Manna bey den alten Griechen ſehr gebräuchlich geweſen, nur in einer verſchiedenen Bedeutung: denn es iſt der Name, welchen ſie den kleinen Weyhrauch-Körnern gegeben: ob ihnen gleich dieſer honighafte Saft nicht unbekannt geweſen iſt, den ſie insgemein Δροσόμελι, Ἀερόμελι, Ελαιόμελι, das iſt, Honig-Thau, himmliſcher Honig, Honig-Oel nannten. Endlich haben einige Botaniſten den Namen, Manna, dem Saamen eines gewiſſen Graſes gegeben; es heißt Gramen Dactyloides eſculentum, *C. B. P.* 8. Gramen Mannae, *Mathiol.* Manna coeleſtis Germanis, *Geſner.* Gramen Mannae eſculentum, *Adverſarior. Lobel.*

Von der Weyhrauch-Manne haben wir ſchon gehandelt: vom himmliſchen Manna iſt hier nicht die Rede, auch nicht vom Manna-Saamen. Alſo haben wir nur von demjenigen honighaften Safte, wovon man in der Medicin einen ſtarken Gebrauch macht, zu handeln.

Faſt alle alte Griechen, die Lateiner und Araber haben davon Meldung gethan. Ariſtoteles ſcheint dieſes himmliſchen Honigs gedacht zu haben, wenn er von den Bienen alſo redet: „Sie bauen ihre „Häuschen aus dem Safte der Blumen, und ma„chen ihr Wachs aus den Tropfen, die aus den „Bäumen fließen: den Honig ziehen ſie aus dem „Thau des Himmels, inſonderheit, wenn die Ster„ne aufgehen.„ Und im Buche de mirabilibus „auſcultationibus: „Man ſagt, daß es in gewiſſen „Gegenden um Cappadocien Honig ohne Kuchen „gäbe, welcher wie Oel dick ſey. Man berichtet, „daß zu Trapezunt, einer Pontiſchen Stadt, ein „Honig von ſehr ſtarkem Geruch aus den Bux„Bäumen fließe, u. ſ. w. In Lydien ſoll man aus „den Bäumen vielen Honig ſammlen, woraus die „Einwohner Kügelchen ohne Wachs bereiten, die ſo „hart ſind, daß man, ohne ſie zu zerreiben, nichts „davon nehmen kann. Man macht auch in Thra„cien einen Honig, welcher nicht ſo hart, ſondern „wie Sand oder Körner iſt.„ Theophraſt, ſein Schüler, ſcheint eine größere Kenntniß von dieſem Honig gehabt zu haben. Denn er redet im dritten Buche der Hiſtorie der Pflanzen, im neunten Kapitel, vom himmliſchen Honig mit folgenden Worten: „Die Eiche trägt viele Sachen; welches noch „mehr beſtätiget wird, wenn ſie, wie Heſiodus „ſagt, Honig und Bienen trägt.„ Dieſer Saft formirt ſich alſo in der Luft, und ſetzt ſich am liebſten auf die Eichblätter. In einem Fragmente ſeines Buches von den Bienen, welches uns Pho-

tius in ſeiner Bibliothek aufbehalten hat, beſtimmt er drey Arten von Honig; die erſte, ſo von den Bienen aus dem Safte der Blumen gemacht wird: die zwote, welche ſich in der Luft formirt, wenn die Dünſte, ſo von der Erde aufgeſtiegen und von der Sonne erwärmet ſind, wieder herabfallen; welches inſonderheit zur Zeit der Erndte geſchieht: und dieſe Art iſt unſre Manne; die dritte entſteht aus Rohrſtengeln und iſt eben das, was unſer Zucker iſt. Dioſcorides erzählt, das Honig-Oel (Elaeomeli) fließe bey Palmyra in Syrien aus einem gewiſſen Baume: es ſey ein Oel, dicker als der Honig und von ſüßem Geſchmack. Er verſichert, daß es die Galle und die Unreinigkeiten abführt, wenn man zwey oder drey Gläſer von dieſem Oel mit halb ſo vielem Waſſer trinkt. Dieſes kömmt mit unſerer fetten Manne ziemlich überein. Galen, Lib. 3. de Alimentis, Cap. 39. unterſcheidet den Honig, welcher von den Pflanzen kömmt, von dem, der von den Thieren herrührt; vom erſtern redet er alſo: „Er kömmt von den Blättern der Pflan„zen, und iſt weder der Saft, noch die Frucht, „noch ſonſt ein andrer Theil davon; ſondern dieſer „Honig iſt eine Art von Thau. Er fällt aber nicht „ſo oft und häufig, wie der Thau. Ich erinnere „mich, daß, als man einſtmals des Sommers eine „große Menge Honig auf den Blättern der Bäu„me, Sträuche und Kräuter gefunden hatte, die „Landleute voller Freuden ſangen: Jupiter läßt „Honig regnen. Es war aber eine ziemlich kal„te Nacht, ſo wie eine Sommer-Nacht ſeyn kann,

„vor-

„vorhergegangen, und den Tag vorher war die Luft „ſehr heiß und trocken geweſen. Die geſchickteſten „Ausleger der Natur glaubten, daß die von der Er„de und aus dem Waſſer aufſteigenden Dünſte, „nachdem ſie von der Sonnenhitze erwärmt und „verdünnt worden, durch die Kälte der folgenden „Nacht wieder zuſammen gedrängt und vereinigt „worden wären. Allein, bey uns pflegt dieſes ſel„ten, auf dem Berge Libanon aber des Jahrs oft „zu geſchehen. Man breitet alsdenn Häute über „die Erde, und ſchüttelt die Bäume; und nach„dem man den herabgefallenen Honig geſammlet, „füllt man ihn in irrdene Gefäße. Man nennt „denſelben Honig-Thau und himmliſchen Honig.„

Hippocrates ſcheinet im Buche von den Geſchwüren auch von dieſem honigſüßen Safte des Berges Libanon zu reden. „Die Geſchwüre zu heilen, „ſagt er, bereitet man ein anderes Arzneymittel, „indem man ein wenig Ceder-Honig mit Wein „vermiſcht, u. ſ. w.„ Er nennt ihn Ceder-Honig, weil man ihn auf den Cedern dieſes Berges ſammlete, ſo wie man die Manne von Briançon auf den Lerchen-Bäumen in Dauphinee zu ſammlen pflegt. Amynthas redet im erſten Buche de Aſiae manſionibus, nach dem Bericht des Athenäus, vom Honig-Thau: „Man ſammlet ihn „ſammt den Blättern, und bereitet ihn, wie das „Syriſche Scammonium. Einige machen Ku„geln daraus; wenn man davon einnehmen „will, zerbricht man ſie in kleine Stückchen; her„nach läßt man ſie im Waſſer zergehen, ſeigt ſolches „durch,

„durch, und trinkt es aus hölzernen Bechern, ſo „man Tabaetas nennt: es ſchmeckt wie Honigwaſ„ſer, ja noch viel angenehmer„. Alles dieſes läßt ſich von unſerer Manne, oder derjenigen, ſo man in den Apotheken hat, ſehr richtig ſagen. Plinius ſchreibt von dieſem honigſüßen Safte ſehr ſchön, aber nicht mit ſo viel Wahrheit. „Beym Anbruch „der Morgenröthe, ſagt er, findet man die Blätter „der Bäume mit Honig bethaut: und wenn jemand „früh Morgens in freyer Luft geweſen, ſo wird er „gewahr, daß ſeine Kleider von dieſer Feuchtigkeit „naß ſind, und daß ſeine Haare zuſammen kleben; „es ſey nun, daß dieſe Feuchtigkeit der Schweiß „des Himmels, oder ein Speichel der Geſtirne, oder „ein Saft der Luft, welche ſich reiniget, iſt u. ſ. w.„ Auch die lateiniſchen Poeten haben davon geſungen. „Die harten Eichen, ſagt Virgil in der vierten „Ecloge, werden einen Honig geben, welcher dem „Thau gleicht; und Ovid im erſten Buche der „Verwandelungen: Man ſah von der grünen Eiche „gelben Honig fließen.

Die Araber begreifen unter dem himmliſchen Honig, das Tereniabin, die Manne und das Sacchar Alhuzar oder Alaſſer, von deren verſchiedenen Arten ſie mit ſolcher Dunkelheit reden, daß man nicht wiſſen kann, was ſie ſagen wollen. Avicenna giebt den Namen, Manne, jedem ſüßen Thau, der auf die Steine oder Bäume vom Himmel fällt, und wie Honig dick, oder hart wie Gummi wird, ſo wie das Tereniabin, das Siracon und der Honig, welcher vom Caſſeraniſchen Berge als ein Rob

gebracht wird; (vielleicht meynt er den fetten und flüßigen Honig des Berges Libanon, welcher die Conſiſtenz eines dicken Syrups hat). „Das Te„reniabin oder Trungibin, ſagt er anderswo, iſt ein „Thau, der in Coraſſeni häufig fällt, in den Ge„genden jenſeit des Flußes; in unſerm Lande fällt er „gemeiniglich auf das Alhagi. Das Sacchar „Alaſſer iſt eine Manne, ſo auf das Alhuſar wie „Salzkörner fällt.

Serapio ſagt, das Tereniabin ſey ein Thau, welcher vom Himmel falle und einem dicken körnichten Honig gleiche. „Er heißt Honigthau, ſagt er: „er fällt insgemein auf die Bäume in einer morgen„ländiſchen Gegend, Coraſſeni genannt. Dieſe „Bäume haben Blätter, wie grüne Stacheln; ro„the Blumen, und tragen niemals Früchte.

Dieſe Manne, wovon Serapio redet, iſt vielleicht von derjenigen, ſo auf dem Alhagi geſammlet wird, wie Avicenna oben ſagt, nicht unterſchieden. Die andern arabiſchen Schriftſteller übergehe ich mit Stillſchweigen, aus deren Schriften man von der Natur und den verſchiedenen Arten der Manne nichts gewiſſes nehmen kann. Nur ſoviel iſt gewiß, daß dieſer Saft, Manne oder himmliſcher Honig genannt, ſowohl den Arabern, als den Lateinern und Griechen bekannt geweſen.

Es ſind hier zwo Fragen zu unterſuchen. Die erſte iſt, ob es jemahls einen ſolchen himmliſchen Honigthau, wie einige Alten ſich denſelben eingebildet, wirklich gegeben habe? Die andre iſt, ob unſre Manne auf die Bäume und Pflanzen vom

Him-

Himmel falle, oder ob ſie von den Bäumen und Pflanzen ſelbſt hervorgebracht werde.

Was die erſte Frage betrifft, ſo geſtehe ich aufrichtig, daß ich dieſe Art von Thau niemals geſehen habe. Man hat, wie ich glaube, noch nie gefunden, daß ein honighafter Saft, auf die Blumen, Blätter und Steine, vom Himmel gefallen wäre. Derjenige Saft, ſo in vielen Blumen enthalten iſt, nimmt ſeinen Urſprung aus den innern Theilen der Pflanze. Der flüßige oder verdickte Saft, welchen man bisweilen auf den Blättern findet, iſt entweder durch die kleinen Oeffnungen der Blätter heraus geſchwitzt, oder er iſt von den Zweigen der andern Bäume darauf gefallen. Endlich, wenn man zuweilen auf den Steinen Tropfen einer honighaften Feuchtigkeit findet, ſo iſt dieſe entweder von den Blättern nahſtehender Bäume herabgetröpffelt, oder ſie iſt auf eine andre Art dahin gekommen. Alſo erzählt Bodäus a Stapel in den Noten über Theophraſts Hiſtorie der Pflanzen, daß man eine häufige, vortreffliche, weiſſe und Zuckerſüße Manne auf Weidenbäumen, Steinen, und auf der Erde gefunden habe. Dieſe Manne wurde von unzählichen großen Mücken in ſolcher Menge dahin gelegt, daß, in Betrachtung der häufig von den Weiden herabfallenden Tropfen, man ſolche für Thau gehalten hätte. Dieſe Feuchtigkeit, welche tropffenweis auf den Blättern und Steinen lag, verdickte ſich in kurzer Zeit, und verwandelte ſich in eine reine Manne, die an Weiße, Süßigkeit, Conſiſtenz und Kräften der beſten nichts

nachgab, und von vielen zum Gebrauch geſammlet wurde; was auf die Erde und an unreine Orte gefallen war, ließ man liegen. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſer Honigſaft entweder auf dieſen Weidenbäumen ſelbſt hervorgebracht worden, oder daß dieſe Mücken ihn von andern Pflanzen geſammlet und ſich damit ſo voll gefüllt haben, daß ſie denſelben, ſo wie ſie ihn genommen, wieder von ſich geben müſſen. Dieſes iſt deſto wahrſcheinlicher, da man an dieſen Mücken einige vorragende Theile ihres Körpers mit kleinen Oefnungen bemerkte, woraus ſehr weiſſe kleine Tropfen floſſen, gleich als ob es Schweiß wäre.

Was die andre Frage betrifft, ſo haben die Gelehrten verſchiedene Meynungen darüber gehegt. Faſt alle alten, ſowohl Griechen als Araber, haben geglaubt, die Manne, ſo auf gewiſſen Bäumen geſammlet wird, entſtehe aus den Dünſten, welche durch die Sonnenwärme von der Erde aufſtiegen, und durch die Kälte der Nacht nah an der Oberfläche der Erde verdickt würden, nicht anders, als der Thau oder der Reif; oder es ſey eine vortreffliche Feuchtigkeit, die bey warmer Sommerszeit in Dünſten von der Erde aufſtiege, in der Luft erwärmt und in einen ſüſſen Saft verwandelt würde, welcher durch die Kälte der Nacht verdickt und nach Art des Thaues auf die Blätter der Bäume und Sträuche herab fiele. Angelus Palea hingegen und Bartholomäus de Lavieuxville, Franciſcaner-Mönche, welche im Jahr 1543 einen Commentarium über den Meſue herausgegeben,

ben, haben zuerſt geſchrieben, daß die Manne wirklich ein verdickter Saft des Eſchbaumes, (Fraxinus) ſowohl des gemeinen als des wilden, welcher Ornus heißt, ſey. Dieſe Meynung hat Donat Anton Altomarus, ein Arzt und Philoſoph zu Neapel, welcher um das Jahr 1558 berühmt geweſen, durch folgende Wahrnehmung beſtätiget. Die Manne iſt alſo eigentlich, ſagt er, der Saft oben benannter Bäume, welcher alle Jahre in den Hundstagen viele Tage nach einander geſammlet wird. Denn wenn man die Eſchbäume viele Tage und Nächte mit Leinwand oder Tuch bedeckt hat, ſo daß der Thau nicht darauf fallen können; ſo hat man doch nichts deſtoweniger während dieſer Zeit Manne darauf gefunden und geſammlet: welches keinesweges hätte geſchehen können, wenn ſie nicht aus dieſen Bäumen ſelbſt gefloſſen wäre.

2) Alle diejenigen, welche die Manne ſammlen, bekennen, daß, nachdem ſie dieſelbe von beſagten Bäumen geſammlet haben, die übrige an eben dem Orte herausſchwitze und nach und nach herausfließe: worauf ſie ſich durch die Sonnenhitze verdickt.

3) Ueberdieß ſagt man, daß man oft an den Stämmen der Eſchbäume auf der Rinde gleichſam Bläßchen oder Erhebungen findet, die einen weißen, ſüßen und verdickten Saft enthalten, welcher ſich in die beſte Manne verwandelt.

4) Wenn man dieſe Bäume ritzt, und in den gemachten Ritzen ſchon einem ſolchen verdickten Saft findet; wer kann da noch zweifeln, daß es der

Saft dieſer Bäume ſey, welcher in ihre Aeſte und Zweige gedrungen.

5) Dieſes beſtätigen auch die Einwohner, als welche verſichern, mit ihren eigenen Augen Heuſchrecken und andre Thiere geſehen zu haben, welche die Rinde dieſer Bäume verletzten und die herausfließenden Tropfen ſaugten; und daß, nachdem ſie verjagt worden, friſche Manne aus dieſen Löchern oder Ritzen gefloſſen ſey.

6) Ich habe einige glaubwürdige Perſonen gekannt, welche mich verſicherten, daß ſie vielmals wilde Eſchbäume zerhauen hätten, um Reiffen daraus zu machen; und nachdem ſie dieſelben geſpalten und an die Sonne gelegt, hätten ſie in der holzigten Materie ſelbſt eine nicht geringe Menge Manne gefunden.

7) Die Kohlenbrenner bemerken ſehr oft, daß durch die Hitze des Feuers aus denen nah dabey befindlichen Eſchbäumen Manne ſchwitzt.

Oben erwähnter Altomarus merkt noch an, daß die Manne, ſo aus dem Eſchbaume ſehr häufig entſteht, auf den Blättern des wilden Eſchbaums niemals gefunden werde, ja auch nicht auf den Aeſten und Zweigen, auſſer ſehr ſelten; hingegen ſammle man ſie von dem Stamm und den etwas dicken Aeſten. Die Urſache iſt vielleicht dieſe, daß der wilde Eſchbaum, da er nur an ſteinichten, bergigten und trocknen Orten wächſt, von einer viel trocknern Natur iſt; weswegen er nicht ſoviel überflüſ-

ſige,

ſige, auch nicht ſo dünne und ſubtile Feuchtigkeit enthält, daß ſie bis in die Blätter und kleinen Zweige kommen könnte. Noch mehr, dieſer Baum iſt rauch und voller Knoten, ſo, daß der Saft bevor er bis zu den Blättern und Zweigen fließen kann, innerhalb der Rinde des Stammes und der dicken Aeſte verzehrt wird.

Er fügt ferner hinzu, daß man alle Jahre Manne von den Eſchbäumen ſammle, wovon man ſie ſchon dreyßig bis vierzig Jahre nach einander genommen, ſo, daß ſich allezeit Leute finden, welche dieſe Bäume, um das jährliche Einkommen daraus zu ziehen, kaufen. Es giebt auch einige Bäume, die an eben dem Orte wachſen und von eben der Art ſind, auf welchen man aber keine Manne findet.

Dieſe Beobachtungen des Altomarus ſind vom Goropius in ſeinem Niloſcopio, vom Lobel, Pena, Coſte, Cornel. Conſentin, Paul Boccone und andern beſtätiget worden, die ſich mehr auf ihre Augen, als auf das Zeugniß der Schriftſteller verlaſſen haben.

Die Manne iſt alſo eine Art von Gummi, welches anfangs flüßig iſt und aus verſchiedenen Pflanzen quillt, hernach ſich in Stückchen verdickt, unter der Geſtalt eines fetten ölichten weſentlichen Salzes. Man findet ſie nicht nur auf den Eſchbäumen, ſondern zuweilen auch auf den Lerchenbäumen, Fichten, Tannen, Eichen, auf den Wachholder- Ahorn- Oliven - Feigen und andern Bäumen. In Anſehung der Conſiſtenz und Form, des Orts wo man

ſie ſammlet, und der Bäume woraus ſie quillt, giebt es verſchiedene Arten von Manne. Denn eine iſt flüßig und von einer Honig-Conſiſtenz; eine andre iſt trocken und beſteht in Körnern, wie der Maſtix: eine andre beſteht in Maſſen und heißt franzöſiſch Manne en marons: noch eine andre beſteht in verdickten Tropfen oder Zapfen, und wird wurmförmige Manne, Manna vermicularis oder Bombycina genennt. Man unterſcheidet auch die Orientaliſche, ſo aus Perſien und Arabien kömmt; und die Europäiſche, die in Calabrien und zu Briancon wächſt; ferner die Ceder- Eſch- und Lerchen-Manne, die Manne vom Alhagi und viele andre. In Anſehung des Orts, woher man die Manne bringt, wird ſie in die Orientaliſche und Europäiſche getheilt. Die erſte bringt man uns aus Indien, Perſien und Arabien: es giebt zwo Arten davon, eine flüßige wie Honig, und eine harte. Von der flüßigen haben viele Meldung gethan. Robert, Conſentinus und Bellonius berichten, daß man ſie in Arabien Tereniabin nenne, welches ein ſehr altes Wort iſt. Sie halten dieſelbe für das Κέδρινον Μέλι des Hippocrates, oder für den Ceder-Honig und den Thau vom Berge Libanon, deſſen Galen Erwähnung thut.

Bellonius merkt in ſeinen Wahrnehmungen an, daß die Mönche auf dem Berge Sinai eine flüßige Manne haben, die ſie auf ihren Bergen ſammlen und Tereniabin nennen, um ſie von der harten Manne zu unterſcheiden. Garzias und Cäſalpin ſagen, man fände dieſe Manne auch bey

den

den Indianern, und ſelbſt in Italien auf dem Apenniniſchen Gebirge, und ſie wäre dem gereinigten weißen Honig ähnlich, allein ſie verdürbe leicht. Dieſe flüßige Manne iſt von der harten nur durch ihre Flüßigkeit unterſchieden, indem die harte zuerſt flüßig geweſen iſt, und bey feuchter Luft ſich nicht verdickt. Gegenwärtig wird ſie nicht mehr zu uns gebracht.

Avicenna, Garzias und Acoſta reden noch von vielen Arten der harten Manne, die aber nicht genau beſtimmt ſind. Unterdeſſen zählt man hauptſächlich drey Arten davon; nämlich die Manne in Körnern, Manna Maſtichina, weil ſie den Maſtix Körnern ſehr gleicht; die wurmförmige Manne, Manna Bombycina, ſo aus langen und harten Stücken beſteht, die den Seidenwürmern ähnlich ſind, und die Manne in Maſſen, dergleichen die Manne des Athenäus, oder der himmliſche Honig der alten war, ſo in Maſſen oder Klumpen gebracht wurde. Dergleichen iſt auch noch heut zu Tage die Manne, welche man uns in verdickten Stücken bringt, und auf franzöſiſch Manne en marons heißt.

Von der Europäiſchen hat man vielerley Arten, die Italiäniſche oder Calabriſche und Siciliſche, die Franzöſiſche oder die von Briancon; es iſt aber keine davon flüßig. In Abſicht auf die Bäume, wovon die Manne geſammlet wird, hat ſie noch verſchiedene Namen. Eine heißt Ceder-Manne; von dieſer haben Hippocrates, Galen und Bellonius Erwähnung gethan; eine andre heißt Ei-

chen-Manne, wovon Theophraſt redet: eine andre Eſchen-Manne, welche bey uns ſehr im Gebrauch iſt: noch eine andre wird Lerchen-Manne genennt, die man in der Gegend um Briancon findet: endlich giebt es auch eine Alhagi-Manne, von welcher einige Araber und Rauwolf geredet haben.

Unter allen dieſen Arten Manne machen wir nur von der Calabriſchen oder Siciliſchen Gebrauch, die man in dieſen Ländern von einigen Arten des Eſchbaumes ſammlet.

Die Calabriſche Manne, Manna Calabra *Off.* iſt ein honighafter Saft, bald in Körnern, bald in Tropfen- oder zapfenförmige Stückchen verdickt, zerbrechlich, weißlich und ein wenig durchſichtig, wenn ſie friſch iſt: mit der Zeit wird ſie röthlich; ſie zerfließt in feuchter Luft und bekömmt eine Honig-Conſiſtenz; von Geſchmack iſt ſie angenehm ſüß wie Zucker, mit einiger Schärfe vermiſcht. Die beſte Manne iſt die, welche weiß oder gelblich, leicht, in Körnern oder hohlen Zapfen, von Geſchmack angenehm ſüß und am wenigſten unrein iſt. Die fette, honigartige, ſchwärzliche und unreine wird verworfen. Einige ziehen zwar diejenige vor, deren Subſtanz fett und wie Honig iſt; allein ſie thun nicht wohl. Denn dieſe honigartige Manne iſt öfters durch die feuchte Luft, oder auch dadurch verdorben, daß die Kiſten worinn ſie gelegen, entweder durch das Seewaſſer, oder vom Regen, oder auf eine andre Art naß geworden ſind. Oft iſt auch dieſe fette Manne nichts anders, als ein dicker Zucker

cker mit Honig und etwas Scammonium vermiſcht: daher geſchieht es, daß dieſe fette und honigartige Manne zuweilen ſtark purgiert. Man verwirft auch gewiſſe weiſſe, aber undurchſichtige, harte, ſchwere und nicht zapfenförmige Maſſen, welche nichts anders ſind, als Zucker und Manne, die man bis zur Conſiſtenz einer dicken Lattwerge zuſammen gekocht hat. Allein, dieſe durch die Kunſt bereitete Manne iſt von der ächten und natürlichen leicht zu unterſcheiden: denn ſie iſt dicht, ſchwer, undurchſichtig, weiß, und hat einen ganz andern Geſchmack, als die Manne.

In Calabrien und Sicilien fließt die Manne entweder von ſich ſelbſt oder vermittelſt der Schnitte, aus zwoen Arten von Eſchbäumen. Die eine heißt Fraxinus humilior, ſiue altera Theophraſti, minore et tenuiore folio, *C. B. P.* 416. Ornus, *Lugd.* 83. Es iſt nicht ſowohl eine beſondre Art, als vielmehr eine Abänderung vom Eſchbaume. Die Blätter ſtehen paarweis in Reihen, und ſind in viele dünne geſägte und ſpitzige Einſchnitte getheilt, wie die vom gemeinen Eſchbaume. Die Aeſte ſind ungleich und voll kleiner Knoten, woraus die Blätterſtiele kommen.

Die andre Art des Eſchbaumes heißt Fraxinus rotundiore folio, *C. B. P.* 416. Ornus, *Quorumd.* Es iſt auch nur eine Abänderung. Die Blätter ſtehen paarweis und gleichen den Piſtacien-Blättern; ſie ſind rundlich und denen vom gemeinen Eſchbaum ähnlich, am Rande geſägt. Ihre innere Hälfte bis unten an die Ribbe iſt oft kürzer

als

als die äußere: welches man an den Terpenthin- und Piſtacien-Bäumen gemeiniglich wahrnimmt.

In Calabrien und Sicilien fließt die Manne im Sommer, woſern es der Regen nicht verhindert, aus den Aeſten und Blättern dieſer Bäume, und verdickt ſich durch die Sonnenhitze in Körner oder Stücke. Diejenige, ſo von ſich ſelbſt heraus-fließt, heißt Manna ſpontanea; welche man aber vermittelſt der Schnitte bekömmt, wird von den Einwohnern in Calabrien Manna Forzata oder Forzatella genennt; weil ſie nur aus der geritzten Rinde der Bäume fließt. Diejenige, welche von ſich ſelbſt aus den Blättern fließt, heißt Manna di fronde, das iſt, Manne von den Blättern; eine andre wird Manna di corpo, Manne vom Stam-me, genennt.

Bey heiterm Wetter quillt in Calabrien die Man-ne von ſich ſelbſt aus dem Stamm und den Aeſten der Bäume, vom zwanzigſten Junii an bis zu Ausgang des folgenden Monats. Sie fließt ohn-gefähr vom Mittag bis auf den Abend, in Geſtalt einer klaren Feuchtigkeit: nach und nach verdickt ſie ſich in Stücke und wird hart und weiß.

Man ſammlet ſie mit hölzernen Meſſern des fol-genden Tages früh, wenn anders die Nacht hell ge-weſen iſt: denn wenn Regen oder Nebel dazu kommen, ſo zerfließt die Manne und verliehrt ſich gänzlich. Die geſammleten Stücke thut man in irrdene Gefäße, ſo nicht glaſurt ſind; hernach brei-tet man ſie über weißes Papier aus und läßt ſie an

der

der Sonne liegen, bis ſie den Händen nicht mehr ankleben. Man nennt ſie auserleſene Manne vom Stamme des Baumes.

Zu Ende des Julii, wenn dieſe Feuchtigkeit zu fließen aufhört, ritzen die Bauren die Rinde der Eſchbäume bis an die holzigte Materie; hierauf fließt die Feuchtigkeit noch vom Mittage bis auf den Abend und verdickt ſich in größere Stücke. Oft iſt dieſer Saft ſo häufig, daß er bis zu unterſt des Baumes herabfließt und daſelbſt zu dicken Maſſen wird, die wie Wachs oder Harz ausſehen: man läßt ſie einen oder ein paar Tage liegen, damit ſie ſich verhärten. Hernach aber theilt man ſie in Stückchen und läßt ſie an der Sonne trocknen. Dieſe Manne wird Forzata oder Forzatella genannt. Ihre Farbe iſt nicht ſo weiß, ſondern röhlich und zuweilen auch ſchwarz, wegen der damit vermiſchten Unreinigkeiten und Erde.

Die dritte Art der Manne wird auf den Blättern des Eſchbaumes geſammlet und heißt Manna di fronde. In den Monaten Julio und Auguſt ſchwitzt ſie gegen den Mittag wie kleine durchſichtige Tropfen aus den nervöſen Zaſern der größern, und den Adern der kleinern Blätter. Dieſe Tropfen trocknen durch die Hitze, und verdicken ſich in weißliche Körner, von der Größe der Hirſen- oder Weitzen-Körner, ſo, daß gegen den Monat Auguſt die größern Blätter des Eſchbaumes weiß und gleichſam mit Schnee bedeckt ſcheinen. Ob man gleich ehemals dieſe auf den Blättern geſammlete Manne

ne ſehr häufig gebraucht hat: ſo findet man ſie doch itzt, wegen der Beſchwerlichkeit ſie zu ſammlen, ſehr ſelten in den Italiäuiſchen Apotheken.

Die Calabrier machen einen Unterſchied unter der Manne, die aus den geritzten Bäumen kömmt, aus welchen ſchon von ſich ſelbſt Manne gefloſſen iſt, und unter derjenigen, ſo aus den geritzten wilden Eſchbäumen fließt, die von ſich ſelbſt keine Manne geben. Dieſe hält man für beſſer als jene, gleichwie auch die Manne, welche von ſich ſelbſt aus dem Stamme quillt, den andern weit vorzuziehen iſt. Man pflegt auch zuweilen in die geritzte Rinde der Eſchbäume, Strohalmen, Splitter oder dünne Ruthen zu ſtecken, an welchen der Saft herabläuft, und ſich in Geſtalt großer Zapfen verdickt, die, wenn ſie dick genug ſind, abgenommen werdon. Das Stroh, oder was man ſonſt hinein geſteckt hat, zieht man heraus, und läßt die Zapfen an der Sonne trocknen; wodurch ſie lang, hohl, leicht, inwendig wie geſtreift, weißlich und zuweilen röthlich werden. Wenn ſie gehörig trocken ſind, legt man ſie ſorgfältig in hölzerne Kiſten, und ſchätzt ſie mit Recht ſehr hoch: denn ſie ſind mit keiner Unreinigkeit vermiſcht. Man nennt ſie franzöſiſch Manne en larmes.

Nach dieſer Manne hält man in den Apotheken die Calabriſche und die, ſo in Apulien um den Berg Gargano, heut zu Tage St. Angelo, geſammlet wird, für die beſte; ob ſie gleich nicht recht trocken und ein wenig gelblich iſt. Nach dieſer kömmt die

Sici-

Siciliſche Manne, welche weißer und trockener iſt. Endlich, die, ſo man für die ſchlechteſte hält, wird in einer Römiſchen Gegend, La Tolfa genannt bey Civitavechia geſammlet; ſie iſt viel undurchſichtiger und ſchwerer und koſtet daher auch weniger.

In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund auserleſene Manne durch die Deſtillation im Dampfbade gegeben: zwo Unzen, ſechs Drachmen und acht und vierzig Gran klares Waſſer, ohne Geruch und Geſchmack, welches aber dennoch die Tinctur der Sonnenwende röthlich gemacht hat. Aus der übrigebliebenen Maſſe, nachdem ſie getrocknet und zu Pulver gerieben worden, hat man vermittelſt der Deſtillation aus der Retorte bekommen: eine Unze und eine Drachme klare und offenbar ſaure Feuchtigkeit: neun Unzen und fünf Drachmen röthliche, brenzlichriechende, ſowohl ſaure, als ein wenig urinöſe Feuchtigkeit: zwo Unzen ſehr ſubtiles röthliches Oel: zwo Unzen und vier Drachmen dickes, harziges und in Klumpen geronnenes Oel. Die in der Retorte zurückgebliebene ſchwarze Maſſe wog ſechs Unzen, fünf Drachmen und zwölf Gran. Sie war hart, dicht und ohne Geſchmack. Als man ſie acht Stunden im Reverberierfeuer calcinirt hatte, bis ſie keinen Rauch mehr gab, ſind ſechs Drachmen und ſechs Gran braune Aſche zurück geblieben: woraus man durchs Auslaugen zwo Drachmen alkaliſches fixes Salz gezogen. Der Verluſt der Theile in dieſer Deſtillation hat ſieben Unzen, zwo Drachmen und zwölf Gran; und in der Calcination

tion

tion fünf Unzen, ſieben Drachmen und ſechs Gran betragen.

Die Manne beſteht alſo aus vielem weſentlichen oder weinſteinartigen Salze, und einem geringen Theile Salmiac, welche von vielem ſowohl ſubtilen als groben Schwefel verhüllt ſind.

Galen hat die laxierende Kraft der Manne nicht gekannt, ob es gleich ſcheint, daß ſie dem Dioſcorides nicht unbekannt gewesen: denn er ſagt, das Honig-Oel führe die Galle und die rohen Säfte ab. Actuarius iſt der erſte, welcher unter den Griechen von der laxirenden Kraft der Manne redet. „Die ſchwarze Caßie, ſagt er, und die Manne „purgieren ſehr gelind. Wenn man nur drey oder „vier Drachmen Caßie nähme, ſo würden ſie den „Leib kaum bewegen: von der Manne aber muß man „noch mehr nehmen; ſie führt die gelbe Galle „ab„. Die Araber haben ihr eine gelind laxierende Kraft zugeeignet; ſie ſoll dem Halſe und der Bruſt dienen und den Magen reinigen. Die neuern Aerzte machen einen ſtarken Gebrauch von der Manne, um den Leib gelind zu öffnen, die ſeröſen Feuchtigkeiten und die dicke ſchleimichte Materie aus den erſten Wegen abzuführen. Man hält ſie für das gelindeſte Laxiermittel, welches man alten und jungen, und ſelbſt ſchwangern und ſchwächlichen Weibsperſonen ſicher geben kann.

Sie dient, ſagt Rolfinc, vornehmlich in kalten Krankheiten, in vermiſchten Leibesbeſchaffenheiten und gemäßigten Ländern; ſie lindert die Schär-

ſe der Säfte und löſt den Schleim auf. Daher braucht man ſie wider Catarrhe und Huſten, ſo von einer flüßigen und ſcharfen Materie herrühren, zu Anfang der Krankheit mit gutem Nutzen: denn ſie führt dieſe Materie alsbald durch die Gedärme ab. In Bruſt-Krankheiten, beſonders wenn die Lungen mit einem zähen und dicken Schleim erfüllt ſind, als in der feuchten Engbrüſtigkeit, thut die Manne vortreffliche Dienſte. Sie iſt in Gallen-Krankheiten und ſolchen, wo eine Entzündung zugegen iſt, als im Seitenſtechen, in der Lungen-Entzündung und in Spannung des Unterleibes, von einer dicken und erhitzten Galle, ſehr zuträglich, indem ſie die Materie auflöſt und durch den Stuhl abführt; obgleich einige das Gegentheil behaupten.

Sie ſchadet, ſagt Rolfinc, hitzigen Temperamenten, und auch in hitzigen Krankheiten, wofern man nicht ſaure Arzneyen, als z. E. Tamarinden, damit vermiſcht: denn ſonſt verwandelt ſie ſich in Galle, und nährt den Zunder der hitzigen und trocknen Cacochymie. Rondelet und Duretus glauben, die Manne ſey den choleriſchen Temperamenten ſchädlich. In der That, man muß ihnen dieſes Laxiermittel nicht geben, wenn es die Noth nicht erfodert. Iſt es aber nöthig, ſo kann man kein gelinderes und ſichreres Laxiermittel geben, als die Manne, wenn man ſie mit ſauren Arzneyen gehörig mäßigt, nämlich mit Tamarinden, Cremor Tartari, Limonien-Saft, oder mit gereinigtem Salpeter, Polychreſt-Salz, oder auch mit Caßien-Marke.

Meſue ſagt, die Manna wirke ſehr langſam; weswegen er auch erinnert, daß man ſie mit andern Purgiermitteln vermiſchen ſoll. Die neuern Aerzte haben dieſes beobachtet, und die Manna mit Caſſie, Sennesblättern und Rhabarbar verordnet. Sie hat auch noch dieſe Beſchwerlichkeit, daß ſie leicht in Gährung geräth, oder, wie Hoffmann ſagt, etwas blähendes hat: daher räth er ſie kochen zu laſſen und alsdann erſt zu geben.

Jedoch muß man ſie, nach Rolfinks Erinnerung, nur ganz gelind kochen; damit ſie nicht unkräftig werde, wenn ihre leichten und ſubtilen Theile verfliegen. Man macht endlich der Manna den Vorwurf, daß ſie die Säfte allzuſehr verdünne, und nur die ſeröſen Feuchtigkeiten abführe, wodurch Trockenheit und Durſt verurſacht würden. Alle dieſe Urſachen haben ſeit kurzem den geſchickteſten Aerzten die Manne verdächtig gemacht.

Allein, wenn man jedes Purgiermittel ſo gar genau unterſuchen will, ſo wird man keines finden, das nicht ſeine Unbequemlichkeiten hätte; indem alle dergleichen Arzneyen, nach Galens Zeugniß, der Natur auf gewiſſe Weiſe zuwider zu ſeyn ſcheinen: welches inſonderheit von den Waſſerabführenden Mitteln (hydagoga) zu verſtehen iſt, die ihre Wirkung nicht allein dadurch äußern, daß ſie die Häute der Gedärme reizen, ſondern auch vornehmlich dadurch, daß ſie das Blut und die Lymphe in Gährung bringen und verdünnen.

Wenn

Wenn es aber dennoch nöthig iſt, Purgiermittel und zuweilen ſelbſt hydragoga zu gebrauchen: ſo muß man die Manne allen andern vorziehen; da ſie ein wirkſames Purgiermittel, und unter den hydragogis am wenigſten ſchädlich iſt. Wofern ſie ja einige Schärfe hat, kann man dieſe dämpfen, wenn man die Manne mit Tamarinden oder Caſſie vermiſcht, und ſie zuſammen ein wenig kochen läßt. Iſt aber, ſo zu reden, ein Stachel oder eine Reizung nöthig, ſo kann man Sennesblätter oder Rhabarbar hinzu ſetzen. Noch ſtärker und wirkſamer wird ſie, wenn man ſie mit etlichen Granen Brech-Weinſtein in viele Doſes theilt, ſo, daß ein Gran zu jeder Doſi kömmt. Durch dieſes Mittel bewirkt man einen häufigen Abgang der gallichten Säfte; ohne einige Beſchwerlichkeit, ohne Ekel, Brechen und Bauchgrimmen.

Die Manne wird alſo ein gelindes und heilſames Mittel ſeyn, wofern man ſie nur, wie die andern Purganzen, zu rechter Zeit, an rechtem Ort und auf gehörige Weiſe verordnet.

Nimm Calabriſche Manna, zwo Unzen; Salpeter-Kügelchen, eine Drachme; Löſe ſie in Fleiſchbrühe auf. Der Kranke trinke ſie, um gelind zu laxieren.

Nimm auserleſene Manna, zwo Unzen; Tamarinden eine Unze. Koche ſie in zwölf Unzen Molken. Das Durchgeſeigte theile in zwo Doſes; die zwote eine Stunde nach der erſten zu nehmen.

Nimm Calabriſche Manne, anderthalb Unzen; gute Rhabarbar und tartariſirten Weinſtein, von jedem eine Drachme. Laß es in ſechs Unzen Decocts von Graswurzel und Hindläuft kochen. Zu dem Durchgeſeigten thu den ausgedrückten Saft von einer Pomeranze oder Citrone.

Nimm Caſſien-Mark ſammt den Kernen, eine Unze; Calabriſche Manna, anderthalb Unzen; Polychreſt-Salz, eine Drachme. Koche ſie in ſieben Unzen Hindläuft-Waſſer. Zu dem Durchgeſeigten thu eine Unze Syrup. de Pomis compoſit. oder Perſichblüth-Syrup. Gieb dieſes Tränkchen dem Kranken früh nüchtern, und zwo Stunden darauf laß ihn Fleiſchbrühe trinken.

Nimm friſches Caſſienmark ſammt den Kernen, drey Unzen; Calabriſche Manna, zwo Unzen; Koche ſie in zwölf Unzen Gerſten-Decoct. Im Durchgeſeigten löſe ſechs Gran Brech-Weinſtein auf. Theile es in zwo Doſes; wovon die andre vier Stunden nach der erſten zu nehmen iſt. Man muß Fleiſch-Brühe dazwiſchen trinken.

Nimm Calabriſche Manna, drey Unzen; Brech-Weinſtein, fünf Gran. Löſe ſie in zwey Pfunden klarem Waſſer auf. Laß den Kranken das Durchgeſeigte gläſerweis trinken.

Nimm von Calabriſcher Manna eine halbe Unze oder ſechs Drachmen. Koche ſie in drey Unzen

zen Kuhmilch, und gieb das Durchgeſeigte den Kindern.

Nimm von Calabriſcher Manne zwo Unzen; Kochſalz eine halbe Drachme. Löſe ſie in vier Unzen kochenden Waſſers auf. In dieſer Feuchtigkeit zerſtoße ſechs Stück bittre Mandeln, und thu vier Unzen Kuhmilch dazu. Das Durchgeſeigte gieb dem Kranken warm zu trinken.

Nimm Sennesblätter, zwo und eine halbe Drachme; Zimmet und Coriander, von jedem eine halbe Drachme; geraſpeltes und geſtoßnes Süßholz, zwo Drachmen; tartariſirten Weinſtein, eine Drachme. Laß es in acht Unzen klarem Waſſer ſechs Stunden maceriren. Mit dem Durchgeſeigten vermiſche drittehalb Unzen Calabriſche Manne, das Weiße von einem Ey und eine halbe Unze guten Weineßig. Mache eine Potion.

Nimm Calabriſche Manne, zwo Drachmen; klein geſchnittene auserleſene Rhabarbar und Polychreſt-Salz, von jedem eine Drachme. Macerire ſie zwo Stunden in einem halben Pfund Kalbfleiſch-Brühe, welche mit Sauerklee, Sauerampfer, Körbel-Kraut, Bibernell-Blättern, Salat, Burzel-Kraut (Portulaca) und Hindläuft-Blättern, von jedem einer Handvoll, gekocht worden. Im Durchgeſeigten zerſtoße die kleingeſchnittene äußere gelbe Schaale von einigen Citronen. Seige es noch einmal durch und gieb es warm zu trinken.

Nimm von Calabriſcher Manne und von der Confectione univerſali, jede zu einer Unze. Koche ſie in ſechs Unzen Wegerich-Waſſer. Das Durchgeſeigte gieb wider Durchfälle und rothe Ruhren.

Nimm auserleſene Manne, anderthalb Unzen; Electuar. Cathol. cum Rheo duplicat. eine Unze. Laß ſie in ſechs Unzen Graswurzel-Decocts gelind aufwallen. Zu dem Durchgeſeigten thu eine Unze ſüß Mandelöl. Gieb es in Colik-Schmerzen und Entzündung der Eingeweide, wo zu laxieren nöthig iſt.

In purgierenden und alterirenden Opiaten kann die Manne ſtatt der Conſerve gebraucht werden.

Nimm auserleſene Manne drey Drachmen; pulveriſirte Jalappe, zwölf Gran; Pulv. Cornachin. einen Scrupel; verſüßtes Queckſilber, zehn Gran; Syrup von Wegdorn-Beeren (Rhamnus catharticus) ſo viel als genug iſt. Mache einen Purgier-Biſſen.

Nimm auserleſene Manne und Stahl-Safran mit May-Thau präparirt, von jedem eine halbe Unze; Myrrhe, orientaliſchen Safran und verſüßtes Queckſilber, von jedem zwo Drachmen; gereinigte Aloe, Cremor Tartari und Gummi Ammoniac, von jedem drey Drachmen; Diagrydium anderthalb Drachmen. Vermiſche ſie mit einer genugſamen Menge Hindläuft-Syrup mit Rhabarbar zuſammengeſetzt. Mache eine eröffnende Pillen-Maſſe, wovon

die

die Doſis täglich eine halbe Drachme, oder alle drey bis vier Tage eine ganze Drachme iſt.

Die Manne wird gebraucht zum Electuario Diacarthami, hydragogo eximio *Renaudaei;* in der Confectione Hamech correcta *Charas.*

Außer der Calabriſchen Manne hat man noch die Franzöſiſche, welche Manne von Briancon oder Lerchen-Manne heißt; weil ſie bey Briancon in Dauphinee aus den Lerchen-Bäumen fließt. Sie iſt weiß und beſteht aus verdickten Stückchen, die bald von der Größe der Coriander-Saamen, bald länglich und größer ſind. Sie ſchmeckt ſüß wie Zucker, angenehm und ein wenig harzig. In Paris braucht man ſie ſelten, weil ſie nicht ſo gut, wie die Calabriſche, iſt: denn ſie purgiert viel ſchwächer.

Dieſe Lerchen-Manna iſt der Nahrungs-Saft eines Baumes, Larix folio deciduo conifera, *I. B.* franz. Meleze, deſſen Beſchreibung wir ſchon im Artikel vom Terpenthin gegeben haben. Vom zwanzigſten Junii an bis zu Ende des Auguſts ſchwitzt dieſe Manne zu verſchiedenen Zeiten aus den Blättern des Lerchen-Baumes, und zwar nur in heißen und trocknen Jahrszeiten: denn wenn Regen-Wetter einfällt, kömmt keine Manne zum Vorſchein.

Sie läßt ſich von den Blättern, denen ſie feſt anklebt, ſehr ſchwer trennen. Die Bauren hauen des Morgens die Zweige dieſes Baumes ab, und legen ſie haufenweis in den Schatten der

Bäume. Der Saft, welcher alsdann noch allzuweich iſt, als daß man ihn ſammlen könnte, verdickt und verhärtet ſich innerhalb vier und zwanzig Stunden. Hierauf wird er geſammlet und an die Sonne gelegt, damit er völlig trocken werde: die Blätter, ſo damit vermiſcht ſind, ſondert man ſo viel als möglich davon ab.

Einige verſichern, daß dieſe Manne eine Art von Thau ſey. Allein, **Lobel** und **Pena** erzählen, man hätte im Sommer Zweige vom Lerchen-Baum in einen Keller getragen, und des folgenden Tages wäre Manne auf dieſen Zweigen gefunden worden. Dieſe Erfahrung beweiſt augenſcheinlich, daß dieſe Manne der Saft des Lerchen-Baumes, und nicht ein Thau des Himmels ſey.

Die morgenländiſchen Völker bedienen ſich einer andern Art von Manne, die aus einem kleinen Strauche fließt, welcher Alhagi Maurorum, *Rauwolfii Hiſtor. Lugd.* 94. Geniſta-ſpartium ſpinoſum, foliis Polygoni, *C. B. P.* 394. genennt wird. Dieſer Strauch iſt einer Elle hoch und drüber; aus ſeiner mittelmäßig langen und braunen Wurzel wachſen gerade, dünne, zwo Linien ungefähr dicke, weiche, grüne und weißliche Stengel, aus welchen wechſelsweis auf allen Seiten unzähliche kleine Zweige kommen. Dieſe ſind cylindriſch und mit vielen ſehr ſpitzigen, feinen, biegſamen und Zoll langen Stacheln beſetzt. Die Blätter ſind eyförmig, vier Linien lang, anderthalb Linien breit, meergrün; ſie hängen jedes am

Urſprun-

Urſprunge eines Stachels. Die Blumen kommen einzeln mitten aus den grünen Stacheln, und ſind ſehr klein, Zwiefalterförmig, hellpurpurfarbig; ihre Fahne (vexillum) iſt nach außen zu gebogen. Der Stempfel verwandelt ſich in eine Schote, die ungefähr einen Zoll lang, cylindriſch, anderthalb Linien dick und zurückgebogen iſt. Sie beſteht aus vielen aufgeblaſenen und gleichſam gliederweis mit einander verbundenen Theilen: innwendig ſind eben ſo viel Zellen. Sie iſt der Schote des Vogelfuſſes (Ornithopodium) ähnlich, ſcharlachroth, ein wenig weißlich, und öffnet ſich in zween Theile. In jeder Zelle liegt ein rother, eyrunder oder nierenförmiger, ungefähr einer Linie langer Saame. Die ganze Pflanze beſitzt einen zuſammenziehenden Geſchmack. Sie wächſt häufig in Aegypten, Armenien, Georgien, Perſien, um das Gebirge Ararat und in der Gegend von Ecbatana, wie auch auf einigen Inſeln des Archipelagus. Man findet ſie öfters mit Filzkraut (Cuſcuta) umwunden.

Nach Auguſtin Lippi Bericht läßt ſie in Aegypten bisweilen rothe Tropfen fließen, die zuſammenziehend und dem Drachen-Blut ähnlich ſind.

Rauwolf und Tournefort ſagen, daß man, vornehmlich in Perſien, die Manne von den Blättern, Stengeln und Zweigen dieſer Pflanze ſammle. Die Perſer nennen dieſe Manne Trunſchibin, und die Araber Tereniabin und Trungibin. Sie fließt in den heißeſten Sommer-Monaten tro-

pfenweis heraus, und verdickt ſich in röthliche Körner, die dem Coriander-Saamen gleichen. Diejenigen, welche ſie ſammlen, machen eine Maſſe daraus, womit gemeiniglich die Blätter, Stacheln und andre Unreinigkeiten vermiſcht ſind. Sie würde eben ſo wirkſam, wie die Calabriſche Manne, ſeyn, wenn man ſie von den Unreinigkeiten und Blättern reinigte. Die Einwohner des Landes, wo dieſe Manne geſammlet wird, geben ſie bis zu vier und zwanzig Drachmen oder drey Unzen; weil ſie ſehr oft mehr Blätter als Saft enthält.

Tournefort zweifelt nicht, daß dieſe Manne des Tereniabin des Serapio und Avicenna ſey, welche ſagen, es fiel eine ſolche Manna, wie Thau, auf gewiſſe ſtachlichte Sträuche.

Von den Gummi-Harzen.

Erſter Artikel.

Vom Ammoniac.

Man hat den Namen, Ammoniac, zweyerley Subſtanzen gegeben; nämlich einem gewiſſen ſowohl natürlichen als durch die Kunſt bereiteten Salze, und dem verdickten Saft einer gewiſſen Pflanze. Von dem Salze haben

wir unter den Mineralien geredet: itzt handeln wir von dem Safte.

Das Ammoniac, Ammoniacum & Gummi Armoniacum, *Off.* Ἀμμωνιακὸν, *Dioſc.* Ἀμμωνιακὸν θυμίαμα, *Galen.* Gutta Hammoniaca, *Latin.* Raxach & Aſſach, *Arab.* franz. Gomme Ammoniaque; iſt ein verdickter Saft, welcher zwiſchen dem Gummi und Harze das Mittel hält. Wenn man es mit den Händen betaſtet, wird es weich und zäh. Bald beſteht es in großen Stücken, ſo aus kleinern zuſammengeſetzt und voll weiſſer oder röthlicher Flecken ſind: die übrige Subſtanz iſt beynah braun; ſo, daß man es in Anſehung der Farben-Miſchung dem mandelähnlichen Benzoin füglich vergleichen kann: bald findet man es in kleinen und feſten Stückchen, die den Weyhrauch-Körnern nicht unähnlich, auswendig gelblich oder braun, innwendig weißlich oder gelblich, rein und glänzend ſind. Von Geſchmack iſt das Ammoniac anfangs ſüß, hernach bitterlich; von Geruch durchdringend, faſt wie das Galban, doch viel widriger. Durchs Kauen läßt es ſich leicht ausdehnen, ohne zu zerbrechen, und wird dadurch weißer. Es entzündet ſich, wenn man es auf glüende Kohlen wirft, und läßt ſich in Wein-Eßig oder heißem Waſſer auflöſen. Man bringt es von Alexandrien aus Aegypten.

Zum innerlichen Gebrauch werden die Stückchen den großen Maſſen vorgezogen. Man wählt diejenigen, ſo etwas groß, rein, trocken, ohne Sand,

Erde

Erde oder andre fremde Theile ſind. Die großen Maſſen aber wählt man, wenn ſie unverfälſcht und mit vielen reinen Stückchen vermiſcht ſind. Die unreinen pflegt man vermittelſt der Auflöſung in Eßig zu reinigen, worauf man ſie durchſeigt und verdickt: allein, durch dieſe Präparation geht viel von den feinen und flüchtigen Theilen des Ammoniacs verlohren.

Dioſcorides giebt den Namen θραῦσμα demjenigen Ammoniac, welcher aus reinen Stückchen beſteht; und den Namen φύραμα dem unreinen, der mit Sand und Erde vermiſcht iſt. Er ſagt, es ſey der Saft eines Strauches aus dem Geſchlechte der Ferula, welcher in Lybien um die Gegend, wo ſonſt der Tempel des Jupiter Ammon geſtanden, wachſe. Dieſer Strauch, ſagt er, heißt Ἀγασυλλίς: Plinius aber nennt ihn Metopion.

Das Ammoniac fließt wie Milch entweder von ſich ſelbſt, oder vermittelſt der Schnitte, aus einer noch unbekannten Pflanze, welche Schirmblumen trägt, wie man ſolches aus den Saamen ſehen kann, die man oft in den Ammoniac-Stücken findet, denn ſie ſind blättrig und dem Anis-Saamen ähnlich, doch größer.

Die Pflanze wächſt in demjenigen Theile von Afrika, welcher an den weſtlichen Theil Aegyptens ſtößt, und heut zu Tage das Königreich Barca heißt, wo vormals der berühmte Tempel des Jupiter Ammon geſtanden, wovon dieſes Gummi ſeinen Namen bekommen hat.

In

In der chemiſchen Unterſuchung ſind aus zweyen Pfunden auserleſenen Ammoniacs vermittelſt der Deſtillation übergegangen: ſechs Unzen, eine Drachme und vier und dreyßig Gran helles, röthliches, wohlriechendes und ſäuerliches Waſſer: eine Unze und ſechs Drachmen urinöſiſches Waſſer: zwo Unzen, fünf Drachmen und acht und vierzig Gran helles, gelbliches und wohlriechendes Oel: ſieben Unzen und zwo Drachmen dickes, röthliches und braunes Oel. Die in der Retorte übriggebliebene ſchwarze Maſſe wog acht Unzen und ſieben Drachmen. Als man ſie im Schmelztiegel zwanzig Stunden lang calcinirt hatte, war eine Unze und zwölf Gran braune Aſche zurückgeblieben; woraus man ein und ſechzig Gran alkaliſches fixes Salz durchs Auslaugen gezogen. Der Verluſt der Theile in dieſer Deſtillation hat fünf Unzen und zwo Drachmen, in der Calcination aber ſieben Unzen, ſechs Drachmen und ſechzig Gran betragen.

Aus dieſer Unterſuchung erhellet, daß das Ammoniac aus vielem, ſowohl groben als feinen Schwefel beſteht, welcher mit einem Weinſteinartigen und ammoniacaliſchen Salze und ſehr wenig Erde verbunden iſt.

Das Ammoniac erweicht die harten Theile, zertheilt und verdünnt die dicken, ſchleimichten, zähen und angehäuften Säfte. Es dient den Engbrüſtigen, zertheilt die Knoten der Lungen, und die Verhärtungen der Leber, des Gekröſes, der Milz und der Mutter, befördert die weggebliebene

Monat-

Monatzeit und hebt die Verſtopfungen, zertheilt die Tophos in den Gelenken; und zuweilen öffnet es gelind den Leib. Man giebt es in Subſtanz innerlich von einem halben Scrupel bis zu einer Drachme, in einer Emulſion oder Lattwerge, in Form eines Boli oder als Pillen. Aeußerlich braucht man es, die ſcirrhöſen Verhärtungen, Tophos, Kröpfe und andre harte Geſchwulſten zu zertheilen.

Nimm auserleſenes Gummi Ammoniac, eine halbe Drachme. Löſe es mit vier Unzen Hyſſop-Waſſer und zwo Unzen weißem Wein in einem Mörſel auf. Das Durchgeſeigte gieb auf zweymal, in der Engbrüſtigkeit.

Nimm Gummi Ammoniac und ſublimirten Benzoin, von jedem eine halbe Drachme; Schwefel-Balſam mit Anis-Oel, eine genugſame Menge. Mache einen Bolum, die Verhärtungen der Lungen zu zertheilen.

Nimm reines Gummi Ammoniac, anderthalb Drachmen; Benzoin-Blumen, eine Drachme; pulveriſirte Kellerwürmer, drey Drachmen; Safran-Extract, Peruvianiſchen Balſam, von jedem einen halben Scrupel; Schwefel-Balſam mit Terpenthin-Oel, ſo viel als genug iſt. Vermiſche es; mache Pillen, welche Richard Morton in der anfangenden Lungenſucht, die von Verhärtungen entſteht, ſehr rühmet. Die Doſis iſt zwölf Gran täglich dreymal zu nehmen.

Nimm

Nimm Gummi Ammoniac, gereinigte Aloe, jedes eine Drachme; Myrrhe, pulveriſirte Sennesblätter, Safran, von jedem eine halbe Drachme; Wermuth-Syrup, ſo viel als genug iſt. Mache Pillen, wider Verſtopfungen der Mutter und andrer Eingeweide. Die Doſis iſt ein Scrupel, täglich früh nüchtern zu nehmen.

Nimm Gummi Ammoniac, pulveriſirte Kellerwürmer, von jedem zwanzig Gran; Mineraliſchen Mohr, eine halbe Drachme; Conſerve von Ringelblumen (Calendula) ſo viel als genug iſt. Vermiſche ſie, mache einen Bolum, welcher alle Tage genommen werden muß, die Kröpfe zu heilen: alle vier Tage muß der Kranke folgenden Purgier-Biſſen nehmen.

Nimm Gummi Ammoniac, verſüßtes Queckſilber, von jedem funfzehn Gran; von Alhandal-Kügelchen, zehn Gran. Mache mit genugſamer Menge Pferſichblüth-Syrup einen Bolum.

Nimm Gummi Ammoniac, Aloe, eröffnenden Stahl-Safran, von jedem eine Unze; Zimmet, Muſcaten-Nuß, von jedem eine halbe Unze; vitrioliſirten Weinſtein, zwo Drachmen; Conſerve von Ringelblumen, drey Unzen; Wermuth-Syrup, ſo viel genug iſt. Vermiſche ſie, mache eine Lattwerge. Die Doſis iſt zwo Drachmen, täglich zweymal zu geben, in weggebliebener Monatzeit und in Verſtopfungen der Leber und Mutter.

Nimm

Nimm Gummi Ammoniac und Cremor Tartari, von jedem eine Unze; pulveriſirte Sennesblätter, ſechs Drachmen; ſchweißtreibendes Spießglas, drey Drachmen; Agaric. trochiſcat. zwo Drachmen; Alhandal-Kügelchen, zween Scrupel. Diagrydium, einen Scrupel; Electuar. Catholic. oder Benedict. laxativ. zwo Unzen; Pferſichblüth-Syrup, ſo viel als genug iſt. Mache eine Lattwerge, wovon eine Doſis zu drey Drachmen einen Tag um den andern gegeben wird, in eingewurzelten Verſtopfungen des kleinen Gekröſes.

Nimm Gummi Ammoniac und Schierling-Pflaſter, von jedem gleich viel. Vermiſche ſie mit einander und mache ein Pflaſter, in ſcirrhöſen Verhärtungen der Leber, Milz und des kleinen Gekröſes aufzulegen.

Nimm vom Gummi Ammoniac eine beliebige Menge; Nelken-Oel und Süßmandel-Oel, jedes zu gleichen Theilen ſo viel als genug iſt. Mache eine Salbe zu Zertheilung der kropfartigen Verhärtungen und der Knoten in den Gelenken.

Man bekömmt aus dem Gummi Ammoniac, durch die Deſtillation aus der Retorte, ein gelbliches oder röthliches Oel, welches wider Engbrüſtigkeit und ſchweres Athemholen angeprieſen wird. Zuletzt kömmt ein ſchwarzes Oel, ſo die kropfartigen Geſchwulſten zu zertheilen dienet.

Man braucht das Gummi Ammoniac in den Pilulis de Ammoniaco *Quercetani*, Pilulis foetidis, Tartareis *Bontii*, Pilulis de Sagapeno *Camilli*, Meſentericis *Charas;* im Electuario aperiente cathartico, & Electuar. antihydropico *Ejuſdem;* im Emplaſtro Diachylo cum Gummi, de Cicuta, de Meliloto, Divino, Oxycroceo, Magnetico *Angeli Salae*, und Opodeltoch *Paracelſi*, welches alſo gemacht wird:

Nimm gemeines Oel, anderthalb Pfund; Lithargyrium praeparat. neun Unzen; präparirten Gallmey, zwo Unzen. Laß es zuſammen bis zur Pflaſter-Conſiſtenz kochen. Alsdann thue hinzu: gelb Wachs, ein Pfund, Lorbeer-Oel vier Unzen; Galban und Panax-Gummi, von jedem drey Unzen; Myrrhen, Weyhrauch, Maſtix, von jedem zwo Unzen; Gummi Ammoniac, Bdellium, von jedem eine Unze; runde Hohlwurz, zwo Unzen; zuſammenziehenden Stahl-Safran, Mumien, präparirten Magnetſtein, rothes und weißes Corallen-Magiſterium, Venediſchen Terpenthin, von jedem eine halbe Unze; dickes Agtſtein-Oel, Kampfer, von jedem eine Drachme; Orientaliſchen Safran, eine halbe Drachme. Mache ein Pflaſter.

Zweyter Artikel.

Vom Teufelsdreck oder ſtinkenden Aſand.

Man giebt in den Apotheken den Namen Aſand zweyerley verdickten Säften: der eine heißt wohlriechender Aſand (Aſſa dulcis) und iſt der Benzoin, von welchem wir unter den Harzen ſchon gehandelt haben: der andre wird ſeines heftigen Geſtanks wegen ſtinkender Aſand oder Teufelsdreck genannt. Von dieſem reden wir itzt.

Der ſtinkende Aſand oder Teufelsdreck, Aſſa foetida, *Off.* Σίλφιον, *Dioſcor. & Theophr.* Ὀπὸς, *Hippocrat.* Ὀπὸς Μηδικὸς, Παρθικὸς, Κυρηναικὸς, *Nonnullor.* Laſer & Laſerpitium, *Plin. & Latinor.* Althit, *Avicenn.* Σκοροδόλασαρον, *Quorumd. recent. Graecor.* Hingh, *Perſar. & Indor.* Stercus Diaboli, *Nonnull.* iſt eine Art von Gummi-Harz, dicht und zäh wie Wachs, aus verſchiedenen glänzenden, theils weißlichen oder gelblichen, theils röthlichen, fleiſchfarbigen oder violettnen Stücken zuſammengeſetzt, und in große Maſſen gebracht. Dieſes Gummi-Harz beſitzt einen ſehr widrigen, dem Knoblauch ähnlichen, doch weit ſtärkern Geruch, und einen bittern, ſcharfen und beißenden Geſchmack. Man findet zwo Ar-

ten davon in den Apotheken: die eine iſt unrein, undurchſichtig und ſchmierícht; die andre rein, röthlich, durchſichtig und enthält viel ſchöne weiße Stückchen. Man bringt uns den ſtinkenden Aſand aus Perſien und Oſt-Indien. Am beſten iſt er, wenn er friſch, ſehr durchdringend und ſtinkend, nicht allzu fett, voll reiner und durchſichtiger Stückchen iſt. Der alte, ſchmierichte, ſchwarze, undurchſichtige, mit Sand, Rinden und andern fremden Theilen vermiſchte wird verworfen.

Die Alten haben von dieſem Safte ſtarken Gebrauch gemacht, nicht nur zu Arzneyen, ſondern auch zu allerley Brühen unter die Speiſen. Man hatte in Anſehung des Orts, wo dieſer Saft hervorgebracht wurde, zweyerley ſtinkenden Aſand. Einer hieß Cyrenäiſcher, weil man ihn in Cyrenaica, einer Provinz in Afrika, ſammlete: es war der beſte. Den andern nennte man Mediſchen und Perſiſchen; man brachte denſelben aus Perſien und Meden: es war der gemeinſte und wohlfeilſte. Der Cyrenäiſche roch ſtark nach Myrrhen, wie Dioſcorides ſagt: der Perſiſche hatte einen viel widrigern, dem Knoblauch ähnlichen Geruch; daher nennte man ihn Scordolaſarum. Er roch bey nah ſo, wie das Sagapen: denn Dioſcorides ſagt, der Geruch des Sagapens halte das Mittel zwiſchen dem Geruch des ſtinkenden Aſands und des Galbans, und man verfälſchte den ſtinkenden Aſand mit Sagapen. Der Cyrenäiſche ward alſo dem Perſiſchen vorgezogen, weil er einen weniger widrigen Geruch hatte, und den Athem

nicht ſo ſtinkend machte, wie der gemeine, und weil auch ſein Geruch nicht ſo lange Zeit im Munde blieb.

Schon zu den Zeiten des Plinius fand man den Cyrenäiſchen ſtinkenden Aſand nicht mehr. Man fand damals in der Provinz Cyrenaica nur einen einzigen Stengel vom Laſerpitio, (Teufelsdreck-Pflanze) welchen man dem Kaiſer Nero ſchickte. Es war auch ſchon ſeit langer Zeit kein andrer Teufelsdreck nach Rom gebracht worden, als der, ſo in Perſien, Meden und Armenien häufig wuchs, wo er auch noch itzt wächſt.

Es iſt unter den Schriftſtellern ein großer Streit über den ſtinkenden Aſand der Apotheken entſtanden, ob derſelbe das Silphium, das Laſer, und der Cyrenäiſche Saft der Alten ſey, oder nicht? Man hat aus folgenden Gründen daran gezweifelt.

Erſtlich, weil das Laſer bey den Alten in ſolchem Werthe war, daß die Cyrenäer dem Battus, ihrem Stifter, um ihm ihre Ehrfurcht und Dankbarkeit zu bezeigen, eine Silphium-Pflanze verehrten, und eine Münze prägen ließen, die auf der einen Seite den Battus vorſtellte, und auf der andern die Cyrenäer, welche dem Battus das Reich und das Silphium übergaben. Daher ſind die Sprüchwörter entſtanden: das Silphium des Battus, und er iſt des Silphiums würdig. Eben dieſelben Cyrenäer brachten dem Delphiſchen Apoll alle Jahr eine Silphium-Pflanze, die auf ihren Feldern gewachſen war.

Zum

Zum andern, weil ſowohl das Cyrenäiſche, als das Perſiſche und Mediſche Laſer unter die angenehmſten Gewürze und unter die beſten Arzneymittel gerechnet wurde: welches Plinius Lib. 19. Cap. 15. 570. T. 3. bezeugt. „Nach den Erdäpfeln und Schwämmen verdient das Laſerpitium den erſten Platz. Die Griechen nennen es „Silphion. Man findet es in der Provinz Cyrenaica. Der Saft deſſelben wird Laſer genannt. „und ſowohl zu Arzneyen als zu andern Sachen „gebraucht: man bezahlt ihn als Silber. Es „ſind ſchon viele Jahre, daß man ihn in dieſem „Lande nicht mehr findet, u. ſ. w. Man bringt „uns ſchon ſeit langer Zeit kein anderes Laſer, als „dasjenige, ſo in Perſien oder Meden oder Armenien häufig wächſt: allein, es iſt bey weitem „nicht ſo gut, als das Cyrenäiſche.„

Drittens, weil die meiſten Schriftſteller ſagen, das beſte Silphium, nämlich das Cyrenäiſche, habe einen angenehmen Geruch und Geſchmack gehabt; worinn es von unſerm ſtinkenden Aſand ſehr unterſchieden iſt, als welcher ſo übel und widrig riecht und von allen Europäern ſo verabſcheut wird, daß ſie ihn Teufelsdreck nennen.

Allein, wenn das Silphium bey den Cyrenäern, Griechen und Lateinern in ſo großem Werthe geſtanden hat; ſo wird unter den Perſern und faſt allen Aſiatiſchen Völkern der ſtinkende Aſand nicht weniger hochgeſchätzt: denn ſie nennen ihn Götter-Speiſe, und achten, um ihn zu ſammlen, keine

Beſchwerlichkeit, indem ſie auf den ſteilſten Felſen viele Tage zubringen und bey der gröߜten Sonnenhitze herumirren müſſen.

Das Silphium hatte auch keinen beſſern Geſchmack, als der ſtinkende Aſand, da daſſelbe ſo ſtark und widrig roch, daß es einige Κάκοσμον φυτάριον, das iſt, die allerſtinkendſte Pflanze, genennt haben. Die Indianer hingegen, die den ſtinkenden Aſand zu eſſen gewohnt ſind, halten ihn für wohlriechend, und finden einen auserleſenen Geſchmack daran.

Ueberdieſes muß man nicht nach unſerm Geſchmack davon urtheilen. Denn es iſt gewiß, daß es viele Sachen giebt, die ſowohl an Geruch als an Geſchmack den Alten angenehm geweſen, uns aber zuwider und ſtinkend ſind. Im Gegentheil wiſſen wir, daß die meiſten Alten den Geruch der Citronen nicht haben vertragen können. Dieſe wunderliche Verſchiedenheit im Geſchmack herrſcht noch heut zu Tage. Vielen iſt der Knoblauch ſo zuwider, daß ſie den Athem derer, die davon gegeſſen haben, nicht leiden können; geſchweige daß ſie ſelbſt davon eſſen ſollten. Andre hingegen halten den Knoblauch für ein ſo ſchmackhaftes Gewürz, daß ſie das Fleiſch, welches ſie eſſen wollen, damit ſpicken: ſo gewiß iſt es, daß man über den Geſchmack nicht ſtreiten müſſe. Eben dergleichen Unbeſtändigkeit hat man zu unſern Zeiten in Anſehung des Geruchs erfahren. Die vor funfzig Jahren ſehr beliebten wohlriechenden Sachen, ſo mit Biſam bereitet wurden, ſind in ſolche

Vergeſſenheit gerathen, daß die Nachkommen vielleicht nicht wiſſen werden, was es geweſen iſt; denn es wird ihnen ſehr ſchwer ſcheinen, den widrigen oder ſchädlichen Geruch des Biſams mit ſeiner vormaligen Lieblichkeit zuſammen zu reimen.

Nicht anders darf man von dem vortrefflichen Cyrenäiſchen Silphio urtheilen, welchem einige gewiß Vergleichungsweiſe einen gelinden Geruch und angenehmen Geſchmack zugeeignet haben. Dioſcorides ſagt, der Cyrenåiſche Saft ſey nicht ſo ſtinkend, wie der Perſiſche; er ſpricht ihm aber den ſtinkenden Geruch nicht gänzlich ab. Vom Perſiſchen, ſagt er, ſey derſelbe nur darinn unterſchieden, daß er den Athem nicht ſo übelriechend machte, noch auch ſeinen Geruch ſo lange im Munde zurückließ, und nur eine gelinde Ausdünſtung gäbe.

Da nun gegenwärtig faſt alle übereinſtimmen, daß das Laſer und der ſtinkende Aſand in Perſien wachſen; ferner, da die Indianer heut zu Tage eben den Gebrauch von dieſem Aſand machen, wie die Alten vom Laſer; da auch beyde in einerley Werthe ſtehen, und der Aſand in Perſien gegenwärtig auf eben die Art zubereitet wird, wie vorzeiten der Saft des Silphiums; da endlich das Cyrenåiſche Silphium ſich vom Perſiſchen nur durch ſeinen geringern Geſtank unterſcheidet: ſo iſt daraus zu ſchließen, daß das Silphium, das Laſer, der Cyrenåiſche Saft der Alten und der ſtinkende Aſand oder Teufelsdreck der Apotheken nicht verſchiedene Arten von Säften ſind, und daß ihr Unterſchied ſehr gering iſt.

Die Pflanze, ſo bey den Griechen Silphium, bey den Lateinern aber Laſerpitium hieß, hatte, nach dem Theophraſt und Dioſcorides, eine dicke Wurzel, und einen Stengel, welcher Maſpetum genannt wurde und der Ferula ähnlich war. Das Blatt glich dem Eppich; der Saame war breit und blätterig: weswegen ihn einige Φυλλον oder ein Blatt nannten; der Saft aber, welcher aus dem Stengel und der Wurzel floß, ward von einigen Griechen Οπος ſchlechtweg, und Οπος Σιλφιȣ, und von den Lateinern Laſer genannt.

Man brauchte alle Theile dieſer Pflanze ſowohl in der Medicin als in der Küche. Die Alten unterſcheiden aber den Saft nicht nur in Anſehung der Länder, woraus man ihn brachte, ſondern auch in Anſehung des Theiles, woraus derſelbe floß: alſo hieß der, welcher aus dem Stengel kam, Καυλίας; der von der Wurzel, ϱιζίας: dieſer war der ſchlechteſte. Man beobachtet, ſagt Theophraſt, ein gewiſſes Maaß, wornach man die Wurzel ſchneidet. Man läßt ſoviel, als zum künftigen Schnitte nöthig iſt, ſtehen; das übrige ſchneidet man ab. Dieſes Maaß beobachtet man noch itzt in Perſien, wie wir bald ſehen werden.

Allein, weit gefehlt daß die Schriftſteller, welche von dieſem Saft und von dieſer Pflanze geſchrieben haben, die Hiſtorie derſelben erläutert hätten: vielmehr haben ſie dieſelbe verworrener und dunkler gemacht. Garzias ſchreibt dieſer Pflanze Blätter zu, die denen vom Haſelſtrauche gleichen. Jacob

Bon-

Bontius läßt den nämlichen Saft aus zweyerley Pflanzen kommen; aus einer gewiſſen rankichten, der Waſſerweide ähnlichen Pflanze; und aus einer andern, deren Wurzeln ſehr dick und den Rettigen ähnlich ſind, die Blätter aber der Wolfsmich ihren gleichen. Ein gewiſſer Mandeslo ſagt, die eine wäre ſtrauchartig, und ihre Blätter wären klein, wie die vom Reiß; die andre hätte Blätter, wie die Rüben; an Farbe wären ſie grün, wie die Feigen-Blätter. Andre wollen, daß es eine Art der Phyllirea ſey. Allein, noch keiner hatte etwas gewiſſes von dieſer Pflanze geſagt, bis auf Engelbert Kämpfern, welcher auf ſeiner Reiſe durch Perſien und Indien ſehr begierig war dieſe Pflanze zu kennen, und deswegen vierzig bis funfzig Meilweges mit großer Beſchwerlichkeit reiſete, und endlich in ſeinen Amœnitatibus exoticis eine wahre und genaue Hiſtorie und Beſchreibung von dieſer Pflanze gab.

Die Pflanze ſowohl als ihr Saft heißen oft ohne Unterſchied in Perſien Hingeſeh, und in Indien Hiing. Jedoch iſt es gewöhnlicher, durch das Wort Hingiſeh die Pflanze, und durch das Hiing den Saft davon anzudeuten.

Hingiſeh, *Perſ.* Umbellifera, Leviſtico affinis, foliis inſtar Poeniae ramoſis, caule pleno maximo, ſemine foliaceo, nudo, ſolitario, Brancae urſinae vel Paſtinacae ſimili, radice Aſſam foetidam fundente, *Kæmpfer amoen. exot. faſc.* 3. 535. Die Wurzel dieſer Pflanze dauret viele Jahre lang, und iſt groß, ſchwer, ohne Zaſern,

auswendig ſchwarz, in einem leimichten Boden glatt, in einem ſandigten rauh und einigermaßen runzlich; gemeiniglich einzeln wie die Paſtinakwurzel, oft aber ein wenig unter dem Knollen in zween oder mehrere Aeſte getheilt. Der Knollen ragt über der Erde hervor, und iſt mit borſtengleichen, ſteifen und braunrothen Zaſern bewachſen, wie das Haarſtrang. (Peucedanum.) Die Rinde dieſer Wurzel iſt ſaftig, und ſondert ſich leicht ab, wenn man die Wurzel aus der Erde reißt; inwendig iſt ſie glatt und feucht. Die Subſtanz ſelbſt iſt ſchwer, dicht und ſehr weiß wie die Rüben; ſie enthält einen fetten, weißen und ſehr ſtinkenden Saft, welcher die Naſe mit einem heftigen Knoblauch-ähnlichen Geruch erfüllt. Dieſer Saft wird geſammlet und von den Perſern Hingh, von den Europäern aber Aſſa foetida, Teufelsdreck oder ſtinkender Aſand genannt. Die Blätter kommen zu Ende des Herbſtes aus dem oberſten Knollen der Wurzel, der Zahl nach ſechs, ſieben, mehr oder weniger, nachdem die Wurzel groß iſt: ſie grünen den Winter über, und verwelken in der Mitte des Frühlings. Jedes Blatt iſt zweigicht, flach, einer Elle lang, von Figur insgemein wie das Päonien-Blatt; an Subſtanz, Farbe und Glätte dem Blatte des Liebſtöckels gleich; von eben dem Geruch wie der Saft, doch ſchwächer; von Geſchmack bitter, ſcharf, aromatiſch und ſtinkend. Es beſteht aus einem Schaft und einer Ribbe. Der Schaft iſt einer Spanne lang, und länger, nicht ſo dick als ein Finger, einigermaßen geſtreift, mit Nerven verſehen, grün, unten rinnen-

nenförmig ausgehölt, übrigen Theils cylindriſch. Die Ribbe trägt fünf ungleich entgegengeſetzte Blätter, ſelten ſieben, einer flachen Hand lang, und drüber, ſchief in die Höhe gerichtet, davon die untern länger als die obern ſind. Dieſe Blätter theilen ſich auf jeder Seite in viele Lappen von ungleicher Anzahl und Größe, länglich und einigermaßen eyförmig; an einigen Pflanzen ſehr ſchmal, länger, bis zur Ribbe von einander getrennt und weit abſtehend; ſo, daß ſie einzeln in geringer Anzahl ſtehen und eben ſoviel Blätter auszumachen ſcheinen: an andern Pflanzen ſind ſie breiter, kürzer, und weil ſie weniger getheilt ſind, zuſammenhängend. Die Einſchnitte ſind gemeiniglich eyförmig oder rund, vermöge eines Spiels der Natur, welche oft die Blätter der Pflanzen von einerley Art ſo verſchiedentlich bildet, daß ſie kaum zu eben der Art zu gehören ſcheinen. Dieſe Lappen ſtehen ſchräg in die Höhe; ſie nehmen unten an den Seiten der Ribbe einen kurzen Urſprung, und ſind meergrün, glatt, ohne Saft, ſteif, zerbrechlich, auf der untern Seite ein wenig ausgehöhlt, mit einem einzigen dünnen Nerven verſehen, welcher von der Ribbe an längs durchgeht und ſelten von Seitennerven begleitet wird. Die Größe dieſer Lappen iſt nicht beſtändig; ſie ſind ohngefähr drey Zoll lang; und einen Zoll, mehr oder weniger breit. Bevor die Wurzel verdirbt, welches gemeiniglich geſchieht, wenn ſie ſehr alt iſt, entſteht nebſt dem Blätter-Büſchel zugleich ein einfacher, gerader, cylindriſcher, einigermaßen geſtreifter, glatter und grüner Stengel, und zuweilen noch

höher;

höher; unten ſieben bis acht Zoll dick: nach und nach wird er dünner und endigt ſich in etliche Stiele, welche Schirmblumen tragen, wie die Pflanzen aus dem Geſchlechte der Ferula. Dieſer Stengel iſt mit dem unterſten Theile der Blätter bedeckt, die wechſelsweis einer flachen Handbreit von einander abſtehen. Dieſe zurückgebliebenen Blätter-Theile ſind breit, häutig, aufgeſchwollen, und umgeben den Stengel kreuzweiß und ungleich: wenn ſie abgefallen ſind, laſſen ſie Merkmaale zurück, die man für Knoten halten ſollte. Dieſer Stengel iſt mit Mark erfüllt, welches keine Knoten hat, und ſehr weiß, ſchwammicht und mit einigen kurzen, der Länge nach laufenden Zaſern vermiſcht iſt. Der Schirm (umbella) ſteht auf einem Stiel, welcher einen Fuß, oder eine Spanne lang, zuweilen aber kürzer iſt. Er theilt ſich in zehn, funfzehn bis zwanzig kleinere rund herum ſtehende Stiele; deren jeder einen kleinen Schirm trägt, welcher aus fünf oder ſechs zarten und zween Zoll langen Stielen formirt iſt, welche unbedeckte und aufrechtsſtehende Saamen tragen. Dieſe Saamen ſind platt, blätterig, braunroth, eyförmig, dem Bärenklau- oder Paſternak-Saamen nicht unähnlich, doch etwas gröſſer und ſchwärzer, als dieſe; ein wenig haaricht oder rauh mit dreyen Streifen gezeichnet, deren einer in der Mitte der Länge nach läuft: die beyden andern ſind am Rande, und krümmen ſich bis an beyde Spitzen. Dieſe Saamen haben einen ſchwachen Knoblauch-ähnlichen Geruch und ſehr bittern widrigen Geſchmack: ihre innere Subſtanz oder

der eigentliche Saame iſt ſchwarz, platt und eyförmig zugeſpitzt. Die Blumen hat Kämpfer nicht geſehen; er ſagt aber, ſie wären nach der Beſchreibung, die man ihm davon gegeben, ſehr klein und weißlich; und er glaubt, ſie wären fünfblätterig.

Dieſe Pflanze wächſt in Perſien; und aller ſtinkender Aſand, ſo nach Europa gebracht wird, kömmt allein aus Perſien. Man findet aber die Pflanze nur in zwoen Gegenden dieſes Königreichs, nämlich auf den Feldern und Bergen um Heraat, einer Handelsſtadt in der Provinz Choraſan; und in der Provinz Laar, auf dem Gipfel des Gebirges, ſo ſich vom Fluß Cuur an bis zur Stadt Congo erſtreckt, längs dem Perſiſchen Meerbuſen, zwo, drey und mehr Tagereiſen vom Ufer.

Jedoch iſt dieſe Pflanze nicht an allen Orten dieſer beyden Gegenden mit Saft erfüllt: ſondern nur bey Heraat, und zwar nur die, welche in den wüſten Feldern wächſt; und in der Provinz Laar nur diejenige, ſo auf den Bergen nahe bey dem Gebiet und der Stadt Disguun ſteht. Alle die andern aber, ſo in dieſen Ländern diſſeits und jenſeits der itzt benannten Oerter wachſen, haben entweder keinen oder nur ſo wenig Saft, daß es nicht der Mühe werth iſt, ihn zu ſammlen; und wenn es auch der Mühe werth wäre, ſo würde man ihn dennoch nicht ſammlen. Die Pflanze ſoll, wie man ſagt, jenſeits Disguun angenehm werden und ihren Geſtank faſt völlig verlieren; ſo, daß die Ziegen ſie begierig freſſen und auſſerordentlich fett davon werden.

den. Sie wächſt gern in ſandigtem und trocknen Boden, welcher mit Steinen und Lette vermiſcht iſt. In feuchtem oder fetten Erdreiche findet man ſie ſelten.

Einige beſtimmen zwo Arten dieſer Pflanze; eine, welche mager iſt, wenig Saft fließen läßt und einen ſchwachen Geruch und Geſchmack hat; dieſe heißt Husjeh; die andre giebt einen häufigen, fetten, ſtinkenden und folglich vorzüglichern Saft. Allein, Kämpfer verſichert, daß dieſe Pflanzen nur in Anſehung des Ortes, wo ſie wachſen, von einander verſchieden ſind.

Die Wurzel ſoll ſehr lange Zeit dauren und faſt ein Menſchen-Alter erreichen; daher ſie bisweilen eine monſtröſe Größe bekömmt. Nach Beſchaffenheit des Erdreichs, und wenn ſie nicht anfangs, wie bisweilen geſchieht, Stengel treibt, ſoll ſie, wie man verſichert, einer Elle lang und ſo dick wie ein Schenkel werden: wenn ſie ein Mittel-Alter erreicht hat, ſo iſt von der Dicke eines Schienbeins oder Arms; und wenn ſie ein Jahr alt iſt, eines Daumens dick: die Länge hat allezeit zu der Dicke ein gehöriges Verhältniß. Man findet keine Wurzel, die, bevor ſie Ruthen treibt, nicht ſollte Saft fließen laſſen: wenn ſie aber ſich ſelbſt überlaſſen wird, treibt ſie über kurz oder lang einen Stengel und macht Saamen: wodurch der Saft der Wurzel erſchöpft wird, ſo, daß die Pflanze vertrocknet und gänzlich verdirbt.

Gegenwärtig fließt aller ſtinkende Aſand aus der geritzten Wurzel. Aus dem Stengel ſammlet man

keinen

keinen mehr, weder durchs Auspreſſen, noch auf andre Weiſe: folglich fällt itzt der Unterſchied weg, den die Alten unter dem Aſand aus dem Stengel, und unter dem aus der Wurzel machten. Die Wurzel, welche noch nicht vier Jahr alt iſt, giebt wenig Saft und man verwundet ſie nicht: allein, je älter und größer ſie iſt, deſto mehr Saft giebt ſie. Wenn man ſie queer durchſchneidet, ſo quillt ihr milchigter Saft in Menge heraus: Betrachtet man ſie alsdenn genau, ſo zeigt ſich eine doppelte Subſtanz, nämlich eine feſte und zaſerichte, und eine ſchwammichte und weiche. Wenn die Wurzel trocken iſt, ſo verliert ſich die weiche Subſtanz; die zaſerichte bleibt übrig und verwandelt ſich in ein Mark, welches wie Hanf ausſieht, unterdeſſen daß die runzlichte Rinde etwas von ihrer Größe verliert. Der Saft, ſo aus den Bläßchen quillt, iſt, wenn er friſch iſt, ſehr weiß, flüßig und fett, der Milch vollkommen ähnlich und ohne alle Zähigkeit; wenn man ihn aber der Luft und der Sonne ausſetzt, ſo wird er braun und zäh. Der Geſtank zeigt die Kraft des Aſands an: jemehr dieſer ſtinkt, deſto beſſer iſt er. Im friſchen Aſand aber iſt der Geſtank ſehr heftig und kann mit dem üblen Geruch des verdickten und alten, wie man ſolchen in Europa findet, auf keine Weiſe verglichen werden. Kämpfer verſichert, daß eine Drachme vom friſchen Aſand mehr ſtinke, als hundert Pfund vom alten und trocknen, wie unſre Materialiſten ihn verkaufen.

Theophraſt ſagt in ſeiner Hiſtorie der Pflanzen, daß man ein gewiſſes Maaß beobachte, wornach man die Wurzel dieſer Pflanze durchſchneide. Man beobachtet dieſes in der That noch heut zu Tage in Perſien, wenn man dieſe Wurzel, um den Saft daraus zu bekommen, abſchneidet. Hier iſt die Art und Weiſe den Saft zu ſammlen, ſo wie Kämpfer ſie erzählt. Die Einwohner der Dörfer machen dieſe Sammlung in vier Reiſen zu den Bergen, wo die ſtinkende Aſand-Pflanze wächſt.

Diejenigen, ſo den Aſand ſammlen wollen, begeben ſich in der Mitte des Aprils auf die Berge, als zu welcher Zeit die Blätter dieſer Pflanze zu verwelken anfangen: ſie trennen ſich von einander und entfernen ſich in die weiteſten Gegenden dieſer großen Berge; ſo, daß die, welche die Sammlung gemeinſchaftlich machen wollen, es mögen nun einzelne oder mehrere Familien, oder ganze Dorfſchaften, oder andre Geſellſchaften ſeyn, einen gewiſſen Theil des Berges, die andern einen andern einnehmen, um den Aſand daſelbſt zu ſammlen.

Eine Geſellſchaft von vieren oder fünfen pflegt ſich ohngefähr zwey tauſend Pflanzen zuzueignen. Jeder arbeitet mit Luſt und Eifer. Zuerſt hacken ſie die Erde nah um die Wurzel neun Zoll tief weg, daß die Wurzel ſo weit unbedeckt ſey. Hernach reißen ſie die Blätterſtiele heraus: den obern Theil der Wurzel reinigen ſie von den haarichten Zaſern, worauf die Wurzel ſich kahl und runzlicht zeigt. Alsdenn bedecken ſie dieſelbe mit der ausgegrabenen Erde.

Erde. Aus den abgeriſſenen Blättern und andern Kräutern, die etwan da herum ſtehen, machen ſie Büſchel, und legen dieſe auch über die Wurzel, oben drauf aber einen Stein, damit der Wind, welcher oft ſehr ſtark auf dieſen Bergen weht, die Büſchel nicht zerſtreue. Dieſe Bedeckung iſt nöthig, um die Wurzel vor den Sonnenſtrahlen zu verwahren: denn wenn ſie dieſen ausgeſetzt iſt, ſo verfault ſie in einem Tage. Nachdem nun die Wurzeln auf dieſe Weiſe zubereitet worden, (welches gemeiniglich in dreyen Tagen geſchieht) ſo verlaſſen die Arbeiter die Berge und gehen nach Hauſe.

Nach dreyßig oder vierzig Tagen kehren ſie wieder auf die Berge zurück, jeder an ſeinen Ort, um den Lohn ihrer Arbeit aus den Wurzeln zu ziehen. Sie verſehen ſich mit dem dazu gehörigen Geräthe; nämlich mit einem ſehr ſcharfen Meſſer, um die Wurzel durchzuſchneiden, und mit einem eiſernen Spatel, einer Fauſt groß und am Ende breit, um den Saft wegzunehmen; mit einem kleinen Gefäß, welches ſie an den Gurt hängen und worinn ſie den Saft ſammlen können; endlich mit zween Körben, die ſie auf die Schultern hängen, und worinn ſie den geſammleten Saft nach Hauſe tragen. Es iſt zu merken, daß jede Geſellſchaft den Bezirk, welchen ſie zur Sammlung erwählt hat, und folglich auch die in dieſem Bezirk befindlichen Wurzeln in zwo Klaſſen theilt, um in einer von beyden einen Tag um den andern zu arbeiten. Denn wenn ſie den Saft aus einer Wurzel geſammlet haben, ſo braucht dieſe einen Tag, ſowohl um friſchen Saft

zu geben, als auch damit die ſchon herausgefloßne Feuchtigkeit ſich ein wenig verdicke.

Sobald die Arbeiter an den beſtimmten Ort gekommen ſind, nehmen ſie die Bedeckung von den Wurzeln weg und ſcharren die Erde, welche ſie in der Arbeit hindern könnte, mit der Hand heraus. Hernach ſchneiden ſie den oberſten Theil der Wurzel queer durch, ſo, daß der Strunk eine Scheibe vorſtellt, auf welcher ſich der Saft, ohne herabzufließen, zuſammenbegiebt und nach zween Tagen geſammlet werden muß.

Nach dieſem verwahren ſie die Wurzel, wie zuvor, vor den Sonnenſtrahlen; doch mit der Behutſamkeit, daß das Kräuter-Bündel nicht auf der Scheibe liege; zu dem Ende legen ſie daſſelbe gebogen herum, weil es ſonſt den herausfließenden Saft vertheilen würde.

Am folgenden Tage gehen ſie in eine andere Gegend, durchſchneiden die Wurzel auf eben die Art und bedecken ſie ſorgfältig. Am dritten Tage kehren ſie nach dem erſten Ort zurück, nehmen die Bedeckung weg, ſammlen den Saft, welchen ſie auf der Oberfläche der Wurzel finden, und thun denſelben in das am Gurt hängende Gefäß. Hernach ſcharren ſie die Erde weg, welche ſie die Wurzel von neuem abzuſchneiden verhindern würde. Sie ſchneiden alſo den trockenen Theil der Scheibe eines Strohhalms dick weg: denn es iſt genug, wenn nur die äußere Oberfläche, welche die kleinen Oeffnungen verſtopfte, weggenommen wird, damit der Saft von neuem herausfließen könne. Die Arbei-

ter gießen von Zeit zu Zeit den geſammleten gummöſen Saft aus den kleinen Gefäßen in größre, oder ſie legen Blätter über die Erde und gießen den Saft darauf, damit er an der Sonne deſto härter werden möge. Auf dieſe Weiſe verändert er ſeine natürliche Farbe und bekömmt eine andre, nachdem daß die Theile weich ſind, und nach der verſchiedenen Lage, in welcher ſie die Sonnenſtrahlen annehmen. Wenn ſie nun die Wurzel wieder bedeckt haben, ſo iſt die Arbeit verrichtet. Am vierten Tage kehren ſie zu den Wurzeln der andern Gegend zurück. Sie ſammlen den gummöſen Saft, ſcharren die Erde weg, durchſchneiden die Wurzel und bedecken ſie wieder: Hierinn beſteht die zwote Operation, daß ſie die Wurzeln wechſelsweis dreymal durchſchneiden und den Saft zweymal ſammlen. Alsdann laſſen ſie die Wurzeln acht bis zehn Tage unberührt, und tragen den geſammleten Saft in Körben auf den Schultern nach Hauſe. Jede Geſellſchaft von vier oder fünf Arbeitern ſammlet ohngefähr funfzig Pfund. Der Saft, welchen man in dieſer erſten Sammlung bekömmt, wird nicht für den beſten, ſondern für den ſchlechtern Aſand gehalten.

Nachdem die Wurzeln acht bis zehn Tage unberührt geblieben ſind, macht man eine neue Sammlung von ihrem Safte. Man fängt bey der erſten Abtheilung an: man nimmt die Bedeckung weg ſammlet den Saft, ſchneidet die oberſte Scheibe weg und bedeckt die Wurzel wieder. Am folgenden Tage verrichtet man eben dieſes an den Wurzeln der

zwoten Abtheilung, und ſo wechſelsweis dreymal nach einander; endlich läßt man ſie von neuem zugedeckt ſtehen. Drey Tage darauf kehrt man wieder zu den Wurzeln zurück und ſchneidet die zwo Klaſſen wechſelsweis dreymal ab. Endlich hört man auf zu ſchneiden und läßt den übrigen Theil der Wurzeln unbedeckt ſtehen, die, wenn ſie der Luft und den Sonnenſtralen ausgeſetzt ſind, in kurzer Zeit verderben. Auf dieſe Weiſe wird die Sammlung des ſtinkenden Aſands insgemein geendiget. Denn wenn man ſehr große Wurzeln, die über zwanzig Jahr alt ſind, findet, ſo verläßt man ſie nicht ſobald, ſondern erſchöpft ſie gänzlich.

In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund auserleſenen ſtinkenden Aſands fünf Unzen drey Drachmen milchigtes, nach Knoblauch riechendes und ſaures Waſſer gegeben; ferner, eine Unze und ſieben Drachmen ſowohl ſaures als urinöſes röthliches Waſſer: zwo Unzen, zwo Drachmen und ſechs und dreyßig Gran ſtinkendes, gelbliches, flüßiges und helles Oel: eilf Unzen, fünf Drachmen und vier und zwanzig Gran braunes Oel, von dicker Conſiſtenz. Die in der Retorte übriggebliebene ſchwarze Maſſe wog neun Unzen und zwo Drachmen. Als dieſe im Schmelztiegel dreyßig Stunden lang calcinirt geworden, hat ſie zwo Unzen, vier Drachmen und ſechs und dreyßig Gran graue Aſche zurück gelaſſen, woraus man zwölf Gran fixes ſalzigtes Salz durchs Auslaugen gezogen. In der Deſtillation ſind zwo Unzen, vier Drachmen und zwölf Gran, und in der Calcination ſechs Unzen,

zen, fünf Drachmen und ſechs und dreyßig Gran an Theilen verlohren gegangen.

Aus dieſer Unterſuchung ſieht man, daß der ſtinkende Aſand aus vielem ſowohl groben als ſubtilen ſtinkenden Schwefel, einem ziemlich großen Theile ſauren Salzes, und einem geringen Theile flüchtigen urinöſiſchen Salzes beſtehe: woraus ein ſalzigtſchweflichtes Zuſammengeſetztes erwächſt, davon ſich ein großer Theil im Weingeiſt auflöſen läßt, der größte Theil aber in heiſſem Waſſer.

Die alten Aerzte haben ihrem Laſer oder dem ſtinkenden Aſand viele herrliche Eigenſchaften zugeſchrieben: ſie ſagen, er heile, innerlich genommen, die Lähmung und die Krankheiten der Nerven, befördere den monatlichen Fluß und den Abgang des Urins, erleichtere die Verdauung, erfreue das Gemüth und vertreibe die Traurigkeit: er ſoll das Gift der Schlangen und vergifteten Pfeile dämpfen, den Körper fett machen, die Peſt und andre bösartige Krankheiten heilen, und in der Waſſerſucht, Gelbſucht, im Seitenſtechen, in Krämpfungen, Engbrüſtigkeit und ſchwerem Athemholen, in Huſten und Heiſcherkeit vortreffliche Dienſte thun. Aeuſſerlich applicirt ſoll er das Aufſchwellen der Milz zertheilen, und auf die weibliche Schaam gelegt die Monatzeit befördern. Wenn man ihn mit Wachs vermiſcht, ſoll er die Warzen oder Hüneraugen vertreiben, wenn man ſie vorher ringsherum mit dem Eiſen geritzt hat. Er ſoll in vergifteten Wunden, in Verletzungen von giftigen Thieren, in unreifen

Geſchwüren, in Blutſchwären, die um das Geſäß entſtehen, und in podagriſchen und rhevmatiſchen Schmerzen mit großem Nutzen zu gebrauchen ſeyn.

Garzias und andre verſichern, daß kein einfaches Mittel in ganz Indien häufiger gebraucht würde, als der ſtinkende Aſand, ſowohl in der Medicin als auch die Speiſen zu würzen. Faſt alle Indianer und beſonders die Baneaner miſchen denſelben zu ihren Brühen und Kräutern. Sie reiben zuvor den Keſſel oder die Pfanne damit, und bedienen ſich keines andern Gewürzes unter ihre Speiſen. Sie nehmen auch den Aſand als ein Arzneymittel den Appetit zu erwecken, den Ekel und die Blähungen zu vertreiben, den Magen zu ſtärken, und ſich zur Liebe zu reizen.

Unterdeſſen ſagt Galen im achten Buche von den einfachen Arzneymitteln, daß alle Theile des Silphiums blähend und folglich ſchwer zu verdauen wären; wenn man ſie aber äußerlich auflegte, wären ſie viel wirkſamer; inſonderheit der Saft, welchem er eine ſehr anziehende Kraft zuſchreibt; und über dieſes ſoll er noch die Auswüchſe erweichen und zertheilen.

Plinius beſchuldiget auch das Laſer, daß es, unter die Speiſen gemiſcht, ſchwer zu verdauen ſey. Er ſagt, es verurſache Blähungen und Aufſtoſſen und ſey dem Urin ſchädlich. Noch mehr, er fürchtet den Gebrauch des ſtinkenden Aſands in Zahnſchmerzen, weil ſich ein gewiſſer Menſch deswegen

von einer Höhe heruntergeſtürzt hat. Er ſetzt noch hinzu, daß die Stiere wütend würden, wenn man ihnen die Naſenlöcher mit ſtinkenden Aſand riebe. Daher muß man ihn auch äußerlich nicht ohne Behutſamkeit gebrauchen.

In Europa ſtreicht man den ſtinkenden Aſand nicht nur aus der Zahl der Gewürze, ſondern man braucht ihn auch ſeines argen Geruchs wegen ſehr ſelten in der Medicin. Jedoch thut er in der Wind-Colik, in hyſteriſchen Zufällen oder Mutterbeſchwerungen ſowohl äußerlich als innerlich gute Dienſte. Er dient auch die Monatzeit, die Reinigung nach der Geburt und den Abgang der Nachgeburt zu befördern: er erregt ſtarken Schweiß und treibt die bösartigen Säfte aus den innern Theilen des Körpers in die äuſſern. Daher dient er ſehr in bösartigen Fiebern, Pocken und Maſern, und hilſt in Nerven-Krankheiten und in der Lähmung.

Man verſchreibt ihn von zwölf Gran bis zu einer Drachme, ja ſelbſt bis zu zwo Drachmen. Wider die Engbrüſtigkeit räth man den ſtinkenden Aſand mit einem weichen Ey zu nehmen. Man rühmt ihn als ein bewährtes Mittel die Kraft des Mohnſafts und der andern narcotiſchen Subſtanzen zu dämpfen. Durch ſeinen Geruch befreyt er die Weibsperſonen von der hyſteriſchen Furcht zu erſticken. Aeußerlich applicirt, erweicht und zertheilt er kräftig: daher räth man ihn wider das Aufſchwellen der Milz.

Es wird aus dem ſtinkenden Aſand eine Tinctura antihyſterica mit tartariſirten Weingeiſt bereitet. Man giebt dieſe Tinctur zu zwo Drachmen.

Nimm ſtinkenden Aſand, eine halbe Drachme; Salmiac, achtzehn Gran; Klapper-Roſen-Extract, ſoviel als genug iſt. Vermiſche es, mache einen Bolum, den Schweiß zu befördern.

Nimm ſtinkenden Aſand und Myrrhen, von jedem einen Scrupel; Safran-Extract zween Gran. Vermiſche es mit genugſamer Menge Ringelblumen-Conſerve. Mache einen Bolum die Monatzeit zu befördern.

Nimm Teufelsdreck, einen Scrupel; Bibergeil ſechs Gran; präparirten Agtſtein, zwanzig Gran; Meliſſen-Extract, ſoviel als genug iſt. Mache einen Bolum, in Mutterbeſchwerungen.

Nimm Teufelsdreck, Wachholderbeeren und Bibergeil, von jedem eine halbe Unze; Honig, fünftehalb Unzen. Mache eine Lattwerge, davon die Doſis eine Drachme iſt, wider allzulangen Schlaf, wenn man Mohnſaft oder andre narkotiſche Arzneyen eingenommen hat.

Man braucht den ſtinkenden Aſand im Pulvere hyſterico *Charas*, in den Trochiſcis de Myrrha, im Balſamo uterino und Emplaſtro pro matrice.

Dritter Artikel.

Von dem Bdellium.

Man weis nicht gewiß, was das Βδέλλα und Βδέλλιον der alten Griechen geweſen, und ob es bis auf uns gekommen ſey. Dioſcorides unterſcheidet dreyerley Bdellium. Das erſte iſt der Saft eines Baumes, welcher in der Türkey wächſt: es iſt ein durchſichtiges Gummi wie der Leim, inwendig fett, welches leicht flüßig wird, und weder mit Holz noch andern Unreinigkeiten vermiſcht iſt. Es hat einen bittern Geſchmack, und wenn man es verbrennt, giebt es auch einen Geruch; es hat eine Farbe wie die Fingernägel. Das andre iſt ſchmutzig, ſchwarz, und beſteht aus großen Stücken; es riecht wie der Aſpalath; man bringt es aus Indien. Das dritte kömmt aus der Stadt Petra, es iſt trocken, harzig, gelblich: aber den Kräften nach verdient es die zwote Stelle.

Galen erwähnt im Buche von einfachen Arzneymitteln zweyerley Bdellium: eines aus Scythien, welches ſchwärzer und harziger iſt; das andre aus Arabien, welches naß, leicht zu erweichen und an Farbe heller iſt.

Plinius meldet folgendes von dem Bdellium: „Nahe dabey liegt Bactrien, worinn das Bdelli-

„um ſehr bekannt iſt. Es iſt ein ſchwarzer Baum, „von der Größe eines Oliven-Baumes; ſeine Blät„ter gleichen denen von der Eiche; die Früchte ha„ben die Geſtalt und Natur der wilden Feigen. „Das Gummi dieſes Baumes nennen einige Bro„chon, andre Malachran, noch andre Malda„con; dasjenige aber, welches aus ſchwarzen Stü„cken beſteht, heißt Hadrabolon. Es muß durch„ſichtig und dem Wachs ähnlich, wohlriechend und „wenn man es mit den Händen reibt, fett, von „Geſchmack bitter und ohne Schärfe ſeyn. Es „wird in Arabien, Indien, Meden und Babylon „hervorgebracht. Einige nennen das, was aus „Meden gebracht wird, Peraticum: dieſes iſt „zerbrechlicher und bittrer und beſteht aus Rinden; „das Indianiſche aber iſt feuchter und gummös.

Man ſieht hieraus, wie ungewiß die Hiſtorie des Bdelliums in den Schriften der Alten ſey. Die Araber haben ſie nicht beſſer erläutert. Denn Serapio beſtimmt zweyerley Bdellium: das eine iſt aus Judäa, welches Avicenna Mochel Judaicum nennt; dieſes ſcheinet das Bdellium des Dioſcorides zu ſeyn: das andre iſt die Frucht einer gewiſſen Pflanze, die dem Palm-Baum ähnlich iſt. Avicenna nennt dieſes Mochel Mechenſe.

Die neuern Schriftſteller ſtimmen hierinn nicht beſſer überein: denn einige glauben, nach dem Zeugniß des Matthiolus, daß die Myrrhe das Bdellium ſey. Andre, ſagt Cluſius, halten das Anime für das wahre Bdellium. Andre verſtehen, nach

nach dem Zeugniß des Olivus unter dem Worte Bdellium, Karfunkel-Steine, andre Cryſtall. C. Bauhin beym Matthiolus zählt ſechs unterſchiedene Arten von Bdellium.

1. Ein rothes, welches aus großen Stücken beſteht, und wenn man es zerbricht, in viele kleine Stückchen ſpringt: es hat einen mittelmäßigen Glanz.

2. Ein bräunliches, ſo in kleinen Stücken beſteht, die inwendig roth ſind: wenn man es zerbricht, theilt es ſich in zween Theile. Es iſt durchſichtig, dicht, zäh, ſchleimicht, fett und läßt in der Wärme weiße Tropfen fließen.

3. Ein ſchwarzes, welches inwendig ins rothe fällt und ſchleimicht iſt, und deſſen Geruch zwiſchen dem Weyhrauch und dem Kirſch-Gummi das Mittel hält.

4. Ein ſchwarzes, welches inwendig gelb, purpurfarbig, ſehr durchſichtig, weich, ſchleimicht, dem Kirſch-Gummi ähnlich iſt und einen gleichen Geſchmack hat.

5. Eines, welches an Farbe und Geſchmack dem vorhergehenden ähnlich, aber inwendig mit blaſſen oder weißen Flecken geſtreift iſt.

6. Ein blaſſes oder weißes, ſo aus länglichen, mittelmäßig großen Stücken beſteht, welche aus vielen verdickten Tropfen formirt ſind: es iſt bitter, widrig und das ſchärfſte unter allen.

Samuel Dale beſchreibt in ſeiner Pharmacologie zwo Arten von Bdellium. Die erſte, ſagt er, iſt eine gummöſe und harzige Subſtanz, fett, wie

Wachs,

Wachs, zäh, ſchleimicht, ſie fällt aus dem eiſenfarbigen ins ſchwarze, faſt wie die Myrrhe, welcher ſie auch an Geſchmack und Geruch ähnlich iſt. Man bringt dieſes Bdellium aus Arabien, Meden und Indien. Die zwote Art iſt eine harzige Subſtanz, ein wenig hart, ſchwärzlich, zerbrechlich: ſie beſteht aus verdickten Tropfen und iſt an Geſchmack und Geruch der vorhergehenden gleich. Man bringt ſie aus Guinea.

Peter Pomet merkt in ſeiner Hiſtorie der Arzneymittel an, daß man in den Apotheken vielerley Arten von Gummi unter dem Namen des Bdelliums finde; bald ein Americaniſches Harz, welches aus dem Courbaril-Baume flie߳t, und Anime genannt wird; bald das Harz aus einem andern Baume, welcher Caninga oder Caſſia Caryophyllata heißt; bald das Harz des Coſti corticoſi, welches man Gummi Alouch nennt; oder andere noch weniger bekannte Harze. Allein das, was man in unſern Apotheken für das wahre Bdellium verkauft, iſt von der rechten Art, welche Samuel Dale beſchreibt, nicht unterſchieden. Es iſt ein Gummi-Harz und beſteht aus Stücken von verſchiedener Figur und Größe. Auswendig gleicht es bisweilen der gemeinen Myrrhe und fällt aus dem eiſenfarbigen ins rothe, bisweilen iſt es braunröthlich: inwendig einigermaßen durchſichtig, und dem Leim ähnlich und zerbrechlich; es erweicht ſich im Munde und klebt den Zähnen an; von Geſchmack iſt es ein wenig bitter, doch ſchwächer als die Myrrhe; von Geruch nicht unangenehm, beſonders

ſonders wenn man es verbrennt: es entzündet ſich, läßt ſich ſchwer auslöſchen und knaſtert indem es brennt; man ſieht alsdann bisweilen kleine Körner heraus ſchwitzen. Man findet es oft in den Kiſten mit der Myrrhe und bisweilen mit dem Gummi Senegal vermiſcht. Wenn dieſe Subſtanz nicht das beſte Bdellium des Dioſcorides iſt, ſo kömmt ſie ihm doch wenigſtens ſehr nah.

Der Baum, woraus das Bdellium fließt, iſt bis itzt noch unbekannt. Nach der Beſchreibung des Plinius iſt er ſchwarz, von der Größe eines Oliven-Baumes; die Blätter gleichen den Eichblättern und die Früchte den wilden Feigen. Andre laſſen ihn dem Myrrhen-Baume ähnlich ſeyn: und Thevet verſichert, er habe zweytauſend Myrrhen- und Bdellium-Bäume in einem Walde beyſammen geſehen. Lobel und Pena ſagen, ſie hätten viele Zweige von dieſem Baume unter andern Waaren gefunden; die Subſtanz dieſer Zweige wäre feſt, die Rinde hart, ſchwärzlich und mit vielen harten und dicken Stacheln beſetzt. Daher fragt Samuel Dale, ob es der Baum ſey, welcher Arbor lacteſcens aculeata, foliis quernis, Americana, (Bdellifera forte) ſive arbor Bdellium ferens in America, *Pluk. Phyt. Tab.* 145. genennt wird.

Das Bdellium löſt ſich zum Theil im Waſſer, zum Theil im Weingeiſt oder Oel auf; es entzündet ſich und giebt eine leichte und lang anhaltende Flamme, ob es gleich unter dem Verbrennen, wegen

gen der ſalzigt-wäſſerichten Theile, die mit dem Harze vermiſcht ſind, ein wenig knaſtert. Seine ganze Subſtanz läßt ſich in tartariſirten Weingeiſt, in alkaliſchen Feuchtigkeiten, in Wein oder Eßig auflöſen.

Man ſchreibt dem Bdellium eine erweichende Kraft zu, und zwar, wenn es friſch iſt, eine ſehr ſtarke. Es zertheilt, eröffnet und reinigt auch ſehr, allein, nach verſchiedenem Alter. Wenn man zertheilen will, ſo nehme man das, welches mittelmäßig alt iſt; will man aber nur reinigen oder abſtergiren, ſo iſt das älteſte das beſte. Innerlich wird es ſelten gebraucht. Man räth es aber doch in Bruſt-Krankheiten, Huſten, ſchwerem Athem, Lungen-Geſchwüren, und den Urin und Stein zu treiben. Viele, beſonders Solennander, Foreſt und Riverius loben die Bdellium-Pillen, zu einer Drachme genommen, ſehr in der güldnen Ader. Denn das Bdellium hemmt den Fluß mit Macht, beſonders wenn man damit räuchert und den Kranken ſich über den Rauch ſetzen läßt. Aeußerlich erweicht und zertheilt es die Geſchwulſten, zeitiget die Abſceſſe und heilt die friſchen Wunden.

Nimm vom beſten Bdellium zwölf Drachmen; Ammi-Körner, drey Drachmen; Chebuliſche, Indianiſche, Belliriſche und Embliſche Myrobalanen; gebrannte Venus-Muſchelſchaalen, präparirten Agtſtein, von jedem zwo und eine halbe Drachme. Mache mit genugſamer Menge

ge Roſen-Honigs eine Pillen-Maſſe. Die Doſis iſt eine Drachme, in der fließenden güldenen Ader.

Man braucht das Bdellium im Mithridatio *Damocratis*, in den Trochiſcis Cyphaeos, Pilulis foetidis, im Unguento Apoſtolor. Emplaſtro diachylo, gummato, divino *Paracelſi*, ſtiptico, diabotano *Blondel.*

Vierter Artikel.

Von dem Euphorbium.

Das Euphorbium, Euphorbium, *Off.* Εὐφόρβιον, *Dioſc.* Euforbion & Forbion, *Arab.* iſt ein Gummi-Harz, in kleinen Stücken, welche blaßgelb oder goldgelb, glänzend, bald rund, bald länglich, zweigicht und ausgehöhlt; von Geſchmack ſehr ſcharf, brennend, widrig und ohne Geruch ſind. Es wird aus den Afrikaniſchen Ländern, die ſehr weit von der See abliegen, durch die Stadt Saler, nach der Barbarey, und von da nach Europa gebracht.

Man wählt das reine, trockne, blaſſe oder gelbliche und ſcharfe, welches den ganzen Mund brennt, wenn man es nur ein wenig mit der Zunge berührt.

Dioſcorides meldet, das Euphorbium ſey zur Zeit des Juba, Königs in Lybien, gefunden worden.

den. Plinius aber ſagt, daß es der König Juba ſelbſt entdeckt und ihm den Namen ſeines Leib-Arztes Euphorbus, eines Bruders des berühmten Antonius Muſa, Leib-Arztes des Kaiſers Auguſts, gegeben habe. Unterdeſſen merkt Salmaſius in ſeinem Tractat de Homonymis an, daß ein Schriftſteller welcher viel älter iſt, als Juba, von einer Pflanze Meldung gethan habe, die er Ἐυφόρβη ἄκανθα nennt; nämlich der Poet Meleager, welcher zur Zeit des Cyniſchen Menipps lebte, in einem Griechiſchen Gedicht, Στέφανος betittelt.

Die Pflanze, woraus das Euphorbium fließt, heißt Euphorbium antiquorum verum, *Commel. H. Med. Amſtelod.* 23. Schadidacalli, *Hort. Malabar.* 2. 81. Es iſt ein Strauch, der in ſandichtem Boden zehn Fuß hoch, und drüber wächſt. Er hat eine dicke Wurzel, die ſenkrecht in die Erde ſteigt, und hin und wieder Zaſern abgiebt; ihre Rinde iſt auswendig braun, innwendig weiß und milchicht. Der Stengel, welcher einzeln aus dieſer Wurzel wächſt, iſt drey- oder viereckicht, gleichſam gegliedert und knoticht; die Ränder zwiſchen den Knoten ſind ausgeſchnitten, winklicht; die Winkel ſind mit harten, ſcharfen, geraden, braunen und glänzenden Stacheln beſetzt, deren allezeit zwey und zwey beyſammen ſtehen. Die Rinde dieſes Stengels iſt dick, grün, braun; das Mark feucht und voll weißer Milch; ohne einige holzichte Subſtanz. Er theilt ſich in viele Zweige ohne Blätter, außer wenn man einige kleine, runde,

de, dicke und milchichte Anhänge, die einzeln an dem Rande und unter den Stacheln auf kleinen, dicken, flachen, grünen und milchichten Stielen ſtehen, für Blätter halten will. Die Blumen entſpringen meiſtentheils aus den Einſchnitten der winklichten Ränder zwiſchen den Dornen. Es ſtehen ihrer allzeit drey beyſammen auf einem einzigen faſt einen halben Zoll langen, runden, grünen, milchichten, dicken und geraden Stiele. Die mittelſte Blume iſt die größte und blüht zuerſt auf; die andern nachher, welche in einer Linie ſtehen und ſehr kleine oder gar keine Stiele haben. Dieſe Blumen beſtehen aus einem einblätterigen, aufgeſchwollenen, runzlichten, gefärbten, fünfſpaltigen und nicht abfallenden Kelche, und aus fünf birnenförmigen, erhabenen und dicken Blättern, die in den Ausſchnitten des Kelchs ſtehen und mit dieſem unten zuſammenhängen. In der Mitte ſtehen ohne Ordnung fünf oder ſechs zweyſpaltige und oben rothe Staubgefäße. Der Stempel iſt ein Griffel mit einem kleinen, rundlichen, dreyeckichten Eyerſtocke und oben in drey Spitzen getheilt. So bald die Blumen erſcheinen, fallen die blätterichten Anhänge ab. Auf die Blumen folgen Früchte oder Saamen-Gefäße, welche dreyzellig platt, milchicht, anfangs grün, hernach ein wenig roth ſind, und einen zuſammenziehenden Geſchmack haben: ſie enthalten drey runde, auswendig aſchfarbige, innwendig weißliche Saamen. Man findet oft in den ledernen Säcken, worinn das Euphorbium gebracht wird, Theile von dieſer

Pflanze, Saamen-Kapſeln und trockene Blumen. Die ganze Pflanze iſt mit einem milchichten und ſcharfen Saft erfüllt, welcher häufig herausquillt, man mag die Pflanze, wo man will, verletzen. Sie wächſt in Afrika, Malabarien und Oſt-Indien. Es ſcheint aber, daß den Malabaren die Art dieſes Gummi zu ſammlen unbekannt ſey.

In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund Euphorbium gegeben: drey Unzen und zwo Drachmen helle Feuchtigkeit, von widrigem Geruche, faſt wie das deſtillirte Baum-Oel; von ſcharfem und ein wenig brennenden Geſchmacke, ohne offenbares Saures oder Alkali. Dieſer Geſchmack kömmt von einem gewiſſen ſubtilen Spiritus, welcher den Feuchtigkeiten gleicht, die man aus der Nießwurzel, dem Safran und andern dergleichen Pflanzen zieht. Hernach ſind drey Unzen, ſieben Drachmen und vier und funfzig Gran ſaures, helles, röthliches Waſſer übergegangen, ſo einen brenzlichen Geruch und Geſchmack hatte: ferner, eine Unze, drey Drachmen und zwölf Gran braune Feuchtigkeit, welche Merkmaale theils eines Sauren, theils eines ſtarken urinöſiſchen flüchtigen Alkali gegeben hat: endlich eilf Unzen, zwo Drachmen und achtzehn Gran braunes, ſowohl flüßiges als dickes Oel. Die in der Retorte übriggebliebene ſchwarze Maſſe wog acht Unzen und zwo Drachmen, welche, als man ſie neunzehn Stunden im Schmelztiegel calcinirt hatte, zwo Unzen und drey Drachmen röthliche Aſche zurückgelaſſen; woraus man zwo Drachmen und acht und funfzig

Gran

Gran alkaliſches fixes Salz gezogen hat. Der Verluſt der Theile hat in der Deſtillation drey Unzen, ſechs Drachmen und ſechzig Gran; in der Calcination aber fünf Unzen und ſieben Drachmen betragen.

Von den Arzney-Kräften der Euphorbium-Pflanze melden die Alten nichts. Die Malabaren bereiten aus der Wurzel derſelben, nach den Schriftſtellern des Horti Malabarici, ein Pflaſter, wozu ſie etwas ſtinkenden Aſand nehmen. Man legt dieſes Pflaſter den Kindern mit gutem Erfolg auf den Leib, die Würmer zu tödten. Die geſtoßne Rinde der Wurzel in Waſſer eingenommen, öffnet den Leib. Die Stengel und Zweige geſtoßen und mit Waſſer gekocht helfen in podagriſchen Schmerzen, wenn man den kranken Theil dem Dampfe dieſes Decocts ausſetzt.

Hippocrates thut von dem Euphorbium-Safte keine Meldung. Galen und Dioſcorides haben von ſeiner purgierenden Kraft auch nichts geſchrieben. Die neuern Griechen und die Araber eignen demſelben eine beſondre Kraft, das Serum aus dem ganzen Körper abzuführen, zu. Es iſt aber das Euphorbium das ſchärfſte und brennendſte unter allen hydragogis; ſo, daß es nicht ohne Gefahr purgiert: denn es verurſacht Ohnmachten, kalten Schweiß und oft auch Geſchwüre in den Gedärmen. Daher erinnert C. Hoffmann, daß der innerliche Gebrauch des Euphorbiums nicht ſicher ſey, nicht einmal wenn die Eingeweide von kalter

Beſchaffenheit ſind. Meſue verbietet es gleichfalls innerlich zu geben, als ein ſchädliches Mittel, wofern es nicht mit andern Arzneyen vermiſcht wird, welche die große Schärfe des Euphorbiums dämpfen können. Fernelius ſagt, daß die Schädlichkeit deſſelben verbeſſert würde, wenn man es einen Tag lang in Mandel-Oel macerirte und hernach in einer ausgehöhlten Citrone, die man wieder zudeckt, kochen ließ. Man giebt es alsdann von ſechs bis zu zehn Gran mit Maſtix, Zimmet und Lavendel: allein, wenn der Körper davon beunruhigt zu werden anfängt, muß man ſogleich eine kühlende und lindernde Potion geben. Andre reiben es zu einem feinen Pulver, thun dieſes in eine Quitte und laſſen es im Ofen backen. Andre dämpfen es mit Eßig, Limonien- oder Granaten-Saft, oder mit Vitriol-Waſſer. Allein, alle dieſe Verbeſſerungen ſind wenig ſicher; und wir glauben, wie Ludwig, Hoffmann, Wedel, Timäus und andre, daß man ſich dieſes Purgiermittels gänzlich enthalten müſſe, oder daß man es wenigſtens nur in ſolchen Krankheiten brauchen ſolle, wo die Häute der Eingeweide paralytiſch ſind und nur durch ſehr ſtarke und reizende Mittel bewegt werden können, als in der Schlafſucht, im Schlagfluß und in der Lähmung: in dieſen Fällen kann es von zwey oder drey bis zu ſechs oder acht Gran gegeben werden.

Serapio und Avicenna bemerken, daß das Euphorbium, nachdem es den Magen und die Gedärme angefreſſen, innerhalb drey Tagen tödt-

lich

lich ſey, wenn man drey Drachmen davon einnimmt. Es beſitzt ſo ſubtile Theile, daß der bloße Geruch Nieſen erregt. Wenn man die Naſe mit Euphorbium-Oel beſtreicht, ſo fließt eine häufige wäſſerichte Feuchtigkeit heraus. Wenn man das Pulver davon in die Naſe zieht, verurſacht es eine ſolche Reizung, daß oft ein ſtarkes Naſenbluten daraus entſteht und die Gehirn-Häute entzündet werden.

Aeußerlich applicirt, zertheilt es die dicken und ſchleimichten Säfte und digerirt dieſelben; ja, was noch mehr iſt, es verurſacht Röthe und Entzündung, und bisweilen Geſchwüre. Daher hält Meſue daſſelbe für dienlich in der Erſchlaffung, Convulſion, im Zittern und in andern Krankheiten der Nerven, die von der Kälte herrühren. Man vermiſcht es mit gelbem Violen-Oel und reibt damit die kranken Theile. Es ſoll auch, wie Meſue verſichert, die von Kälte und Blähungen entſtandenen Schmerzen der Leber und Milz vertreiben, wenn man es auf die Gegend dieſer Eingeweide ſtreicht: auf das Hintertheil des Hauptes geſtrichen, ſoll es wider die Schlafſucht und den Mangel des Gedächtniſſes dienen. Nach dem Fernelius hilft es auch im Hüftweh und in der Lähmung. Man vermiſcht es in dieſer Abſicht mit Salben. Herrmann zertheilt die ſcirrhöſen Geſchwulſten in wenig Tagen mit Euphorbium in Oel aufgelöſt.

Man rühmt den Gebrauch des Euphorbiums wider die Fäulniß der Knochen oder den Bein-

 fraß,

fraß, und die Verletzungen der Nerven. Man ſtreut das Pulver davon, entweder allein, oder mit einem gleichen Theile Florentiniſcher Veilchenwurzel oder andern ähnlichen Mitteln vermiſcht, auf die cariöſen Knochen.

Nimm auserleſenes Euphorbium, einen Scrupel, venediſchen Terpenthin, eine halbe Unze; Wachs ſo viel als genug iſt. Mache eine Salbe, welche auf verletzte Nerven warm zu appliciren iſt.

Man bereitet ein Oel daraus, welches Euphorbium-Oel genennt wird. Uebrigens braucht man es in den Pilulis de Euphorbio Quercetani, Pilulis foetidis, und zum Philonio magno ſeu Romano.

Es läßt ſich ſeiner heftigen Schärfe wegen mit großer Beſchwerlichkeit pulveriſiren. Die Apotheker, welche dieſes wiſſen, geben es daher Bauern oder andern geringen Leuten zu reiben, und ſagen ihnen, daß ſie unter dem Reiben das Geſicht wegwenden ſollten. Sie empfinden aber doch allezeit etwas von ſeiner heftigen Schärfe: denn das feine Pulver und die Ausdünſtung deſſelben greifen die Naſe und das Gehirn ſo ſtark an, daß dadurch Nieſen, Hitze und Schmerz zu gleicher Zeit verurſacht werden.

Fünf-

Fünfter Artikel.

Vom Galban.

Das Galban, Galbanum, *off.* Χαλβάνη, *Dioſc.* Chene *Arab.* iſt eine fette Subſtanz, ſo ſich wie Wachs ziehen läßt, halbdurchſichtig, glänzend, deren Natur zwiſchen dem Gummi und Harz gewiſſermaßen das Mittel hält: denn ſie entzündet ſich beym Feuer wie Harz, und löſet ſich wie Gummi im Waſſer auf, nicht aber in Oelen. Das friſche Galban iſt weißlich und faſt durchſichtig; mit der Zeit wird es gelblich oder röthlich. Es hat einen bittern und ſcharfen Geſchmack und ſtarken widrigen Geruch. Man findet zweyerley Galban in den Apotheken. Eines beſteht aus kleinen Stückchen und heißt Franzöſiſch: Galbanoe en larmes: das andre in großen Maſſen, Galbanoe en pains. Man wählt das friſche, reine, fette, mittelmäßig ſchleimichte, verbrennliche, welches aus weißlichen und glänzenden Stückchen beſteht. Das braune, ſchmutzige, mit Sand, Erde oder Holz vermiſchte wird verworfen. Man bringt es aus Syrien über Marſeille.

Die alten Griechen haben das Galban gekannt. Dioſcorides ſagt, es fließe ſolches aus einer gewiſſen Ferula, welche Metopion hieß. In der That, es fließt, von ſich ſelbſt oder vermittelſt des Ritzens, aus einer gewiſſen Schirmtragenden Pflan-

ze, welche genennt wird: Oreoſelinum Africanum, Galbaniferum, fruteſcens, Aniſi folio, *Inſt. R. H.* 319. Ferula Africana, Galbanifera, Liguſtici foliis & facie, *Parad. Batav.* Aniſum Africanum fruticeſcens, folio & caule rore caeruleo tinctis, Plukn. t. 12. Oreoſelinum Aniſoides arboreſcens, Liguſtici foliis & facie, flore luteo, Capitis bonae ſpei, *Breyn.* 2. Prodr. Aus ihrer dicken holzichten, blaſſen und in Aeſte oder Zaſern getheilten Wurzel wachſen Zolldicke, drey bis vier Ellen hohe, dauerhafte, holzichte, runde, geglieederte, mit einem weißlichen und etwas harten Mark erfüllte Stengel, die ſich in etliche Zweige theilen. Zwiſchen den Knoten ſind dieſe Stengel und Zweige mit einem blätterichten Umſchlage bedeckt, woraus die Blätter kommen, welche den Aniß-Blättern ähnlich, doch größer, feſter, ſpitzig eingeſchnitten und meergrün ſind, und einen ſcharfen Geſchmack und Geruch beſitzen. Die Stengel, Zweige und Blätter ſind mit einem meergrünen Thau bedeckt. Die Blumen entſpringen Schirmförmig zu oberſt der Stengel: ſie ſind ſehr klein, fünfblätterich, gelb; nach ihnen folgen dünne, beynah runde, gedrückte, röthlichbraune, geſtreiſte und mit einem dünnen Randblatte beſetzte Saamen; von Geſchmack ſcharf, aromatiſch und beißend. Die ganze Pflanze enthält einen ſchleimichten, milchichten und klaren Saft, welcher ſich in Stückchen verdickt, die dem Galban vollkommen gleichen. Dieſer Saft fließt, obgleich nicht in großer Menge, aus der geritzten Pflanze, oder biswei-

bisweilen auch von ſich ſelbſt aus den Knoten der drey- bis vierjährigen Stengel. Allein, man pflegt den Stengel zwey oder drey queer Finger über der Wurzel zu ritzen; der Saft fließt alsdenn tropfenweis heraus; nach etlichen Stunden wird er dick und hart, worauf man ihn ſammlet. Dieſe Pflanze wächſt in Perſien und in den Afrikaniſchen Ländern, beſonders in Mauritanien.

Eine ganz andre Pflanze iſt die Ferula Galbanifera, *Lobel. Icon.* 779. ſeu Ferulago latiore folio, *C. B. P.* 148. Denn dieſe giebt kein Galban, wie Tournefort bemerkt, ſondern eine andre Art von Gummi, welches ſehr roth iſt, und keinen ſtarken Geruch hat.

In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund auserleſenen Galbans drey Unzen und zwo Drachmen röthliches, riechendes und ſäuerliches Waſſer gegeben: drey Unzen, fünf Drachmen und vier und dreyßig Gran rothe ſaure Feuchtigkeit: ſieben Drachmen und ſechs und dreyßig Gran braune, brenzlichriechende, theils ſaure, theils alkaliſche Feuchtigkeit: eine Unze, ſieben Drachmen und dreyßig Gran flüßiges braunes Oel: fünf Unzen und fünf Drachmen dickeres grünlich-braunes Oel; und ſieben Unzen eines Oels, von Conſiſtenz wie Honig. Die in der Retorte übriggebliebene ſchwarze Maſſe wog ſieben Unzen, eine Drachme und ſechs und dreyßig Gran, welche nach einer zwanzigſtündigen Calcination im Schmelztiegel fünf Drachmen und acht und vierzig Gran

Aſche zurückgelaſſen; woraus man dreyzehn Gran fires nicht bloß alkaliſches Salz gezogen hat. Der Verluſt der Theile in dieſer Deſtillation hat zwo Unzen und vier Drachmen; in der Calcination aber ſechs Unzen, drey Drachmen und ſechzig Gran betragen. Das Oel, ſo durch wiederholtes Deſtilliren gereinigt worden, hat eine ſchöne himmelblaue Farbe bekommen.

Das Galban iſt, wenn man es innerlich nimmt, dem Gummi Ammoniac an Kräften beynah gleich. Es löſet den zähen Schleim auf; daher dient es in Engbrüſtigkeit und langwierigem Huſten: es treibt die Blähungen und hilft für Colicſchmerzen; es hebt die Verſtopfungen der Mutter, befördert die Monatzeit und die Reinigung nach der Geburt, und treibt die Frucht und Nachgeburt: es lindert die hyſteriſchen Zufälle, die von einer verſtopften Mutter herrühren. Man rühmt es auch wider die coagulirenden Gifte. Das Räuchern mit Galban dienet in der Mutter-Erſtickung und in epileptiſchen Anfällen.

Außerlich applicirt, iſt es zertheilend, einſchneidend, anziehend, erweichend und zeitigend. Daher nimmt man daſſelbe unter viele Pflaſter, die Beulen und Blutſchwären zur Reife zu bringen, und die ſcirrhöſen Geſchwulſten zu zertheilen. Wenn man es auf den Nabel ſtreicht, ſo dämpft es die hyſteriſchen Zufälle; es beſänftigt die krampfichten Bewegungen der Gedärme, die Zuckungen der Glieder und die Lähmung, wenn man es, auf Leder geſtrichen, auf den kranken Theil legt.

Nimm

Nimm Galban und Gummi Ammoniac, von jedem zwo Unzen; von Rivers Eiſen-Vitriol, eine halbe Unze; Diagrydium, zehn Drachmen; Wegdorn Beer-Syrup ſo viel als genug iſt. Mache eine Pillen-Maſſe. Die Doſis iſt fünf Gran bis zu einem Scrupel, in unterdrückter Monatzeit und zurückgebliebener Reinigung nach der Geburt, wofern nur keine Entzündung zugegen iſt.

Nimm Galban, ſtinkenden Aſand, Myrrhe; von jedem eine Drachme; Kampfer, Agtſtein-Salz, von jedem einen halben Scrupel; Borax zween Scrupel; Beyfuß-Syrup eine genugſame Menge. Mache eine Pillen-Maſſe. Die Doſis iſt ein Scrupel, in der Mutter-Beſchwerung und unterdrückten Reinigung nach der Geburt.

Nimm Galban, Teufelsdreck und Myrrhe, von jedem eine halbe Drachme; Biebergeil einen Scrupel. Mache Räucherkerzchen für hyſteriſche Anfälle.

Nimm vom Galban ſo viel, als genug iſt. Löſe ſolches in Agtſtein- und Lavendel-Oel jedes zu gleichen Theilen genommen, auf. Mache eine Salbe, womit man convulſiviſche und paralytiſche Theile reiben kann.

Man bereitet aus dem Galban das Galbanetum *Theophraſti Paracelſi*, welches äußerlich applicirt für ein vortreffliches Mittel gehalten wird, in Zuſammenziehungen der Nerven, krämpflichten Zufällen, convulſiviſchen Colikſchmerzen, und in der

Läh-

Lähmung der Glieder. Man muß es auf folgende Art bereiten:

Nimm Galban ein Pfund; Epheu-Gummi drey Unzen; Terpenthin-Oel ein halb Pfund; Lorbeer- und Lavendel-Oel, von jedem eine Unze. Laß es zuſammen zwey bis drey Tage digeriren: hernach deſtillire es aus der Retorte. Die deſtillirte Feuchtigkeit hebe zum Gebrauch auf.

Man nimmt das Galban zur Theriaca, zum Mithridatio, Diaſcordio, Unguento Apoſtolorum, Balſamo uterino *Charas*, Unguento de Althaea, Emplaſtro de Galbano, diachylo gummoſo, de mucaginibus, diaphoretico, Manus Dei, Magnetico *Angeli Salae*, divino, pro matrice, oxycroceo, ſtyptico, diabotano *Blondel.*

Sechſter Artikel.

Von der Myrrhe.

Die Alten haben von vielerley Arten Myrrhe geredet, die ſie nicht genau beſchrieben oder von einander unterſchieden haben. Auch noch itzt findet man in den Kiſten, worinn die Myrrhe gebracht wird, verſchiedene Stücke, die einen ganz andern Geſchmack und Geruch, auch eine andre Conſiſtenz haben, als die Myrrhe. Bald riechen ſie angenehm, wie die Myrrhe, bald unangenehm und widrig;

drig; bald ſind ſie ſehr bitter und ekelhaft, bald ein wenig bitter, und überdieß mit Bdellium und Arabiſchem Gummi vermiſcht. Woraus man ſieht, daß es einen Unterſchied unter der Myrrhe giebt, nachdem ſie nämlich aus verſchiedenen Bäumen, oder aus verſchiedenen Theilen eines und eben deſſelben Baumes, zu verſchiedenen Jahrszeiten, nach verſchiedner Cultur, von ſich ſelbſt oder durchs Ritzen herausfließt.

Fuchs muthmaßt, die Myrrhe der Apotheken ſey nicht die wahre Myrrhe der Alten, ſondern eine ſchlechtere Art, die vom Dioſcorides den Beynamen Caucalis und Ergaſine bekommen hat. Allein ich glaube, man bringt uns itzt verſchiedene Arten von Myrrhe mit einander vermiſcht.

Braſſavol und andre hielten unſre Myrrhe für das Bdellium der Alten. Allein, man unterſcheidet die Myrrhe leicht dadurch, daß ſie bitter, weniger ſchleimicht, von ſchärferm Geruch und beiſſender als das Bdellium iſt. Lange und andre verwerfen unſre Myrrhe und brauchen den Benzoin für die Myrrhe der Alten. Unterdeſſen bekennt Lange ſelbſt, daß dem Benzoin die Bitterkeit fehle, welche Dioſcorides in der Myrrhe verlangt. Wir urtheilen alſo mit J. Bauhin und andern, daß man uns die wahre Myrrhe gegenwärtig noch bringe, ob man ſie gleich ſehr oft mit Gummi vermiſcht findet. Es iſt zwar wahr, daß die Alten die Myrrhe unter die angenehmſten Gewürze zählten, und den koſtbarſten Weinen durch Myrrhe einen guten Geruch zu geben pflegten.

ten. Allein man darf, wie wir ſchon bey anderer Gelegenheit geſagt, über den Geſchmack und Geruch nicht ſtreiten; da die Menſchen hierinn ſehr veränderlich und unbeſtändig ſind.

Die Alten hatten zwo Arten von Myrrhe; eine flüßige, welche ſie Stacte nannten; und eine feſte, oder die aus Stücken beſtand. Die flüßige Myrrhe unterſchieden ſie wieder in zwo Arten; in die natürliche, welche entweder von ſich ſelbſt aus den Bäumen, bevor ſie geritzt wurden, floß: dieſe, ſagt Plinius, iſt die beſte unter allen; oder man drückte ſie aus der friſchen Myrrhe, deren innere Subſtanz noch nicht hart geworden, ſondern noch flüßig und ölicht war. Man findet zuweilen in den Apotheken ſolche Stücke von friſcher Myrrhe, voll ölichten Saftes, welche die Specereyhändler auch Stacte nennen. Die andre Art aber, ſo durch die Kunſt bereitet wurde, war eine friſche Myrrhe, die mit etwas Waſſer geſtoßen und ſtark ausgedrückt worden. Dieſe Bereitung iſt heut zu Tage bey nah unbekannt und außer dem Gebrauch. Es verſichern einige, daß der flüßige Storax der Apotheken der Saft ſey, welcher aus dem Myrrhen-Baume fließe, und er ſey das, was die Alten Stacte nannten; welches aber mit der Wahrheit keineswegs übereinſtimmt. Denn der flüßige Storax der Apotheken iſt, wie wir ſchon geſagt haben, von der Myrrhe ganz und gar unterſchieden.

Von der feſten Myrrhe führen die Alten auch viererley Arten an, worunter die Troglodytiſche Myrrhe iſt, die alſo genennt wurde, weil man ſie

aus

aus dem Lande der Troglodyten brachte. Dieſe hält Galen für die beſte. Die zwote Art hieß Minnäiſche Myrrhe, von dem Dorfe Minne. Dioſcorides ſcheint dieſe zu verwerfen, woſern nicht, wie einige wollen, die Aminäiſche Myrrhe des Dioſcorides von der Minnäiſchen des Galens verſchieden iſt: Dieſes iſt aber ſchwer zu beſtimmen. Wir müſſen hier nicht mit Stillſchweigen übergehen, was Galen vom Opocalpaſo oder Opocarpaſo meldet, welches der beſten Myrrhe ähnlich war, daß man es zu ſeiner Zeit öfters damit vermiſchte, und von der Myrrhe nicht leicht unterſcheiden konnte. Es war ein giftiger Saft, welcher Schlafſucht und plötzliches Erſticken verurſachte. Galen erzählt, er habe viele ſterben geſehen, weil ſie Myrrhe genommen hätten, worunter, ihnen unwiſſend, Opocarpaſum vermiſcht geweſen. Keiner von den alten noch von den neuern Schriftſtellern meldet uns, von was für einer Pflanze oder von was für einem Baume der Saft, welcher Opocarpaſum hieß, genommen worden.

Dioſcorides erwähnt eine gewiſſe Böotiſche Myrrhe, welche die Wurzel eines gewiſſen Baumes war, der in Böotien wächſt. Dieſe kennt man heut zu Tage ganz und gar nicht.

Die Myrrhe alſo, Myrrha, *Off.* Σμύρνα, *Dioſc.* Μύῤῥα, *Hippocrat.* Ler, Mur, ſeu Mor, *Arab.* iſt ein harzicht-gummöſer Saft, in zerbrechlichen Stücken von verſchiedener Größe, bald wie eine Haſelnuß, bald wie eine welſche Nuß, bald größer; von Farbe gelb, braunroth oder wie Eiſen-Roſt; einigermaßen

durch-

durchſichtig, glänzend; wenn man ſie zerbricht, zeigen ſich halbzirkelrunde oder mondförmige und weiße Adern, beynahe wie Fingernägel. Die Myrrhe ſchmeckt bitter, ein wenig ſcharf, aromatiſch, aber widrig; ſie riecht ſtark und reizt die Naſe, wenn man ſie aber verbrennt, giebt ſie einen lieblichen Geruch. Am beſten iſt ſie, wenn ſie zerreiblich, leicht, auf allen Seiten von einerley Farbe, bitter und ſcharf iſt, und einen ſtarken Geruch hat. Die ſchwarze, ſchwere und unreine wird verworfen. Man bringt die Myrrhe aus demjenigen Theile Ethiopiens, welcher vor Zeiten das Land der Troglodyten hieß. Von dem Baume, woraus die Myrrhe quillt, findet man nichts gewiſſes.

In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund auserleſener Myrrhe durch die Deſtillation aus der Retorte drey Unzen und vier Drachmen röthliches Waſſer gegeben, welches den Geruch und Geſchmack der Myrrhe hatte: ferner vier Unzen, ſieben Drachmen und vier und dreyßig Gran ſaure und herbe Feuchtigkeit: eine Unze und fünf Drachmen ſowohl ſaure als urinöſiſche Feuchtigkeit: eine Unze, ſieben Drachmen und zwey und dreyßig Gran rothes, helles und wohlriechendes Oel: drey Unzen, ſechs Drachmen und ſechs und dreyßig Gran braunes und ein wenig brenzlichriechendes Oel, von Conſiſtenz wie Syrup. Die in der Retorte zurückgebliebene ſchwarze Maſſe wog neun Unzen, ſechs Drachmen und vier und funfzig Gran, welche nach einer ſechs und zwanzigſtündigen Calcination zwo Unzen, drey Drachmen und ſechs und dreyßig

Gran

Gran braunrothe Aſche zurückgelaſſen, woraus man achtzehn Gran fixes ſalzigtes Salz durchs Auslaugen gezogen. Der Verluſt der Theile in der Deſtillation iſt ſechs Unzen, zwo Drachmen und ſiebzig Gran; und in der Calcination ſieben Unzen, drey Drachmen und achtzehn Gran geweſen.

Die Myrrhe entzündet ſich, wie die Harze: unterdeſſen löſt ſie ſich nicht völlig ſo, wie dieſe, in öhlichten Feuchtigkeiten auf; ſondern ſie wird darinn theils zu Klümpchen. Eben ſo wenig läßt ſie ſich leicht und vollkommen, wie die Gummi, im Waſſer auflöſen; ſondern der größte Theil bleibt unaufgelöſt, wie Leimen, darinn liegen. Der rectificirte Weingeiſt zieht durch eine lange Digeſtion eine Tinktur oder den harzigten Theil heraus, und es bleibt nur der gummöſe Theil zurück, welcher ohne Geruch und ohne einige Bitterkeit iſt, und ſich im Waſſer auflöſen läßt, oder wenigſtens weich wird und ſich in einen zähen Schleim verwandelt. In tartariſirtem, oder mit Salmiac-Geiſte vermiſchten, Weingeiſte löſt ſich die Myrrhe völlig auf. Sie iſt alſo ein Zuſammengeſetztes aus Harz, Weinſtein und ammonicaliſchem Salze, welche ſo genau mit einander verbunden ſind, daß man ſie nicht trennen kann.

Galen ſchreibt der Myrrhe eine trocknende und gelind abſtergirende Kraft zu: andre finden eine ſtarke zertheilende Kraft darinn. In der That, ſie zertheilt das dicke und ſchleimichte Geblüt, die verdickte Galle und andre zähe Säfte mit großer Wirkſamkeit. Daher räth man ſie in Verſtopfungen

der Mutter und der Eingeweide innerlich zu nehmen. Sie befördert die Monatzeit, die Reinigung der Kindbetterinnen und den Fluß der güldnen Ader: ſie treibt die Nachgeburt, und die todte Frucht: ſie zertheilt die Verſtopfungen der Lungen. In Engbrüſtigkeit, Huſten, die Knoten der Lungen zu zertheilen, in der Gelbſucht, und in ſcorbutiſchen und cachectiſchen Krankheiten wird ſie mit Nutzen verſchrieben. Sie tödtet die Würmer, ſowohl durch ihre große Bitterkeit, als auch, indem ſie den zähen Schleim, welcher die innern Häute des Magens und der Gedärme überzieht und worinn die Eyer dieſer kleinen Thiere liegen, auflöſt und abführt. Sie ſtärkt den Magen, erleichtert die Verdauung der Speiſen und treibt die Blähungen. In bösartigen, peſtilentialiſchen und Fäulniß-Fiebern, in Pocken und Maſern dient die Myrrhe, indem ſie eine gelinde Ausdünſtung erregt, die Fäulniß hemmt, und den Ausbruch der bösartigen Materie auf der Haut beſchleunigt. Man rühmt ſie in innerlichen und äußerlichen Geſchwüren als einen vortrefflichen Balſam. Sie verbeſſert die Verderbniß und Fäulniß, in was für einem Theile des Körpers dieſelben auch ſeyn mögen. Daher braucht man ſie mit gutem Erfolg im Empyema, Geſchwüren der Lungen, Leber, Nieren, Mutter und übrigen Eingeweide, nicht weniger in der rothen Ruhr. Man giebt ſie in Subſtanz in Form eines Boli oder in Pillen; wegen ihrer auſſerordentlichen Bitterkeit aber ſelten aufgelöſt, von einem halben Scrupel bis zu einer halben Drachme.

Aeußer-

Aeußerlich verdünnt und zertheilt ſie, und iſt ein herrliches Wundmittel. Sie präſervirt die alten Wunden, die ſchon in Geſchwüre übergehen, für der Fäulniß und reiniget dieſelben. Wenn man die Myrrhe mit Decocten, Tincturen, Pflaſtern oder Salben vermiſcht, ſo hilft ſie wider den heiſſen Brand und die Verderbniß der Wunden, die aus dem Mangel der Lebensgeiſter in dem verletzten Theile entſteht; ſie dient auch wider den Beinfraß.

Allein, die Myrrhe iſt nicht allezeit unſchädlich; weil ihr Geruch, wie J. Bauhin, nach dem Galen anmerkt, vielen, auch geſunden Perſonen Kopfſchmerzen verurſacht. Ueberdieſes treibt die Myrrhe nicht nur die Monatzeit, ſondern erregt und vermehrt auch alle andre Blutflüße in jedem Theile des Körpers. Daher verurſacht ihr Gebrauch das Blutſpucken und Blutharnen und alle andre Blutflüſſe, welche vorher ſchon gedämpft waren. Man muß ſie auch den Schwangern nicht unvorſichtiger Weiſe geben, damit ſie nicht eine unzeitige Geburt verurſache.

Die gebräuchlichſten Präparationen von der Myrrhe ſind die Tincturen und Oele.

Die Tinctur zieht man mit rectificirtem Weingeiſt aus, entweder mit dieſem allein; und alsdenn löſt ſich nur der harzichte Theil auf; der gummöſe, welcher weder Geſchmack noch Geruch beſitzt, bleibt unaufgelöſt: oder man vermiſcht den Weingeiſt mit flüchtigem Salmiac-Geiſte; und alsdann ſich die ganze Subſtanz der Myrrhe auf. Man giebt dieſe

Tinctur von fünf Tropfen bis zu einer halben Drachme.

Man macht das Oel, indem man die Myrrhe bey einem gelinden und nach und nach verſtärkten Feuer aus der Retorte deſtillirt. Auf dieſe Weiſe zieht man ein dickes Oel mit einem ſauren Geiſte heraus. Man trennt dieſes Oel von der ſpirituöſen Feuchtigkeit, und deſtillirt es von neuem mit vielem Waſſer, um ein klares, dünnes und wohlriechendes Oel. Es giebt in den Apotheken eine andre Feuchtigkeit, welche man uneigentlich Myrrhen-Oel per deliquium nennt: es iſt nichts anders, als die vermittelſt der ſulphuriſchen und ſalzigten Feuchtigkeit des Eyweißes flüßig gemachte Myrrhe. Es heißt auch Liquamen Myrrhæ, und wird alſo bereitet:

Man ſchneidet hartgekochte friſche Eyer der Länge nach mitten von einander, nimmt das Gelbe heraus und thut ſtatt deſſen pulveriſirte auserleſene Myrrhe hinein. Man bindet die beyden halben Eyer mit einem Faden zuſammen, und hängt ſie in einen Keller oder feuchten Ort; ſo, daß der Myrrhen-Saft in ein darunter geſetztes Glas laufe. Dieſen Saft läßt man bey gelindem Feuer in einem offnen Gefäß bis zur Verminderung des vierten Theils abrauchen, und hebt ihn alsdenn zum Gebrauch auf. Man rühmt denſelben die Flechten und Schwinden der Haut, die Röthe des Geſichts und die ungeſtallten Narben der Wunden zu vertreiben, wenn man ſie öfters damit reibt.

Nimm

Nimm auserleſene Myrrhe, zwölf Gran; eröffnenden Stahl-Safran und Gummi Ammoniac, von jedem zehn Gran; Wermuthſyrup, ſoviel als genug iſt. Mache einen Bolum, früh und Abends zu nehmen, in weggebliebener Monatzeit.

Nimm Myrrhe, funfzehn Gran; Borax, einen Scrupel; Zimmet, achtzehn Gran. Mache ein Pulver und vermiſche ſolches mit Wermuth- oder Ringelblumen-Conſerve; Mache einen Bolum für verſtopfte Monatzeit, oder die Reinigung nach der Geburt zu befördern, oder die todte Frucht zu treiben.

Nimm Myrrhen und Weyhrauch, von jedem funfzehn Gran; pulveriſirten Safran, ſechs Gran; Balſam von Mecca, ſoviel als genug iſt. Mache Pillen, bey anfangender Lungenſucht die Knoten der Lungen zu zertheilen und die kleinen Geſchwüre zu heilen.

Nimm von auserleſener Myrrhe, einen halben Scrupel; vom diaphoretiſchen Spießglas, von virginianiſcher Schlangenwurzel, jedes einen Scrupel. Vermiſche ſie, mache mit gnugſamer Menge Garten-Nelkenſyrup einen Bolum, in Pocken, Maſern und bösartigen Fiebern.

Nimm runde Hohlwurz, Florentiniſche Veilchenwurz, Euphorbium, von jedem eine Drachme; Myrrhen, Aloe, von jeder anderthalb Drachmen. Mache ein Pulver, auf cariöſe Knochen zu ſtreuen. Oder man ziehe mit Weingeiſt eine

Tinctur aus dieſem Pulver, welche die Fäulniß des Fleiſches zu verhindern dienet.

Man braucht die Myrrhe in den Trochiſcis de Myrrha, in der Theriaca *Andromachi*, Theriaca Diateſſaron, im Mithridatio *Damocratis*, in der Confectione de Hyacinthis, im Philonio, in den Pilulis *Rufi*, de Agarico, catholicis *Poterii*, im Elixirio proprietatis *Paracelſi*, Oleo Scorpionum comp. Unguento martiato, Apoſtolor. mundificativo, de Reſina, Emplaſtro de Meliloto, diuino, oxycroceo, ſtiptico, und andern.

Siebender Artikel.

Vom Opopanax.

Das Opopanax, Opopanax et Opopanacum, *Off.* Ὀποπάναξ, *Graec.* iſt ein gummöſer und harzigter Saft, in Stücken, ohngefähr einer Erbſe groß, bald größer, bald kleiner, auswendig röthlich, inwendig blaßgelb, ſehr bitter, ſcharf und von widrigem Geruch; von Geſchmack ein wenig ekelhaft; fett und zerreiblich. Man bringt das Opopanax zuweilen in ſchmutzigen Stücken, die aus dem braunrothen ins ſchwarze fallen und mit Splittern von Stengeln oder andern Unreinigkeiten vermiſcht ſind. Man wähle die glänzenden, fetten, zerreiblichen, auswendig ſafrangelben, inwendig weißen

weißen oder gelblichen Stücke, ſo einen bittern Geſchmack und ſtarken Geruch haben: die ſchwarzen und ſchmutzigen werden verworfen.

Man bringt das Opopanax aus dem Morgenlande. Allein, die Pflanze, wovon es kömmt, iſt uns gänzlich unbekannt. Den Griechen iſt das Opopanax bekannt geweſen. Es wird, nach dem Galen aus dem Panace Heracleo gezogen, indem man die Wurzeln und Stengel dieſer Pflanze ritzt. Die Schriftſteller aber melden nichts gewiſſes, was es für eine Pflanze ſey.

In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund ſehr reines Opopanax gegeben: vier Unzen und vier Drachmen helles, riechendes und ſäuerliches Waſſer: vier Unzen, fünf Drachmen und zwölf Gran röthliche, ſaure und brenzlichriechende Feuchtigkeit: eine Unze, ſechs Drachmen und ſechzig Gran ſowohl ſaure als urinöſiſche Feuchtigkeit: eine Unze, eine Drachme und ſechs und ſechzig Gran helles, dünnes, leichtes und röthliches Oel: vier Unzen, eine Drachme und zwölf Gran dickes und braunes Oel, ſchwerer als das Waſſer. Die in der Retorte übriggebliebene ſchwarze lockere Maſſe wog eilf Unzen und eine Drachme, welche nach einer ſechs und zwanzigſtündigen Calcination im Schmelztiegel eine Unze, drey Drachmen und ſechs und dreyßig Gran braune Aſche zurück gelaſſen, woraus zwo Drachmen und zwey und vierzig Gran alkaliſches fixes Salz vermittelſt des Auslaugens gezogen worden. Der Verluſt der Theile hat in

der Deſtillation vier Unzen, drey Drachmen und ſechs und ſechzig Gran; in der Calcination aber neun Unzen fünf Drachmen und ſechs und dreyßig Gran betragen.

Das Opopanax entzündet ſich wie die Harze; es löſt ſich im Waſſer auf, wie die gummöſen Subſtanzen: allein es macht, ſeines häufigen Oeles wegen, das Waſſer milchicht. Es beſteht alſo aus Weinſtein, Oel und ammoniacaliſchen Salze, die genau mit einander verbunden ſind.

Innerlich genommen zertheilt es die zähen und dicken Säfte, treibt die Blähungen, und purgiert ohne alle Beſchwerlichkeit. Daher verſchreibt man es mit Nutzen von einer halben bis ganzen Drachme in Gehirn- und Nerven-Krankheiten, in der Lähmung, fallenden Sucht, Engbrüſtigkeit, in langwierigen Huſten, in Verſtopfungen des kleinen Gekröſes und der Eingeweide, und in weggebliebner Monatzeit. Aeußerlich erweicht und zertheilt es die Geſchwulſten, ſcirrhöſen Verhärtungen, Knoten und Ueberbeine.

Nimm vom Opopanax eine halbe Drachme; vom Safran, ſechs Gran; Zimmet, einen Scrupel. Mache mit Wermuthſyrup, ſo viel als genug iſt, einen Bolum, in weggebliebner Monatzeit.

Nimm Opopanax, Florent. Veilchenwurzel, leichten Lerchenſchwamm, von jedem eine halbe Drachme; Syrup von Weg-Senff. (Eryſimum) ſo viel als genug iſt. Mache einen Bolum für Engbrüſtigkeit.

Das Opopanax wird gebraucht in Theriaca, Mithridatio, Hiera diacolocynthid. Trochiſcis de Myrrha, Pilulis de Opopanace, Pil. foetidis, Electuar. antihydropico *Charas*, Unguento Apoſtolorum, Emplaſtro de mucaginibus, Manus Dei, divino, ſtiptico, et diabotano, *Collectan. Pharmaceuticor. Penicher.*

Achter Artikel.

Vom Sagapen.

Das Sagapen, Sagapenum et Serapinum, *Off.* Σαγάπενον, *Graec.* Sachabenigi ſiue Sechbenigi, *Arab.* iſt ein Saft, welcher zwiſchen dem Gummi und Harze das Mittel hält, und bald aus kleinen Stücken wie der Weyhrauch, bald aus großen Stücken beſteht. Auswendig iſt er röthlich, inwendig hornfärbig: durchs Kauen und zwiſchen den Fingern wird er zäh und weiß. Von Geſchmack iſt dieſer Saft beißend und ſcharf; von Geruch ſtark und ſtinkend, faſt wie der Knoblauch und die Fichte: er hält beynahe das Mittel zwiſchen dem Teufelsdreck und dem Galban. Wenn man ihn ans Feuer hältſ, entzündet er ſich: er löſt ſich im Waſſer, Wein und Eßig auf, wenn man ihn damit kocht. Man findet in den Apotheken unreine und wie geſchmolzene Stücke von Sagapen,

die eine dunkle oder ſchmutzige Farbe haben, an Geſchmack und Geruch aber dem reinen gleich ſind.

Am beſten iſt das Sagapen, wenn es durchſichtig, auswendig roth und inwendig weiß oder gelblich iſt, zwiſchen den Fingern zäh wird und einen ſtarken widrigen Geruch giebt. Charas erwähnt ein gewiſſes von auſſen und innen weißes Sagapen, welches er für das friſche und beſte hält: allein, man trifft dergleichen in den Officinen ſehr ſelten an.

Die alten Griechen haben das Sagapen gekannt. Dioſcorides ſagt, es ſey der Saft einer Ferula ähnlichen Pflanze, die in Meden wächſt. Man bringt es uns noch gegenwärtig aus Perſien und dem Morgenlande.

Die Pflanze, woraus es fließt, iſt unbekannt. Man muthmaßt aus den kleinen Stücken von Stengeln und aus den Saamen, die man oft unter dem Sagapen findet, daß es eine Art von Ferula ſey.

In der chemiſchen Unterſuchung ſind aus zwey Pfunden des reinſten Sagapens ſechs Unzen, drey Drachmen und achtzehn Gran röthliches und ſaures Waſſer gegangen, von Geruch wie Knoblauch, und von Geſchmack harzig wie Wachholder: drey Unzen, zwo Drachmen und ſechs und dreyßig Gran ſaure, braune oder ſafrangelbe Feuchtigkeit: eine Unze und eine Drachme alkaliſche urinöſe Feuchtigkeit: eine Unze, ſechs Drachmen und zwey und vierzig Gran grünes, helles und flüßiges Oel: drey Unzen, zwo Drachmen und zwey und vierzig Gran himmel-

himmelblaues Oel: drey Unzen, drey Drachmen und zwölf Gran dickes und braunrothes Oel. Die in der Retorte übriggebliebene ſchwarze Maſſe wog acht Unzen und ſechs und ſechzig Gran, welche nach einer zwanzigſtündigen Calcination im Schmelztiegel eine Unze, drey Drachmen und ſechs und dreyßig Gran braune Aſche gegeben hat, woraus man vermittelſt des Auslaugens eine Drachme und neun Gran fixes ſalzigtes Salz gezogen. In der Deſtillation ſind acht Unzen, ſechs Drachmen und zwey und vierzig Gran; in der Calcination aber ſechs Unzen, fünf Drachmen und dreyßig Gran an Theilen verlohren gegangen.

Das Sagapen beſteht alſo aus Schwefel, aus einem ſauren und flüchtigen urinöſiſchen Salze, mit etwas Erde; woraus ein harziges und ammoniacaliſch-ſalzigtes Zuſammengeſetztes erwächſt.

Die arabiſchen Schriftſteller zählen das Sagapen unter die Purgiermittel; obgleich die Griechen dieſe Kraft des Sagapens mit Stillſchweigen übergangen haben. Es iſt wahr, daß es den Leib öffnet; allein, es wirkt ſo gelind und ſchwach, daß es durch andre Purgiermittel verſtärkt werden muß. Es iſt ein ſtarkes eröffnendes und abſtergirendes Mittel: es zertheilt und verdünnt. Daher rühmt man es in Bruſt-Krankheiten, die von einem dicken Schleim herrühren; nicht weniger in harten und calloſen Geſchwulſten, inſonderheit der nervöſen Theile; wie auch in eingewurzelten Krankheiten des Hauptes; und kurz in allen den

den Fällen, wo dicke und zuſammengeronnene Säfte aufzulöſen und zu verdünnen ſind. Innerlich nimmt man es von einem Scrupel bis zu einer Drachme. Man pflegt es gewöhnlicher Weiſe niemals allein, ſondern allezeit mit andern dienlichen Arzneyen vermiſcht, zu gebrauchen; und zwar am öfterſten in Pillen, wegen ſeines widrigen Geſchmacks. Man verſchreibt es mit gutem Nutzen in der Engbrüſtigkeit, in Verſtopfung und Aufſchwellen der Milz, in der Waſſerſucht, in Nerven-Krankheiten, Krämpfungen, in der fallenden Sucht, im Zittern der Glieder und in der Lähmung. Es befördert die Monatzeit, und tödtet, wie man ſagt, die Frucht: weswegen Schwangere ſich deſſelben enthalten ſollen. Ueberdieſes verſichert Meſue, das Sagapen wäre dem Magen und der Leber ſchädlich. Daher mäßigt man daſſelbe mit anziehenden und Magenſtärkenden Mitteln, als mit Lavendel, Maſtix, Zimmet und andern. Man rühmt es auch im Quartan-Fieber. Es werden Pillen daraus bereitet, die Quercetan beſchrieben hat: ſie heißen Camills Sagapen-Pillen; nach einem berühmten genueſiſchen Arzte, welcher Camill hieß.

Nimm auserleſenes Sagapen, ſechs Drachmen; reines Gummi Ammoniac, drey Drachmen; Extract von Alhandal-Kügelchen, eine Unze; Diagrydium, eine halbe Unze; Steinſalz, anderthalb Drachmen. Vermiſche ſie mit Violen-Syrup, wozu man etwas Saures thun muß.

Mache

Mache eine Maſſe, woraus man Pillen einer Erbſe groß macht. Man giebt eine von dieſen Pillen zu Anfange des paroxyſmi, und wiederholt dieſes etliche Tage. Sie dienen auch wider hartnäckige Krankheiten und Milzbeſchwerungen, nicht weniger in Verſtopfungen der Eingeweide, die von dicken und zähen Säften verurſacht werden.

Rolfinc ſchreibt dem Sagapen eine ſolche Kraft, die Verſtopfungen zu heben, zu, daß er ſagt, es vertriebe gleichſam durch eine Bezauberung die Verſtopfungen der Eingeweide. Es lindert die Seitenſchmerzen und hilft wider ſcirrhöſe Verhärtungen der Milz, und in verſtopften und verhärteten Eingeweiden.

Man nimmt es zur Theriaca *Andromachi*, zum Mithridatio *Damocratis,* Electuar. aperitiv. cathartico *Charas*, Elect. antihydropico *Eiusd.* zur Hiera diacolocynthidos, zu den Trochiſcis de Myrrha, Pilulis foetidis, zum Emplaſtro diachylo, gummato, de mucaginibus, Manus Dei, magnetico *Angeli Salae*, ſtiptico *Crollii*, diabotano *Bloudel.*

Neun-

Neunter Artikel.

Von der Sarcocolle.

Die Sarcocolle, Sarcocolla, *Off.* Σαρκόκολλη, *Graec.* Anſarot, Anazaron, & Azurut, Arab. franz. Sarcocolle; iſt ein gummöſer und ein wenig harziger Saft, in kleinen weißlichen, oder weißlichröthlichen, oder rothen, lockeren und zerreiblichen Stücken, mit hin und wieder untermiſchten glänzenden Flecken; von Geſchmack ein wenig ſcharf, bitter, mit einer gewiſſen unangenehmen Süßigkeit, welche Ekel verurſacht. Dieſe Stückchen ſcheinen abgebrochne Theile von andern einer Erbſe oder Haſelnuß großen Stücken zu ſeyn: ſie ſind nicht viel größer als die Mohn-Saamen.

Die Sarcocolle läßt ſich durchs Kauen erweichen und im Waſſer auflöſen. Wenn man ſie ans Feuer hält, ſo kocht ſie anfangs, hernach giebt ſie eine helle Flamme. Man wähle die lockere, ſchwammichte, weiße, und bittre. Man bringt ſie aus Perſien und Arabien.

Es giebt noch eine andre Art von Sarcocolle, welche braun und ſchmutzig iſt, und in Klumpen beſteht, wovon Pomet Meldung thut; allein, ſie iſt gänzlich zu verwerfen.

Die Pflanze, welche dieſen Saft giebt, iſt noch von keinem Schriftſteller, weder unter den alten,

noch

noch unter den neuern, beſchrieben worden; und man kennt ſie bis itzt noch nicht.

In der chemiſchen Unterſuchung ſind aus zwey Pfunden Sarcocolle, zwo Unzen und ſechs Drachmen helle gelbliche Feuchtigkeit gegangen, die einen ſchwachen und ein wenig ſalzigten Geſchmack hatte, und geringe Merkmaale eines urinöſiſchen Alkali gab: ferner, fünf Unzen, ſechs Drachmen und ſechs und dreyßig Gran röthliche ſaure Feuchtigkeit: zwo Unzen, drey Drachmen und ſechs und dreyßig Gran ſowohl ſaure als urinöſiſche Feuchtigkeit: drey Unzen und ſechs Drachmen flüßiges und braunes Oel: vier Unzen und ſechs und dreyßig Gran dickes Oel. Die ſchwarze, lockere und ſchwammichte Maſſe, ſo in der Retorte blieb, wog ſieben Unzen, ſechs Drachmen und ſechs und ſechzig Gran, welche nach einer vier und zwanzigſtündigen Calcination im Schmelztiegel, ſieben Drachmen und vier und funfzig Gran braunrothe Aſche gegeben, woraus eine Drachme und neun Gran fixes ſalzigtes Salz durchs Auslaugen gezogen worden. Der Verluſt der Theile hat in der Deſtillation fünf Unzen, zwo Drachmen und zwey und vierzig Gran; und in der Calcination ſechs Unzen, ſieben Drachmen und zwölf Gran betragen.

Die Sarcocolle beſteht alſo aus vielem Oel, einem mittelmäßigen Theile ſaurem Salze, aus ſehr vielem ſowohl flüchtigen als fixen alkaliſchen Salze, und aus Erde: woraus ein gummöſes oder ſeiffichtes

tes und ein wenig harziges zuſammengeſetztes erwächſt.

Die Schriftſteller ſind über die Kräfte der Sarcocolle nicht einſtimmig. Was die purgierende Eigenſchaft betrifft, ſo erwähnen die Griechen dieſelbe nicht; und ſie bedienten ſich der Sarcocolle nur äußerlich. Die Araber ſchreiben ihr die Kraft zu, den dicken und zähen Schleim abzuführen. Galen ſagt, die Sarcocolle ſey trocknend ohne beißend zu ſeyn, und ſie ſchließe die Wunden. Serapio zählt dieſelbe unter die Mittel, welche die Geſchwüre reinigen: äußerlich applicirt ſoll ſie, wie er ſagt, das Fleiſch in den Geſchwüren verzehren; innerlich aber die Gedärme auffreſſen und das Ausfallen der Haare verurſachen. Nichts deſto weniger räth er den innerlichen Gebrauch der Sarcocolle von einer bis zu drey Drachmen, wofern man ſie nur, wie das Euphorbium, mit Nuß- oder Mandel-Oel dämpfet. C. Hoffmann aber verwirft ihren innerlichen Gebrauch gänzlich.

Unterdeſſen rühmen faſt alle die Sarcocolle, in Eſels- oder Weiber-Milch macerirt, wider die Ophthalmie oder Flüſſe der Augen: denn ſie lindert dieſe Zufälle, indem ſie die Schärfe der Lymphe dämpft. Ueberdieſes reiniget und ſchließt ſie die Wunden, und befördert die Narbe. Davon hat ſie auch ihren Namen (Fleiſchleim) bekommen.

Nimm von Sarcocolle, welche in Milch macerirt geworden, eine Drachme; präparirte Tutia, eine

eine halbe Drachme; Quitten-Schleim mit Roſen-Waſſer ausgezogen, drey Drachmen. Vermiſche ſie, mache ein collyrium für die Entzündung der Augen.

Nimm Myrrhe, Aloe und Sarcocolle, von jeden eine beliebige Menge. Vermiſche ſie, mache ein Pulver, die Wunden zu conſolidiren.

Man braucht die Sarcocolle zum Unguento mundificatiuo de Reſina.

Das achte Kapitel.

Von einigen durch die Kunſt aus den Pflanzen gezogenen Säften.

Wir haben bisher von den flüßigen und verdickten Säften, welche von ſich ſelbſt, oder vermittelſt des Ritzens, aus den Pflanzen fließen, gehandelt. Itzt müſſen wir noch von einigen andern verdickten Säften reden, ſo durch die Kunſt aus den Pflanzen gezogen werden; ſie mögen nun die Conſiſtenz eines feſten Extracts haben, dergleichen die Aloe, das Scammonium, das Gummigutt, der Mohnſaft, der Egyptiſche Schotendorn-Saft, der Hypociſten-Saft, und die Japoniſche Erde ſind; oder ſie mögen unter der Geſtalt des Salzes erſcheinen, wie der Zucker und der Weinſtein.

Erſter Artikel.

Von der Aloe.

Die Aloe, Aloe & ſuccus Aloes, *Off.* Ἀλόη, *Dioſc.* Laber & Cebur, *Arab.* iſt ein verdickter Saft, wovon man in den Apotheken vielerley Arten unterſcheidet, ſowohl in Anſehung der Länder, als auch der Pflanzen und der Subſtanz ſelbſt.

Die Alten hatten nur zwo Arten Aloe, wie Dioſcorides bezeugt; eine ſandigte, grobe und unreine, welche aus den Hefen der reinſten Aloe beſtand; und eine reine, welche man hepatiſche nannte, oder welche leberfarbig, das iſt, braunroth war.

Heut zu Tage aber pflegt man in den Apotheken die Aloe in Anſehung ihrer reinen oder unreinen Subſtanz in die Soccotriniſche, hepatiſche und caballiniſche zu unterſcheiden. Die neuen Schriftſteller haben die Soccotriniſche, oder, wie andre wollen, Sycotiniſche von der hepatiſchen getrennet, ob es gleich ſcheint, daß es bey den Alten einerley geweſen. In der That, die hepatiſche Aloe, welche bey den alten Griechen Ἡπατις und Ἡπατιζουσα hieß, ward von den Barbarn Sycotiniſche genannt, von dem neu griechiſchen Worte συκωτὸν, welches die Leber bedeutet. Allein, da die beſte hepa-

hepatiſche Aloe aus der Inſel Soccotora gebracht wurde, ſo haben ſie dieſelbe Succotriniſche und Sycotriniſche genannt, anſtatt Sycotiniſche zu ſagen: welcher Name nicht mehr, wie ſonſt, die hepatiſche Aloe, ſondern nur die beſte Aloe anzeigt; nämlich, die reinſte, braunrothe oder röthliche, oder gelbliche, glänzende und durchſichtige Aloe. Daher heißt ſie auch glänzende Aloe, die einen bittern, anziehenden und ein wenig aromatiſchen Geſchmack, und ſtarken, nicht unangenehmen Geruch beſitzt.

Hepatiſche Aloe aber nennet man diejenige, welche dicht, trocken, undurchſichtig und leberfarbig iſt, die einen ſehr bittern und anziehenden Geſchmack und ſtarken Geruch hat.

Endlich, die Caballiniſche Aloe iſt die ſchlechteſte Art, ſchwer, dicht, ſchwarz, voller Sand und Erde, ausnehmend bitter, widrig und ſtinkend, welche man dem Vieh überlaſſen muß.

Was uns betrifft, ſo folgen wir den richtigſten Botanicis und unterſcheiden mit ihnen, nach dem J. Commelin, drey Arten Aloe; nämlich, die beſte oder Soccotriniſche, die gemeine oder ſchlechtere, und die ſtinkende oder caballiniſche. Die gemeine iſt entweder rein, und heißt hepatiſche; oder unrein und ſehr ſchlecht, und wird caballiniſche genannt: gleichwie auch die ſtinkende wieder in hepatiſche oder reine, und in unreine oder caballiniſche getheilt wird.

Die beſte Aloe, oder die Succotriniſche und glänzende, iſt ſehr rein, hell, durchſichtig, fett, im Winter zerreiblich, im Sommer ein wenig weich, zwiſchen den Fingern biegſam, gelb oder purpurröthlich; wenn man ſie zu Pulver reibt, hat ſie eine glänzende Gold-Farbe; von Geſchmack iſt ſie bitter und aromatiſch; von Geruch ſtark, aromatiſch, nicht ſehr unangenehm, faſt wie die Myrrhe.

Man zieht die Succotriniſche Aloe nicht aus eben der Pflanze, woraus die hepatiſche und caballiniſche gezogen werden, wie Samuel Dale im Supplement zu ſeiner Pharmacologie nach dem Joh. Commelin angemerkt hat.

Die Pflanze, woraus die Succotriniſche Aloe kömmt, heißt Aloe Succotrina, anguſtifolia, ſpinoſa, flore purpureo, *Breyn. 2. Prodrom. Commelin. Hort. Amſtel. rarior. 91.* Aloe Indiae orientalis ſerrata, ſiue Succotrina vera, floribus Phoeniceis, *Hort. Beaumont.* Aloe Americana, Ananae folio, floribus ſuauerubentibus, *Plukn. Phythograph. tab.* 240. fig. 4. Ihre Wurzel iſt knollicht und mit einer aſchgrauen Rinde bedeckt. Die Blätter ſind dunkelgrün, anderthalb Fuß lang, gerade, ſchmal, dick, ſaftvoll, ſpitzig und mit vielen kleinen, blaſſen und weichen Stacheln beſetzt. Aus der Mitte dieſer Blätter erhebt ſich ein anderthalb Fuß hoher, auch wohl höherer, cylindriſcher und glatter Stengel, deſſen oberer Theil mit vielen braunen ſchuppichten Blättchen und mit

häufigen ährenweis geſtellten Blumen beſetzt iſt. Dieſe Blumen ſind einblätterig, röhrig, ſechsſpaltig, hell purpurfarbig; ſie haben ſechs röthliche Staubgefäße, die über die Blume hervorragen und mit dem Grunde des Stempels, nicht aber, wie in den andern einblätterigen Blumen, mit dem Blumenkranze zuſammenhängen. Nach den Blumen folgen dreyeckichte und dreyzellige Früchte voller Saamen. Wenn der Stengel verwelkt iſt, kommen aus den Seiten dieſer Pflanze neue Knoſpen, welche hernach zu gleicher Zeit viele Blumen-Stengel geben. Wenn man die Blätter queer durchſchneidet, ſo fließt ein gelber und bittrer Saft heraus, welcher einen angenehmern Geruch als der Saft der gemeinen Aloe hat.

Um dieſen Aloe-Saft zu bekommen, werden die mit der Hand oder einem Inſtrument aus der Wurzel geriſſenen Blätter gelind ausgepreßt, und der Saft fließt in ein Gefäß, worinn man ihn die Nacht über ſtehen läßt, damit die groben Theile ſich zu Boden ſetzen. Den folgenden Tag gießt man die drüber ſtehende Feuchtigkeit in ein ander Gefäß und läßt ſie an der Sonne dick und trocken werden. Hierauf bekömmt die Aloe eine gelbe Farbe. Man bringt ſie uns in Häuten aus der Inſel Succotora.

Die ſchlechtere oder hepatiſche Aloe iſt dunkler, nicht ſo glänzend, dichter und trockner, leberfarbig; ſie hat einen widrigen Geruch und weit bittrern Geſchmack.

Man zieht ſie aus einer Pflanze, welche Aloe vulgaris *C. B. Pin.* 286. heißt. Ihre Wurzel iſt einen Fuß lang, über zween Zoll dick, mit gelblichen Zaſern verſehen. Die Blätter wachſen aus ihr ringsherum, und ſind einer Elle lang, drey bis vier Zoll breit, einen Zoll dick, nach und nach zugeſpitzt, am Rande gezähnt, ein wenig ſtachlicht und mit einem bläulichen Staube bedeckt. Die inwendige fleiſchichte Subſtanz iſt weich, ſüßlich, ſchleimicht, wie eine durchſichtige Gallerte, hin und wieder mit einigen Gefäßen durchſtreift, die einen gelblichen und ſehr bittern Saft fließen laſſen. Die Rinde der Blätter iſt mit eben ſolchen Gefäßen durchwebt, die einen gleichen Saft enthalten, welcher ſich in eine trockne und dunckelrothe Maſſe verdickt. Der Stengel ſteigt zwo Ellen hoch, und iſt gerad, insgemein zwey- oder dreyſpaltig. Die Blumen ſtehen in einer langen Reihe daran; ſie ſind einblätterig, herabhängend, über einen Zoll lang, unten röhrig, oben ſechsſpaltig, gelblich und mit einigen grünlichen Linien geſtreift. Der Stempfel, welcher ſich auf dem Grunde der Blume befindet, verwandelt ſich in eine dreywincklichte und dreyzellige Frucht, in welcher platte Saamen liegen. Dieſe Pflanze wächſt im Orient und Occident: Man ſammlet ihren Saft nicht nur in vielen Indianiſchen Orten, als in Cambaya und Bengala, ſondern auch in vielen Americaniſchen Ländern, als in Mexico, Neu-Spanien, Braſilien und auf der Inſel Barbados.

Man legt die kleingeſchnittenen und geſtoßnen Blätter in ein längliches und cylindriſches Gefäß und läßt ſie fünf und zwanzig Tage darinn liegen. Es erhebt ſich ein unnützer Schaum, welchen man wegwirft. Alsdenn ſondert man den oberſten Theil des Saftes von den Hefen ab, und läßt denſelben an der Sonne trocknen: auf dieſe Weiſe bekömmt man die hepatiſche Aloe. Die getrockneten Hefen aber machen ein unreines Extract aus, welches man caballiniſche Aloe nennt.

Die eigentlich ſo genannte caballiniſche Aloe läßt ſich durch ihren widrigen und ſtarken Geruch von den andern Arten leicht unterſcheiden, ob ſie gleich übrigens mit der gemeinen ziemlich überein kömmt: ja man macht ſie zuweilen ſo glänzend und rein, daß man ſie von der Succotriniſchen nur durch ihren widrigen Geruch unterſcheiden kann. Caballiniſche heißt ſie, weil ſie wegen ihres ſehr widrigen Geruchs und Geſchmacks zum Gebrauch für das Vieh dienet. Sie iſt, wie die gemeine, zuweilen rein, zuweilen ſchmutzig.

Faſt alle verlangen die Succotriniſche Aloe zum innerlichen, und die hepatiſche zum äußerlichen Gebrauch; wiewohl einige das Gegentheil behaupten und ſagen, die hepatiſche wäre ſowohl innerlich als äußerlich die beſte.

In der That, Simon Boulduc, der königl. Academie der Wiſſenſchaften Mitglied, hat einen großen Unterſchied in den verſchiedenen Arten der Aloe gefunden. Denn er hat entdeckt, indem er

das Extract dieſer Subſtanzen machte, daß die glänzende ſuccotriniſche Aloe weniger Harz oder Schwefel, und mehr gummöſe oder ſalzigte Subſtanz, als die hepatiſche, enthalte: denn nachdem er auf vier Unzen ſuccotriniſche Aloe eine genugſame Menge kochenden Waſſers gegoſſen und ſie im Sandbade macerirt hatte, iſt die ganze Subſtanz der Aloe aufgelöſt worden. Als er aber dieſe Solution etliche Stunden an einem kühlen Orte ſtehen ließ, ſo ſetzte ſich ein gewiſſer harzigter, dicker und ſchwerer Theil zu Boden, und drüber ſchwamm die wäßrichte Feuchtigkeit. Nachdem er ſie abgeſondert und den harzigten Bodenſatz an der Sonne hatte trocknen laſſen, wog dieſes Harz ſieben Drachmen und zwölf Gran. Er löſte ſolches in Weingeiſt auf, und es blieb ein gleichſam ſandigter und erdigter Theil, ſechzig Gran ſchwer, unaufgelöſt liegen. Nachdem aber der Weingeiſt bey gelindem Feuer verraucht war, wog das übriggebliebne harzigte und völlig verbrennliche Extract ſechs Drachmen und vier und zwanzig Gran. Die im Aſchenbade getrocknete wäßrichte oder gummöſe Feuchtigkeit gab ein gummöſes Extract, ſo zwo Unzen und eine Drachme wog.

Auf gleiche Weiſe haben ſich vier Unzen hepatiſche Aloe in kochendem Waſſer völlig aufgelöſt, und nachdem die Solution erkaltet war, ſetzte ſich eine gewiſſe ſchwere, dicke und harzichte Subſtanz nach und nach zu Boden. Als er die Feuchtigkeit abgeſondert hatte, wog der getrocknete harzichte Bodenſaz zwo Unzen, woraus er eilf Drachmen verbrenn-

brennlichen Harzes vermittelſt des Weingeiſtes gezogen: es blieb ein ſalzigterdigter Theil, vier Drachmen und ſechs und dreyßig Gran ſchwer, zurück, welchen ich für ein weſentliches beynah Weinſteinartiges Salz halte. Nachdem die wäßrichte Solution abgeraucht war, hat ſie eilf Drachmen gummöſes Extract gegeben.

Es ſind in dieſen Auflöſungen und Extracten viele Theile verlohren gegangen; nämlich von der ſuccotriniſchen Aloe ſieben Drachmen und ſechzig Gran; und von der hepatiſchen fünf Drachmen. Hieraus iſt zu ſchließen, daß die ſuccotriniſche Aloe eine größre Menge flüchtiger, ſalzigter und ſchweflichter Theile enthalte, als die hepatiſche; die Hälfte weniger von harzigter Subſtanz, beynah noch einmal ſo viel gummöſe Subſtanz, und ſehr wenig Erde und fixes Salz.

Eben derſelbe Autor hat durch die Erfahrung erkannt, daß das Harz oder der ſchweflichte Theil faſt gar nicht purgiernd ſey, und daß nur der gummöſe Theil dieſe Kraft beſitze; und zwar in ſtärkerm Grade, wenn er von der harzigten Subſtanz getrennt worden. Er verſichert, die ſuccotriniſche Aloe purgiere ſtärker als die hepatiſche. In der That hat die Succotriniſche mehr flüchtige und wirkſame Theile, von welchen ihre purgierende Kraft vornehmlich abhängt. Ueber dieſes wird in der hepatiſchen der ſalzigte Theil von dem harzigten gehörig gemäßigt: welches aber in der ſuccotriniſchen nicht geſchieht. Die ſuccotriniſche Aloe iſt

auch zum äußerlichen Gebrauch nicht beſſer, ſondern vielmehr ſchlechter, als die hepatiſche, welche mit einer größern Menge ſchweflichter und balſamiſcher Theile begabt iſt. Er hat auch gefunden, daß die harzigte Subſtanz der Aloe eine ausnehmend balſamiſche Kraft beſitze; und äußerlich in Wunden applicirt, ſehr gute Dienſte gethan habe. Hieraus folgt, daß die hepatiſche Aloe, ſowohl zum äußerlichen als innerlichen Gebrauch, der ſuccotriniſchen vorzuziehen ſey. Welches ſchon einige zu behaupten geſucht haben, als Jubera, ein Spaniſcher Apotheker, im Zacutus Luſitanus, und viele andre, wie man beym Rolfinc S. 36. von den Purgiermitteln nachſehen kann.

In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund hepatiſche Aloe durch die Deſtillation aus der Retorte vier Drachmen und ſechs und dreyßig Gran helles Waſſer, ſo weder Geſchmack noch Geruch hatte, gegeben: fünf Drachmen und ſechs und zwanzig Gran helle und gelind anziehende Feuchtigkeit, welche dennoch Merkmaale eines flüchtigen Alkali gegeben: zehn Unzen, vier Drachmen und achtzehn Gran ſowohl ſaure als urinöſiſche Feuchtigkeit, ſo anfangs hell war und einen bituminöſen Geruch hatte; hernach aber röthlich und brenzlich riechend war: eine Unze, ſieben Drachmen und ſechs und vierzig Gran dickes Oel, von einer Honig-Conſiſtenz, von Geſchmack ſcharf und beißend, ohne Bitterkeit, und ſchwerer als das Waſſer. Die ſchwarze Maſſe, ſo in der Retorte blieb, war locker,

locker, leicht, ohne Geſchmack, und wog funfzehn Unzen und zwo Drachmen. Als man dieſelbe einige Stunden calcinirt hatte, ließ ſie zwo Unzen, fünf Drachmen und zwey und vierzig Gran Aſche zurück, woraus man durchs Auslaugen drey Drachmen und drey und dreyßig Gran fixes ſalzigtes Salz gezogen. Der Verluſt der Theile in der Deſtillation hat drey Unzen und ſiebzehn Gran; in der Calcination aber zwölf Unzen, vier Drachmen und dreyßig Gran betragen.

Aus dieſer Unterſuchung iſt klar, daß die Aloe aus einem groben und häufigen Schwefel, aus einem ziemlich großen Theile ammoniacaliſchen Salzes, aus wenigem weinſteinartigen Salze, die mit vieler Erde verbunden ſind, beſtehe: woraus ein ſalzigtes, gummöſes und harziges Zuſammengeſetztes erwächſt.

Die Aloe iſt zu allen Zeiten, ſowohl zum innerlichen als äußerlichen Gebrauch, ein ſehr berühmtes Arzneymittel geweſen. Die Alten haben ihr eine Kraft zu purgieren, die Eingeweide zu ſtärken, die Adern zu öffnen, die Wunden und Geſchwüre zu heilen und die Blutflüſſe zu ſtillen, zugeſchrieben. Jedoch iſt dieſes nicht außer allem Streite. Denn erſtlich zweifelt man, ob man die Aloe unter die gelinden Laxiermittel oder unter die ſtärkern Purgiermittel rechnen ſolle. Galen zählt im ſechſten Buche von den Kräften der einfachen Arzneymittel, die Aloe zu denjenigen Arzneyen, welche die groben Unreinigkeiten der Gedärme abführen; und Paul

Aegi-

Aegineta ſtimmet ihm bey. Ferner ſagt Galen im Buche de compoſitione Medicamentorum ſecundum loca, im zweyten Kapitel, die Aloe beſitze eine ſchwache purgierende Kraft, und ſie führe nur diejenige Materie ab, ſo ſich im Unterleibe befindet. Eben derſelbe ſchreibt auch im Buche von der Art die Geſundheit zu erhalten, im zehnten Kapitel, die Aloe purgiere nur die Galle, welche im Unterleibe enthalten iſt; und an einem andern Orte ſchließt er den zähen Schleim aus, indem er ſagt, die Aloe wäre denen nicht zuträglich, welche einen ſehr verſchleimten Magen haben.

Die Araber hingegen ſind andrer Meinung: Meſue verſichert, dieſes Arzneymittel führe die Galle, die Pituite und andre ſchleimigte und zähe Säfte ab, es reinige das Haupt und den Magen, und befreye die Leber von der Verſtopfung.

In Wahrheit, die Aloe purgiert nicht nur den Unterleib, ſondern verbeſſert auch die Fehler der Galle, indem ſie die allzu dicke zertheilt und verdünnt, die unwirkſame reizt, ſo, daß ſie hernach leichter und häufiger durch die Gedärme geht. Wenn man aber die Aloe in allzu ſtarker Doſi giebt, damit ſie häufiger abführen ſoll, alsdann leert ſie nicht ſowohl die Säfte, als vielmehr das Blut aus, indem ſie es in den hämorrhoidaliſchen Gefäßen in Gährung bringt und ausdehnt. Die Aloe iſt alſo nur, wenn man ſie in kleiner Doſi nimmt, unter die gelinden Laxiermittel zu zählen; allein, wenn ſie in allzu ſtarker Doſi genommen wird, ſo iſt ſie

nicht

nicht ſowohl ein ſtarkes, als ein ſchädliches Purgiermittel. Will man aber ihre purgierende Kraſt verſtärken, ſo muß man ſie mit andern abführenden Arzneyen verſetzen, die man nach Beſchaffenheit der Umſtände wählt und damit vermiſcht.

Was die Kraſt betrifft, vermöge deren die Aloe die Eingeweide, den Magen und die Leber ſtärken und die andern Purgiermittel verbeſſern ſoll, darüber ſind die Schriftſteller auch nicht einig. Dioſcorides ſagt, daß die Aloe, wenn man ſie mit andern purgierenden Arzneyen vermiſchte, dem Magen weniger ſchädlich ſey. Galen, im ſechſten Buche von den Kräften der einfachen Arzneymittel, behauptet, es gäbe nichts, das dem Magen dienlicher wäre, als die Aloe. Paul Aegineta iſt eben dieſer Meynung. Alle Purgiermittel, ſagt er, ſind dem Magen zuwider, die Aloe allein iſt ihm angenehm. Meſue rühmt ihre heilſame Wirkung ſehr. Denn er hält die Aloe für ein Purgiermittel, welches allen andern vorzuziehen ſey: es ſchwächt den Körper nicht, wie die andern abführenden Arzneyen; vielmehr ſtärkt es denſelben und verbeſſert die andern Purgiermittel, hemmt das Uebel, welches ſie verurſacht haben und vermehrt ihre Wirkung. Andre geben der Aloe den Namen eines heilſamen Balſams der Natur, weil ſie die natürlichen Säfte erhält, die widernatürlichen oder ungeſunden abführt, die andern verbeſſert, und überhaupt verhindert, daß ſie nicht verderben und in die Fäulniß übergehen. Daher kömmt das Sprüchwort:

Qui

Qui vult viuere annos Noae, ſumat pilulas de Aloe;

Wer ſo alt als Noah werden will, der nehme Aloe-Pillen ein.

Jedoch hegen nicht alle Schriftſteller einerley Meynung von den Kräften der Aloe. Denn einige behaupten, daß ſie dem Magen und der Leber ſchädlich ſey und ſelbſt das Leben verkürze. Galen, L. 3. Aphoriſm. 15. verwirft den allzuöftern Gebrauch der Purgiermittel, auch der gelinden, mit folgenden Worten: „Wer alle Monate ein oder „zweymal Purgiermittel nimmt, um zu verhüten, „daß ſich nicht allzu viel Unreinigkeiten im Körper „anhäufen, derſelbe gewöhnt ſich an etwas ſchlim„mes, ſchwächt ſeinen Körper und macht ſich krän„ker„. Ob er gleich dieſes nicht beſonders von der Aloe ſagt, ſo gilt es doch von ihr nicht weniger, als von den andern Purgiermitteln. Diejenigen aber, welche mit dem Galen antworten, die Aloe ſey dem Magen ſehr zuträglich, werden vom Cardan und Scaliger widerlegt. Denn dieſe verſichern, daß unzählige Perſonen, in Hoffnung durch den Gebrauch der Aloe alt zu werden, entweder, ehe ſie ein reifes Alter erlangt, geſtorben oder wenigſtens in ſchwere Krankheiten verfallen ſind. Fernelius urtheilt von der Aloe nicht günſtiger. Er ſagt: Lib. 3. de Methodo medendi, Cap. 9. Die Aloe ſchadet der Leber, und reizt durch ihre Bitterkeit und Schärfe die kleinen Adern derſelben; ſie frißt die Oeffnung des Maſtdarms an und verurſacht die fließende güldne Ader. Sie iſt denen

höchſt

höchſt ſchädlich, welche Blut ſpeyen oder auswerfen, oder mit einem Blutfluß der Gedärme oder der Mutter behaftet ſind. Sie ſchadet ferner hitzigen und trocknen Temperamenten und magern Perſonen, wofern nicht ein Ueberfluß von feuchten Unreinigkeiten vorhanden iſt. Sie dienet weder Kindern noch Schwangern, noch auch Greiſen, wenn dieſe nicht voller Unreinigkeiten ſind.

C. Hoffmann ſchreibt in ſeinem Tractat de Medicamentis officinalibus, nach dem Helidäus, daß der innerliche Gebrauch der Aloe verdächtig ſey, außer wenn man ſie, die Bewegung des Blutes zu verſtärken, gäbe. Er glaubt auch, daß man die großen Lobeserhebungen, welche Meſue und andre der Aloe geben, in einem richtigen Verſtande nehmen müſſe; vornehmlich wenn man ſagt, die Aloe diene dem Magen, nicht nur vermöge ihrer anziehenden Wirkung, ſondern auch durch eine beſondere und verborgene Eigenſchaft. Denn erſtlich iſt ſie ein Purgiermittel in eigentlichem Verſtande, welches anzeigt, daß ſie etwas beſitze, ſo der Natur zuwider iſt; und indem man ſie mit Maſtix, Safran und Zimmet zu verbeſſern ſucht, bekennt man ſtillſchweigend, daß ſie nicht unſchädlich ſey. Man muß daher die Aloe, wie wir ſchon geſagt haben, nicht unter die gelinden Laxiermittel, ſondern unter die ſtark purgierenden Arzneyen zählen, wiewohl in einem geringern Grade, ſo wie die Manne und Rhabarbar.

Wir

Wir wollen aber dieſe verſchiedenen Meynungen auf folgende Art zu vereinigen ſuchen. Der beſtändige und unmäßige Gebrauch der Aloe iſt ſchädlich: der mäßige und ordentliche hingegen dienlich; beſonders den Großen und Reichen, welche gute Tafel halten und ſich beſtändig mit ſo verſchiedenen Speiſen und gewürzten Brühen anfüllen, ſo, daß der Magen mit allzu vielen Speiſen überladen und durch die beſtändige Mühe der Verdauung geſchwächt wird, und alſo zuweilen durch dieſes bittre Arzneymittel gereizt werden muß, um ſowohl den rohen, zähen und der innern Magen-Haut anhängenden Schleim zu zertheilen und loszureißen, als auch denſelben nebſt den Unreinigkeiten der Gedärme abzuführen. Die Aloe, ſage ich, iſt denen zuträglich, welche ein müßiges Leben führen und ſich wenig Bewegung machen, ſo, daß ihre Säfte in den Gefäßen des Unterleibes ſchleimicht, zäh und ſtockend werden und ſich immer mehr und mehr verdicken. In dieſen Fällen dient die Aloe dem Magen und den Gedärmen, indem ſie die Unreinigkeiten, womit ſie beladen ſind, abführt und die Verdauung befördert: ſie nüzt der Leber, indem ſie das verdickte Blut und die ſchleimichte Galle zertheilt und auflöſt, und, indem ſie dieſelben flüßiger macht, ihre Bewegung vermehrt. Wenn aber diejenigen, welche viel zu eſſen gewohnt ſind, einigen Schaden vom öftern Gebrauch der Aloe empfinden, ſo iſt dieſes in Vergleichung mit der Gefahr, ſo ihnen der Ueberfluß der Unreinigkeit zuziehen würde, für eine Kleinigkeit zu achten.

Allein,

Allein, ganz anders muß man in Betrachtung nüchterner und mäßiger Perſonen urtheilen. Denn die Aloe ſchadet denen von Unreinigkeit leeren Körpern; ſie trocknet die ſchon vorher trocknen und gallichten je mehr und mehr, und führt ſie zur Abzehrung: ſie entzündet die Eingeweide, ſo ſchon vorher erhitzt ſind, verurſacht Blutflüſſe und vermehrt die Wallung des Geblüts.

Die Araber und viele von den neuern Griechen eignen der Aloe die Kraft zu, die Adern zu öffnen und Blutflüſſe zu verurſachen. Die Griechen aber erwähnen dieſe Kraft gar nicht: im Gegentheil ſchreibt ihr Dioſcorides ein Vermögen, das Blutauswerfen zu ſtillen, zu. Allein, die tägliche Erfahrung lehret, daß ein langer Gebrauch der Aloe die güldne Ader zum Fließen bringe, die Monatzeit ſtark befördre und die Frucht treibe. Daher bedienen ſich alle Aerzte der Aloe mit gutem Nutzen, entweder allein, oder mit andern zuträglichen Mitteln vermiſcht, um die Monatzeit und den gewöhnlichen Fluß der güldnen Ader, wenn ſie ins Stocken gerathen ſind, wieder herzuſtellen.

Hiernächſt fragt man, ob die Aloe, welche die Kraft hat die untern Blutgefäße zu öffnen, auch die obern, und beſonders die kleinen Gefäße der Lungen öffnen könne, oder nicht? Dioſcorides ſchreibt, die mit Waſſer oder Molken vermiſchte Aloe ſtille das Blutauswerfen: eben dieſes ſagt auch Plinius. Allein, obgleich Galen der Aloe, wenn ſie äußerlich applicirt wird, eine anziehende

und die Geſchwüre reinigende Kraft zuerkennt; ſo räth er ſie doch nicht innerlich zu nehmen, um das Blutauswerfen zu hemmen. Unter den Arabern iſt Serapio dem Dioſcorides gefolgt und vertheidiget deſſen Meynung: Meſue aber hat von der Wirkung der Aloe, wenn man ſie innerlich nimmt, nichts gemeldet. Einige unter den Neuern, als Monard, ſchreiben der Aloe, innerlich genommen, ſowohl die eine als die andre Kraft zu, nämlich die untern Adern der Mutter und des Maſtdarms zu öffnen, und die offenen Gefäße der Lungen zuzuſchließen. Dieſe entgegengeſetzten Wirkungen bemerkt man in der That in vielen Arzneymitteln. Unterdeſſen fürchten die erfahrenſten Practici, nach dem Fernelius, den innerlichen Gebrauch der Aloe im Blutſpeyen oder Blutauswerfen. Wenigſtens iſt es, nach unſrer Meynung, ſicherer, ſich in dieſen Fällen der Aloe zu enthalten, da es andre weniger gefährliche und beſſere Mittel giebt.

Die vierte Eigenſchaft, ſo man der Aloe zuerkennt, iſt dieſe, daß ſie die Wunden und Geſchwüre heilt und die Blutflüſſe ſtillt. Faſt niemand zweifelt, daß die Aloe, äußerlich applicirt, die Wunden und Geſchwüre ſchließe, und das Blut, ſo aus den Wunden oder auch aus der güldnen Ader fließt, ſtille. Hierinn ſtimmen die Araber und die Neuern mit den Griechen überein. „Die „Aloe, ſagt Galen im ſechſten Buche von den „Kräften der einfachen Arzneymittel, vereinigt die „Sinus und heilt die ſchwer zu ſchließenden Ge„ſchwü-

„ſchwüre, inſonderheit diejenigen, ſo am Rande „des Maſtdarms und in den Geburtsgliedern ſind„; und im fünften Buche Method. medend. Kap. 4 und 5. bezeugt er, daß die Aloe eine wundernswürdige Kraft, das Blut zu ſtillen, beſitze. „Vermi„ſche, ſagt er, einen Theil Weyhrauch mit einem „halben Theil Aloe, rühre ſie mit Eyweiß unter „einander, daß es eine Honig-Dicke bekomme: „hernach ſtreiche es auf ſehr weiches Haſen-Haar, „und lege daſſelbe auf das Gefäß oder Geſchwür„. Avicenna billigt eben dieſes Mittel in der güldnen Ader. Die Neuern loben die Aloe nicht weniger, als ein balſamiſches und vortreffliches Wundmittel. Die Wund-Aerzte machen einen ſtarken Gebrauch davon, die äußerlichen Wunden, welche leicht in Geſchwüre übergehen, zu reinigen. Man läßt entweder die Aloe mit Hohlwurzel, Tabacksblättern, Myrrhen und dergleichen in Wein kochen; oder man vermiſcht ſie mit dienlichen Pflaſtern und Salben; oder man braucht die Tinctur der Aloe mit Brandwein oder Weingeiſt, die unreinen Geſchwüre zu waſchen.

Außer dieſen itzt angeführten Kräften ſchreibt man auch der Aloe, ſowohl innerlich genommen, als äußerlich auf den Nabel applicirt, eine Würmertödtende Kraft zu.

Die alten ſtimmen mit den neuern Aerzten, wenigſtens mit denen in unſern Ländern, was die Doſis der Aloe betrifft, nicht überein. Dioſcorides verordnet eine halbe oder ganze Drachme für eine

Doſis, den Leib zu öffnen; und drey Drachmen, wenn man ſtark purgieren will. Heut zu Tage aber ſcheint dieſe Doſis zu groß zu ſeyn. Man giebt die Aloe nur von einem bis zween Scrupeln in Subſtanz, in Form eines Boli oder als Pillen: denn ſie ſchmeckt ſo bitter und widrig, daß ſie faſt niemand aufgelöſt nehmen will.

Man iſt auch darüber nicht einig, zu welcher Zeit man die Aloe geben müſſe. Paul Aegineta ſagt, man müſſe ſie früh nüchtern nehmen. Denn diejenigen, ſagt er, welche ſie des Abends oder nach dem Eſſen nehmen, thun ſich Schaden: denn ſie verdirbt die Nahrung. Unterdeſſen verordnet man gegenwärtig die Aloe entweder bey nüchternem Magen zu nehmen; und alsdann purgiert ſie ſehr wohl; oder mit den Speiſen zu Anfange des Mittags- oder Abend-Eſſens; und alsdann öffnet ſie den Leib ſehr langſam.

Die Alten verſchrieben ſie ſelten, wenn ſie nicht vorher durchs Waſchen war präparirt worden. Man pflegt ſie auf folgende Art zu waſchen: Man nimmt ſehr fein pulveriſirte Aloe, entweder allein, oder, wie Jacob Sylvius will, mit ſehr fein geriebener Kreide, und rührt ſie in reinem Brunnenwaſſer mit einem hölzernen Spatel eine Zeitlang um: hernach läßt man ſie eine Viertelſtunde oder länger ſtehen, damit ſie ſich zu Boden ſetze. Alsdann gießt man das, was klar iſt und oben ſchwimmt, in ein ander Gefäß, und läßt es an der Sonne trocknen. Wenn nun die Aloe noch nicht rein und glän-

glänzend genug iſt, ſo wäſcht man ſie von neuem, wie das erſtemal; und, wenn man will, zum dritten und vierten mal. Denn die Alten glaubten, daß die Aloe durch dieſes wiederholte Waſchen faſt ihre ganze Schärfe und purgierende Kraft verlöhre.

Jedoch, einige Neuern glauben das Gegentheil: unter dieſen iſt Ettmüller, welcher in der Aloe zwo Subſtanzen findet; eine ſchleimichte, von welcher die purgierende und laxierende Wirkung abhängt, und eine harzichte, wovon die Aloe ihre anziehende oder die Faſern des Magens und der Gedärme ſtärkende Kraft erhält.

Alſo, wenn man blos purgieren will, iſt die ſchleimichte Subſtanz beſonders dienlich: und alsdann führt die gewaſchne Aloe, oder das gummöſe Extract, ſo durchs Waſchen bereitet worden, ſtärker ab, als die ungewaſchne. Wenn es aber nöthig iſt, daß die harzichte und balſamiſche Subſtanz beybehalten werde, es geſchehe nun um die purgierende Kraft zu mäßigen, oder aus einer andern Urſache; alsdann muß man ſich der ungewaſchnen Aloe bedienen. Dieſes beſtätigen auch die vom Boulduc angeſtellten Verſuche. Wenn es nun geſchieht, daß die nach der alten Art präparirte und gewaſchne Aloe ſchwächer purgiert, ſo kömmt es vielleicht daher, daß die alkaliſchen Theile der Kreide die ſalzigten Theilchen der Aloe gedämpft und die Zaſern der Gedärme zu reizen unkräftig gemacht haben.

Wir ſchließen alſo mit dem Boulduc, daß dieſes Waſchen der Aloe, um ihre purgierende Kraft zu mäßigen, unnütz ſey; ja daß es dieſelbe vielmehr verſtärke. Es iſt daher genug, wenn man reine und mit fremden Theilen nicht vermiſchte ſuccotriniſche oder hepatiſche Aloe wählt.

Ein gleiches Urtheil werden wir nicht über die Inſuccation oder diejenige Bereitung fällen, vermittelſt deren man in den Apotheken die Aloe mit den Säften anderer Pflanzen zu mäßigen ſucht. Man nimmt pulveriſirte auserleſene Aloe und löſt ſie in Roſen- Violen- Endivien- oder Erdrauch-Saft auf, oder in einem Decoct von purgierenden oder aromatiſchen oder andern Arzneyen. Hernach läßt man ſie, ohne ſie durchzuſeigen, an der Sonne oder bey einem gelinden Feuer austrocknen. Man wiederholt dieſes zwey oder dreymal, und bekömmt alſo eine Aloe mit Roſen- oder Violen-Safte vermiſcht und gemäßigt. Einige geben dieſer Präparation auch den Namen der Lotion oder des Waſchens, aber uneigentlich.

Einige wollen auch gebrannte Aloe haben, damit ſie den Unterleib deſto mehr ſtärken und die Bauchflüſſe hemmen möge. Allein, dieſe Präparation iſt zu verwerfen: denn ſie zerſtöhrt die Subſtanz der Aloe, an ſtatt ſie zu verbeſſern.

Die Aloe alſo, wenn man ſie innerlich nimmt, führt die gallichten und ſchleimichten Säfte durch den Unterleib ab: ſie befördert die Monatzeit und die güldne Ader: ſie hebt die Verſtopfungen der

Mut-

Mutter, der Leber und des Gekröſes: ſie befeſtigt und ſtärkt den Magen und die Gedärme: ſie erleichtert die Verdauung und erweckt den Appetit: ſie tödtet die Würmer und treibt ſie aus, und verhindert die Fäulniß. Sie dienet in denjenigen Krankheiten, welche von Schwachheit und Verſtopfung der Eingeweide herrühren, in der Cacherie und in kalten und feuchten Temperamenten. Sie ſchadet aber denen, deren Eingeweide hitzig ſind, die gallichtes und wallendes Geblüte haben; hectiſchen und lungenſüchtigen Perſonen; denen, welche Blut ſpeyen oder ſonſt einen andern Blutfluß haben. Sie iſt in hitzigen und inflammatoriſchen Krankheiten höchſt ſchädlich; und die ſchwangern Weiber müſſen ſich der Aloe gänzlich enthalten. Aeußerlich braucht man ſie mit großem Nutzen, die unreinen Geſchwüre zu reinigen und zu heilen. Man rühmt ſie auch in Geſchwüren der Augen.

Nimm fein pulveriſirte auserleſene Aloe, ein halb Pfund. Gieß Roſen-Saft drauf, daß er vier queer Finger hoch drüber ſtehe. Vermiſche es und mache es zu einem Brey. Setze es mit einem Haarſiebe bedeckt an die Sonne, und laß es ſich bis zur Honig-Conſiſtenz verdicken. Gieß friſchen Saft darüber und laß es abdampfen: wiederhole dieſes neunmal. Endlich hebe die getrocknete Maſſe in einer Blaſe zum Gebrauch auf. Sie wird Aloe roſata genennt, woraus man kleine Pillen macht; je kleiner dieſe ſind, deſto beſſer thun ſie ihre Wirkung. Auf eben

die Art kann man auch Aloe mit Violen-Saft bereiten.

Nimm Aloe mit Violen-Saft, Rhabarbar-Extract, von jedem eine Drachme; Maſtix, einen Scrupel; Extract von Enzian und Wermuth, jedes eine halbe Drachme. Vermiſche ſie, mache Pillen; den Leib zu öffnen, den Magen zu ſtärken und die Verdauung zu befördern. Die Doſis iſt eine Drachme, vor der Mahlzeit zu nehmen.

Nimm hepatiſche Aloe, pulveriſirte Jalappe, von jeder einen halben Scrupel; Alhandal-Kügelchen, zween Gran; Agaric. trochiſcat. zehn Gran; Anis-Oel, zween Tropfen; Pferſichblüth-Syrup, ſo viel als genug iſt. Mache purgierende Haupt-Pillen, früh nüchtern zu nehmen.

Nimm glänzende Aloe, funfzehn Gran; Gummi Gutt, zween Gran; verſüßtes Queckſilber, ſechs Gran; Syrup von Wegdorn-Beeren, eine genugſame Menge. Mache Pillen, welche die wäßrichten Feuchtigkeiten abführen: man kann einen Tropfen Zimmet-Oel dazu thun.

Nimm hepatiſche Aloe und Scammonium, jedes zwo Drachmen; Maſtix und Süßholz-Saft, von jedem zween Scrupel; Roſen-Syrup ſo viel als genug iſt. Mache Purgier-Pillen; miſche Nelken-Oel dazu. Die Doſis iſt ein Scrupel oder eine halbe Drachme.

Nimm

Nimm glänzende Aloe, eine Drachme; Myrrhen, eine halbe Drachme; Safran, funfzehn Gran. Vermiſche ſie mit genugſamer Menge Wermuth-Syrup. Mache Pillen den Leib zu öffnen, den Magen zu ſtärken und die Monatzeit zu befördern. Die Doſis iſt eine halbe Drachme.

Nimm ſuccotriniſche Aloe und Gummi Ammoniac, von jedem ſechs Drachmen; eröffnenden Stahl-Safran, fünf Drachmen; Extract von Tauſendgülden-Kraut, vier Drachmen; Wermuth-Syrup, ſo viel als genug iſt. Mache eröffnende Pillen für die Bleichſucht und cachectiſche Zufälle. Die Doſis iſt eine Drachme, früh und Abends.

Nimm ſuccotriniſche Aloe, eine halbe Drachme; weißen Vitriol, fünf Gran; Augentroſt- und Fenchel-Waſſer, von jedem drey Unzen. Mache ein Collyrium nach der Kunſt.

Man bereitet aus der Aloe eine Tinctur und das Elixir Proprietatis *Paracelſi*.

Die Tinctur wird herausgezogen, indem man Weingeiſt auf pulveriſirte Aloe gießt, daß er zwey bis drey queer Finger drüber ſtehe: hernach digerirt man ſie im Sandbade, bis der Weingeiſt eine hochrothe Farbe bekommen hat. Man ſondert die Tinctur ab und hebt ſie zum Gebrauch auf. Sie iſt purgierend, aber ſchwächer als die Solution der Aloe mit Waſſer: ſie ſtärkt den Magen, tödtet die Würmer. Aeußerlich applicirt iſt ſie ein gutes Wundmittel, welches die Fäulniß abhält.

Das Elixir Proprietatis *Paracelſi* bereitet man mit Hülfe des Weingeiſtes, entweder ohne oder mit Säure, oder mit einem flüchtigen urinöſiſchen Geiſte.

Nimm ſuccotriniſche Aloe, auserleſene Myrrhe und guten Safran, klein geſchnitten, von jedem eine Unze; rectificirten Weingeiſt, zwanzig Unzen. Laß es mit einander im Waſſerbade oder im Pferdemiſt funfzehn Tage digeriren: alsdann gieß die oben ſchwimmende Feuchtigkeit ab, und laß ſie einen oder zween Tage an einem warmen Orte ſtehen, bis der grobe Theil ſich zu Boden geſetzt hat. Hebe das Elixir zum Gebrauch auf.

Einige thun zu dieſem Elixir eine Unze ſpiritus ſulphuris per campanam, und laſſen es noch drey Wochen in der Digeſtion ſtehen. Wofern ſich noch etwas zu Boden geſetzt hat, ſondert man die Feuchtigkeit ab. Es heißt alsdann Elixir Proprietatis *Paracelſi* mit Säure bereitet. Andre nehmen an ſtatt des ſauren Geiſtes flüchtigen Salmiac-Geiſt bis zu einer Unze: und auf dieſe Weiſe macht man das Elixir Proprietatis mit einem Alkali.

Dieſes Elixir führt gelind ab, tödtet die Würmer, treibt den Schweiß und die Monatzeit, ſtärkt die Zaſern des Magens und der Eingeweide, und öffnet die güldne Ader. Es iſt ein herrliches Präſervativ wider die Fäulniß, den Scharbock, die Peſt, und wider bösartige und anſteckende Krankheiten, beſonders wenn es mit Säure bereitet worden.

den. Es dient auch in Mutter- und Milz-Beſchwerungen. Die Doſis iſt von ſechs bis zwanzig Tropfen, des Tages ein oder zweymal zu Stärkung des Magens zu nehmen. Wenn man aber purgieren will, muß man eine bis zwo Drachmen nehmen. Die Behutſamkeit, welche man beym Gebrauch der Aloe beobachten muß, iſt auch bey dieſem Elixir nicht aus den Augen zu ſetzen.

Man braucht die Aloe in Hiera picra *Galeni*, Hiera de Agarico *Nicol. Myrepſi*, Hiera Logudii, *Eiusd.* Pilulis Aloe phanginis, *Pharmac. Lond.* de Hiera ſimpl., de Hiera comp. aggregatiuis ſeu polychreſtis, de Ammoniaco *Quercetani*, *Ruphi*, cochiis, foetidis, aureis, ſine quibus, ſtomachicis ſeu ante cibum, Angelicis, Mercurialibus, Rudii *Pharmac. Lond.* Imperialibus *Lugdunenſium*, hyſtericis et meſentericis *Charas*, hydropicis et Tartareis *Bontii*, Tartareis *Schroderi*, Extracto panchymagogo *Charas*, Oleo Scorpionum compoſito *Matthioli*, Unguento de Arthanita *Meſues*, Unguento mundificatiuo de Apio, Emplaſtro *Paracelſi*, de linamento, ſtiptico *Charas*, Collyrio *Lanfranci* ad ulcera venerea detergenda, et in Puluere ad implendas cadauerum cauitates.

Zwey-

Zweyter Artikel.

Von dem Scammonium.

Das Scammonium, Scammonium, Scammonia et Scammonea, *off.* Σκαμμωνία, *Dioſc.* Διακρύδιον, *Trallian. et quorumd. Graec. recent.* Diacrydium, *Coel. Aurel.* Scammonea et Sachmunia, *Arab.* franz. Scammonée; iſt ein trockner, harzigter und gummöſer Saft, welcher eine purgierende Kraft beſitzt und von den Alten und Neuen ſehr gebraucht worden, und deſſen man ſich auch noch itzt häufig bedient. Man findet zweyerley Scammonium in den Apotheken, das Aleppiſche und das Smyrniſche.

Das Aleppiſche Scammonium iſt ein trockner, leichter, lockerer, ſchwammichter und zerreiblicher Saft; wenn man es zerbricht, iſt es aſchgrau, ſchwärzlich und glänzend: reibt man es aber mit den Fingern, ſo zerfällt es in ein weißliches oder aſchgraues Pulver. Es hat einen bittern Geſchmack mit einiger Schärfe, und einen ſtinkenden Geruch. Man bringt es von Aleppo, woſelbſt es geſammlet wird.

Das Smyrniſche Scammonium iſt ſchwarz, dichter und ſchwerer. Es wird aus Smyrna gebracht: dorthin aber bringt man es aus einer Stadt in Galatien, welche itzt Cutee heißt, und aus Cogni in

in der Provinz Lycaonien oder Cappadocien, nicht weit vom Berge Taurus, wo man das Scammonium in großer Menge ſammlet, wie mir der berühmte engliſche Botanikus, Sherard, erzählt hat, welcher dreyzehn Jahr als engliſcher Conſul in Smyrna geweſen iſt. Man zieht das Aleppiſche Scammonium dem Smyrniſchen vor.

Man wähle das Scammonium, welches glänzend iſt und ſich ohne Mühe zerbrechen und ſehr leicht zu Pulver reiben läßt; welches die Zunge nicht ſehr brennt, und, wenn man es zerbricht und mit Speichel oder einer andern Feuchtigkeit vermiſcht, weiß und milchicht wird. Das gebrannte, ſchwarze, ſchwere, mit Sand, Steinchen oder andern fremden Körpern vermiſchte wird verworfen.

Die Pflanze, ſo dieſen Saft giebt, heißt Conuoluulus Syriacus, et Scammonia Syriaca, *Moriſſon. Hiſt. Oxon.* Part. 2. 12. Ihre Wurzel iſt dick, von der Geſtalt der Gichtrübe, fleiſchig, inwendig weißlich, auswendig braun, mit einigen Zaſern beſetzt und voller Milchſaft. Sie treibt zarte und drey Ellen lange Stengel, die ſich um die nahen Pflanzen winden. Die Blätter ſtehen wechſelsweis daran und ſind denen von der kleinen Feld-Winde (Conuoluulus minor aruenſis) ähnlich, dreyeckigt, glatt und unten pfeilförmig ausgeſchnitten. Aus ihren Winkeln kommen glockenförmige, blaßpurpurfarbige oder gelbliche Blumen, deren Stempfel ſich in eine zugeſpitzte Kapſel verwan-

wandelt, worinn ſchwärzliche und eckichte Saamen liegen. Dieſe Pflanze wächſt in Syrien um Aleppo, ſie liebt einen fetten Boden.

Tournefort merkt an, daß Dioſcorides die Scammonien-Pflanze anders beſchreibt. „Die „Scammonie, ſagt er, treibt aus einer Wurzel „viele fette und drey Ellen lange und ein wenig di„cke Stengel, deren Blätter der Helxine oder dem „Epheu ähnlich, doch weicher, rauch und drey„eckicht ſind. Die Blume iſt weiß, rund, wie „ein Becher ausgehöhlt und hat einen ſtarken Ge„ruch. Die Wurzel iſt ſehr lang, einer Elle dick, „weiß, ſaftvoll und von widrigem Geruch„. Dioſcorides lobt das Scammonium, welches man aus Myſien, einer Provinz in Aſien, brachte: hingegen verwirft er das aus Syrien und Judäa, welches zu ſeiner Zeit ſchwer, dick und mit einem feinen Mehl oder mit Wolfsmilch verfälſcht war. Tournefort hat dieſe rauche Winde (Conuoluulus hirſutus) auf den Feldern in Myſien zwiſchen dem Berg Olymp und Sipyle, und ſelbſt um Smyrna und auf den Inſeln Lesbos und Samos gefunden, woſelbſt man noch heut zu Tage einen dicken Saft ſammlet, welcher aber weit ſchlechter iſt, als das Syriſche Scammonium. Wir werden alſo durch den Tournefort zu glauben bewogen, daß das Scammonium der Apotheken, aus Pflanzen, wo nicht von verſchiedenem Geſchlechte, wenigſtens doch von verſchiedener Art komme; das Syriſche nämlich oder das von Aleppo aus der Pflanze, welche Scammonia folio glabro, Scam-

monie

monie mit dem glatten Blatte, heißt; und das Smyrniſche oder das Scammonium des Dioſcorides aus der Scammonie mit dem rauchen Blatte: welches aber Tournefort nicht für gewiß behauptet. Als ich aber den Sherard hierüber fragte, gab er mir zur Antwort, daß er ſelbſt dieſe Winde mit dem rauchen Blatte bey Smyrna geſehen hätte; allein man zöge keinen Saft daraus: und er fügte hinzu, die Syriſche Scammonie oder die Winde mit dem glatten Blatte wüchſe daſelbſt in ſolcher Menge, daß ſie allein hinlänglich wäre, alles Scammonium, deſſen man ſich bedient, daraus zu bereiten: man nähme auch nicht jede Scammonie, um den Saft heraus zu ziehen, ſondern wählte vorzüglich diejenige, ſo auf dem herabhängenden Theil eines Berges unter dem Caſtell von Smyrna wächſt. Man ſcharrt ein wenig Erde um die Wurzel weg und ritzet dieſe. Unter die Ritze legt man Muſchel-Schalen, worinn der Saft ſich ſammlet, welchen man trocknen läßt und aufhebt. Dieſes Scammonium in Schnecken wird ſehr ſelten außer Landes geſchickt, und die Einwohner behalten es zu ihrem Gebrauch auf. Alles Scammonium, welches durch Smyrna zu uns kömmt, wird, wie ich ſchon geſagt habe, von Cutee und Cogni dahin gebracht; und die Kaufleute verſichern, daß es in dieſen Gegenden aus der glatten Winde geſammlet werde.

Die Griechen und Araber erzählen verſchiedene Arten, dieſen Saft zu ſammlen. Dioſcorides meldet deren zwo.

Man

Man ſchneidet den oberſten Theil der Wurzel ab, und höhlt dieſe mit einem Meſſer aus, damit der Saft in die Grube laufe, welchen man hernach in Muſchel-Schaalen ſammlet.

Andre machen Gruben in die Erde, und legen Nuß-Blätter hinein, auf welche ſie den Saft gieſſen: wenn er getrocknet iſt, nehmen ſie denſelben heraus.

Meſue erzählt vier Arten, dieſen Saft heraus zu ziehen, wodurch man ein verſchiedenes Scammonium bekömmt. Erſtlich: ſobald die Wurzel über die Erde hervorragt, ritzt man den hervorragenden Theil: alsdann fließt täglich ein gummöſer Saft heraus, welchen man, wenn er getrocknet iſt, aufhebt. Hernach reißt man die ganze Wurzel aus der Erde, und nachdem man ſie geritzt hat, fließt ein Milchſaft heraus, welcher bey gelindem Feuer oder an der Sonne getrocknet wird: man macht Stücke von verſchiedner Form daraus, auf welche man ein Siegel drückt: ihre Farbe iſt weißlich oder vermiſcht. Nach dieſem ſtößt man die in Stücke geſchnittene Wurzeln und drückt den Saft heraus; man läßt ihn trocknen, und drückt ein Siegel darauf: dieſer Saft iſt grob, ſchwarz und ſchwer. Einige ziehen auch einen Saft aus den geſtoßnen Blättern und Stengeln; wenn er trocken iſt, machen ſie kleine Maſſen daraus: allein, dieſer Saft iſt grünlichſchwarz, und hat einen ſehr widrigen Geruch. Gegenwärtig bringt man uns kein beſiegeltes Scammonium mehr.

Das-

Dasjenige Scammonium, welches von ſich ſelbſt aus der abgeſchnittenen Wurzel fließt, wie man es um Smyrna in Muſchel-Schaalen ſammlet, iſt das beſte: allein, es kömmt ſehr ſelten oder gar nicht zu uns. Es iſt durchſichtig, weißlich oder gelblich, und ſieht wie Harz oder Leim aus. Lobel und Pena erwähnen in ihren Wahrnehmungen ein ſolches durchſichtiges Scammonium.

Das Scammonium aber, ſo man uns itzt bringt, beſteht aus dicken, undurchſichtigen und aſchgrauen Stücken. Die Art und Weiſe, wie man es ſammlet, iſt unbekannt: es iſt aber wahrſcheinlich, daß der Saft, woraus dieſe Stücke beſtehen, ſowohl durchs Ritzen als durchs Auspreſſen der Wurzel geſammlet werden. Daher findet man eine ſolche Verſchiedenheit der Farbe in einem und eben demſelben Stücke.

In der chemiſchen Unterſuchung giebt das Scammonium etwas von einer ſcharfen und dünnen Feuchtigkeit, ſo in der Deſtillation zuerſt aufſteigt und keine Merkmaale weder des Sauren noch des Alkali giebt; hernach ſehr wenig von einer ſauren und urinöſiſchen Feuchtigkeit; endlich viel dickes und brenzlichriechendes Oel, wenig Erde und fixes Salz. Hieraus erwächſt ein gummöſes und harziges Zuſammengeſetztes; doch ſo, daß aus ſechs Unzen Scammonium fünf Unzen Harz mit Weingeiſt ausgezogen werden. Der größte Theil löſt ſich alſo im Weingeiſt auf; und es bleiben nur einige ſchleimichte, ſalzigt-erdigte Theile zurück. Die ganze Subſtanz aber wird von wäſſrichten Feuchtigkeiten

aufgelöſt, welche nach der Auflöſung, wegen der harzigen Theile, die mit den ſalzigten und wäſſerichten vermiſcht ſind, eine Milchfarbe bekommen.

Die Griechen und Araber haben das Scammonium gekannt und gebraucht. Meſue hält es für das ſtärkſte Purgiermittel, ſo daß, wenn er ſchlechtweg Purgiermittel ſagt, man das Scammonium darunter verſtehen muß. Oribaſius nennt es die heftigſte unter allen purgierenden Arzneyen. Jedoch hat Galen im Buche von den Kräften der einfachen Arzneymittel das Scammonium nicht erwähnt, da er doch anderwärts oft davon redet.

Die neuen Schriftſteller ſtimmen über die Kräfte des Scammoniums mit den Alten überein, und brauchen es eben ſo häufig, die gallichten und ſchleimichten oder wäſſerichten Feuchtigkeiten aus den äußerſten Theilen des Körpers abzuführen. Man lobt ſeine Wirkungen in kalten und feuchten Naturen, wider Wechſelfieber und unverdauete Säfte: man räth es aber mehr für ſtarke und erwachſene Perſonen; weniger für Kinder, ſchwache, Kindbetterinnen, ſchwangere, hitzige Temperamente und Fieber, oder andre Krankheiten von hitziger Natur.

Es ſcheint mir aber, daß das Scammonium auf zweyerley Art purgiere; erſtlich, indem es durch ſeine ſcharfen und fixen Theile die Häute des Magens und der Gedärme ſich zuſammen zu ziehen reizt; hernach auch dadurch, daß es vermittelſt ſeiner ſcharfen, flüchtigen und ölichten Theile die

Ner-

Nerven reizt, und alſo die Drüſen der Eingeweide des Unterleibes ein wenig ausdrückt. Uebrigens löſt es das Blut und die ſchleimichte Lymphe nicht ſo gut auf, wie die Manne, die Jalappe und die andern hydragoga; daher führt es keine ſolche Menge dünnes und flüßiges Serum ab. Fernel beſchreibt im Methodo medendi, Lib. 5. Cap. 9. dieſe Wirkung des Scammoniums ſehr richtig und ſchön. Es zieht, ſagt er, die dünne und citrongelbe Galle, und zugleich ein gelbes Waſſer und die ſeröſen Feuchtigkeiten aus dem Körper. Da nun ſeine Kraft heftig und nicht zu hemmen iſt: ſo führt es zwar die Säfte aus den entfernteſten Theilen ſehr geſchwind ab: jedoch reißt es die dicken, ſchleimichten oder gallichten Säfte nicht loß, die den Eingeweiden feſt anhängen; ſondern indem es ſeine Wirkung übereilt und ſchleunig thut, nimmt es zwar die dünnen und flüßigen Feuchtigkeiten mit ſich fort; ſo wohl aus dem Unterleibe, wie in den Waſſerſüchtigen, als auch aus den Adern und den obern Theilen des Körpers: daher geſchieht es, daß man wenig Urin läßt, wenn man Scammonium genommen hat.

Allein, da alle Purgiermittel dem Körper ſchädlich ſind, ſo iſt das Scammonium, als das ſtärkſte, auch das gefährlichſte. In der That, die Aerzte melden viel und große Beſchwerlichkeiten davon: unter welchen man demſelben hauptſächlich fünf bis ſechs Fehler vorwirft. Erſtlich iſt es ein unſicheres Mittel, deſſen Wirkung ſehr ungewiß iſt: denn

bisweilen erregt eine kleine Doſis ein übermäßiges Purgieren, und im Gegentheil eine gehörige und abgemeſſene Doſis iſt oft ohne alle Wirkung. Zweytens verurſacht es ſo heſtige Blähungen, daß ſie den Magen angreifen und Ekel verurſachen. Drittens entzündet ſeine große Schärfe die Theile; dieſes machts, daß es einen unauslöſchlichen Durſt und ein Fieber erregt, inſonderheit ſolchen, die der Verſtopfung der Eingeweide und der Fäulniß der Säfte unterworfen ſind. Zum Vierten öffnet es auch durch ſeine Schärfe die Adern, ſo, daß ein übermäßiges Purgieren, welche hypercatharſis genennet wird, darauf erfolgt. Zum fünften frißt es durch eben dieſe Schärfe die Gedärme und übrigen Eingeweide an, und verurſacht die rothe Ruhr oder den Zwang des Maſtdarms. Zum ſechſten ſchadet es vermöge einer gewiſſen beſondern Bösartigkeit den vornehmſten Theilen des Körpers, und verletzt das Herz, den Magen und die Leber.

Man kann aber dieſe Fehler des Scammoniums durch einige Vorſichtigkeit verbeſſern: Erſtlich wenn man daſſelbe zu rechter Zeit verordnet; das iſt, entweder zu Anfang der Krankheit, wenn die Materie in Bewegung iſt; und alsdenn muß man das Scammonium ſogleich geben, ſonſt muß man warten, bis die Säfte gekocht und flüßig geworden ſind. Zweytens, wenn man es in gehöriger Doſi giebt. Drittens, wenn man es ſorgfältig präparirt hat.

Die Schriftſteller ſind über die Doſis dieſer Arzney nicht einſtimmig. Die alten Griechen pflegten die Purgiermittel mit vieler Behutſamkeit und Vorſicht, aber in großer Doſi zu geben. Wir aber ſind viel beherzter, was das Purgieren betrifft, allein furchtſamer in Anſehung der Doſis: daher erfahren wir nicht einerley Wirkung von den Purgiermitteln. In Wahrheit, unſre Körper unter dieſem Clima werden von den purgierenden Arzneyen leichter bewegt, als die ſtarken und zur Arbeit gewöhnten Griechen und die Einwohner der warmen Länder.

Dioſcorides giebt alſo, um die Galle und den zähen Schleim abzuführen, einen Scrupel Scammonium mit Meth. Paul Aegineta und Aetius ſteigen bis zu zween Scrupeln; Meſue aber giebt es nur von fünf bis zu zwölf oder funfzehn Gran. Bodäus a Stapel ſchreibt, er habe daſſelbe ſehr oft zu zwanzig bis fünf und zwanzig Gran in Violen-Syrup mit glücklichem Erfolg gegeben: Kindern aber von acht, zehn bis zwölf Jahren, zwölf bis funfzehn Gran; fünfjährigen Kindern fünf bis ſechs Gran. Wedel macht einen Unterſchied: Man giebt das Scammonium, ſagt er, entweder als das Hauptmittel, oder als ein Nebenmittel, welches durch ſeine Reizung das Purgieren befördern ſoll. In dieſer letztern Abſicht verordnet man daſſelbe zu zwey oder drey Gran: als das Hauptmittel aber zu funfzehn Gran, und einige ſteigen bis zu einem Scrupel. Endlich

hebt Fallopius den Streit wegen der Doſis des Scammoniums. Ich rathe, ſagt er, das Scammonium allezeit in ſehr kleiner Doſi, und nur ſtatt eines Reizes oder Stachels, zu geben. Einen Stachel nennt man alſo das wenige Scammonium, welches man den Purgiermitteln für Bauern und andre ſtarke Perſonen oder für Mönche zuſetzt. Was mich betrifft, ſo gebe ich das auserleſene und gehörig pulveriſirte Scammonium von zwey oder drey bis zu zehn oder zwölf Gran: aber ſehr ſelten, und nicht ohne Beſorgniß wegen der Wirkung, die allezeit ungewiß iſt. Denn wenn der Magen und die Gedärme mit vielem, dicken und zähen Schleim überzogen ſind, ſo wird das Scammonium davon verhüllt, und geht ohne Wirkung durch die Gedärme. Hingegen, wenn die Häute der Gedärme faſt von gar keinem Schleim bedeckt werden, ſo hängt ſich das Scammonium an die Falten des Magens und der Gedärme, und reizt durch ſeine harzichten Theile die Faſern der Häute; ſo, daß es krampfichte Zuſammenziehungen, Entzündungen und Geſchwüre verurſacht; daher erfolgen auch auf eine kleine Doſis übermäßiges Purgieren, Zwang des Maſtdarms und rothe Ruhren.

Da das Scammonium, wie wir ſchon geſagt haben, eine harzichte und gummöſe Subſtanz iſt, in welcher das Harz die Oberhand hat: ſo löſet ſich daſſelbe in wäſſerichten Feuchtigkeiten nicht völlig auf; ſondern der harzichte Theil ſetzt ſich nach

und

und nach zu Boden. Aus dieſer Urſache kann man es in wäſſerichten Feuchtigkeiten aufgelöſt nicht mit Sicherheit geben. Man nimmt es daher oft in Form eines Boli oder als Pillen; ſelten aber in Tränkchen; und alsdenn verdünnt man es zuvor in einem Spiritu oder Oel, oder mit Salzen.

Man hat überdieſes viele Verbeſſerungen und Präparationen ausgedacht, um die Schärfe und die übrigen Fehler des Scammoniums zu dämpfen.

Die erſte Art, das Scammonium zu verbeſſern, beſchreibt Galen im Buche von den Kräften der Nahrungsmittel. Man nahm das Mark und die Saamen aus einer Quitte, und füllte die Höhle mit Scammonium: hernach überzog man die Quitte um und um mit einem Teig aus Mehl und Waſſer; man ließ ſie backen und gab ſie dem Kranken zu eſſen. Heut zu Tage wirft man gemeiniglich das Mark weg und behält das gebackene Scammonium. Andre behalten das Mark und werfen das Scammonium weg: andre folgen dem Galen und behalten beydes.

Jedes präparirte Scammonium wird gegenwärtig in den Apotheken Diacrydium oder Diagrydium genannt, und man unterſcheidet es durch dieſen Namen von dem rohen Scammonium. Die Präparation aber, von welcher wir geredet haben, heißt Quitten-Diagrydium, Diagrydium Cydoniatum.

Die alten dämpften auch das Scammonium mit Schleim von einer Ptiſane, wie man beym Galen an oben angezeigten Orte ſehen kann. Meſue läßt das Scammonium mit Möhren-Saamen, Fenchel und Galgant unter Kohlen oder in einem Ofen backen. Valerius Cordus gießt Violen-Oel drüber und läßt es maceriren; hernach thut er es in eine ausgehöhlte Quitte, die er mit Mehl-Teig bedeckt, und läßt es backen: endlich gießt er Quitten-Saft darauf, welchen man vorher über Myrobalanen gegoſſen hat, worauf es an einem warmen Orte nach und nach trocknen muß. Einige vermiſchen das Scammonium mit dem ausgepreßten Quitten-Safte, und laſſen es nach und nach abdampfen.

Die Neuern aber haben die bösartige Eigenſchaft des Scammoniums durch Süßholz-Saft oder Schwefel zu verbeſſern geſucht: daraus entſteht das Süßholz-Diagrydium und das geſchwefelte. Das erſte wird bereitet, indem man eine genugſame Menge Süßholz in gemeinem Waſſer kocht, welches hernach durchgeſeigt und bis zur Honig-Conſiſtenz verdickt wird. Alsdann thut man von auserleſenem und wohl pulveriſirten Scammonium, ſo viel als genug iſt, dazu, und trocknet es unter beſtändigem Umrühren im Waſſerbade bis zur Conſiſtenz eines Extracts.

Das geſchwefelte Diagrydium wird auf folgende Art gemacht: Man breitet geriebenes Scammonium über Löſchpapier, ſetzt es dem Schwefel-Rauch über

über glüenden Kohlen aus und rührt es mit einem Spatel beſtändig um, bis das Scammonium durch die Hitze zu ſchmelzen ſcheint. Je mehr das Scammonium vom Schwefel-Rauch iſt durchdrungen worden, für deſto beſſer wird dieſe Präparation gehalten.

Dieſes geſchwefelte Diagrydium iſt die Baſis eines ſehr gerühmten und gebräuchlichen Pulvers in den Apotheken. Man nennt es Pulvis de tribus, wegen dreyer Arzneymittel, woraus daſſelbe beſteht. Es heißt auch Pulver des Grafen von Warwick, weil es Robert Dudley, Graf von Warwick, erfunden hat; und Cornachins-Pulver weil es Marcus Cornachini, Profeſſor der Medicin auf dem Gymnaſio zu Piſa ſehr gerühmt hat, in ſeinem Tractat: Methode, wornach alle Krankheiten des menſchlichen Körpers, die von der überflüßigen Menge der Säfte oder von deren ſchlimmen Beſchaffenheit entſtehen, ſicher, geſchwind und angenehm zu curiren ſind. Dieſes Pulver iſt aus geſchwefeltem Scammonium, ſchweißtreibendem Spießglaſe und Cremor Tartari zuſammengeſetzt. Die Doſis iſt nach dieſem Schriftſteller in Anſehung der ſchädlichen Säfte verſchieden: denn er verſchreibt das Diagrydium von ſechs bis zu zwey und zwanzig Gran; das ſchweißtreibende Spießglas von vier bis zu zwanzig Gran; den Cremor Tartari von zween bis ſechs Gran. Gegenwärtig aber haben die Apotheker zu Paris dieſes Pulver in ihren Officinen: es beſteht aus gleichen Theilen

Diagrydium, ſchweißtreibendem Spießglas und Cremor Tartari. Auf dieſe Weiſe iſt die Doſis ſicherer und leichter nach den verſchiedenen Altern und Temperamenten einzurichten; indem man weis, wie viel Scammonium jede Doſis, die man von dieſem Pulver verſchreibt, enthalte. Man verordnet es von ſechs bis neun Gran für ſäugende Kinder; für erwachſene Perſonen von einem Scrupel bis zu einer halben Drachme. Cornachini lobt daſſelbe als eine Panacee, alle Krankheiten zu vertreiben oder zu verhüten. Er giebt es in Wechſel- Fäulniß- und hitzigen Fiebern, wider das Delirium ohne Fieber; wider die Cholera, Waſſerſucht, Gicht, Pocken, Würmer, Durchfälle, wider die rothe Ruhr und das Seitenſtechen. Allein, zu viel iſt ungeſund. Denn man muß beym Gebrauch dieſes Pulvers eben die Behutſamkeit gebrauchen, als bey dem Scammonium ſelbſt und bey den andern Purgiermitteln. Jedoch muß man geſtehen, daß das Scammonium, wenn es auf dieſe Weiſe präparirt worden, den oben angeführten ſchädlichen Eigenſchaften weniger unterworfen ſey. Der Medicus kann es ſicherer verſchreiben, und der Kranke kann es ohne Ekel nehmen.

Dem Fleiß der Chemiſten iſt man die Tinctur und das harzigte Extract des Scammonium, welches man uneigentlich Magiſterium nennt, ſchuldig. Die Tinctur wird gemacht, indem man das Scammonium in Weingeiſt auflöſt, und die klare [illegible]igkeit vom Bodenſatz abſondert. Das Extract

tract aber, oder das Harz bereitet man, wenn man die Tinctur bis zur Hälfte abraucht, und gemein Waſſer oder ein anderes wohlriechendes und dienliches Waſſer dazu gießt: auf dieſe Weiſe verläßt der Weingeiſt das Harz, welches er aufgelöſt hatte, und die harzichten Theilchen ſetzen ſich in Geſtalt des Terpenthins zu Boden. Man wäſcht dieſes Harz in vielerley Waſſern, und läßt es endlich an der Sonne trocknen. Das Harz aber purgiert weniger als das Scammonium, in gleicher Doſi gegeben; allein, es greift die Gedärme ſtärker an und entzündet ſie oft. Daher iſt es ſicherer, das auserleſene Scammonium als deſſen Harz zu geben; wie wir ſchon bey einigen harzigen Purgiermitteln angemerkt haben.

Man ſucht das Scammonium auch vermittelſt ſaurer Feuchtigkeiten zu verbeſſern; entweder mit Citron-Safte, indem man es in einem ſiedenden Bade auflöſt, die Solution durch Leinwand ſeigt, und bis zur Conſiſtenz eines Extracts trocknen läßt: oder man feuchtet das pulveriſirte Scammonium mit Vitriol- oder Schwefel-Geiſt an, und läßt es trocknen. Allein, dieſe Verbeſſerungen zerſtören einigermaßen die Subſtanz des Scammoniums, und vermindern folglich deſſen Wirkung. Beſſer iſts, wenn man daſſelbe mit einigen Pulvern vermiſcht, wie im Cornachin-Pulver geſchieht.

Die Art, das Scammonium zu verbeſſern, welche man in vielen pharmacevtiſchen Compoſitionen beobachtet, iſt weit vorzüglicher. Man dämpft daſſelbe mit den Säften der Pflanzen, dem Marke

ke der Früchte oder Saamen, und mit den öllichten Theilen aromatiſcher und wohlriechender Saamen. Von dieſer Art ſind die Extracta ſolutiva und die Purgier-Pillen. Man braucht das Scammonium in denſelben, entweder zur baſi und zum Grunde, oder nur um die Wirkung der andern Purgiermittel zu beſchleunigen: wobey noch zu merken iſt, daß der Gebrauch des Scammoniums in Pillen-Form nicht recht ſicher ſey, weil ſeine harzigen Theile ſich darinn nicht genugſam ausdehnen können. Man muß es daher andern Purgiermitteln nur zum Stachel beymiſchen.

Endlich will ich hier das ſehr richtige Urtheil beyfügen, welches Hecquet in ſeinem Tractat von Purgiermitteln über das Scammonium gefällt hat; nämlich, daß es kein Arzneymittel gäbe, welches mehr Ueberlegung und Behutſamkeit von Seiten des Arztes, eine gelegnere Zeit in Anſehung des Kranken, und von beyden mehrere Maaßregeln und Zubereitung erforderte.

Die Alten brauchten es äußerlich in Salben wider die Krätze und kalte Zufälle des Kopfes, die harten und ſcirrhöſen Geſchwulſten zu zertheilen und das Hüft-Weh zu lindern, wie auch auf Wolle applicirt zu Beförderung der Monatzeit. Heut zu Tage braucht man es kaum zu etwas andern als zum purgieren.

Nimm auserleſenes und fein pulveriſirtes Scammonium, acht Gran; das Gelbe vom Ey, zwo

Drach-

Drachmen. Reibe ſie eine Zeitlang in einem ſteinernen Mörſel mit einer hölzernen Keule, bis das Scammonium aufgelöſt ſey. Thue dazu eine Unze Syrup. Capill. Vener. Miſche es wohl unter einander und geuß nach und nach ſechs Unzen Gerſten-Decoct und etliche Tropfen Pomeranzen-Waſſer dazu: mache ein Laxier-Tränkchen, ſo ſich gut nehmen läßt.

Nimm pulveriſirtes auserleſenes Scammonium, funfzehn Gran; geſchälte ſüße Mandeln, vier Drachmen. Stoße ſie und reibe ſie zu einem dünnen Brey unter einander; gieß nach und nach zwölf Unzen Gerſten-Decoct dazu. Seige es durch und drücke es aus. Vermiſche damit anderthalb Unzen Violen- oder Frauenhaar-Syrup, und eine halbe Unze Zimmet- oder Pomeranzen-Waſſer. Mache eine Purgier-Emulſion, in zwo Doſes zu theilen.

Nimm pulveriſirtes Diagrydium mit Süßholz-Saft bereitet, ſechs Gran; weißen Zucker, eine Unze; Tartar. ſolubil. zwo Drachmen. Reibe es und miſche es wohl unter einander. Gieß dazu ein Pfund gemeines Waſſer, den ausgedrückten Saft von zwo Quitten und zehn Tropfen Pomeranzen-Waſſer. Mache eine Limonade zu purgieren, welche man gläſerweiſe trinken kann.

Nimm pulveriſirtes Scammonium, fünf Drachmen; Weingeiſt, ein Pfund. Laß es neun Tage digeriren und ſeige es durch Löſchpapier. De-

ſtillirte

ſtillire die Feuchtigkeit bis zur Hälfte. Wenn ſie noch warm iſt, thu ein halb Pfund weißen Zucker dazu. Mache einen Syrup, welchen man mit etlichen Tropfen Zimmet = Oel würzen kann. Die Doſis iſt eine halbe bis ganze Unze, in einer dienlichen Feuchtigkeit zn nehmen.

Nimm Scammonium, vier Scrupel; Zimmet, zwo Drachmen; Nelken, eine halbe Drachme; rectificirten Weingeiſt, ein Pfund. Laß es zuſammen neun Tage an der Sonne digeriren, und rühre es zuweilen um. Die klare Feuchtigkeit gieß nach und nach ab. Thue ein Pfund Quitten-Syrup dazu. Vermiſche es und hebe es zum Gebrauch auf. Die Doſis iſt von einer halben bis zu drey Unzen.

Nimm Diagrydium mit Süßholz=Saft bereitet, ſechs Gran; pulveriſirte Rhabarber, einen Scrupel; Quitten=Conſerve, ſoviel als genug iſt. Mache einen Bolum.

Nimm Diagrydium mit Süßholz=Saft bereitet, ſechs Gran; Jalappe, funfzehn Gran; verſüßtes Queckſilber, zehn Gran; friſches Caßien-Mark, zwo Drachmen. Vermiſche es, mache einen Bolum.

Nimm pulveriſirte Sennesblätter, Rhabarbar und Cremor Tartari, von jedem funfzehn Gran;

Dia-

Diagrydium drey Gran; Roſen-Conſerve, eine genugſame Menge. Mache einen Bolum.

Nimm geſchwefeltes Diagrydium und ſchweißtreibendes Spießglas, von jedem eine halbe Unze; eröffnenden Stahl-Safran und Zimmet, von jedem zwo Drachmen, Gummi Ammoniac, eine Unze; Wermuth-Syrup ſo viel als genug iſt. Mache eine Pillen-Maſſe. Die Doſis iſt von ſechs Gran bis zu einem Scrupel, in der Cachexie und Verſtopfung des kleinen Gekröſes.

Nimm Diagrydium mit Quitten-Saft bereitet, eine Drachme, glänzende Aloe, drey Drachmen; Alhandal-Kügelchen, zwo Drachmen; Maſtix, Muſkaten-Blüthe, von jedem eine Drachme; Safran eine halbe Drachme; Pferſichblüth-Syrup, ſo viel als genug iſt. Vermiſche es, mache Purgier-Pillen. Die Doſis iſt von zehn Gran bis zu einem Scrupel.

Nimm Diagrydium mit Quitten-Saft bereitet, verſüßtes Queckſilber, von jedem einen Scrupel, Erdrauch- und Enzian-Extract, von jedem eine Drachme. Vermiſche es, mache Pillen. Die Doſis iſt von einer halben Drachme bis zu zwoen Scrupeln.

Man braucht das Scammonium in Pilulis aggregativis ſeu polychreſtis, cochiis, foetidis, aureis,

reis, ſine quibus, meſentericis *Charas*, mercurialibus, hydropicis *Bontii*, de Sagapeno *Camilli*, Hiera diacolocynthidos Pachii, Benedicta laxativa, Diapruno ſolutivo compoſito, diaphoenico, Confectione Hamech, Electuar. de Pſyllio, Caryocoſtino, Opiata meſenterica, laxativa *Pariſ. Medicor.* Electuar. diacarthami, de Citro ſolutiuo, de ſucco Roſarum. &c.

Drit-

Dritter Artikel.

Vom Gummi-Gutt.

Die herrlichſten Geſchenke der Natur, ſagt Rolfinc in ſeinem Tractat von den Purgiermitteln, liegen oft in ſolcher Dunkelheit verborgen und werden faſt mit Füßen getreten; unterdeſſen daß mittelmäßige Sachen himmelhoch erhoben werden. Dieſes können wir von demjenigen Arzneymittel ſagen, wovon wir itzt handeln, und welches man mit vielen Namen beehrt hat, die es aber wenig verdient.

Das Gummi-Gutt, Gummi Gutta, Gummi Gotta, Gummi Guttae, Gummi Gitta, Gummi Gamandrae, Gummi de Gamandra, Gummi de Goa, Gummi de Peru, Gummi Peruanum, Gummi de Jemu, Gummi laxativum, Guttu Gamandra, Gutta Gamu, Gutta Geman, Ghitta Jemou, Catta Gamma, Catta Gemu, Gutta ad podagram, Scammonium orientale, Chryſopum, Cambodium et Cambogium, *Off.* franz. Gomme Gutte; iſt ein getrockneter harziger und gummöſer Saft, verbrennlich, dicht, hart, glänzend, undurchſichtig, ſafrangelb, in runde Maſſen oder cylindriſche Stangen formirt, ohne Geruch und beynah auch

Geſchmack. (Wenigſtens, wenn man das Gummi Gutt koſtet, hat es anfangs keinen andern Geſchmack als das arabiſche Gummi; ein wenig darnach aber läßt es eine gelinde Schärfe nebſt einiger Trockenheit im Halſe zurück. Es löſt ſich im Weingeiſt wie im Waſſer auf, welches es milchicht oder vielmehr trüb und gelb macht. Einige zweifeln, ob es eine wahre Auflöſung ſey, oder nur eine Trennung der Theile; weil dieſe ſich kurz darauf zu Boden ſetzen und das Waſſer klar laſſen.

Man bringt das Gummi Gutt aus Cambaya, Siam, China, wie auch aus einigen Americaniſchen Provinzen. Die vielen Namen hat es erhalten, theils weil es die Gicht, franzöſiſch Goutte genannt, heilen ſoll, theils wegen des Landes Cambaya, Cambodja oder Cambogia, nachdem, daß es verſchiedene Nationen ausſprechen.

Den Alten iſt es völlig unbekannt geweſen, und es iſt nur ſeit wenig Jahren bekannt worden und in Gebrauch gekommen, jedoch mehr bey den Mahlern, als bey den Aerzten. Im Jahr 1603 iſt es zuerſt dem Cluſius überſchickt worden; hernach hat man es nach und nach in Europa zu gebrauchen angefangen. Man wählt das reine, welches weder mit Sand noch andern Unreinigkeiten vermiſcht, falb oder ſafrangelb iſt, im Feuer brennt und dem Speichel oder dem Waſſer eine gelbe oder dem Schwefel ähnliche Farbe giebt.

Ueber den Urſprung dieſes Saftes ſind die Schriftſteller lange Zeit ungewiß geweſen. Carl Cluſius muthmaßt, es ſey der Saft des Euphorbii. Andre glauben, daß es der ausgepreßte und verdickte Saft der friſchen Rhabarbar ſey: andre der Beidelſar-Saft des Proſper Alpin. Einige wollen, daß es ein aus Wolfsmilch und Scammonium zuſammengeſetzter Saft ſey. C. Bauhin, im Pinace, hält dafür, es ſey der ausgepreßte Saft des Indianiſchen Wunderbaums. Jo. Carl Roſenberg. P. 2. Rhodolog. C. 22. verſichert, das Gummi Gutt fließe aus den geritzten Wurzeln des Wunderbaumes, und man färbe daſſelbe mit Indianiſchen Safran, worauf man es trocknen ließe. C. Hofmann muthmaßt, es ſey der Saft aus den Saamen des Wunderbaumes, und man färbe denſelben mit Rhabarbar-Safte. Jacob Bontius, im neunten Kapitel von der Medicin der Indianer, ſagt, dieſer gelbe Saft flöße in Cambodia, einem Lande nahe an China, aus einer Pflanze, die einer Art Wolfsmilch ähnlich und ſo hoch wäre, daß ſie den höchſten Bäumen gleich käme, und wie der Epheu, dieſelben umſchlänge. Allein, Bontius ſcheinet hier nach anderer Bericht zu reden, und er ſelbſt hat die Pflanze, welche das Gummi Gutt giebt, niemals geſehen: denn dieſer Saft kömmt aus zwoen Bäumen, welche Carcapulli genannt werden.

Der erſte von dieſen Bäumen heißt Carcapulli, *Acoſt. Hiſtor. Aromat.* Cap. 46. Coddam-Pulli,

Hort. Malabar. T. I. 41. Ghoraka Cingalenſibus dicta, *Herm. not. ad Hort. Malabar.* Es iſt ein hoher, ausgebreiteter und zweigichter Baum, deſſen Wurzel dick iſt und ſich über und unter der Erde mit vielen Aeſten weit umher ausbreitet. Der Stamm iſt zehn bis zwölf Fuß dick; das Holz weißlich, die Rinde inwendig auch weißlich, von auſſen röthlich und mit einer ſchwärzlichen Schale überzogen. Die Blätter ſtehen paarweis auf kleinen Stielen, und ſind länglich rund, in der Mitte breiter, an beyden Enden nach und nach ſchmäler; die Spitze iſt ein wenig eingebogen, der Rand ein wenig nach auſſen zu gekrümmt. Sie ſind dick und feſt, oben dunkelgrün und glänzend, unten heller, in der Mitte mit einem Nerven und übrigens mit einigen ſchräg zum Rande laufenden und unten hervorragenden Adern verſehen und von bitterm Geſchmack. Die Blumen ſitzen oben an den Zweigen auf ſehr kurzen Stielen; ſie ſind fleiſchfarbig und gelblich, ohne Geruch, ſäuerlich, aus vier runden, ein wenig länglichen und ausgehohlten dichten und dicken Blättern ohne Adern. In der Mitte der Blumen zeigt ſich die junge Frucht in Geſtalt eines grünen Knopfs, welcher durch Streifen in Acht längliche Seiten getheilt und oben mit einem kleinen nabelförmigen Körper beſetzt iſt; dieſer beſteht aus weißlichen Knoſpen: rings herum ſtehen gerade und weißliche Staubfäden mit gelbrothen Staubſachen. Der Kelch beſteht aus vier blaſſen und ausgehöhlten Blättern. Die Früchte hängen an

Zoll

Zoll langen Stielen, und ſind rund, von der Größe einer Pomeranze, mit acht, neun bis zehn hervorragenden Ribben und oben mit einem kleinen Knopfe verſehen, welches auch geſtreift iſt. Dieſe Früchte ſind anfangs grün, hernach gelblich; wenn ſie reif geworden, ſind ſie weißlich und haben einen ſäuerlich ſüßen Geſchmack. In der Mitte ihres Marks liegen längliche, gedrückte, einen Zoll dicke und dunkelblaue Saamen.

Die andre Art heißt Carcapulli, *Linſchot.* Carcapulli, *de Bry.* Kanna-Ghoraka, id eſt, Ghoraka dulcis Cingalenſibus, *Herm. not. ad. Hort. Malabor.* Dieſer Baum unterſcheidet ſich von dem erſtern durch die Blüthe und Frucht, welche ſüß, rund und von der Größe einer Kirſche iſt: übrigens ſind ſie einander völlig gleich.

C. Bauhin begreift im Pinace dieſe beyden Bäume unter einerley Art, doch falſch. Dieſe beyden Bäume, ſagt P. Herrmann geben aus dem geritzten Stamme das Gummi Gutt. Dasjenige aber, ſo aus dem Kanna-Ghoraka fließt, iſt beſſer; denn es iſt gelinder. Sie wachſen in Cambaya, China, und auf der Inſel Zeylan.

Richer hat in einigen Americaniſchen Gegenden, beſonders aber in der Inſel Cagenna einen Baum von der Größe einer Eiche gefunden, welcher Gummi Gutt fließen ließ. Ob es aber ein

 Baum,

Baum, wie die vorhergehenden, oder ob er davon unterſchieden ſey, das kann ich nicht beſtimmen.

Paul Hermann meldet in ſeinem Manuſcript der Materia Medica, daß aus den obbenannten Bäumen, wenn man ſie ritzt, ein milchichter und gelber Saft fließe, welcher ſich zuerſt durch die Sonnenwärme verdickt, und, wenn man ihn mit den Händen drücken kann, in große runde Maſſen oder cylindriſche Stangen formirt wird, die man hernach völlig trocknet.

Arnold Syen glaubt in ſeinen Commentariis in Hortum Malabaricum, daß man dieſe Art des Gummi Gutt von dem gemeinen Gummi Gutt unterſcheiden müſſe, von welchem er glaubt, daß es aus der Pflanze des Bontius, die der Indianiſchen Wolfsmilch ähnlich iſt, geſammlet werde. Allein wir verlaſſen uns hierinn auf den P. Hermann, als einen Augenzeugen, mehr, als auf Syen.

Das Gummi Gutt wird bey den Indianern in der Medicin nicht gebraucht; ſie bedienen ſich deſſelben nur zur Mahlerey. Sie löſen es in Lein-Oel auf; und wenn ſie verſtopften Leib haben, trinken ſie dieſe Farbe. Man bringt die trocknen Früchte des Coddampulli, aus Malabarien in die andern Provinzen. Man bedient ſich derſelben in den Speiſen, und die Einwohner erheben dieſe Früchte

ſehr

ſehr zur Cur der Krankheiten: allein, unter allen Tugenden, welche die Erfahrung davon beſtätiget hat, iſt dieſe die vornehmſte, daß ſie den weiſſen Fluß, von was für Art er auch ſey, hemmen, beſonders in denen, die ſich dieſes Uebel durch allzuſtarke Uebung im Liebeswerke zugezogen haben. Es iſt unterdeſſen wundernswürdig, daß die Frucht eine zuſammenziehende, und der Saft ebendeſſelben Baumes eine purgierende Kraft beſitzt.

In der chemiſchen Unterſuchung haben zwey Pfund Gummi Gutt zuerſt zwo Unzen und zwo Drachmen einer etwas trüben, ſäuerlichen und herben Feuchtigkeit gegeben, die den Geſchmack und Geruch der bittern Mandeln hatte: drey Unzen, eine Drachme und achtzehn Gran röthliche, ſaure, herbe und auf der Zunge beißende Feuchtigkeit: zwo Unzen, drey Drachmen und ſechs Gran braune, ſowohl ſaure als urinöſiſche Feuchtigkeit: vier Unzen, zwo Drachmen und ſechzig Gran helles, flüßiges und braunes Oel: eine Unze und vier Drachmen dickes Oel, ſchwerer als das Waſſer. Die in der Retorte übriggebliebene lockere und ſchwammichte ſchwarze Maſſe wog eilf Unzen und ſechs Drachmen, welche nach einer acht und dreyßigſtündigen Calcination im Schmelztiegel eine Unze, fünf Drachmen und vier und zwanzig Gran graue Aſche gegeben, woraus man vier und zwanzig Gran fixes ſalzigtes Salz durchs Auslaugen gezogen hat. Der Verluſt der Theile hat in der Deſtillation ſechs Unzen, vier

Drachmen und ſechzig Gran, in der Calcination aber acht Unzen und acht und vierzig Gran betragen.

Wenn man das Gummi Gutt an die Flamme hält, ſo entzündet ſichs und giebt eine helle Flamme, wie die Harze, mit vielem Rauche. Es löſt ſich im Weingeiſt auf, aber nicht gänzlich: denn ohngefähr der ſechſte Theil bleibt unaufgelöſt liegen, nämlich der gummöſe, welcherſich im heißen Waſſer oder im Weinſtein-Oel geſchwind auflöſt. Es wird auch von wäßrichten Feuchtigkeiten aufgelöſt, und verwandelt ſich in eine weißliche oder gelbliche Milch; allein, es löſt ſich nicht gänzlich darinn auf: denn die harzichten Theile begeben ſich nach und nach auf den Boden des Gefäßes, und das Waſſer bleibt klar. Hieraus ſieht man, daß dieſer Saft ein ſalzigt ſchweflichtes oder harzigtes und gummöſes Zuſammengeſetztes ſey. Es beſteht nämlich aus einem feinen Schwefel, welcher dem zuerſt übergehenden Waſſer die Bitterkeit und den Geruch giebt; aus einem groben Schwefel, welcher nur vermittelſt eines ſtarken und offnen Feuers aufſteigt und ſich von der Erde trennt; endlich aus einem weinſteinartigen und ein wenig ammoniacaliſchen Salze, ſo ſich vermittelſt der Deſtillation theils in ſaures theils in urinöſiſches Salz zertheilt. Die wäßrichte Solution des Gummi Gutt bekömmt, wenn man Weinſtein-Oel per deliquium oder Kalchwaſſer hinein gießt, eine blutrothe Farbe; weil die harzigten Theile ſich entwickeln, wie man in der Auflöſung

des

des mineraliſchen Schwefels vermittelſt einer ſtarken alkaliſchen Lauge ſehen kann.

Ich glaube, daß die purgierende Kraft des Gummi Gutt von der feinen ſchweflichten Subſtanz, die mit einem gewiſſen Theile flüchtiger Salze vermiſcht iſt, abhänge; in ſo weit nämlich dieſe ſalzigt ſchweflichten Theilchen durch den Magen-Saft entwickelt und von den groben und fixen principiis getrennt werden, ſo, daß ſie die Häute des Magens und der Gedärme reizen, in die Oeffnungen der Nerven dringen und ſie erſchüttern: wodurch Ekel, Brechen und Stühle verurſacht werden.

Einige haben geglaubt, dieſes Gummi enthalte einen Ueberfluß von alkaliſchem Salze; weil die wäßrichte Solution, wenn ſie mit Violen-Syrup vermiſcht wird, eine grüne Farbe bekömmt. Allein, dieſe Farbe rührt nicht von einem in dieſem Gummi befindlichen Alkali her; ſondern ſie entſteht aus der Vermiſchung der gelben und blauen Theilchen, die in dieſer Feuchtigkeit zuſammen kommen: welches die Mahler täglich erfahren, wenn ſie gelbe und blaue Pulver unter einander miſchen; ſowohl als die Phyſici, wenn ſie gelbes und blaues Glas mit einander verbinden.

Das Gummi Gutt gehört unter die ſtarken Purgiermittel, welche das Waſſer abführen. Es

evacuirt hauptſächlich die dünnen ſeröſen und gallichten Säfte von oben und unten, und zwar ſehr ſchleunig; denn es bleibt nicht lange Zeit im Körper, und purgiert ohne Beſchwerlichkeit oder Bauchgrimmen. Daher braucht man daſſelbe zum öftern in der Waſſerſucht, Cachexie, im Huſten und kurzen Athem, wider Engbrüſtigkeit, Gelbſucht, Catarrhe, Gicht, Krätze und andre dergleichen Krankheiten. Einige ſind im Gebrauch dieſes Purgiermittels anfangs furchtſam geweſen, weil ſie ſeine Heftigkeit gefürchtet haben. Unter dieſen war Gregorius Horſtius, welcher im neunten Abſchnitt ſeiner Briefe glaubt, man müſſe ſich des Gebrauchs dieſes Mittels enthalten, damit man nicht mit großen Schmerzen andre Verſuche machen dürfte. Als er aber nachher erſter Medicus in Ulm geworden war, fieng er vom Gummi Gutt gelinder zu urtheilen an, und veränderte vieles, was er davon geſagt hatte. Andre haben kein Bedenken getragen, nachdem ſie glückliche Wirkungen dieſes Arzneymittels erfahren, daſſelbe oft und häufig zu verordnen, ſelbſt Kindern, Greiſen, Schwangern und Lungenſüchtigen. Philipp Hechſtetter, ein Arzt zu Augſpurg hat innerhalb neun Jahren viel Pfund Gummi Gutt verſchrieben, und daſſelbe unzähligen Kranken gegeben. In der That, wer dieſes Purgiermittel mit Behutſamkeit und zu rechter Zeit zu verordnen weis, derſelbe wird dieſen Vortheil darinn finden, daß es weder Geſchmack noch Geruch hat, in kleiner Doſi

gegeben wird, und ſeine Wirkung in kurzer Zeit thut, daß es ferner die ſchleimichten und zähen Säfte, in was für einem Theile des Körpers ſie auch ſtecken und feſt anhängen mögen, mit Gewalt auflöſt und zertheilt, und diejenigen ſo im Magen befindlich ſind, durchs Brechen austreibt, die andern aber durch Stühle ſehr häufig abführt.

Die Schriftſteller ſchreiben verſchiedene Doſes vor. Die Americaner laſſen, wie Nicol. Monard erzählt, ein Stück von dieſem Gummi, einer Haſelnuß groß oder ohngefähr zwo Drachmen in einer wäßrichten Feuchtigkeit die Nacht über maceriren, des Morgens ſeigen ſie es durch und trinken das durchgeſeigte. Es löſt ſich zwar das ganze Stück nicht auf; nichts deſtoweniger würde für uns dieſe Doſis dennoch zu ſtark ſeyn. Die Naturen ſind verſchieden, ſo wie ein Land von dem andern unterſchieden iſt. Die ſtarke Natur der Americaner widerſteht der Gewalt der Purgiermittel mehr, als unſre. Man verſchreibt das Gummi Gutt von zween, fünf bis ſieben, aufs höchſte bis funfzehn Gran, obgleich Cluſius bis zu zwanzig Gran ſteigt. Ich habe das Gummi-Gutt öfters von zween bis vier Gran gegeben, ohne daß es Brechen verurſacht hätte: einige, ſo vier Gran genommen, haben Magenſchmerzen empfunden, allein es iſt nur ſehr wenigen wiederfahren. Wenn man aber dieſe Doſis viele Tage nacheinander wiederholt, ſo erfolgt nach dem erſten oder

zwey-

zweytenmal kein Brechen mehr. Von vier bis zu acht oder zehn Gran führt das Gummi Gutt von oben und unten gelind, häufig und ohne einige Heftigkeit ab: wenn man es in dieſer Doſi giebt, hat es keiner Verbeſſerung nöthig, inſonderheit, wenn es mit vieler Feuchtigkeit verdünnt und vertheilt wird. Giebt man es in Form eines Boli oder in Pillen, ſo verurſacht es eher Brechen; ſelten aber, wenn man es mit verſüßtem Queckſilber verbindet.

Das Gummi Gutt beſitzt eben die ſchädlichen Eigenſchaften, die man von den heftigen Purgier-Mitteln zu befürchten hat; nämlich, daß es den Magen gewaltig angreift, und Brechen und übermäßiges Purgieren verurſacht: welchen Zufällen vorgebeugt wird, wenn man eben die Vorſichtigkeit gebraucht, die man bey Verordnung der andern Purgier- und Brech-Mittel zu beobachten pflegt.

Wenn Philipp Hechſtetter das Brechen verhindern und dieſe Arzney dem Magen zuträglicher machen will, ſo thut er Birken-Waſſer nebſt etlichen Tropfen vom Vitriol-Sauren dazu. Andre ſuchen durch Vitriol-Saures, Citronen-Saft, Quitten-Saft, Schwefel-Rauch, Zimmet-Muſcatenblüth-oder andern Oelen, mit Zimmet-Waſſer, oder mit Syrupen und Salzen das Gummi

Gutt

Gutt zu verbeſſern. Allein, dadurch wird nicht verhindert, daß die im Magen befindliche Materie nicht durchs Brechen ausgeleeret würde. Ueberdieſes braucht es auch keiner Verbeſſerung, wie ich ſchon erinnert habe; wofern man es nur in gehöriger Doſi und mit genugſamer Feuchtigkeit giebt. Diejenigen aber, deren Natur zum Brechen ſchwer zu bewegen iſt, oder die es nicht gewohnt ſind, müſſen ſich dieſes Mittels ganz und gar enthalten.

Die Chemiſten bereiten ein Harz und ein Magiſterium aus dieſem Safte: Dieſe Präparationen aber ſind unnütz und verurſachen mehr Schaden als Nutzen: denn die Harze aus den Purgiermitteln führen weniger ab und zünden eine größre Hitze in den Eingeweiden an.

Hechſtetter hat auch bemerkt, daß das Gummi Gutt allein und natürlich genommen, beſſer wirkt, als wenn es mit andern Purgiermitteln vermiſcht wird; und daß es in Pillen eine ſchwache, in der Infuſion aber eine ſtärkere Wirkung thut.

Nimm Gummi Gutt, ſieben Gran. Löſe ſolches in zwölf Unzen Gerſten-Decocts auf: thue zwo

Unzen

Unzen Violen-Syrup hinzu. Mache einen grünen Trank, in zwo Doſes zu theilen, in der allgemeinen Waſſerſucht (anaſarca) und Anhäufung der ſeröſen Säfte.

Nimm Gummi Gutt, ſechs Gran; gemein Waſſer, ſechs Unzen; den ausgepreßten Saft einer Citrone; feinen Zucker, eine halbe Unze. Vermiſche ſie, mache eine Purgier-Limonade.

Nimm Calabriſche Manna, anderthalb Unzen. Löſe ſie in ſechs Unzen kochenden Waſſers auf. Im Durchgeſeigten löſe vier Gran Gummi Gutt auf; gieß eine halbe Unze Zimmet-Waſſer dazu. Mache einen Purgier-Trank.

Nimm vom Gummi Gutt ſechs Gran; Calabriſche Manna, anderthalb Unzen. Löſe ſie in ſechs Unzen Endivien-Waſſer auf; thu drey Tropfen Vitriol-Saures und eine halbe Unze Citron-Geiſt dazu. Mache eine Potion.

Nimm Gummi Gutt, vier Gran; Nuß- und Pomeranzen-Waſſer, von jedem drey Unzen;

feinen Zucker, eine halbe Unze. Mache ein Purgier-Tränkchen.

Nimm Gummi Gutt, ſieben Gran; verſüßtes Queckſilber, zehn Gran; Roſen-Conſerve ſoviel als genug iſt. Vermiſche es, mache einen Bolum wider die Krätze und andre Krankheiten der Haut.

Nimm Gummi Gutt, ſechs Gran; Zimmet-Eläoſaccharum zwo Drachmen. Mache ein Purgier-Pulver.

Nimm Gummi Gutt, zehn Gran; Wachholder-Oel, zween Tropfen; Mithridat ſoviel als genug iſt. Mache Purgier-Pillen.

Nimm pulveriſirte Jalappe, zwölf Gran; Gummi Gutt, vier Gran; Cremor Tartari, eine halbe Drachme; Syrup von Wegdorn-Beeren, ſoviel als gnug iſt. Mache einen Purgier-Biſſen.

Man

Man braucht das Gummi Gutt zum Electuario antihydropico *Charas*, Extracto catholico *Sennerti*, Extracto catholico & cholagogo *Rolfincii*, zu den Pilulis hydropicis *Bontii* Pilulis de Gummi Gutta *Lemort*, Pilulis de Gutta Gamandra *Pharmac. Londinenſ.*

Vierter Artikel.

Vom Mohnſaft.

Der Mohnſaft, Opium & Meconium *Offic.* Ὄπιον & Μηκώνειον, *Graecor.* Affion und Amſion, *Arabum*, iſt ein verdickter Saft, welcher harzigt und zugleich gummigt, ſchwer, dichte, zähe und verbrennlich iſt, aus dem dunkelrothen ins ſchwarze fällt, einen ſtinkenden, ſchlafmachenden Geruch und einen bittern, ſcharfen Geſchmack und die Form der Kuchen hat, welche rundlicht, platt, ungefähr einen Zoll dick, ein halb oder ganzes Pfund ſchwer und mit Mohnblättern umwickelt ſind. Man bringt ihn aus Natolien, Aegypten und Indien.

Die Araber und Apotheken haben den Thebaniſchen Mohnſaft, oder welcher in Aegypten um Theben geſammlet wurde, für den übrigen Arten angeprieſen. Heut zu Tage aber macht man keinen Unterſchied mehr. Man hält denjenigen Mohnſaft, er mag hergebracht werden wo er will, für gut, welcher rein, etwas weich, unter den Fingern zähe und verbrennlich iſt, braun oder ſchwärzlich ſieht und einen ſtarken und ſtinkenden dumm machenden Geruch hat. Man verwirſt den, welcher trocken und zerreiblich, oder verbrannt, mit Erde oder Sand vermiſcht oder mit andern Dingen verunreiniget iſt.

Die Alten machten einen doppelten Unterſchied vom Mohnſaft. Die eine Art machten die Tropfen aus, welche aus den aufgeſchnittenen Mohnhäuptern herausfloßen und Μηκωνος ὄπος oder bey den Aerzten, ſtatt des beſondern Namens, Ὄπιον genennt worden. Die andre Art hieß Μηκώνειον oder Μηκώνιον, und war ein Saft, der aus der ganzen geſtoßenen Pflanze herausgezogen und verdickt worden. Das Meconium, ſagten ſie, wäre weit träger als der Mohnſaft. Heut zu Tage aber wird nur eine Art unter dem Namen des Mohnſaftes zu uns gebracht, nämlich der Saft, welcher aus den aufgeritzten weißen Mohnhäuptern heraus tröpfelt; und man findet auch bey den Türken und zu Conſtantinopel keine andre Art, als eben daſſelbe, ſo in Kuchen zu uns gebracht wird. Die Perſer aber machen unter den, aus den verletzten Häuptern herausgelaufenen, Tropfen einen Unterſchied, und ſammlen diejenigen, ſo zuerſt herauslaufen, beſonders, welche ſie, wie wir unten ſagen werden, als ſolche, die vortrefflichere Kräfte beſitzen, hoch ſchätzen.

Die Pflanze, aus der dieſer Saft herausgezogen wird, heißt weißer Mohn, Papaver hortenſe ſemine albo, ſativum *Dioſcoridi*, album *Plinio*. *C. B. P.* 170. Die Wurzel hiervon iſt ungefähr eines Fingers dick und, wie die ganze Pflanze, voller bitterer Milch. Der Stengel iſt zwo Ellen hoch, in Flügel getheilt, gemeiniglich glatt und bisweilen ein wenig rauch. An ſelbigem wachſen Blätter, welche dem Salat ähnlich, länglich,

zackicht,

zackicht, krauſicht und meergrün ſind. Die Blume beſteht gemeiniglich aus vier Blättern, welche weiß ſind, bald abfallen und in einem Ring herumſtehen. Aus dem Kelch, welcher zweyblätterricht iſt, geht der Stempfel oder das Köpſchen, welches gleich vom Anfange mit vielen Staubgefäßen beſetzt iſt und hernach zu einer Frucht wird, welche eine Kapſel oder eine eyförmige Schaale hat, die mit einem ſtralichten Köpſchen gezieret und innwendig der Länge nach mit verſchiedenen und an den Seiten der Schaale angewachſenen Blättchen verſehen iſt, an denen unzählige kleine, rundliche, weiße Saamen hängen, die einen ölicht ſüßen Geſchmack haben. In verſchiedenen Provinzen von klein Aſien werden die Felder mit weiſſen Mohn, wie bey uns mit Waizen, beſäet. Wenn die Häupter bey der Pflanze hervor kommen, ſo werden ſie gelinde aufgeritzt; hierauf fließen einige Tropfen eines milchichten Saftes heraus, die ſie zuſammenbacken laſſen und ſammlen. Der berühmte Tournefort meldet, daß man, wenn die Häupter geſtoßen und ausgepreßt würden, eine größre Menge Mohnſaft bekäme. Allein Bellonius meldet von demſelben Stoßen und Auspreſſen nichts, noch auch Kämpfer ſagt etwas, da er von dem Mohnſaft, welcher in Perſien geſammlet wird, handelt. Bey dieſen iſt der Mohnſaft dreyerley, aber der, wie wir gleich ſagen werden, nur durch das Aufſchneiden herausgezogen worden.

In Perſien wird der Mohnſaft zu Anfange des Sommers geſammlet, indem ſie die Häupter, ſo bald reif ſind, kreuzweiſe aufritzen. Das Meſſer, welches zu dieſer Arbeit gebraucht wird, hat eine fünffache Schneide, und macht auf einen Schnitt fünf lange gleiche Wunden. Den Tag darauf wird der aus den Wunden herausgelaufene Saft mit einem kleinen Meiſel abgenommen, und in ein kleines Faß, ſo an den Unterleib angebunden iſt, gethan. Hierauf wird auf eben die Weiſe die andre Seite der Häupter verwundet, damit auch diesfalls der Saft herauskomme. Die Tropfen, welche zuerſt geſammlet werden, heißen Gobaar, werden für beſſer gehalten und haben eine größere Kraft, dem Gehirne eine Linderung zu ſchaffen, fallen aus dem weißlichen ins blaßgelbe, ſo aber, wenn ſie der Sonne lange entgegen ſtehen und austrocknen, pflegen braun zu werden. Der Saft, der nach dieſem geſammlet wird, iſt an Kraft und Werthe geringer als der erſte, hat gemeiniglich eine dunkle Farbe, oder fällt aus dem braunen ins ſchwarze. Es giebt einige, welche ſie auch zum drittenmal ſammeln, da alsdenn ſehr ſchwarze Tropfen erhalten werden, welche eine geringe Kraft beſitzen.

Den mit dem Meiſel abgenommenen und aufbehaltenen Mohnſaft bereiten ſie zu, indem ſie ihn mit ein wenig Waſſer oder Honig befeuchten, und in einer hölzernen und platten Schüſſel mit einem dicken hölzernen Spatel beſtändig und ſtark herumrühren, bis er die Dicke, Zähigkeit und den

Glanz des beſten Pechs erlangt. Endlich, wenn er lang genug geknetet worden, wird er ein wenig mit der bloßen Hand bearbeitet, in kurze Stangen gebracht und zum Verkauf ausgeſetzt, da ſie ihn alsdenn, wenn die Käufer etwas weniges verlangen, mit einer Zange abkneipen.

Der auf dieſe Art bereitete Mohnſaft wird von den Perſern Theriaack Malideh, das iſt der durch das Mahlen bereitete Theriack oder Theriaack afiuun, das iſt Mohnſaft Theriack zum Unterſchied des Theriacks des Andromachus, den ſie Theriaack faruuk heißen, genennet. Denn bey dieſen Völkern iſt der Mohnſaft die γαλήνη, ἱλαρη und εὐδία der Poeten, das iſt eine Arzney, welche dem Gemüthe Ruhe, Freudigkeit und Munterkeit bringt, mit welchem dreyfachen Lob ehemals der wider den Gift dienende Theriack des Andromachus belegt worden.

Dieſe Arbeit, den Mohnſaft zuzurichten, iſt eine beſtändige Beſchäfftigung gewiſſer Verkäufer, welche an öffentlichen Orten ſitzen und ſich damit eifrig beſchäfftigen.

Es giebt aber nicht nur eine Art, den Mohnſaft zuzurichten. Oft wird der Mohnſaft nicht mit Waſſer ſondern mit Honig geknetet, den man in ſolcher Menge zuſetzt, daß nicht allein die Trockenheit ſondern auch die Bitterkeit gemäßiget wird. Und dieſe Art wird beſonders Böhrs genennt.

Berühmter iſt diejenige Bereitung, welche aus den ſehr zart geriebenen und mit dem Mohnſaft genau gemiſchten Muscaten-Nuß, Cordamomen,

Zimmt und Muscaten-Blüten gemacht wird, von der man glaubt, daß ſie dem Herzen und dem Gehirne ſehr dienlich ſey: ſie wird Polonia, oder wie es andre ausſprechen, Pholonia, nämlich Philonium Perſicum oder Meſuae genennt. Andre, ſo die Gewürze weglaſſen, machen die Maſſe nur aus Safran und Ambra. Viele machen nach Belieben die Bereitung ſelbſt zu Hauſe zu ihrem eigenen Gebrauch.

Außer dieſen Bereitungen, welche nur in Pillen-Form genommen werden, gedenket Kämpfer einer bey den Perſern ſehr berühmten Feuchtigkeit, welche Coconar genennt und häufig und zu gewiſſen Stunden gegeben wird.

Einige machen dieſe Feuchtigkeit aus den Mohnblättern, welche ſie eine kurze Zeit mit gemeinem Waſſer kochen; andre aber machen ſie aus den geſtoßenen und im Waſſer eingeweichten Mohnhäuptern, oder indem ſie ſelbige auf einen Durchſchlag legen, einerley Waſſer ſieben oder acht mal drüber gießen und ſolche Dinge nach Belieben zuſetzen, welche den Geſchmack angenehm machen.

Die dritte Art von der Mohnſaft-Bereitung fügt Kämpfer bey, welche er Electuarium laetificans & laetificando inebrians nennet. Dieſes Electuarium, von dem auch oben dieſer Mohnſaft den Grund macht, wird von den Theriacks-Krämern und Aerzten verſchiedentlich gemacht und verſchiedenen Arzney-Mitteln zur Stärkung und Ermunterung der Lebensgeiſter beygemiſcht. Daher man verſchiedene Beſchreibungen davon findet,

deren vornehmſte und berühmteſte wir dem Haſſem-begi zu danken haben. Man ſagt von ihr, daß ſie desjenigen Gemüthe, der ſie genommen, gar wunderbare Ergötzungen verſchaffe und den Kopf mit magiſchen Gedanken und Vergnügungen erfreue.

Einige ſetzen die in Eßig eingemachten zarten Mohnhäupter als einen Confect auf.

In der mit dem weißen Mohn angeſtellten Unterſuchung ſind von fünf Pfund friſchen Blättern nebſt den Stengeln ein Pfund, ſechs Unzen, ſechs Drachmen und drey Gran Anfangs klares, gelbichtes, ſäuerliches, unangenehm riechendes und ſchmeckendes, ſtinkendes, dumm machendes Waſſer, wie man bey den zerriebenen Blättern gewahr wird; hernach zwey Pfund, funfzehn Unzen und eine Drachme klare, feuerröthlichte, ſehr ſaure, herbe und brenzlichriechende Feuchtigkeit; endlich eine Unze, eine Drachme und vier und funfzig Gran dunkelbraune, alkaliſch urinöſiſche Feuchtigkeit, nebſt etwas wenigem flüchtigen Salz, und eine Unze, zwo Drachmen und ſechs und funfzig Gran etwas dickes Oel übergegangen. Die in der Retorte übrig gebliebene ſchwarze Maſſe hat vier Unzen und drey Drachmen gewogen, welche, nachdem ſie in einem Reverberirfeuer calcinirt worden, eine Unze, drey Drachmen und acht und vierzig Gran Aſche zurück gelaſſen; woraus durch das Auslaugen vier Drachmen und ſechzig Gran fixes bloß alkaliſches Salz gezogen worden. Der Verluſt der Theile hat in der Deſtillation drey Unzen,

eine Drachme und ein und zwanzig Gran, in der Calcination aber zwo Unzen, ſieben Drachmen und vier und zwanzig Gran betragen.

Aus zwey Pfund und funfzehn Unzen von friſchen und noch nicht völlig reifen weißen Mohnhäuptern, ſo aus einer Retorte deſtilliret worden, ſind anfangs eilf Unzen, ſieben Drachmen und zween und vierzig Gran klares, ſäuerliches unangenehm und übelriechendes und ſchmeckendes Waſſer, wie man von den zerriebenen Blättern bemerket: hernach ein Pfund, dreyzehn Unzen, eine Drachme und eilf Gran anfangs klare, endlich feuerröthliche, ſaure und herbe, brenzlichriechende Feuchtigkeit; endlich drey Drachmen und vier und zwanzig Gran dunkelroth oder braune, alkaliſch urinöſiſche Feuchtigkeit mit etwas urinöſiſchen Salze übergegangen. Die in der Retorte übriggebliebene ſchwarze Maſſe hat zwo Unzen und ſechs und dreyßig Gran gewogen; welche, nachdem ſie in einem Reverberirfeuer calcinirt geworden, drey Drachmen und ein und funfzig Gran Aſche zurück gelaſſen; woraus durch das Auslaugen eine Drachme und achtzehn Gran fixes bloß alkaliſches Salz gezögen worden. Der Verluſt der Theile hat in der Deſtillation vier Unzen, ſechs Drachmen und ſieben Gran, in der Calcination aber eine Unze, vier Drachmen und ſieben und funfzig Gran betragen.

Aus dieſen Unterſuchungen erhellet, daß dieſe Theile des Mohns aus einem weinſteinartigen und ammoniakaliſchen Salze, ſo mit einander verbun-

den ſind, nebſt einem ſehr dicken Oel beſtehen; daß aber in den Häuptern weniger Erde als in den Blättern und Stengeln ſich befindet.

In der Unterſuchung des Mohnſaftes aber haben zwey Pfund von dieſem reinen Saft zwölf Unzen und zwo Drachmen ſowohl ſaure als urinöſiſche Feuchtigkeit und zwo Unzen und drey Drachmen dickes Oel gegeben. Die in der Retorte übriggebliebene Maſſe hat funfzehn Unzen und vier Drachmen gewogen, welche, nachdem ſie in einem Reverberirfeuer calcinirt geworden, zwo Unzen und ſechzig Gran braune Aſche zurück gelaſſen, woraus durch das Auslaugen vier Drachmen und fünf und vierzig Gran fixes bloß alkaliſches Salz gezogen worden. Der Verluſt der Theile hat in der Deſtillation eine Unze und ſieben Drachmen, in der Calcination aber dreyzehn Unzen, drey Drachmen und zwölf Gran betragen.

Demnach iſt in dem Mohnſaft mehr flüchtiges urinöſiſches Salz als in den Blättern oder Häuptern. Allein man findet in dem Mohnſaft nicht nur ein alkaliſch urinöſiſches Salz, ſondern auch, ein ſaures und zwar ſtarkes Salz, welches ſowohl durch die Unterſuchung bewieſen wird, als auch wenn man den aufgelöſten Mohnſaft in die Sonnenwendtinktur gießt; denn er macht dieſe Tinktur feuerroth.

Aus der Verbindung des ſowohl ſauren als alkaliſchen Salzes nebſt dem Oel entſteht eine harzichte und gummichte Subſtanz, welche im Feuer verbrennlich iſt, wovon der größte Theil im Waſ-

ſer und eine måßige Portion im Weingeiſt aufgelöſt wird. Der dicke Schwefel, ſo in dem Mohnſaft angetroffen wird, iſt ſehr leicht zur Ausdehnung geſchickt, wie aus den Deſtillationen des Mohnſaftes erhellet, als wobey der Geruch des Mohnſaftes gar ſehr verſpürt wird: und ich halte davor, daß, wie hernach wird gezeigt werden, ſeine Kraft von dieſem verdickten und zur Ausdehnung ſehr geſchickten Schwefel herkömmt.

Von den Eigenſchaften des Mohnſaftes ſind nicht alle eines Sinnes. Einige, welche erwägen, daß, wenn man den Mohnſaft zu wenigen Granen gegeben, ſelbiger den Kopf einnehme, Schlaf errege, die Empfindung des Schmerzens benehme, das Odemholen unterbreche, und den ſchlafenden Menſchen das Leben verkürze, haben ihn nicht nur kalt genennt, ſondern geſagt, daß er es im vierten Grad ſey. Andre, welche auf deſſen bittern, ſcharfen und beizenden Geſchmack Acht gehabt, haben ihn für hitzig gehalten. Eben alſo ſind auch die Meynungen von ſeiner Kraft verſchieden. Andre, welche ihn einer giftigen und dumm machenden Natur beſchuldiget, haben ihn verworfen. Andre halten ihn hoch und geben ihm viele Titel und Lobſprüche. Die meiſten unter den alten Griechen, wie Dioſcorides meldet, haben ſich für deſſen Gebrauch auch ſo gar für dem äußerlichen geſcheuet. „Selten ſind wir gehalten,„ ſagt Galenus, in ſeinem zweyten Buch von der Zuſammenſetzung der Arzneyen nach der Verſchiedenheit der Länder, (wo er von dem Kopfſchmerz handelt) „Arzney-

„mittel

„mittel von dem Mohnſaft zu gebrauchen; wenn „nämlich der Kranke wegen der Heftigkeit des „Kopfſchmerzes in Gefahr des Lebens läuft: weil „alsdenn die feſten Theile von deſſen Gebrauch „verletzt werden, dergeſtalt, daß ſie nachgehends „einer Verbeſſerung von nöthen haben. Alſo ſind „vielen die Augenarzneyen aus dem Mohnſaft ſchäd„lich geweſen, dergeſtalt, daß ſie das Auge und „das Sehen ſchwach gemacht. Auf eben die „Weiſe machen auch diejenigen Mittel, welche we„gen des heftigen Ohrenſchmerzes aus dem Mohn„ſaft zuſammengeſetzt werden, ein ſchweres Gehör. „Denn alle Arzneyen aus dem Mohnſafte machen „die Empfindung ſtumpf, und deswegen ſind wir „genöthiget, ſelbige zu gebrauchen, wo kein andres „linderndes Mittel Hülfe ſchafft.„ Dem Galenus ſind viele unter den Alten und Neuern gefolgt; Fernelius, Matthiolus, Ruellius, Tabernämontanus, Rhodius, de Renou, Zacutus Luſitanus, Quercetan, Schröder u. ſ. f. Dioſcorides aber hat deſſen Gebrauch nicht ſo ſehr geſcheuet. „Der Mohnſaft, ſagt er, wenn „man ihn in Größe der Erven nimmt, lindert den „Schmerz: er verdaut und erregt den Schlaf: „er verſchafft Hülfe beym Huſten und Bauchfluß „(Coeliaca). Allein, wenn er häufiger genom„men wird, ſo ſchadet er, weil er, indem er die „Kranken ſchlafſüchtig macht, ſelbige ums Leben „bringt. Jn Kopfſchmerzen iſt er, wenn man ihn „mit Roſen-Oel vermiſcht, ein kräftiges Mittel: „bey Ohrenſchmerzen vermiſcht man ihn mit Man-

„del-

„del-Oel, Myrrhe und Safran und tröpfelt ihn „in die Ohren. In Augenentzündungen ſchafft „er, wenn man ihn mit geröſteten Eyerdottern „vermiſcht, guten Nutzen; bey der Roſe und „Wunden iſt er mit Eſſig und in dem Podagra „mit Weibermilch und Safran gut. Wenn man „ihn als ein Stuhlzäpfchen gebraucht, ſo macht er „Schlaf.„ Unter den Neuern hat **Platerus** den lange Zeit verachteten, und, wie er ſagt, unter die Bank geworfenen Mohnſaft wiederum zu gebrauchen angefangen; ihm iſt **Franciſcus Sylvius** der Holländer, oder **de le Boe**, gefolgt, welcher geſagt, daß, wenn er den Mohnſaft entbehren ſollte, er die Arzney-Wiſſenſchaft nicht ausüben wollte: daher er **Doctor Opiatus** genennt worden. Damit aber die Natur und die Kräfte des Mohnſaftes beſſer in die Augen leuchten, ſo iſt zu erwägen, was er vor Wirkungen macht, wenn er in geringerer Menge gegeben worden, wie ſich die Kranken befinden, wenn er in gar zu großer Menge gebraucht worden, und endlich was vor Zufälle auf deſſen langwierigen Gebrauch folgen.

Man braucht den Mohnſaft entweder innerlich oder äußerlich. Wenn man ihn äußerlich auflegt, ſo löſet er die Beulen auf und zertheilt ſie; er erweicht und erſchlappt; er hilft zur Schwärung und befördert ſie. Wenn man ihn lange Zeit auf die Haut legt, ſo entblößt er ſie von Haaren; er erregt in ſelbiger Jucken, bisweilen macht er, daß ſie ſchwärt und Bläschen bekömmt, wenn er nämlich friſch und das Fleiſch von zarter Beſchaffenheit

heit iſt. Wenn man ihn auf den Ort, ſo zwiſchen den Geburts-Gliedern und dem Maſtdarm iſt, legt, ſo erregt er bisweilen die veneriſche Begierde; bisweilen aber dämpft er ſelbige, indem er die Empfindung dieſer Theile ſtumpf macht. Oft, wenn er äußerlich aufgelegt wird, erregt er Schlaf und ſtillt die Schmerzen, wiewohl dieſe Wirkungen ſehr ungewiß ſind. Bisweilen, wenn er auf die Näthe des Kopfs gelegt wird, bringt er um: er erſchlappt die Nerven und macht Dummheit und Lähmung.

Innerlich wird der Mohnſaft entweder in gehöriger oder zu großer Menge genommen. Die rechte Doſis geht ſelten über zween oder drey Gran, wiewohl ſie bisweilen auf eine Drachme und drüber ſteigt. Man giebt ihn in Subſtanz in Pillen-Form oder in jeder Feuchtigkeit aufgelöſt. Er zeigt, nachdem er genommen worden, in kurzer Zeit ſeine Wirkung; wenn er aufgelöſt worden, ungefähr in einer halben Stunde; und wenn er in feſter Form in den Magen gebracht worden, in anderthalb Stunden oder auch eher oder ſpäter.

Wenn man ihn in der gehörigen Doſi gegeben, ſo erregt er um das Herz eine angenehme Empfindung: er erweckt das Gemüthe zur Munterkeit, wie es vom mäßigen Weintrinken geſchieht: er ſchafft die Sorgen und Traurigkeit bey Seite und macht oft das Gemüthe zur Unternehmung der Geſchäffte munterer; daher gemeiniglich, Verwegenheit, Vertrauen in ſich ſelbſt, Tapferkeit, Groß-

muth und Verachtung der Gefahr erfolgt. Eben deswegen rüſten ſich die Türken zur Schlacht zu, indem ſie eine ziemliche Menge vom Mohnſaft nehmen. Er bändiget die unordentlichen Bewegungen des Blutes und der Lebensgeiſter, lindert die Schmerzen, erleichtert den mit Arbeit überhäuften Körper, und ſtillt die Blutflüſſe, welche von Wallung des Geblütes entſtehen: die übrigen Abführungen hemmt er zum wenigſten eine Zeit lang, außer den Schweiß und die unmerkliche Ausdünſtung: denn dieſe befördert er gar ſehr: er macht den Pulsſchlag groß und langſam: er macht den Mund trocken: er erregt in der Haut Röthe und gelindes Jucken: er vermehrt den Saamen und erregt die veneriſche Begierde, vornehmlich wenn er in großer Doſi genommen wird. In heißer und feuchter Witterung und in Körpern, von weicher Beſchaffenheit, wie bey Frauensperſonen und Kindern, iſt ſeine Wirkung größer.

Es giebt noch andre Wirkungen, welche, wenn der Mohnſaft in gehöriger Doſi genommen werden, ſehr oft, wiewohl nicht beſtändig, erfolgen. Alſo erregt er z. E. öfters Schlaf, aber nicht allezeit; denn einige ſchlafen weniger, wenn ſie Mohnſaft genommen. Er erweckt gemeiniglich liebliche und angenehme Träume; er ſtillt das Brechen und den Schlucken, bisweilen erregt er ſelbige; auf gleiche Weiſe dämpft er und erregt die Spannungen und convulſiviſchen Bewegungen: er macht, daß die Verdauung der Speiſen in dem Magen langſamer geſchieht; er vermindert den Appetit;

Appetit; er erregt den Schweiß; bisweilen befördert er die monatliche Zeit und die Reinigung nach der Geburt, welche von einer Reizbarkeit und convulſiviſchen Bewegung der Faſern unterdrückt worden; er befördert auch bisweilen die Abführung der Nachgeburt; er iſt oft zur Abführung des Grieſes und der Steine beförderlich; er ſtillet einige Blutflüſſe; er vermehrt die Milch bey den ſaugenden Weibern; er macht, daß die Brüſte auftreten, und das männliche Glied ſteif wird, er erregt veneriſche Träume und macht, daß ſich der Saamen im Schlaf ergießt, die Haut eine Röthe und Jucken bekömmt, der Urin häufig fortfließt und bisweilen auch unterdrückt wird; wiewohl dieſe Wirkungen nicht beſtändig erfolgen.

Es giebt aber auch noch andre Wirkungen, welche nicht ſo oft zu geſchehen pflegen; nämlich flüchtige Lähmungen, vornehmlich in der Blaſe, Stammeln, Erſchlappung der untern Kinnlade, Unterdrückung des Schweißes, Durchfall, Abführung des Waſſers bey Waſſerſüchtigen, wie Willis bemerket hat, Heilung der Betäubung der Glieder, ſo von einer äußern Kälte erregt worden, Erſtickungen, Herzensangſt, Schlucken, Brechen, ſpaſmodiſche Bewegungen, Ohnmachten, und bisweilen den Tod, welcher aber nur in ſehr vollblütigen oder in ſehr ſchwachen und ſeit langer Zeit ausgezehrten Körpern ſich ereignet. Daher der Gebrauch von ſelbigem nach ſehr heftigen Blutflüſſen oder jeder allzu ſtarken Abführung zu ſcheuen iſt. Hingegen wird auch bisweilen eine wunder-

bare Erfriſchung der Kräfte und des Lebens in einigen, welche, daß ich ſo reden mag, halb todt ſind, und bis auf das letzte gekommen, verſpüret wird. Bisweilen hält ſich auch der Mohnſaft lange ohne Wirkung im Magen auf, wenn er nämlich von dicken und ſchleimichten Säften umhüllt wird.

Wenn die Wirkung des ſchlafmachenden Mittels vergeht, ſo erfolgt gemeiniglich dieſes: es kommen die Zufälle und die Schmerzen, welche er geſtillet, wieder, und oft ſchwerer als vorher, woferne er nicht durch Hülfe des Schweißes oder eine andre Art die Urſache derſelben von dem Mohnſaft ausgetrieben oder vernichtet worden: es kömmt ein Schweiß, wiewohl nicht allezeit: es ereignet ſich ein öfters Harnen, bisweilen Oeffnung des Leibes, Traurigkeit, Mangel an Lebensgeiſtern, matter und unterdrückter Puls und Jucken in der Haut.

Auf eine allzuſtarke Doſin vom Monſaft folgen faſt eben die Zufälle, welche vom häufigen Weintrinken zu entſtehen pflegen, nämlich Heiterkeit des Gemüthes, unmäßiges Lachen, Erſchlappung und Schwachheit der Glieder, Verwirrung des Verſtandes, Mangel am Gedächtniß, Schwindel, Dunkelheit vor den Augen, Erſchlappung der harten Hornhaut, Erweiterung des Sterns in dem Auge, Stammeln, tiefer Schlaf, großer und langſamer Puls, Röthe im Geſicht, Erſchlappung der Kinnlade, Aufſchwellung der Lippen, ſchweres Odemholen, Raſerey, Brennen und bisweilen Drücken

Drücken im Magen, veneriſche Brunſt, Priapiſmus, Hitze und Jucken in der Haut, Ekel, Schlucken, Brechen, ungleicher bald unterdrückter bald gehobener Puls, krampfartige Bewegungen, kalte Schweiße, Ohnmachten und Tod. Alle dieſe Zufälle aber befallen nicht alle und jede, noch auch mit gleichem Ungeſtümm, ſondern andre bekommen nach der verſchiedenen Beſchaffenheit des Körpers der verſchiedenen Doſi vom Mohnſaft und andern Umſtänden andre und mehr und weniger Zufälle.

Welche nicht ſterben, werden gemeiniglich durch einen Durchfall oder häufige Schweiße, ſo nach den Mohnſaft riechen und mit einem großen Jucken in der Haut begleitet ſind, befreyt. Es iſt aber zu merken, daß der Durchfall diejenigen, welche von einer allzuſtarken Doſi Mohnſaft übelangegriffen werden, ſicherer befreye; diejenigen aber gefährlicher krank ſind, welche eine erſchlappte Haut und einen ſchwachen Magen haben; und gleich wie einige von ſelbigen raſend und andre dumm ſind, ſo entgehen auch die Raſenden den Tod leichter als die Dummen und Schlafſüchtigen.

Der unmäßige und langwierige Gebrauch vom Mohnſaft bringt Erſchlappung und Schwachheit, Fahrloſigkeit, Mattigkeit und Trägheit aller Glieder, Faulheit zum Arbeiten, laſſen Körper, Dummheit des Gemüthes, wie man bey den ſteten Trunkenen wahrnimmt, zu Wege, ausgenommen zu derjenigen Zeit, wenn ſie den friſch in den Magen gebrachten Mohnſaft digeriren. Hernach erregt

er verfallenen Appetit, ſchwere und langſame Verdauung, Waſſerſucht, Verminderung der Bewegungen und der Sinne, gekrümmten Körper, Zittern der Glieder, frühes Alter, ſcharfes und verdorbenes Blut, öfteres Harnen, Neigung zur veneriſchen Begierde, Priapiſmum und öfteres Ergießen des Saamens im Schlaf.

Welche aber an den Mohnſaft ſich gewöhnet haben und nach einem langwierigen und unmäßigen Gebrauch denſelben plötzlich unterlaſſen, dieſe werden mit folgenden ſchwerern oder leichtern Zufällen, nachdem die Beſchaffenheit der Perſon verſchieden und der lange und unmäßige Gebrauch mehr oder weniger iſt, befallen; ſie bekommen nämlich große und unerträgliche Traurigkeit, Angſt, Mattigkeit und Mangel an Lebensgeiſtern, womit der Kranke lange geplagt und bis auf das äußerſte und bisweilen bis auf den Tod gebracht wird, der ihm erwünſchter als das Leben ſelbſt iſt, woferne er nicht zum Gebrauche des Mohnſaftes oder des Weines, deſſen Kraft aber mit der Kraft des Mohnſaftes in keine Vergleichung zu ziehen iſt, zurück kehret. Oeſters kommen auch mit dieſen Zufällen die von dem Mohnſaft verdeckten und gezähmten alten Uebel mit einer größern Heſtigkeit wieder.

Da nun die vornehmſten Wirkungen von dem Mohnſaft erzählet worden, ſo wird es uns nunmehr erlaubt ſeyn, einige Muthmaßungen von der Art, wie der Mohnſaft wirkt, hervorzubringen.

Die

Die oben angeführten Wirkungen des Mohnſaftes ſcheinen von der großen Wirkung deſſelben in das Blut herzukommen. Der Mohnſaft aber löſet das Blut erſtaunend auf, dehnt es aus und macht es dünner. Daher alſo ſo viele oder auch oft einander zuwiderlaufende Zufälle entſtehen. Die Auflöſung und Verdünnung des Blutes beweiſet der große und erhabene, doch aber weiche und nicht zu ofte Puls, das aufgeſchwollene und rothe Geſichte, die Hitze, ſo ſich durch den ganzen Körper erſtreckt, und die Flüßigkeit des Geblütes bey denen, welche beſtändig Mohnſaft gebrauchen: denn es begiebt ſich kaum zuſammen, wenn es kalt geworden. Man hat bemerket, daß das Blut bey den Türken und Indianern aus den todten Körpern, ſo in der Schlacht geblieben, nach einem oder zween Tage eben ſo flüßig herausgelaufen, als wenn ſie nur vor wenig Augenblicken wären getödtet worden.

Indem nun das Blut ausgedehnt worden, ſo werden die Pulsadern in dem ganzen Körper ausgedehnt; und nachdem die Eingeweide, in denen dieſe ſchnelle Ausdehnung des Blutes geſchieht, verſchieden ſind, nachdem kommen verſchiedene Wirkungen zum Vorſchein. So bald als das Blut, welches durch die Pulsadern des Gehirnes läuft, dünner wird, ſo drücken die kleinen ausgedehnten Pulsadern, welche nun einen größern Raum einnehmen, die eingeflochtenen nervichten Canäle zuſammen, welches mehr und weniger geſchieht, nachdem die Erweiterung größer oder klei-

ner iſt. In die allzu ſehr zuſammengepreßten Nerven geht nun eine kleinere Menge von dem aus den Drüſen abgeſonderten Nerven-Saft, der folglich auch in geringerer Menge in die Theile des Körpers kömmt; daher alſo die Verrichtungen des Körpers nicht ſo gut von ſtatten gehen, die Pulsadern langſamer ſchlagen, ob ſie ſchon von dem ausgedehnten Blute mehr als gewöhnlich ausgedehnt werden; daher alſo ein voller und erhabener aber nicht ſo ofter Puls erfolgt. In dem ganzen Körper wird eine widernatürliche Hitze erregt, deswegen, weil durch die verminderte kreislaufende Bewegung des Blutes die innerliche oder gährende Bewegung deſſelben vermehret wird, wovon die Wärme herkömmt. Von dem verminderten Zufluß des Nerven-Saftes zu den Theilen, und von dem verringerten Ruckfluß deſſelben von den Theilen zu dem Gehirne, kömmt die Trägheit der Glieder und die Verminderung der Bewegung und der Empfindung. Es wird auch ein mehr oder weniger tiefer Schlaf erregt, jemehr oder weniger die Nerven oder der, zu den thieriſchen Verrichtungen beſtimmte, Urſprung der Nerven von den Pulsadern zuſammengepreßt wird. Endlich kömmt auch bisweilen der Tod, wenn von dem allzu großen und ſchnellen Aufſchwellen der Pulsadern der größte Theil der nervichten Faſern des Gehirnes ſo ſehr zuſammengedrückt wird, daß hernach der Nerven-Saft durch ſelbige nicht laufen kann. Auf eben dieſe Weiſe werden die Schmerzen von dem Mohnſaft erleichtert oder geſtillet,

nicht etwa als wenn die Urſache des Schmerzes gehoben würde, ſondern weil er, indem er den Eingang des Nerven-Saftes in die Nerven aufhält, verhindert, daß die Empfindung des Reizes nicht von dem verletzten Theil zu den Urſprung der Nerven oder zu der Seele gelanget.

Die Abſonderungen und Abführungen werden, wegen Mangel des Nerven-Saftes oder der Lebens-Geiſter vermindert oder fehlen gar; welches man vornehmlich in der Leber und den Nieren gewahr wird. Außer dem geſchieht in denſelben Eingeweiden eben das, was in dem Gehirne geſchieht. Da nämlich die Pulsadern über die Maaßen ausgedehnt worden, ſo werden die abführenden Gallen und Urin-Gefäße zuſammengepreßt und die Abführung dieſer Säfte gehemmt. Die Ausdünſtung durch die Oefnungen der Haut und der Häute allein geht nach den genoſſenen Mohnſaft gut von ſtatten, ja ſie bekömmt ſo gar die Kräfte von ihm; indem es keine abſondernden Gefäße giebt, welche zur Ausdünſtung beſtimmt ſind: ſondern die Materie der Ausdünſtung ſucht ſich durch die Oefnungen jeder Gefäße, ſo durch die Ausdehnung der Häute erweitert worden, einen Ausgang. Der Schweiß kömmt auch bisweilen deswegen darzu, weil die ſchweißabführenden Gänge, ſo in den äußerſten Gefäßen und der Haut befindlich ſind, mit keinen erweiterten kleinen Pulsadern und andern Gefäßen verwickelt ſind, deren Preſſung dieſer Abführung widerſtehen könnte.

In Wahrheit, es werden von dem Mohnſaft einige unterdrückte Abführungen bisweilen wieder hergeſtellt; wenn nämlich dieſe Unterdrückung von einer heftigern Reizung der nervichten Häute entſteht, dergeſtalt, daß durch den beſtändigen und häufigen Zufluß der Lebensgeiſter zu den Theilen die Faſern beſtändig und heftig gekrümmt und ſpaſmodiſch zuſammengezogen werden. Wenn demnach dieſer Zufluß der Lebensgeiſter von dem Mohnſaft gehemmt oder vermindert wird, ſo werden die nervichten Faſern erſchlappt und die unterdrückten Abführungen zum wenigſten auf einige Zeit wieder hergeſtellt. Alſo werden z. E. bisweilen von dem eingenommenen Mohnſaft, Purgieren, der Urin, die monatliche Reinigung, wie auch die Reinigung bey Kindbetterinnen, die Abführung der Nachgeburt, wie auch des Nieren-Steins oder andre Abführungen befördert: auf gleiche Weiſe werden auch die krampfartigen Bewegungen bey hyſteriſchen und hypochondriſchen Perſonen von eben dieſem Mittel geſtillet.

Welche eine lange Zeit hindurch Mittel aus dem Mohnſaft gebrauchet, erfahren oft, daß eben diejenige Doſis, welche zur Erregung des Schlafs anfänglich zureichend war, nach einiger Zeit ſolches nicht mehr werkſtellig machen könne, ſondern eine größere erfordert werde oder auch zur Erregung des Schlafs täglich zu vermehren ſey. Dieſes aber kömmt daher, weil von den erſten Doſibus, ſo man von dem Mohnſaft genommen, das Blut einen gewiſſen Grad der Flüßigkeit erlangt,

welchen eben dieſelbe Doſis nicht vermehren kann. Denn wenn die überflüßigen unnützen Theile des Blutes durch den Schweiß und die Ausdünſtung weggedampfet, ſo erweitert die verminderte Blut-Maſſe die Pulsadern nicht mehr ſo ſehr, daß ſie die Nerven zur Erregung des Schlafs zuſammenpreſſen könnte. Auch iſt eben die Doſis nicht zureichend, die Pulsadern genugſam und gleich auszudehnen; ſondern es wird eine größere Menge vom Mohnſaft zur weitern Auflöſung und Ausdehnung der Blutmaſſe erfordert, und zwar je mehr und mehr, bis ſie endlich alle nur mögliche Flüßigkeit erlangt hat: denn alsdenn bringen auch die größern Doſes vom Mohnſaft, ſo man je mehr und mehr vermehret, keinen Schlaf mehr zu Wege.

Fragt jemand, welches die Beſtandtheile ſind, wodurch der Mohnſaft dieſe ſo große Auflöſung und Ausdehnung des Blutes verurſachen kann? ſo antworte ich, daß der Mohnſaft aus einem ſowohl ſauren als alkaliſch urinöſiſchen Salze und einem dicken ſehr dichten aber zur Trennung und Ausdehnung geſchickten Schwefel beſtehet. Allein ich halte davor, daß ſeine ſchlafmachende Kraft nicht ſowohl von den Salzen als von dem Schwefel komme; indem wir Körper antreffen, welche einem ähnlichen Schwefel, wie der Safran, die Muscaten-Nuß, das Bibergeil u. ſ. f. haben und Schlaf machen.

Es werden aber der Mohnſaft und die ſchlafmachenden Gewürze, wenn ſie in den Magen ge-

kommen, von den gährenden Saft des Magens aufgelöſt und gähren ſelbſt. Durch dieſe Gährung kommen die halbausgedehnten ſchlafmachenden Schwefel zur Blutmaſſe: ſie behalten aber nicht nur die in dem Magen empfangene gährende Bewegung, ſondern werden auch von den ſpirituöſen Theilen des Blutes in größere Bewegung geſetzt, mit den ſchweflichten Theilen des Blutes vermiſcht, ſetzen ſelbige nebſt ſich in Gährung, theilen und verdünnen ſie und löſen alſo die ganze Maſſe auf und verdünnen dieſelbe: daher alſo Schlaf entſteht. Der Mohnſaft aber wirkt nicht eher, als bis ſein getheilter Schwefel in die Blutmaſſe gekommen. In Wahrheit kurze Zeit darauf, wenn der Mohnſaft in den Magen gekommen, wird eine nicht unangenehme Empfindung von Wärme wahrgenommen, ſo von dem gelinden Kitzeln der ſalzicht öhlichten Theile, ſo von dem Magenſaft entwickelt worden, herrührt; allein der Schlaf kömmt nicht eher als nach einer halben oder ganzen Stunde, welches die erforderliche Zeit iſt, damit die ſchweflichten Theilchen des Mohnſaftes zur Blutmaſſe gebracht werden.

Daferne die Theilchen vom Mohnſaft in dem Magen länger aufbehalten werden, oder, wenn ſie in größerer Menge, als es ſich gehöret, genommen worden; ſo entſteht alsdenn von dem allzu großen und beſchwerlichen Kützeln und Reizung des Magens, Ekel, Schlucken oder auch Brechen.

Nachdem nun dieſes gehörig erwogen worden, ſo wird nun die Urſache der übrigen Wirkungen

vom

vom Mohnſaft ſattſam in die Augen leuchten; daher ich in Erklärung derſelben mich nicht länger aufhalten will.

Wenn der Mohnſaft in allzu großer Doſi genommen worden und derſelbe durch die ſchweren Zufälle den Tod droht, ſo bedient man ſich erſt einer Aderlaß und hernach eines Brechmittels. Durch dieſes wird nicht allein das von dem Mohnſaft in dem Magen übriggebliebene ausgeworfen, ſondern es werden auch die nervichten Häute durch das Beſtreben zum Brechen erſchüttert, und durch dieſe Erſchütterungen der verhinderte Zufluß der Lebens-Geiſter zu den Theilen wieder hergeſtellt; durch die Aderlaß aber werden die Gefäße, welche von dem dünnen Blute über die Maaßen ausgedehnt worden, ausgeleert und zu der gewöhnlichen Weite gebracht. Bey beyden hat man vornehmlich in Acht zu nehmen, daß noch Kräfte da ſind; ſonſt möchte das Mittel ſchlimmer als das Uebel ſeyn. Hernach muß man ſich ſaurer Tränke bedienen, ſo aus Citronen, Pomeranzen und Johannesbeer-Saft, Eßig und Vitriol oder Schwefel-Sauren bereitet worden: denn ſie widerſtehen der Ausdehnung der Schwefel, hemmen ihre Kraft und verdicken das verdünnte Geblüte. Man bedient ſich ſcharfer Clyſtire, man blöſt pulveriſirten Bertram (Pyrethrum) und Euphorbium in die Naſe; innerlich nimmt man flüchtige Salze und gebraucht mit gutem Erfolg, blaſenziehende Mittel, Senfumſchläge und anziehende Mittel, ſo man auf die Fußſoolen und in das Genicke legt,

desgleichen Schröpfköpfe, Schröpfen, Brennen, Stechen und ſchmerzhaftes Reiben. Denn durch dieſe Mittel, welche die nervichten Häute ſehr reizen, werden die Faſern erſchüttert, die Lebensgeiſter fließen in größerer Menge auf die Theile zu, die natürliche Kraft der Theile wird wieder hergeſtellt; die flüßigen Säfte, welche in den Nierengängen heftiger gepreßt werden, fließen da heraus, wo ſie einen Ausgang finden und die Abſonderungen und Abführungen werden wieder hergeſtellt.

Von der Wirkung der anziehenden Mittel bey dem Irrereden, ſo von dem Mohnſaft entſtanden, merkt Alexander Thomſon, ein Engländer, in ſeinen mediciniſchen Diſſertationen vom Mohnſaft an, daß die Kranken, wenn ſie in der erſten Wirkung des anziehenden Mittels unter dem Irrereden ſich über eine Kälte, ſo ſich von dem Vorderhaupte nach dem Genicke zu zieht, beklagen, augenblicklich von dem Irrereden geheilet werden. Welches gewiß ein großer Beweis iſt, daß der Reiz, der ſich von dem anziehenden Mittel in das nervichte Gewebe des Gehirnes erſtrecket, ſelbiges von der allzu großen Menge der flüßigen Materie befreyet habe: daher alſo das Irrereden vergeht.

Die Alten, welche glaubten, daß der Mohnſaft ein ſehr kühlendes Mittel ſey, haben es durch hitzige und ſolche Mittel, ſo das verdickte Blut auflöſen, zu verbeſſern geſucht. Daher alſo der Theriac, der Mithridat, das Philonium und andre Zuſammenſetzungen vom Mohnſaft entſtanden.

Jeder

Jeder aber von den Neuern, nachdem er verſchiedene Meynungen vom Mohnſaft hegte, hat verſchiedene Arten, ſelbiges zu mäßigen, unternommen. Einige verbeſſern deſſen dummmachende Kraft durch Bibergeil und Safran: andre durch Eßig, Citron-Saft, Vitriol oder Schwefel-Sauren und andern ſauren Feuchtigkeiten; andre durch ſowohl fixe als flüchtige alkaliſche Salze; andre durch Weingeiſt, Branntewein, Wein oder andre gegohrne Feuchtigkeiten; andre durch die Gährung ſelbſt; andre durch Feuer und Röſten. Allein, da man den Mohnſaft nicht anders, als den Schlaf dadurch zu erregen und die Schmerzen zu lindern, verſchreibt, ſo verſuchen ſie vergebens, dieſe ſchmerzſtillende und ſchlafmachende Kraft zu verbeſſern oder zu vermindern. Sie ſind ſich ſelbſt zuwider, ſie verlangen ein ſchlafmachendes Mittel und fürchten ſich vor ſelbiges; ſie geben ein ſchlafmachendes Mittel ein und ſie wollten, wenn ſie könnten, ſelbiges von ſeiner ſchlafmachenden Kraft berauben. Es iſt außer dieſer Kraft, nichts von einem Gift in dem Mohnſaft verborgen; alſo iſt keiner Verbeſſerung von Nöthen. Nur die Reinigung allein von den Unreinigkeiten, Erde, Sand oder andern Dingen, womit es verunreiniget iſt und zu uns gebracht wird, iſt nöthig; und man hat nichts von ihm zu befürchten, wenn man es nur in der rechten Doſi und gehörig giebt.

Es wird aber von den Unreinigkeiten geſäubert oder, wie ſie ſagen, durch die Auflöſung in jeder

der bequemen Feuchtigkeit und vermittelſt des Durchſeigens zubereitet. Oft hebt man das Durchgeſeigte auf und giebt es tropfenweiſe unter dem Namen der Mohnſaft-Tinkturen und des Laudani liquidi: bisweilen wird auch die Feuchtigkeit zur Conſiſtenz eines feſten Extracts ausgetrocknet und in Form der Pillen oder eines Pulvers gegeben.

Da zwo Subſtanzen im Mohnſaft ſind, nämlich eine gummichte und eine harzichte, ſo wird dieſer Saft nicht von allen Feuchtigkeiten aufgelöſt. Von den wäsrichten wird nur der gummichte Theil aufgelöſt, und der harzichte bleibt ganz zurück; von dem Weingeiſt wird nur der harzichte ausgezogen: von dem Wein oder Eßig oder Aquavit werden beyde zugleich aufgelöſt. Durch die Verſchiedenheit der Feuchtigkeiten entſtehen verſchiedne Mohnſaft-Tinkturen, welche nicht allein der Natur ſondern auch den Wirkungen nach unterſchieden ſind. Denn die mit dem Weingeiſt ausgezogene Mohnſaft-Tinktur hat, nach faſt aller einſtimmigen Meynung, eine ſtärkere ſchlafmachende Kraft, greift den Kopf heftiger an und macht oft ein Irrereden; wie ich in einer hypochondriſchen Perſon oft bemerket, welche, da ſie mit Schlafloſigkeit geplaget war und ſich der mit Waſſer bereiteten Mohnſaft-Tinktur bediente, mit einem ſanften Schlaf befallen; hingegen wunderbar mit einer Taubſucht geplaget wurde, wenn ſie die mit Weingeiſt bereitete Mohnſaft-Tinktur nahm.

Die

Die mit Eſſig bereitete Mohnſaft Tinktur unterdrückt bisweilen den Urin, wie der in der Medicin und Chemie ſehr erfahrne Jacob Le Mort angemerket. Diejenige Tinktur, welche mit alkaliſchen Salzen gemacht wird, iſt zur Erregung des Schlafs nicht viel nütze; indem die Salze, welche die Nervenhäute durch ihre Schärfe reizen, den von den Mohnſaft erregten Schlaf vertreiben. Die mit den flüchtigen urinöſiſchen Salzen verbundene Mohnſaft-Tinktur erregt in der That Schweiß, und alſo bekömmt dieſe Bereitung in einigen Zufällen. Wir halten aber mit den ſehr gelehrten Wedel und den oben benannten ſehr erfahrnen Chemiſten und Arzt den mit Waſſer bereiteten Mohnſaft unter allen für das ſicherſte und kräftigſte Mittel. Denn man hat nichts von dieſer Feuchtigkeit zu befürchten; und der auf dieſe Weiſe bereitete Mohnſaft wird nicht allein von den fremden Theilen gereiniget ſondern auch von ſeinem Harz, wovor ſich einige Aerzte fürchten, befreyet: dergeſtalt daß dieſe Tinktur bey Johann Jones einen Arzt zu London in dem engliſchen Tractat von den entdeckten Geheimniſſen des Mohnſafts mit dem Titel einer Panace belegt wird. In Wahrheit, da es gewiß iſt, daß der Mohnſaft nicht kühlend iſt, noch das Blut verdickt, wie die Alten meynten; was ſind alſo ſo viel hitzige oder aromatiſche Subſtanzen, womit es pflegt verbunden zu werden, nöthig? Soll etwa die Kraft des Mohnſafts dadurch befördert werden? Allein ich frage, was kann der Mohnſaft vom Saffran, Bibergeil oder den übrigen Gewürzen, welche es weit übertrift, ſowohl

zur

zur Erregung des Schlafs als des Schweißes für Hülfe empfangen? Einige ſetzen auch dieſe Gewürze zu den gebräuchlichen Bereitungen anderer Urſachen halben zu, damit nämlich der ſtinkende Geruch des Mohnſaftes verbeſſert oder auch mehr ausgedehnt und ſelbiges auch in kleinere Doſes gebracht werde. Eben deswegen zieht auch Sydenham den flüßigen Mohnſaft dem trockuen Extract vor, weil ein einziger aufgelöſter Gran vom Mohnſaft leichter in funfzehn oder zwanzig Tropfen, als das trockne Extract in zwanzig Theile von einem Gran getheilt wird.

Die Reinigung oder Bereitung des Mohnſaftes mit dem Waſſer wird alſo gemacht:

Nimm klein geſchnittenen Mohnſaft ſo viel beliebt; löſe ihn in einer ſattſamen Menge klaren deſtillirten Waſſer auf und digerire es im Sandbade. Scheide die Auflöſung von der übriggebliebenen Maſſe. Wenn ſie kalt geworden, ſeige ſie durch ein Löſchpapier. Auf die übrig gebliebene Maſſe gieße friſches Waſſer und digerire ſie. Scheide die Auflöſung von den Unreinigkeiten und ſeige ſie durch; und das Zugießen des Waſſers wiederhole ſo oft, bis keine Tinktur mehr ausgezogen wird. Die Auflöſungen gieße zuſammen und dampfe ſie in dem Waſſerbade bis zur Dicke eines feſten Extracts ab. Man giebt es von dem vierten Theil eines Grans bis zu einem oder zween Gran.

Wenn man den Mohnſaft flüßig verlangt, ſo löſet man einen Gran von dieſem Extract in einer belie-

beliebigen Menge eines gehörigen Waſſers auf und giebt es hernach oftermals nach Belieben.

Die mit dem Waſſer bereitete Mohnſaft-Tinktur würde ſich in den Apotheken nicht lange halten, ſondern in kurzer Zeit ſchimmlich werden. Weswegen alſo, wenn man das Laudanum flüßig erhalten will, dieſe Tinktur entweder mit Wein oder mit Aquavit gemacht wird; daher zu Paris zwo Bereitungen von dem Laudano Opiato ſehr im Gebrauch ſind, nämlich das Laudanum liquidum *Sydenhamii* und die Guttæ anodinæ Equitis *Talbat* oder *Tabor*. Das Laudanum liquidum *Sydenhamii* wird alſo gemacht:

Nimm in dünne breite Stückchen geſchnittenen Mohnſaft zwo Unzen; klein geſchnittenen Safran eine Unze; geſtoßenen Zimmt und Nelken von jedem eine Unze; Spaniſchen Wein ſechzehn Unzen. Digerire ſie mit einander im Waſſerbade zween oder drey Tage. Seige ſie durch und hebe ſie zum Gebrauch auf.

Die Guttæ anodynæ *Talbat* werden alſo bereitet:

Nimm zu dünnen Blättchen geſchnittenen Mohnſaft anderthalbe Unzen; Saſſafras-Rinde eine halbe Unze; Haſelwurzel (Aſarum) eine halbe Unze; Aquavit ein Pfund. Digerire ſie in einem verſchloſſenen Gefäße neun Tage lang. Das Durchgeſeigte hebe zum Gebrauch auf. Die Doſis iſt von vier bis zu funfzehn oder zwanzig Tropfen.

Der

Der zubereitete Mohnſaft hat in den Apotheken den Namen Laudanum von dem Paracelſus bekommen, welcher es zuerſt alſo genennet, gleich als wenn es hieße Laudanum medicamen, das iſt ein Mittel, ſo man loben muß. Einige ſchlagen das Röſten des Mohnſafts vor, um dadurch den dummmachenden Gift wegzunehmen. In Wahrheit die Kraft des geröſteten Mohnſafts iſt kleiner, nicht, wie ſie ſagen, wegen der Verdampfung des dummmachenden Schwefels, ſondern weil viele Theilchen vom Mohnſaft durch die Verbrennung vernichtet und zu Kohlen geworden. Es ſcheint uns demnach dieſe Verbeſſerung unnütze zu ſeyn.

Andre bemühen ſich durch die Gährung den dicken Schwefel vom Mohnſaft zu trennen und zu verdünnen. In Wahrheit der gegohrne Mohnſaft macht nicht ſo viel Schlaf, ſondern erregt vielmehr den Schweiß und die Ausdünſtung nach Art der Gewürze, welche das Blut und die Säſte in Bewegung ſetzen. Dieſe Gährung aber veranſtalten ſie folgender Maaßen:

Nimm Mohnſaft ein Pfund; gemeines Waſſer drey Pfund. Löſe es auf. Alsdenn

Nimm vom beſten Honig drey Pfund; gemeines Waſſer zwölf Pfund. Löſe ihn auf; vermiſche den aufgelöſten Honig mit dem aufgelöſten Mohnſaft, thue ſie in ein gehöriges Gefäße und ſetze ſie in eine warme Stube zum Gähren. Wenn die gährende Feuchtigkeit einen weinhaften Geruch von ſich giebt, ſo ſcheide den Schaum und

die

die Unreinigkeiten davon, deſtillire ſie und ziehe den Spiritum ab. Die in dem Kolben übrig gebliebene Feuchtigkeit ſeigt man durch, raucht ſie bey gelindem Feuer ab, und bringt ſie bis zur Dicke eines Extracts: hernach löſet man es vom neuem in dem erſt abgezogenen Spiritu auf, bringt die Tinktur bis zur Dicke eines dünnern Syrups und hebt ſie zum Gebrauch auf.

Dieſe Tinktur kann man nun zwar in größerer Doſi geben als die mit Aquavit bereitete einfache Mohnſaft-Tinktur; allein man hat von dieſer mühſamen Bereitung wenig Vortheil. Eben ſo halten wir auch die Bereitung des Helmonts keineswegesfür nützlich, als welche aus dem mit dem Quittenſaft gegohrenen Mohnſaft gemacht wird. Sie iſt alſo beſchaffen:

Nimm friſch ausgepreßten Quittenſaft zehn Pfund; zu dünnen Blättchen geſchnittenen Mohnſaft ein Pfund. Setze ſie zuſammen in eine gelinde Wärme, damit ſie in zwo oder drey Wochen gähren. Hernach, wenn ſich die Unreinigkeiten geſetzet, ſo gieße die klare Feuchtigkeit ab und ſetze Zimmt drey Unzen; Nelken, Muſkatenblüthe, Muſkaten-Nuß, und Cardamomen von jedem eine Unze, und kleinen Galgant anderthalbe Unze zu. Digerire ſie mit einander zween oder drey Tage. Die Feuchtigkeit ſeige durch ein Löſchpapier und verdunſte ſie bis zur Dicke eines feſten Extracts.

Einige benehmen dem Mohnſaft den ſtinkenden Geruch durch eine langwierige Digeſtion und durch wiederholte Auflöſungen und Deſtillationen, und hierdurch glauben ſie, daß ihm ſein ſchlafmachender Gift benommen werde. Es geſchieht auf folgende Weiſe:

Nimm Mohnſaft ſo viel beliebt; löſe ihn in einer ſattſamen Menge gemeinem Waſſer auf. Die Auflöſung ſeige durch ein Löſchpapier. Das Durchgeſeigte digerire im Sandbade acht Tage lang und deſtillire es hernach bey einem gelinden Feuer aus einem gläſernen Kolben bis zur Honig Dicke. Auf dieſes honigartige Extract gieße friſches Waſſer. Digerire ſie mit einander acht Tage lang und deſtillire ſie wieder bis zur Honig Dicke. Wiederhole die Auflöſungen mit friſchem Waſſer, die Digeſtionen und Deſtillationen, bis endlich das Waſſer ohne Geruch übergehet und die übriggebliebene Maſſe keinen Geruch mehr von ſich giebt. Hierauf löſe ſie zuletzt im friſchem Waſſer auf, ſeige ſie durch und verdunſte ſie bis zur Dicke eines feſten Extracts, deſſen Kraft ſo ſchwach iſt, daß man es zu drey, vier, fünf, ſechs, acht oder zehn Gran ſicher geben kann.

Durch die wiederholten Digeſtionen und Deſtillationen des Mohnſaftes wird der Schwefel getrennt und der verdünnte verfliegt mit den flüchtigen ſalzigten Theilen. Weswegen alſo die erdigten Theilchen nebſt dem dickern Schwefel und Salzen faſt ohne

ohne Kraſt zurücke bleiben. Daher wir alſo dieſe Bereitung für wenig nützlich erachten.

Nachdem die gebräuchlichſten Bereitungen des Mohnſaftes erzählet worden, ſo wollen wir nunmehr einige Erinnerungen bey deſſen Gebrauch geben.

1) Die mit wäßrichten Feuchtigkeiten bereitete Mohnſaft-Tinktur oder auch deſſen Extract ſind weit beſſer als die übrigen Bereitungen.

2) Die mit Weingeiſt bereiteten Mohnſaft-Tincturen und die harzigten Extracte ſind zu verwerfen. Denn ſie haben eine heftigere dummachende Kraft, ſie beſchweren den Kopf, entzünden das Blut und die Lebensgeiſter, und hängen ſich auch bisweilen an die Haut des Magens an, und machen daſelbſt Drücken, Ekel, Schlucken und Brechen.

3) Die mit den ſauren Feuchtigkeiten gemachten Bereitungen des Mohnſaftes ſind ebenfalls zu verwerfen; weil ſie ſeine Kraſt ſchwach machen und vernichten. Auch ſind die mit den flüchtigen Salzen gemachten Bereitungen für unnütze zu achten; weil durch deren Schärfe der Schlaf vertrieben wird; ſie gelten aber, wenn man Schweiß erregen will; denn alsdenn befördern ſie die Kraſt des Mohnſaftes: auch taugen die mit den fixen Salzen gemachten Bereitungen nicht, als welche den Urin befördern, die ſchlafmachende Kraſt des Mohnſaftes aber ſehr vermindern.

4) Der Mohnſaft, wenn er in Pillenform genommen wird, nützet weniger; denn ſeine Wir-

kung iſt ungewiß. Beſſer iſt es, wenn man ihn mit andern Pulvern gehörig vermiſcht und ſattſam aus einander geſetzt in Form eines Bolus oder mit einer jeden Feuchtigkeit, ſo keinen übeln Geſchmack hat, verdünnt giebt: denn er äußert ſeine Wirkung geſchwinder und erregt nicht ſo öftern Ekel.

5) Niemals muß er in einen mit Speiſen angefüllten Magen kommen. Daher vier Stunden nach dem Eſſen, wenn es feſte Speiſen geweſen, erfordert werden; uno wenn es Brühen geweſen, ſo ſind zum wenigſten zwo Stunden nöthig, ehe er kann gegeben werden. Auch muß man keine feſten Speiſen verſtatten, woferne nicht die Wirkung des Mohnſaftes vorüber iſt; auch muß man keine Brühen geben, außer wenn es die Noth erfodert, und zum wenigſten müſſen drey Stunden nach dem genommenen Mittel verfloſſen ſeyn.

6) Man muß ihn niemals geben, wenn die monatliche Zeit, die Reinigung bey den Kindbetterinnen, die zu gewiſſen Zeiten ſich einſtellenden Blutflüße oder critiſchen Abführungen zugegen ſind: auch darf er nicht anders als mit Behutſamkeit nach jeder heftigen Abführung gegeben werden, damit nicht die Kranken, ſo bereits zum Schlaf geneigt ſind, aus Mangel der Lebensgeiſter in einen langwierigen und vielleicht immerwährenden Schlaf geſtürzet, oder mit Lähmung befallen werden.

7) Man muß ihn mit der gröſten Behutſamkeit bey ſolchen Perſonen gebrauchen, welche eine ſchwache und erſchlappte Leibesbeſchaffenheit haben, und durch eine langwierige Krankheit geſchwächt worden; bey

Kin-

Kindern, ſchwangern Weibern und alten Perſonen, bey denen, deren ſchwacher Magen die Speiſen ſchwer verdaut, wie auch bey ſehr vollblütigen Perſonen muß man die größte Behutſamkeit anwenden, damit nicht von der jählingen Ausdehnung des Blutes ein tödtlicher Schlaf oder Blutfluß darzu komme; man muß ihn auch ſehr ſelten in hitzigen Krankheiten vornehmlich Entzündungen gebrauchen, damit nicht durch eine ſcheinbare Verminderung der Arzt und der Kranke zugleich betrogen werden.

8) Man muß den öftern Gebrauch von ſelbigem unterlaſſen, damit er nicht durch den ſteten Gebrauch ganz und gar unnütze oder ſchädlich werde.

9) Es giebt vornehmlich drey Indicationen, welche den Gebrauch des Mohnſaftes anrathen, nämlich allzuvieles Wachen, heftige und langwieri Schmerzen, und endlich heftiges Brechen oder Stühle.

10) Thomas Sydenham ſetzt noch die überaus unordentliche Bewegung der Lebensgeiſter hinzu: Daher er bisweilen in krampfartigen Zufällen der Nerven und Mutterbeſchwerungen ſehr gute Dienſte leiſtet.

11) Von dieſer Kraft kömmt vornehmlich diejenige her, welche man in dem Mohnſaft gewahr wird, wenn er einige Abführungen, ſo durch das convulſiviſche Zuſammenziehen der Nerven unterdrückt worden, erregt. Alſo rathet z. E. Sydenham in ſeiner Epiſtola ad Cale p. 488. daß man bey der auf dieſe Weiſe unterdrückten Reinigung der

Kindbetterinnen, wenn andere Mittel vergebens verſucht worden, zur Wiederherſtellung derſelben, das Laudanum ein einzigesmal verſuchen ſolle. „In dieſem Fall, ſagt er, kann das Laudanum, wie„wohl es ſeiner Natur nach anhält, bisweilen ſehr „viel helfen, uud wenn die Mittel, ſo die monatliche „Reinigung erregen, nichts helfen, die Reinigung „bey Kindbetterinnen wiederherſtellen, weil es die „unordentliche Bewegung des Nervenſaftes, wo„von die Reinigung war unterdrückt worden, hem„met. Unterdeſſen muß man fleißig Acht haben „(fährt eben dieſer Autor fort) daß, wenn wir die„ſen Pfeil einmal abgedrückt, und das Ziel nicht „erreichen noch die Reinigung erfolget, daß man „den Gebrauch des Mohnſaftes nicht wiederhole„.

12) Die meiſten Aerzte halten den Mohnſaft in allen ſowohl langwierigen als hitzigen Krankheiten nicht allein als ein ſchlafmachendes ſondern auch als ein ſehr alterirendes Mittel, und deswegen legen ſie ihm viel Lob bey. Allein wie ungetreu und betrügend dieſe Praxis ſey, erfahren diejenigen gar bald, welche die Bewegungen der Natur in den Krankheiten einige Zeit genau erwogen haben. Denn der Mohnſaft bringt nicht nur eine flüchtige Hülfe, indem er nur die Zufälle ſtillet, welche bald wieder kommen, ohne daß die Urſache der Krankheit angegriffen wird, ſondern er verheelt auch die Kennzeichen, woraus der Arzt ſowohl die Krankheit unterſcheiden als auch ſeine Indication hernehmen ſoll, erregt andere und von der Krankheit verſchiedene Zufälle, macht das Beſtreben

der

der Natur zur Vollendung der Criſis unkräftig oder vernichtet es vielmehr und verwandelt durch einen langen Gebrauch die Krankheiten, ſo ohne Gefahr ſind, in ſehr ſchwere und oft tödtliche. Alſo pflegt dieſer ſchlafmachende Saft durch den betrügenden Aufenthalt den Kranken und den Arzt zu hintergehen: denn die Krankheit iſt oft ein Beſtreben von der Natur, wodurch die fehlerhafte Urſache bezwungen wird, und ſelbſt der Schmerz iſt bisweilen eine Empfindung deſſelben Beſtrebens und öfters eine von dem fehlerhaften Saft erregte Reizung des leidenden Theiles, wodurch die Natur zur Austreibung dieſer Urſache heftig gereitzet wird. Gewiß derjenige Saft, der die Natur dieſes Reitzes beraubt, verdient den Namen eines Mittels nicht. Alſo ſind z. E. die Schmerzen in dem Lendenweh, ſo von einem Stein, der die Harngänge verſtopft, entſteht, und wodurch der Kranke geplagt wird, nicht für unnütze zu achten. Denn die Nieren, die Harngänge und die Bauchmuſkeln, ſo von dieſen Reizungen erregt werden, werden bald convulſiviſch zuſammengezogen, bald wieder erſchlappt: alſo wird bisweilen der Stein zermalmet, vermindert oder heftig fortgeſtoſſen und endlich durch dieß wiederholte Beſtreben und durch Beyhülfe der Medicin in die Blaſe getrieben. Eben dieſes iſt auch von den Gicht-Schmerzen zu ſagen: denn der Saft, welcher in den beſondern Gefäßen der Gelenke verdickt worden und ſtockt, wird von dem gereitzten und entzündeten Theil nach und nach zerrieben und aufgelöſt; dergeſtalt, daß er endlich aus den kleinern in größere

Gefäße gebracht wird, oder durch die Wärme des Theiles, ſo durch den Schmerz erregt worden, in eine gelinde Wallung kömmt, wodurch er dünner und zur Ausdünſtung durch die Oeffnung der Haut geſchickt wird. Wenn der Gebrauch vom Mohnſaft in dieſer Krankheit ſchädlich iſt, was wird er in andern thun? Sie ſetzen uns vergebens die glückliche Erfahrung der Mohnſaft-Aerzte entgegen. Wir wollen nur ein wenig auf ihre Heilungsart aufmerken, welche auf ſo viel ſcharfen, ſpirituöſen und reizenden Mitteln, nämlich flüchtigen Salzen, weſentlichen, riechenden Oelen und Gewürzen beruht: es wird alsdenn nicht ſchwer ſeyn zu urtheilen, daß dieſe Art entweder zur Verbeſſerung der böſen Wirkungen des Mohnſafts, nämlich zur Vertreibung der ſchlafſüchtigen Zufälle von ſelbigem und zur Erweckung der einſchläfernden Natur deſſelben erdacht worden, oder daß ſie den Mohnſaft mit Nutzen gegeben, um denen Unruhen, welche von der unrechtmäßigen und bis auf dieſe Stunde unerhörten Art erregt worden, Einhalt zu thun und ſie einiger Maaßen zu bändigen.

13) Der Mohnſaft, der mit den Clyſtiren in die Gedärme gebracht wird, bringt eben die Wirkungen, ja öfters noch größere hervor, als wenn er durch den Mund in den Leib gekommen; und bisweilen erregt er auch ſchlimmere Zufälle. Daher er ſelten in Clyſtiren aufgelöſt wird; ſondern man giebt vielmehr die Infuſa und Decocte der weißen Mohnhäupter, ſo auch nicht anders als mit der größten Behutſamkeit und nur zur Stillung der unmäßi-

unmäßigen nnd ſehr ſcharfen Durchfälle oder in ſehr heftigen Colicken zu gebrauchen ſind.

14) Seine Kraft iſt zweifelhaft und ungewiß, wenn man ihn äußerlich auflegt: weswegen er ſehr ſelten zur Erregung des Schlafs aufgelegt wird; welches aber auch nicht verwegen geſchehen darf. Oefters legt man, und zwar nicht ohne Linderung, zur Stillung der Zahnſchmerzen ein oder zween Gran Mohnſaft auf die Pulsadern der Schläfe. Allein Galenus erinnert, daß die aus dem Mohnſaft bereiteten Mittel, wenn ſie auf die Ohren und Augen gelegt werden, ſehr ſchädlich ſind: denn ſie machen ein blödes Geſicht und ſchweres Gehör. In den Wunden machen ſie oft den heißen Brand.

15) Ein gleiches Urtheil läßt ſich auch von den Mohnmitteln, wie von dem Mohnſaft fällen, wiewohl ihre ſchlafmachende Kraft weit ſchwächer iſt.

Unter den Theilen des weißen Mohns ſind die Häupter faſt allein im Gebrauch. Man ſammlet ſie, wenn ſie reif ſind, und die getrockneten hebt man auf. Man bereitet aus den aufgeſprungenen und zerriſſenen Mohnhäuptern, ſo man von den Saamen als etwas unnützen geſäubert, Infuſa und Decocte wie auch einen Syrup, der gemeiniglich Diacodium genennt wird. Die Saamen aber ſind nicht ſchlafmachend, ſondern ölicht und nahrhaft: aus dieſen machten ſie vor dieſem, wie Dioſcorides bezeuget, Brod. Nicht allein der Saamen vom weißen ſondern auch vom ſchwarzen Mohn iſt zu eſſen; denn Matthiolus ſchreibt, daß diejenigen,

welche in den Tridentiniſchen Thälern, Steyermark und Ober-Oeſterreich wohnen, Kuchen eſſen, ſo ſie von beyderley Mohnſaamen und Mehl zubereiten, und ſich beſtändig des ausgepreßten Oeles in Speiſen bedienen, und doch nicht ſchläfrig oder mit einem langwierigen Schlaf befallen worden. Auch haben ohnlängſt die Einwohner zu Paris, da im Jahr 1710 die Oelbäume wegen des kalten Winters erfroren und an dem Oliven-Oel Mangel war, ſich des aus beyderley Arten Mohnſaamen ausgepreßten Oeles ſtatt des Oliven-Oeles ohne Schaden in Speiſen bedient. Ueberdieß hat auch der berühmte Tournefort zu Genua angemerket, daß die vornehmen Frauen und Jungfern den mit Zucker überzogenen weißen Mohnſaamen häufig eſſen und demohngeachtet in keinen Schlaf verfallen. Daher man alſo den weißen Mohnſaamen oft mit den vier kühlenden Saamen in Emulſionen zur Linderung der ſcharfen Säfte oder zur Vertreibung der Hitze gebraucht. Man zieht auch ein Oel aus ihm, ſo man zum äußerlichen Gebrauch in flüßigen und dickern Salben anwendet.

Nimm ein einziges klein geſchnittenes und vom Saamen gereinigtes weißes Mohnhaupt. Koche es in zwölf Pfund Brunnenwaſſer bis auf die Hälfte ein. Seige es durch. Dieſes muß der Kranke bey Schlafengehen zur Erregung des Schlafs nehmen.

Nimm zwey Stück weiße Mohnhäupter. Schneide ſie klein und koche ſie in einem Pfund klaren Waſſer

Waſſer bis auf zwey Drittel ein. In dem Durchgeſeigten ſtoße nach und nach weißen Mohn und Melonen-Saamen von jedem eine halbe Unze. Drücke ſie aus und löſe alsdenn eine Unze Waſſerlilien-Syrup darinne auf. Theile die Emulſion in zween Theile und laſſe ſie zur Nachtzeit nehmen, ſo daß zwiſchen beyden vier Stunden verfließen.

Nimm von den vier großen kühlenden Saamen eine halbe Unze; ſtoße ſie in ſechs Pfund Gerſten und Eibiſchwurzel Decoct. Seige es durch und löſe darinne vom Diacodio eine halbe Unze oder ſechs Drachmen auf. Mache eine Emulſion daraus und gieb ſie bey Schlafengehen und lange nach dem Eſſen.

Nimm vom Diacodio zehn Drachmen; von deſtillirten Klatſchroſen und Portulac-Waſſer von jedem vier Unzen; Pomeranzenblüth-Waſſer eine halbe Unze. Mache einen Trank daraus und theile ihn in zween Theile. Den einen gieb bey Schlafengehen; den andern einige Stunden darauf, wenn kein Schlaf kömmt.

Nimm Mohnſaft-Extract ein Gran; zubereitete Krebsaugen eine halbe Unze. Reibe ſie mit einander in einem ſteinernen Mörſel und vermiſche ſie genau. Das Pulver theile in ſechs gleiche Theile, und laß aller ſechs Stunden zur Linderung des heftigen Huſtens einen Theil nehmen.

Nimm

Nimm vom Laudano opiato ein halb Gran; Saf-ran-Extract einen Gran; Eibiſch-Syrup eine halbe Unze. Löſe ſie in ſechs Unzen von der Klatſchroſen-Infuſion auf. Mache einen Trank daraus, welcher zur Linderung des Huſtens in der Nacht, wie auch zur Erregung des Schlafs bey Schlafengehen zu nehmen.

Nimm vom Laudano opiato einen Gran; rothe Corallen und Japaniſche Erde von jedem eine halbe Drachme. Reibe und vermiſche ſie genau. Alsdenn ſetze pulveriſirten Zimmt und Muſkaten-Nuß von jedem einen Scrupel, Wachholder-Saft eine Drachme und Wermuth-Syrup eine ſattſame Menge zu. Vermiſche ſie und mache ein Opiat daraus, welches man in vier Doſes theilen und nach und nach bey unmäßigen Durchfällen mit Bauchſchmerzen oder heftigen Durchfällen geben muß.

Nimm Bibergeil fünf Gran; vom Laudano opiato einen Gran, oder vom Laudano liquido *Sydenhami* zwölf Tropfen. Löſe ſie in Pomeranzenblüth- und Beyfuß-Waſſer von jedem drey Unzen auf. Dem Aufgelöſten ſetze eine Unze Beyfuß-Syrup zu. Mache einen Trank daraus, welcher zur Stillung der Mutterbeſchwerungen Löffelweiſe zu nehmen.

Man braucht den Mohnſaft zur Theriaca *Andromachi*, Mithridatio *Damocratis*, Electuario [illegible]dio, Antidoto Orvietano, *Freder. Hoff-* [illegible]lonio Romano *Nicolai Salernitan.*

Philonio

Philonia Perſico *Meſues*; zun Pilulis de Cynogloſſo, Pilulis *Matthæi* oder *Starkæi* Ph. Bat. Balſamo hypnotico *Charas*; zun Pulvere Requies Nicolai Alexandrini dicto; zun Trochiſcis de Karabe. **Den weißen Mohnſaamen braucht man** zum Syrupo Jujubino *Meſues*; Pulvere Diarthodon *Abbatis*; Pulvere *Haly*, Diatragacanthi frigidi *Nicol. Alexandr. Requies Nicolai* dicto; zum Philonio Perſico *Meſues*, Trochiſcis Alkekengi *Meſues* und den Trochiſcis *Gordonii*.

Fünfter Artikel.

Vom Egyptiſchen Schotendorn und dem Schlehendorn.

Der Egyptiſche Schotendorn und deſſen Saft, Acacia vera et ſuccus Acaciæ *Off.* Ἀκακία, *Galeni, Damocratis et aliorum*: Ἀκακίας Ἐγχύλισμα *Dioſcor.* Δάκρυον κυανωπὸν ἀκάνθης *Andromachi.* Es iſt ein verdickter, gummichter Saft, welcher äußerlich braun oder ſchwärzlich, inwendig röthlich oder rothgelb ſieht, eine feſte harte Conſiſtenz hat, im Munde zähe iſt, einen herben, zuſammenziehenden nicht unangenehmen Geſchmack hat, und aus rundlichen Maſſen beſteht, welche vier, ſechs oder acht Pfund ſchwer und mit dünnen Blaſen umwickelt ſind.

Man

Man hält denjenigen für gut, welcher friſch, rein und niedlich iſt, und ſich leicht im Waſſer auflöſet. Denjenigen aber, welcher ſehr ſchwarz, trocken und mit Unreinigkeiten vermiſcht iſt, hält man nicht für gut. Er wird aus Egypten durch Maßilien zu uns gebracht.

Man preßt ihn aus den unreifen Schoten derjenigen Pflanze, welche Egyptiſcher Schotendorn Acacia folio Scorpioides leguminoſae *C. B. P.* 392. Acatia ſant und Akakia *P. Alp.* de Pl. Aegypt. genennt wird, davon die Beſchreibung in dem Artikel vom Arabiſchen Gummi gegeben worden; indem einerley Baum das Arabiſche Gummi und dieſen Saft giebt. Die noch nicht reifen Schoten werden mit Waſſer übergoſſen, geſtoßen, ausgedrückt und der ausgedrückte Saft durch das Kochen verdickt und in Maſſen gebracht. Er beſteht aus einer mäßigen Portion ſauren Salzes, etwas wenig alkaliſchen Salzes, häufig zuſammenziehender Erde und vielem ſowohl dünnen als dicken Oel: aus welchen, da ſie mit einander verbunden worden, eine ſalzigte, alaunartige und ſchleimichte Subſtanz entſteht.

Man zählt ihn unter die verdickenden, zuſammenziehenden und zurücktreibenden Mittel Er ſtärkt den Magen, ſtillt das Brechen und die Durchfälle, hemmt einige Blutflüße, indem er das Blut verdickt, die ſcharfen Säfte mildert und die feſten Theile ſtärkt. Man giebt ihn innerlich von einer halben bis zu einer ganzen Drachme entweder in Form eines Pulvers oder eines Bolus oder in

einer gehörigen Feuchtigkeit aufgelöſt. Die Egyptier, wie Alpinus meldet, geben denenjenigen, welche Blutſpeyen, alle Morgen eine Drachme von dieſem Saft, den ſie in einer Feuchtigkeit auflöſen. Eben derſelbe giebt auch den Rath, daß man den Frauensperſonen, welche unmäßige Blutflüße aus der Gebährmutter haben, dieſen aufgelöſten Saft in die Gebährmutter ſpritzen ſolle. Die Egyptier gebrauchen ihn auch ſehr oft in Augenarzneyen, die Augen dadurch zu ſtärken und die Entzündungen derſelben, welche daſelbſt ſehr gewöhnlich ſind, abzuhalten. Man braucht ihn mit gutem Nutzen in zurücktreibenden Gurgelwaſſern und in böſem Hals, den angehenden Zufluß zu verhindern. Eben derſelbe Alpinus behauptet, daß bey einem Vorfall des Maſtdarms und der Gebährmutter nichts beſſer, als das mit dem aufgelöſten Saft vermiſchte Decoct der Blätter und Blumen von dieſem ſey. Er preiſet ihn auch bey podagriſchen Schmerzen in Bähungen an, allein er treibt zurück, indem er zuſammenzieht; daher er in dieſen Zufällen nicht ſo ſicher iſt; indem er den Fluß der Säfte hemmt und öfters nach dem Innerſten zutreibt.

Nimm Egyptiſchen Schotendornſaft eine halbe Drachme; rothe Roſen-Conſerve eine Drachme; rothe Corallen einen halben Scrupel; Wallwurzel Syrup (Syr. Symphyt.) eine ſattſame Menge. Vermiſche ſie und mache einen Bolus daraus, welcher in Butſpeyen zu gebrauchen.

Nimm

Nimm Egyptiſchen Schotendorn Saft eine Drachme; löſe ihn in Wegerich und Gundermann-Saft von jedem drey Unzen auf; ſetze eine Unze trocknen Roſen-Syrup zu. Vermiſche ſie und mache einen Trank daraus, welcher Löffelweiſe in Blutflüßen zu geben.

Man braucht ihn zur Theriaca, zum Mithridatio, zun Trochiſcis de Karabe und zum Unguento ſtyptico *Charas.*

Die Gerber zu Cairo, ſagt P. Alpinus, verthun viel von dieſem Saft, die Felle damit ſchwarz zu machen.

In den Apotheken gebrauchen ſie oft aus Mangel des Egyptiſchen Schotendorn-Safts einen andern ausgedrückten Saft, welchen ſie Schlehendornſaft, Acaciam noſtratem oder Germanicam nennen, wiewohl er in Anſehung der Kräfte von dem Egyptiſchen Schotendorn Saft ein wenig verſchieden iſt. Daher die Apotheker, wenn ſie den Theriak machen wollen, Sorge tragen müſſen, daß ſie den wahren Egyptiſchen Schotendornſaft ſuchen, welcher bey den Egyptiern ſehr im Gebrauch und bey uns leichte zu bekommen iſt.

Der Schlehendorn-Saft, Acacia noſtras et Acacia Germanica *Officin.* iſt ein verdickter Saft, der trocken, harte, ſchwer, ſchwarz, inwendig glänzend iſt, und aus Maſſen beſteht, welche mit Blaſe umhüllt ſind und einen ſauren herben Geſchmack haben. Man bringt ihn aus Deutſchland

und

und er wird auch in den Apotheken zu Paris bereitet.

Die Pflanze, woraus dieſer Saft erhalten wird, heißt Schlehendorn, Prunus ſylveſtris *C. B. P.* 444. franzöſiſch Prunellier oder Prunier ſauvage. Es iſt ein Strauch, der viele Aeſte hat, dornicht und mit einer purpurfarbenen und aſchgrauen Rinde umgeben iſt. Die Blätter ſind lanzenförmig im Umfange gezackt und haben einen zuſammenziehenden Geſchmack. Die Blumen kommen vor den Blättern häufig aus den Knoſpen, haben eine ſehr weiße Farbe, ſind zart, bitter, haben in etwas einen Geruch wie die Roſen, und fünf Blätter. In dem Mittel derſelben befinden ſich weiße Staubfäden, auf welchen ſafranfarbige Staubfache ſtehen, und welche einen grünen langen Griffel umgeben, der aus dem Kelch herausgehet, welcher hernach zu einer Frucht wird. Auf die häufigen Blumen folgen auch viele Früchte, welche klein, länglicht rund, kleiner als die gemeinen Kirſchen, erſt grün, kurz vor der Reife eiſengrau, endlich, wenn ſie reif, ſchwarzblau ſind, eine heftige zuſammenziehende Kraft haben und einen kleinen Kern enthalten, der einem Kirſchkern gleich oder etwas kleiner aber länger iſt und einen ähnlichen Kern hat. Die Wurzel iſt ſchwarz.

Die Blätter, die Rinde und die unreifen Früchte kühlen, trocknen aus und ziehen zuſammen; daher ſie in Blutflüßen und Durchfällen öfters gebraucht werden.

Wiewohl Matthiolus allen Theilen des Schlehendorns eine zuſammenziehende Kraft zuſchreibt, ſo ſind doch die Blumen und reifen Früchte auszunehmen, welche eine laxirende Kraft haben. Daher einige zur Abführung des Leibes die Blumen im Wein eingeweicht oder in einem Syrup, ſo durch öfteres Aufgießen bereitet worden, geben. Ja es meldet Simon Pauli, daß auch die getrockneten, wenn man ſie mit warmen Bier giebt, den Leib eröffnen. Tragus preiſet das aus den Blumen deſtillirte Waſſer zum Trinken in Seitenſchmerz und Seitenſtechen an: und er behauptet, daß es weit kräftiger ſey, wenn die im guten Wein eingeweichten friſchen Blumen aus dem Waſſerbad deſtilliret werden; indem dieſer Spiritus ſchweißtreibend iſt, wenn er von vier bis zu ſechs Unzen gegeben wird.

Die recht reifen Früchte laxiren den Leib; die unreifen aber kühlen und ziehen zuſammen; daher man die mit Honig eingemachten denen, ſo an der Rothenruhr und Durchfällen krank ſind, giebt. Aus den unreifen und in den Ofen getrockneten Schlehen werden, wenn ſie mit Moſt oder Bier gegohren, bey dem deutſchen Weine und Biere gemacht, welche in Durchfällen und unmaßiger monatlichen Reinigung ſehr dienlich ſind.

Aus eben denſelben, wenn ſie unreif und friſch ſind, wird ein Saft ausgepreßt, gekocht und bis zur Conſiſtenz eines feſten Extracts gebracht, ſo Schlehendornſaft (Acacia Germanica) heißt, von

dem

dem man glaubt, daß er ſtatt des Egyptiſchen Schotendorn-Safts könne gebraucht werden. Er hat aber eine größere Säure bey ſich; daher er mehr für kühlend und zuſammenziehend gehalten wird, weit weniger Oel enthält, und alſo nicht, wie der Egyptiſche Schotendornſaft die ſcharfen Säfte mäßigen kann. Man giebt ihn bisweilen wider die Blutflüße und Durchfälle zu einer Drachme in Form eines Bolus oder in Tränken verdünnt: bey böſen Hälſen wird er gleich vom Anfange mit guten Nutzen den Gurgelwaſſern zugeſetzt.

Nimm Schlehendorn-Saft eine Drachme; Salpeter-Kügelchen eine halbe Drachme; Roſenhonig eine Unze; deſtillirtes Roſen- und Wegerich-Waſſer von jedem drey Unzen. Vermiſche ſie und mache ein Gurgelwaſſer daraus, welches zu Anfange eines böſen Halſes zu gebrauchen.

Man braucht die Schlehendornblätter zum Unguento Comitiſſæ.

Sechſter Artikel.

Von dem Hypociſten-Saft.

Der Hypociſten-Saft, Hypociſtis *Off.* ὑποκιςὶς, *Dioſcorid.* Taraſith *Arabum;* iſt ein getrockneter, ſchwarzer, glänzender, herber Saft. Man bringt ihn aus der Provence, Languedoc und den morgenländiſchen Gegenden. Man muß denjenigen nehmen, der rein, niedlich, ſchwarz und nicht verbrannt iſt.

Die Pflanze, woraus er gezogen wird, heißt Hypociſtis Officinar. *C. B. P.* 465. Sie wächſt aus den Wurzeln von verſchiedenen Ciſten und gleicht der Sonnen-Wurzel (Orobanches). Der Stengel iſt an dem unterſten Theil vier oder fünf Linien, an dem oberſten aber einen oder zween Daumen dick, drey oder viere hoch; fleiſchicht, ſaftig, leicht zerbrechlich, weißlich, purpurfarbig oder gelblich; bitter und ſehr zuſammenziehend und allenthalben mit kleinen Blättern oder Schuppen beſetzt, welche dick, einen halben Daumen lang, zwo oder drey Linien breit ſind, eine ſtumpfe Spitze und in verſchiedenen Arten eine verſchiedene Farbe haben. Sie trägt zu oberſt viele Blumen, die mit vielen dicken ähnlichen Blättchen oder Schuppen beſetzt und eingemiſcht ſind. Die Blume, ſo der Granatapfel-Blüte ähnlich, iſt einblätterich, glockenförmig, ſieben oder acht Linien lang,

und

und rundlich. Das Mittel von ſelbiger nimmt ein Stempfel ein, welcher zwo Linien lang iſt und ſich in ein ſtreiſichtes Kügelchen endiget, daran die Streifen ſich zu geſetzter Zeit öffnen und ein dünnes Pulver von ſich geben: und auf dieſe Weiſe vertritt dieſer Theil von dem Stempfel die Stelle der Staubfäden und der Staubfache. Der unterſte Theil der Blumen ſchwillt nach und nach bis zu einem Zoll dicke auf, und macht eine rundliche Frucht aus, welche eben die Farbe, wie die Blume hat, weich, innwendig gleichſam ſtralenweiſe in ſechs oder acht Theile getheilt, voller zähen, leimichten, taubſchmeckenden Saft iſt und ſehr kleinen Saamen, wie Pulver hat. Dieſer runden Frucht hängt allemal ein ſtreiſichtes Kügelchen an, welches hervorragt. Der Stengel läßt ſich von den Ciſten-Wurzeln, an die er anwächſt, leicht abreißen, und läßt in der Wurzel ein glattes Grübchen ohne ein Merkmaal einer Faſer zurück. Der berühmte **Tournefort** hat auf der Inſel Creta der Farbe nach verſchiedene Arten vom Hypociſten wahrgenommen, wie man in dem Corollar. *Inſt. R. H.* ſehen kann. Die einzige Hypociſte mit der gelben Blume hat einen Geruch gehabt, der den Lilien ähnlich geweſen; die übrigen haben keinen Geruch gehabt.

Um den Saft zu bereiten, ſtoßen ſie die friſchen Früchte und drücken den Saft aus, den ſie hernach an der Sonne bis zur Conſiſtenz eines feſten Extracts austrocknen laſſen. Außer dieſer Bereitung des Hypociſten-Saftes haben einige zur Zeit

des Dioſcorides die Zweigelchen von der Pflanze getrocknet, hernach zerbrochen, eingeweicht, gekocht, durchgeſeigt und bis zur Conſiſtenz eines Extracts verdickt.

Der Hypociſten-Saft hat faſt eben die Beſtandtheile und Kräfte wie der Schotendorn-Saft. Er zieht heftig zuſammen und wird in allen Blutflüſſen, nämlich Blutſpeyen, weiblichen Blutflüſſen, Paſſione Coeliaca und der Rothenruhr angeprieſen. Ja, wenn es rathſam iſt, ſagt Galenus in dem ſiebenden Buche von den einfachen Arzneymitteln, einen Theil, der eine ziemliche Menge Säfte verlohren, zu ſtärken, ſo giebt er ihm genugſame Kraft und Stärke. Alſo miſcht man ihn z. E. zu den magen- und leberſtärkenden Umſchlägen, wie auch zu dem aus den Ottern bereiteten Gegengift (Antidotum) damit er nämlich die Körper befeſtige und ſtärke. Man nimmt ihn innerlich von einer halben bis zu einer ganzen Drachme. Er wird wie der Schotendorn-Saft zu zurücktreibenden Gurgelwaſſern gebraucht.

Nimm Hypociſten-Saft zwo Drachmen; Wallwurzel (Symphyt.) und Johannisbeer-Syrup von jedem eine Unze; Tragant-Schleim eine Unze; Wegebreit und Portulac-Waſſer von jedem zwo Unzen. Mache eine Lattwerge daraus, wovon der Kranke öfters einen Löffel voll im Blutſpeyen nimmt.

Nimm Hypociſten-Saft eine Drachme; zubereitete rothe Corallen, Siegel-Erde und Blutſtein von jedem einen Scrupel; Gundermann-

Syrup

Syrup eine Unze; Wegebreit und Portulac-Waſſer von jedem drey Unzen. Vermiſche ſie und mache einen Trank daraus, welcher Löffelweiſe zu nehmen.

Nimm Hypociſten und Schlehendorn-Saft von jedem eine Drachme; Roſen und Hundsroſen (Cynorrhod.) Syrup von jedem zwo Drachmen; Johannisbeer-Syrup eine ſattſame Menge. Mache ein Opiat daraus, theile es in vier Theile und gieb es, wenn das gehörige beobachtet worden, aller vier Stunden zur Stärkung eines ſchwachen Magens und zur Stillung des Durchfalles.

Man braucht dieſen Saft zur Theriaca *Andromachi*, zum Mithridatio *Damocratis*, zun Trochiſcis de Karabe und zum Emplaſtro regio ad hernias.

Siebender Artikel.

Von der Japoniſchen Erde und dem Lycio der Alten.

Die Japoniſche Erde Catechu und uneigentlich Terra Japonica, *Off.* franzöſiſch Cachou, iſt ein gummichter, harzichter, hart gewordener Saft, der auswendig aus dem rothen ins ſchwärzliche, innwendig aber aus dem rothen ins braune fällt, einen zuſammenziehenden bitter-

lichen, nachgehends ſüßern und angenehmen Geſchmack aber keinen Geruch hat. Er iſt zweyerley: einer iſt gereinigter und zerfließt geſchwind im Munde; der andre iſt mehr dick, erdigt und unrein und wird oft mit Erde, Sand, kleinen Steinen oder andern fremden Theilen vermiſcht und bisweilen verbrennt gefunden. Dieſer wird für ſchlechter gehalten; jener iſt ſeltner aber vortrefflicher, und, wenn er gefunden wird, zu nehmen. Man bringt ihn aus Malabar, Suratta, Pegu und andern Indianiſchen Küſten. Man nennt ihn uneigentlich Japoniſche Erde, weil er in Japanien nicht gefunden wird, wofern man ihn nicht anders woher dahin bringt.

Die Kaufleute, welche von der Trockenheit und Zerreiblichkeit dieſes Saftes hintergangen worden, haben geglaubt, daß es eine Erde ſey: allein heut zu Tage zweifelt niemand daran, daß es ein aus Pflanzen ausgezogener und verdickter Saft ſey; indem er im gemeinen Waſſer leicht aufgelöſt, keine Erde durch das Durchſeigen von ihm geſchieden, im Feuer angezündet und verbrennt wird, und wenig Aſche nachläßt. Allein es iſt unter den Schriftſtellern nicht gar ausgemacht, woher dieſer Saft komme und welches die Pflanze ſey, aus der er ausgezogen wird. Ja, dieſer Saft wird durch das Kochen aus vielen und verſchiedenen Pflanzen herausgebracht und mit dieſem Namen, Khaath, Cate, Catechu, Caetchu und Caſtjoe belegt.

Denn wenn wir den Garcias anhören, ſo hat der Baum, aus dem man dieſen Saft zieht, die

Größe

Größe einer Aeſche und kleine, der Heide (Erica) oder dem Tamarisken ähnliche beſtändig grünende Blätter, und iſt mit vielen Stacheln beſetzt. Wie aber dieſer Saft herausgezogen werde, beſchreibt er folgender Maaßen. Sie ſchneiden die Aeſte von dieſem Baum klein, laugen ſie aus und ſtoſſen ſie hernach; alsdenn werden ſie mit Nachani Mehl oder mit Sägeſpänen von einem gewiſſen ſchwarzen Salze, ſo daſelbſt wächſt (bisweilen aber auch ohne ſelbige) Kugelchen und Täfelchen gemacht, die ſie im Schatten trocknen.

Jacob Bontius beſchreibt ihn als einen Baum, der am Stamm und Aeſten mit vielen Stacheln beſetzt iſt und Blätter hat, welche faſt dem Sadebaum oder dem ſo genannten Arbor vitae ähnlich, aber nicht ſo fett und dicke ſind. Er trägt runde Früchte, ſagt er, ſo braunroth ſehen, in denen drey aufs höchſte vier Nüſſe verborgen ſind, die ſo eine Härte haben, daß ſie mit den Zähnen nicht können zerbrochen werden. Aus deſſen Wurzel, Rinde und Blätter wird ein Extract, ſo Cate heißt, herausgezogen, welches dieſe beyden Schriftſteller für das Lycium Indicum *Dioſcoridis* halten.

Allein Herbert de Jager ſchreibt in den Ephemerid. German. Decad. 2. Ann. 3. daß das Lycium Indicum oder Cate Garciae oder **Rhaath**, wie es die Indianer nennen, und **Reng**, wie es bey den Perſern heißt, ein Saft ſey, der nicht aus einem Baum herausgezogen worden, ſon-

dern faſt aus allen Arten des Schotendorns, die eine zuſammenziehende und röthliche Rinde haben, und vielen andern Pflanzen, aus denen ein gleicher Saft kann ausgekocht werden, herausgebracht wird; welche Säfte alle mit einerley Namen Raath, daſelbſt bezeichnet werden, wiewohl ſie an Güte und Kraft unterſchieden ſind. Doch merkt er an, daß ein Baum ſey, welcher das vortrefflichſte und beſte Raath gäbe.

Er nennt ihn eine Art eines Schotendorns, woraus das Raath oder *Lycium Indicum*, Kheir *Indor. & Decanor.* Khadira *Brachman.* Tſaanra *Golconden ſ.* Karanggalli Patti *Malabarum* gemacht wird. Es iſt eine Art von Schotendorn, ſo dornicht und äſtig iſt, deſſen größere Aeſte mit einer weißlichen Rinde umgeben werden; die kleinen Zweigelchen aber, ſo Blätter tragen, ſind mit einer röthlichen Haut überzogen, und entſpringen aus den größern Aeſten zwiſchen zween krummen und einander gegenüberſtehenden Dornen. Die geflügelten Blätter, ſo an einer Ribbe hängen, ſind den Blättern des Schotendorns ähnlich aber kleiner. Blumen und Früchte hat er nicht geſehen. Aus dieſem Baum wird in dem Königreich Pegu durch das Kochen ein Saft ausgezogen, woran ſie ihr Khaath, das durch ganz Indien ſo berühmt iſt, machen.

Auch iſt unter den Pflanzen, welche das Extract Khaath oder Catechu geben, ein Baum mit Namen Areca berühmt; wie Herbert de Jaber

am angeführten Orte und Johann Otto Helwig in den Ephemerid. German. Ann. 9 & 10. melden.

Es iſt eine Palmenart; ſie heißt Palma, cujus fructus ſeſſilis *Faufel.* dicitur *C. B. P.* 510. Filfel & Fufel *Avicennae:* Faufel ſive Areca Palmae foliis. *I. B.* I. 389. Areca ſive Faufel, *Cluſii exot.* 188. Pinung *Bontii*, Caunga, H. *Malabar.* 1. Es iſt ein langer Baum, der eine ſchwärzliche Wurzel hat, ſo länglich, einer Spanne dick iſt und viele kleine weißliche und röthliche Wurzeln hat. Der Stamm iſt unten an der Wurzel eine Spanne dick, zu oberſt etwas ſchwächer und mit einer Rinde bedeckt, welche blaßgrün und ſo glatt iſt, daß man nicht hinauf klettern kann, woferne man nicht die Füße mit Fußeiſen und Stricken verſehen oder woferne man nicht den Stamm wechſelsweiſe mit einigen aus Binſen oder einer andern Materie verfertigten Bändern umgeben hat. Die Blätter oder blätterichten Zweige gehen zwey und zwey kreuzweiſe aus dem Stamm, wovon die oberſten aus der Höhle der unterſten herausgehen, mit dem unterſten Theil den Gipfel des Stammes wie eine Scheide oder runde und geſchloſſene Kapſel umgeben und zu oberſt des Stammes einen länglichten Kopf machen, der dicker als der Stamm des Baumes ſelbſt iſt. Der Fuß von den äußerſten blätterichten Aeſten ſpaltet ſich, zerſpringt und alsdenn fallen ſie nach und nach ab. Die blättrichten Aeſte gehen mitten aus der Ribbe heraus, ſind oberwärts etwas hohl, unterwärts

terwärts rund und mit Blättern beſetzt, derer zwey und zwey einander gegenüber ſtehen drey bis vier Fuß lang, vier auch mehr oder weniger Daumen breit, wie ein Wädel zuſammen gefalten, grün und glänzend ſind. Zu oberſt des Baumes gehen aus den Winkeln der Blätter ſcheidenförmige Kapſeln, ſo vier auch mehr oder weniger Spannen lang ſind, kleine mit Blumen und Früchten beſetzte Zweigelchen einſchließen, an dem unterſten Theil, ſo nach dem Mittelpunkt der blättrichten Zweige geht, hohl, auswendig rund, an der Ueberfläche glatt und eben ſind und in der Mitten der Höhlung verſchiedene Vertiefungen haben, wornach ſie ſich ſpalten und öffnen, äußerlich erſt aus dem grünen ins weißliche fallen, mit der Zeit gelblich werden und innwendig weiß ſehen. Einige von den in den Kapſeln eingeſchloßenen Zweigelchen, ſo dicker ſind, haben an den unterſten Theil zarte Früchte, andre aber, ſo dünner, ſind an zwey entgegenſtehenden Seiten mit Blumen-Augen beſetzt: es ſind aber dieſe Augen klein, winklicht weißlich, ſo ſich in drey, ſteife, ſpitzige und etwas dicke Blätter öffnen und in der Mitten neun weißliche dünne Staubgefäße enthalten, wovon dreye länger ſind, aus dem gelben ins weißliche fallen und von ſechs kleinern mehr gelben umfaßt werden. Die noch zarten und weichen Früchte ſind weiß und glänzend, hängen an weißlichen Zweigelchen, haben keine runde ſondern eckichte Form, und werden größtentheils mit länglicht runden Kelch-Blättern, ſo ſich wechſelsweiſe umfaſſen, umgeben:

ſie

ſie enthalten in der Mitten des Fleiſches viel klaren und zuſammenziehenden Saft. Wenn ſich mit der Zeit das Fleiſch vermehrt, wird der Saft vermindert, bis endlich keiner mehr zugegen iſt; hernach, wenn das Fleiſch hart wird, wächſt ein weißliches Mark und endlich wird die Rinde goldgelb. Wenn die Früchte die gehörige Größe erlangt haben, ſo ſind ſie, ehe ſie getrocknet worden, den Datteln ſehr ähnlich und länglicht rund: ſie ſind an den unterſten und oberſten Theil enger und beſtehen aus einer dicken, glatten und häutichten Rinde, aus einem dunkelrothen Fleiſch, ſo nach dem Austrocknen faſricht, oder wolligt und gelblicht wird, innwendig aber aus einem weißlichten Marke oder vielmehr aus einem Kern oder Saamen. Wenn die Frucht ausgetrocknet iſt, ſo läßt ſich der Kern von dem faſrichten Fleiſche leicht abſondern; er hat die Größe einer Haſel- oder Muskaten-Nuß, iſt gemeiniglich rund und zugeſpitzt, oder auf der einen Seite platt, auf der andern rund erhaben, faltig, äußerlich geſtreift, roth oder zimmetfarben und hat eine harte Materie, ſo ſich mit dem Meſſer nicht leicht ſchneiden läßt, mit weißen, rothen und röthlichen Adern beſprengt iſt und etwas aromatiſch ein wenig zuſammenziehend ſchmeckt. Dieſer Baum wächſt nur an der See und ſandigten Orten.

Der tägliche Gebrauch von dieſer Frucht bey den Indianern hat ſie ſehr bekannt gemacht. Sie kauen ſie beſtändig, ſie ſey nun weich oder harte, nebſt dem Lycio Indico oder dem Khaath und

dem

dem Betel Blättern, wozu ſie ein wenig Kalch ſetzen. Den Saft oder den mit dieſen Dingen gefärbten Speichel ſchlucken ſie hinter und das übrige ſpeyen ſie aus.

Die Art und Weiſe, wie dieſer Saft, ſo auch Khaath heißt, aus dem Areca herausgezogen wird, iſt, wie der oben genennte Herbert de Jager in den Ephem. Germ. Dec. 2. Ann. 3. meldet, folgende. Sie ſchneiden die Nuß vom Areca oder Faufel, wenn ſie noch grün und nicht gar reif iſt, in zwey bis drey Stücke, thun ſie ins Waſſer, ſetzen etwas wenig Kalch, der von gebrannten Auſterſchaalen gemacht worden, zu und kochen ſie vier Stunden lang, bis die kleinen Stücken eine dunkelrothe Farbe bekommen haben. Der Kalk nutzt hierbey viel. Hierauf ſeigen ſie das noch heiße Decoct durch, und, wenn es kalt worden nehmen ſie es nach und nach von der dicken, hefichten und auf dem Boden zurückgelaſſenen Materie ab. Dieſe hefichte Materie allein, wenn ſie verdickt worden, wird auch Khaath genennt und eben ſo, wie das Extract Cate gebraucht. Damit aber dieſes Extract vortrefflicher werde, ſo ſetzen ſie die friſchen, grünen, geſtoßenen und drey Tage lang im Waſſer eingeweichten Rinden vom Tſianra oder dem gedachten Schotendorn zu und kochen es bis zur Conſiſtenz eines weichen Extracts ein. Endlich ſetzen ſie die verdickte Maſſe auf Binzendecken der Sonne aus und bringen ſie in kleine Maſſen oder Täfelchen.

Die Großen und Reichen, ſo mit dem Lycio oder Catechu nicht zufrieden ſind, miſchen demſelben Cardamomen, Paradies-Holz, Biſam, Ambra und andre Dinge zu, damit es angenehmer und koſtbarer werde. Auf dieſe Weiſe iſt die Zuſammenſetzung einiger bey den Indianern bereiteten runden und platten Täfelchen beſchaffen, welche die Größe der Krähen-Augen (Nux vomica) haben und von den Holländern unter dem Namen Siri Gata Gamber nach Europa gebracht worden. Auf dieſe Weiſe verhalten ſich auch die ſchwarzen Täfelchen, welche eine verſchiedene Form, bald wie Pillen, bald wie Saamen, Blumen, Früchte, Fliegen, Inſecten, bald wie Mäuſekoth oder andre Dinge haben und von den Portugieſen in der Stadt Goa gemacht und die, wegen des heftigen aromatiſchen Geruchs, meiſtentheils von den Unſrigen verworfen werden. Allein, wie dieſe Völker ſehr betrügeriſch ſind, ſo geſchieht es oft, daß ſie mit dieſem Extract-Sand, Thon oder andre fremde Dinge vermiſchen, wodurch ſie die Maſſe und das Gewicht vermehren; dergeſtalt, daß man ſie ſelten rein und aufrichtig von ihnen bekommen kann.

Die noch nicht reife Areca, wenn ſie gekaut wird, erregt, wie Garcias und Jacob Bont bemerken, plötzlich einen Schwindel, nicht anders als wenn einer vom genoſſenen Wein trunken geworden. Allein dieſe Veränderung vergeht gar bald, wenn etwas Salz oder etwas kalt Waſſer genommen worden.

Dieſes

Dieſes Kauen preiſen die morgenländiſchen Völker wider den übeln Geruch des Mundes zur Befeſtigung der Zähne und des Zahnfleiſches, zur Stärkung des Magens, zur Stillung des Brechens und der Durchfälle, zur Erregung des Appetits und zur Beförderung der Verdauung an. Unterdeſſen hat der Mund dererjenigen, welche es kauen, ein garſtiges Anſehen, indem er voller Blut zu ſeyn ſcheinet.

Das reine Catechu, ſo ohne Gewürze iſt, zieht mäßig zuſammen, befeſtiget die Zähne und das Zahnfleiſch, heilet die Bräune und die Geſchwüre im Munde, die Mandeln und böſen Hälſe, ſtillet das Blutſpeyen, thut den Catarrhen Einhalt, iſt im Huſten und Heiſcherkeit gut, mildert den ſcharfen Schleim, ſtärkt den Magen, befördert die Verdauung der Speiſen, hemmt die Durchfälle, die Harnruhr und Blutflüſſe und mindert den unmäßigen Fluß der monatlichen Reinigung. Georg. Wolfg. Wedel führt in den Ephemer. Germ. eine Bemerkung eines Krampfaderbruchs (Hernia varicoſa) an, ſo in einem Jünglinge durch den Gebrauch des Catechu geheilet worden.

Von der allzu großen Doſi dieſer Erde iſt, wie mich dünket, nichts zu befürchten: denn es können beſtändig kleine Stückchen im Munde gehalten und, wenn dieſe zergangen, neue genommen werden, ohne daß ein Uebel darauf erfolget. Es iſt zu merken, daß, je kleiner die Stückchen ſind, deſto angenehmer ſelbige im Geſchmack befunden werden.

den. Man nimmt die Stückchen in Größe des Anis oder Coriander-Saamens im Mund. Die Subſtanz wird in Form eines Bolus oder der Täfelchen zu einem halben Scrupel bis zu einer halben Drachme genommen. Wedel macht daraus eine Tinktur auf folgende Weiſe:

Nimm Catechu-Erde ſo viel du wilſt; mache ſie zu Pulver, und gieße ſechs oder achtmal ſo viel rectificirten Weingeiſt darauf. Digerire ſie mit einander. Es wird eine ſehr ſchöne Tinktur ausgezogen, welche man nach und nach abgießt, von den Unreinigkeiten ſcheidet und zum Gebrauch aufhebt. Die Doſis iſt zwanzig bis ſechzig Tropfen.

Man braucht dieſe Tinktur wie auch die Catechu-Erde in Subſtanz mit glücklichem Erfolg in Gurgelwaſſern wider die böſen Hälſe.

Nimm Catechu-Erde eine Drachme; Zucker eine Unze; Mache ſie zu Pulver, vermiſche ſie genau mit Tragant-Schleim und ſetze einen oder zween Tropfen Zimmet-Oel darzu. Mache Täfelchen daraus, welche im Huſten bey einem Catarrh und Durchfällen zu gebrauchen.

Nimm Catechu-Erde eine halbe Unze; Muscaten-Nuß, rothe zubereitete Corallen von jedem eine Drachme; Quitten-Syrup eine ſattſame Menge. Vemiſche ſie und mache ein Opiat daraus. Die Doſis iſt eine Drachme, ſo man in heftigen Purgiren, Durchfall und Rothenruhr dreymal des Tags giebt.

Nimm Catechu = Erde eine Drachme; zubereiteten Blutſtein eine halbe Drachme; vom Diacodio eine halbe Unze; trocknen Roſen = Syrup eine Unze; Portulac=Waſſer und Froſchlaich, von jedem drey Unzen. Vermiſche ſie und mache einen Julep daraus, der im Blutſpeyen und Blutflüſſen zu gebrauchen.

Nimm pulveriſirte Catechu=Erde drey Drachmen; Tragant=Schleim und Wallwurzel=Syrup (Syr. de Symphyt.) von jedem eine Unze. Wegebreit=Waſſer drey Unzen. Vermiſche ſie und mache eine Lattwerge daraus, ſo wider das Blutſpeyen und Huſten bey Catarrhen zu gebrauchen.

Ob die Catechu = Erde mit dem Lycio Indico *Dioſcoridis* einerley ſey, iſt ein Zweifel, der ſich nicht leicht heben läßt. Dioſcorides, Galenus und Plinius gedenken einer doppelten Art vom Lycio; eines nämlich aus Cappadocien und eines aus Indien. Das erſte war ein ausgezogener Saft aus einem dornichten Baum, der drey Ellen lange Ruthen und drüber hat, mit einer blaſſen Rinde umgeben iſt und Blätter beſitzt, welche wie der Buxbaum dicht ſind. Die Frucht iſt wie der Pfeffer ſchwarz, glatt, bitter und dichte. Die Wurzeln von ſelbigem ſind häufig, ſchief und holzicht. Er wächſt in Cappadocien, Lycien und vielen andern Orten. Von den Griechen wurde er Λύκιον und Πυξάκανθα genennt. Das Lycium oder das Extract machten ſie aus den Aeſten, welche ſie mit den Wurzeln ſtießen, viele Tage lang

im

im Waſſer einweichten und endlich kochten: hierauf ſonderten ſie das Holz ab und die Feuchtigkeit kochten ſie noch einmal, bis ſie eine Honig-Dicke bekam. Dieſes Extract beſtand in kleinen Maſſen, die auswendig ſchwarz, innwendig, wenn ſie zerbrochen wurden, roth waren und bald ſchwarz wurden, keinen ſtinkenden Geruch und einen bittern zuſammenziehenden Geſchmack hatten. Auf gleiche Weiſe entſtand auch das Lycium, wenn der Saamen ausgepreßt und an der Sonne eingetrocknet wurde.

Das andre oder Indianiſche Lycium ſah ſaffranfarbig und war beſſer und kräftiger als jenes. Man giebt vor, ſagt Dioſcorides, daß es aus einem Strauch, ſo Lonchitis heißt, gemacht werde. Er gehört zu den Arten der Dornſträucher, und hat gerade Ruthen, ſo drey Ellen lang und gröſſer, von der Wurzel an häufig und dicker als der Brombeer-Strauch ſind. Die Rinde, wenn ſie aufgeſprungen, wird roth, die Blätter aber ſind dem Oelbaum ähnlich.

Dieſe Beſchreibungen kommen mit dem Cate des Garcias und des Bontius, oder mit dem Schotendorn des Herbert de Jager nicht überein: daher wir ſchließen können, daß wir das Lycium Indicum der Griechen nicht haben. Das Lycium von Cappadocien aber iſt in den Apotheken nicht zu finden.

Achter Artikel.

Vom Lucrizen-Saft.

Der Lucrizen-Saft, Succus Glycyrrhizae & Succus liquiritiae, *Off.* γλυκυῤῥίζης χύλισμα, *Dioſcoridis* & *Galeni*, iſt ein ausgezogener und verdickter Saft, der in kleine Maſſen gebracht worden, ſo am Gewichte vier, ſechs oder acht Unzen ausmachen und in Lorbeer-Blätter eingehüllt ſind. Dieſer Saft iſt dichte, ſchwarz, trocken, zerbrechlich, innwendig, wenn er zerbrochen wird, glänzend, zerfließt im Munde und hat einen ſüßen etwas ſcharfen Geſchmack. Man hält denjenigen für den beſten, der ſehr ſüß, friſch und rein iſt, und auf der Zunge ganz zerfließt. Derjenige aber, der verbrennt, bitter und mit Sand oder Unreinigkeiten vermiſcht iſt, wird verworfen. Man bringt ihn aus Spanien nach Marſeille und aus Holland.

Die Pflanze, woraus er gezogen wird, heißt Süßholz, Glycyrrhiza ſiliquoſa vel Germanica, *C. B. P.* 352. Glycyrrhiza radice repente, vulgaris Germanic. *I. B.* 2. 328. Glycyrrhiza vulgaris, *Dodon. Pempt.* 341. Die Beſchreibung von ſelbiger wie auch die Kräfte haben wir in dem Kapitel von den Wurzeln dargethan. Sie wächſt auf der Inſel Creta, in Italien, Deutſchland und Frankreich; an welchen Orten auch der

Saft

Saft ausgezogen wird. Man pflegt aber denjenigen anzupreiſen, der aus Spanien gebracht wird, wo er in großer Menge vornehmlich um Tortoſe und Lerida in Catalonien bereitet wird. Daſelbſt werden, wie der in der Kräuterwiſſenſchaft und natürlichen Hiſtorie ſehr erfahrene D. Ant. de Jůſſieu meldet, die friſchen Wurzeln im Heumonat geſammlet, gereiniget und in der Luft faſt ausgetrocknet; hernach werden ſie klein geſchnitten, im Waſſer ausgekocht, durchgeſeigt und ausgedrückt. Der ausgedrückte Saft wird im Feuer verdickt, bis er ſich endlich mit den Händen bearbeiten läßt; hierauf wird er in kleine Maſſen gebracht, in Lorbeer-Blätter gewickelt, und endlich in der Sonne ganz ausgetrocknet und aufgehoben.

Dieſer Saft hat eben die Kraft wie das Süßholz. Er iſt ein vortreffliches Bruſtmittel, ſo man für ſich allein in Lungen und Bruſt-Beſchwerungen nimmt und andern Mitteln beymiſcht. Dioſcorides preiſet ihn in der Räudigkeit der Blaſe und bey Nieren-Schmerzen an.

Nimm ſpaniſchen Lucrizen-Saft zwo Unzen; weiſſen Zucker vier Unzen; Mohnſaft eine halbe Drachme; Tragant-Schleim eine ſattſame Menge. Mache Kügelchen daraus, ſo man zur Stillung eines heftigen Huſtens und Zertheilung eines Catarrhs in Mund nimmt.

Nimm Lucrizen-Saft eine Unze; klein geſchnittenen Safran einen Scrupel; Canarien-Wein

zwey Pfund. Digerire ſie neun Tage lang ohne zugefügte Wärme. Man giebt von dieſer Tinktur etlichemal des Tages einen oder zween Löffel, zur Verdauung des zähen Schleims und zur Beförderung des Auswurfs.

Nimm Brunnen-Waſſer zwey Pfund; Kalch-Waſſer ein Pfund; klein geſchnittenen Safran eine halbe Drachme; Spaniſchen Lucrizen-Saft, ſo in kleine breite Stückchen geſchnitten worden, eine Unze. Reinen Honig zwo Unzen. Digerire ſie in einem verſchloſſenen Gefäße vier und zwanzig Stunden lang in der Wärme. Seige ſie durch. Man giebt dieſen Trank aller drey oder vier Stunden zu vier Unzen bey einem heftigen Huſten, Catarrh und Engbrüſtigkeit, den ſcharfen Schleim dadurch zu mildern, den dicken zu verdünnen und den Auswurf zu befördern.

Man braucht den Lucrizen-Saft zur Theriaca *Andromachi* und den Trochiſcis bechicis nigris *Charas.*

Neun-

Neuuter Artikel.

Vom Zucker.

Der Zucker, Saccharum *Offic.* Σάκχαρον *Dioſcoridis*; Σάκχαρ *Galeni*; Μέλι ἐν Καλάμοις *Theophraſti*; Μέλι καλαμίνον, *Arriani*; Αλς Ἴνδικος *Pauli Aeginetae*; Zuccar *Arabum*; Saccharon *Plinii* iſt ein weſentliches, fettes, ölichtes, und wenn er noch nicht gereiniget worden, rothes oder aſchgraues Salz; wenn er aber gereinigt worden, ein ſchneeweiß oder cryſtalliniſches trocknes Salz, ſo ſich unter den Zähnen zerreiben läßt. Er wird im Waſſer aufgelöſt und wieder bis zur Dicke eingekocht. Er iſt wie der Honig fett, läßt ſich in lange Faden ziehen, hat einen ſüßen angenehmen Geſchmack, aber faſt keinen Geruch und wird aus dem Zuckerrohr ausgezogen.

Er iſt den Alten ſchon bekannt aber nicht ſo bey ihnen, wie bey uns, im Gebrauch geweſen. Welches aus vielen Zeugniſſen der Schriftſteller klar iſt; wiewohl er vor dieſem eben ſo wie auch heut zu Tage aus verſchiedenen Pflanzen gezogen wurde, wie wir bald ſagen werden.

Strabo ſchreibt gar deutlich in dem funfzehnten Buch ſeiner Geographie, daß das Rohr in Indien, ohne Bienen, Honig hervorbringe. Ihm ſtimmt Lucanus in folgendem bey:

Sie trinken von dem Rohre einen ſüßen Saft.

Marcus Varro ſagt:

Das Indianiſche Rohr wächſt nicht gar zu groß. Man preßt aus ſeinen Wurzeln einen Saft, mit dem der ſüße Honig nicht um den Vorzug ſtreiten darf.

Seneca redet in ſeinem fünf und achtzigſten Briefe von dieſem Rohr alſo: „Man ſagt, daß man „bey den Indianern in den Blättern des Rohrs „Honig fände, welches entweder der Thau von „dem Himmel daſelbſt iſt, oder den der ſüße und „fette Saft des Rohrs ſelbſt zeugt„. Dieſer honigartige Saft wurde bald mit dem Namen des Honiges, bald des Salzes, bald des Zuckers belegt. „Es giebt (ſagt Dioſcorides, als er die verſchiedenen Arten vom Honig erwehnt) eine andre Art „eines Honigs, welche Zucker, Saccharon, genennt „wird. Man findet ihn aber in Indien und dem „glückſeligen Arabien in dem Rohr; er hat die Dicke wie ein Salz, und iſt auch wie ein Salz unter den Zähnen zerbrechlich„. Archigenes ſagt, daß das Indianiſche Salz die Farbe und Conſiſtenz des gemeinen Kochſalzes, den Geſchmack wie Honig und die Größe einer Linſe oder aufs höchſte einer Bohne habe. Galenus ſchreibt in dem ſiebenden Buch von den einfachen Arzneymitteln, daß der Zucker aus Indien und dem glückſeligen Arabien gebracht werde und in dem Rohr wachſe: es ſey aber eine Honigart, ſo weniger ſüße als das unſrige. Auch Plinius erzählet, daß

Arabien

Arabien Zucker trage, das beſte aber in Indien angetroffen werde: es ſey aber, ſagt er, Honig, der in dem Rohr geſammelt werde, gummicht, weiß, unter den Zähnen zerbrechlich, ſo groß als die größte Haſelnuß und nur zur Medicin zu gebrauchen ſey. Eben dieſer Plinius ſcheint in dem ſechſten Buche unſere Zuckerröhre, ſo auf den Canariſchen Inſeln wachſen, angezeigt zu haben, indem er, nach dem Zeugniß des Juba, meldet, daß auf den glücklichen Inſeln Bäume wüchſen, ſo der Birke (Ferula) ähnlich ſind, aus denen Waſſer heraus gedrückt werden, welche von den ſchwarzen bitter, von den weißen aber angenehm zu trinken ſind.

Hieraus erhellet, daß einige Röhre zu ſelbigen Zeiten durch das Auspreſſen einen honigſüßen Saft gegeben, wie auch von ſelbſt ein Saft in der Dicke harter und zerbrechlicher Tropfen gefloſſen, ſo Zucker kann genennt werden. Allein man muß geſtehen, daß die Alten keine Meldung vom Zucker gethan, der durch die Kunſt gemacht oder aus dieſem Saft gekocht und in große Stücken gebracht worden, ſo wie er heut zu Tage zu uns gebracht wird. Gewiß, es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Kunſt jenem Volke damals verborgen geweſen. Es iſt alſo der Zucker den Alten bekannt geweſen. Allein welches ſind die Röhre, ſo den Zucker oder dieſen Honig-Saft gaben? Dieſe Sache iſt noch im Streit: indem zwo Arten von Röhren, welche Zucker führen, in Indien und den morgenländiſchen Gegenden heut zu Tage gefunden werden; nämlich das gemeine Zuckerrohr Arundo ſaccharifera vulgaris und das baumartige

Zuckerrohr, Arundo aboreſcens, ſo Mambu, franzöſiſch Bambu oder Bamboe genennt wird. Aus dieſer ſchwitzt der Zucker von ſelbſt, aber in geringer Menge aus, wird durch die Sonnenhitze ausgetrocknet und verdickt; dieſer iſt ſeit langer Zeit von den Indianern Sacar Mambu genennt worden: es wird aber aus dem ausgepreßten Saft von ſelbigem kein Zucker gemacht. Aus jenem aber wird ein Saft ausgepreßt und zu einer ſalzigten Härte eingekocht. Dieſes hat dem gelehrten Salmaſius Gelegenheit gegeben, zu glauben, daß der Zucker der Alten nur Tropfen des Rohrs Mambu geweſen; er gründet ſich vornehmlich auf den Marcus Varro, der die Größe dieſes Rohrs, ſo voller ſüßen Saft iſt, mit einem nicht allzu hohen Baum vergleicht, wie auch auf den Solin, der im zwey und funfzigſten Kapitel von Indien S. 58. folgendes meldet: „Diejenigen Orte, welche ſumpficht ſind, bringen ein ſo dickes Rohr hervor, „daß, wenn man es zwiſchen den Knoten zerſchneidet und von einander ſpaltet, ſelbiges denen Schiffenden als ein kleines Schiff dient. Aus deſſen „Wurzeln wird ein ſüßer Saft gepreßt, der ſo lieblich wie Honig iſt„. Jedoch, obwohl dasjenige, was ſie von dem baumartigen Rohr hier melden, zu dem Rohr, ſo Mambu heißt, zu rechnen iſt, ſo wird doch deswegen das Zuckerrohr, ſo itzt gebräuchlich iſt, nicht ausgeſchloſſen, als welches, da es eine weit größere Menge des Zuckerſaftes hatte, dieſe Zuckertropfen weit häufiger geben mußte. Ja Lucanus ſcheint dieſe Art unter dem Namen des zarten Rohrs zu bezeichnen.

Es fragen einige, warum dieſer ſelbſt gewachſene Zucker aus dem Zuckerrohr in den Apotheken nicht mehr geſunden oder zu uns gebracht werde? Hierauf iſt leicht zu antworten: Weil heut zu Tage ſehr wenig hervor kömmt. Indem zur Zeit des Dioſcorides und des Galenus, als von ſelbigem viel herzugebracht wurde, und die Art und Weiſe, dieſen Saft auszudrücken und zu kochen, noch nicht bekannt war; es nothwendig geſchehen mußte, daß die Röhre, ſo voller Zuckerſaft waren, als ſie viele Jahre gewachſen und niemals abgeſchnitten worden, von ſelbſt einen Saft ausgeſchwitzt, ſo wie aus unzählich Bäumen das Gummi und Harz fließt. Daher es alſo kein Wunder iſt wenn die Alten von dieſem gewachſenen Zucker einen Ueberfluß gehabt. Nachdem aber die Gewinnſucht die Menſchen die Kunſt und Art gelehret, wie ſie aus den zerſchnittenen und ausgedrückten Röhren den Zucker häufiger herausbrächten und auskochten, ſo iſt es hernach geſchehen, daß die Indianer jährlich alle Röhre abgeſchnitten und wiederum jährlich gepflanzet. Daher geſchieht es nun, daß, da keine übrig bleiben, welche ſeit vielen Jahren voll von Zucker ſind, die Wirkung der Natur verhindert und deswegen der gewachſene Zucker der Alten verloren worden.

Diejenigen, welche glauben, daß der Zucker der Alten von unſerm verſchieden geweſen, ſetzen das Zeugniß des Plinius entgegen, welcher meldet, daß der Zucker nur zur Medicin nützlich ſey, hingegen

gen nichts von ſeinem Nutzen in der Küche und bey den Gewürzen erwähnt. Allein dieſes kömmt daher, weil zur Zeit des Plinius die Griechen und Lateiner den Zucker noch nicht mit den Speiſen vermiſchten, vielleicht weil er ſelten war, und welches auch machte, daß alle dasjenige, was damals zu ihnen gebracht wurde, kaum zun Arzneymittteln zureichend war. Indeſſen bereiten doch die Indianer, wie wir bereits geſagt, zur ſelben Zeit aus dem ſüßen Saft der Rohre Tränke, welcher ſie ſich ſowohl zur Stillung des Durſts als auch zum angenehmen Geſchmack bedienten.

Die Araber haben eine dreyfache Art vom Zucker erwähnt; nämlich Sacchar arundineum, den Zucker aus dem Rohr, Tabaxir und Sacchar Alhuſar.

1) Man ſagt, daß das Sacchar Arundineum *Avicennæ* aus den Röhren lauſe und auf ſelbigen als ein Salz gefunden werde. Es ſcheint von dem Zucker der Alten, ſo aus dem Zuckerrohr lief, nicht verſchieden zu ſeyn. Eben dieſer Zucker, ſo weiß gefunden wurde, nennte man auch Tabarzed.

2) Das Tabaxir *Avicennæ*, ſo die Ueberſetzer uneigentlich Spodium oder Aſche gegeben, vielleicht, weil es eine Aſchenart vorſtellte, iſt heut zu Tage bey den Perſern, Türken und Arabern nichts anders als das Saccar Mambu der Indianer oder der gewachſene Zucker der Alten aus dem baumartigen Rohr, wovon wir hernach reden werden. Doch geſtehe ich, daß, indem ich die Worte des Avicenna erwäge, keine kleine Vermuthung bey mir

ent-

entſtehet, daß die Araber unter dieſem Namen den erſten ausgekochten und ins Feuer gebrachten Zucker verſtanden haben. Denn er ſagt, daß das Tabaxir die Aſche einiger verbrannten Röhre ſey, von denen er ſagt, daß man folgende Fabel gemeiniglich erzähle. Es würden nämlich die Spitzen der Röhre vermittelſt des Windes gegen einander heftig bewegt, und hierdurch entſtehe ein Feuer, wodurch ſie verbrannt würden. Dieſe Fabel ſcheinet einigen Grund der Wahrheit zu haben. Als nämlich der ausgeſottene Zucker das erſtemal herzugeführt wurde, und derſelbe nicht ſo gereiniget ſondern grau oder aſchfarbig war, ſo iſt leicht zu begreifen, daß die aſchgraue Farbe dieſes Zuckers, welche auch heut zu Tage in dem Moſcowat anzutreffen iſt, ſie veranlaſſet, dieſen Zucker für Aſche zu halten, der zwar nicht durch das Feuer verbrennt, ſondern ſelbiges ausgeſtanden und vermittelſt deſſelben ausgeſotten worden, als wodurch er von dem natürlichen und von ſelbſt herausgelaufenen Zucker der Alten unterſchieden war. Doch läßt ſich dieſes nur vermuthen, aber nicht behaupten.

3) Das Saccharum Alhuſar *Avicennæ;* Alhaſter *Serapionis*, ſo auch Manna genennt wird, iſt, wie wir hernach ſagen werden, von den erſtern angeführten Zuckerarten ſowohl dem Geſchmack als den Kräften nach unterſchieden.

Der gemeine Zucker oder der bey uns ſehr im Gebrauch iſt, wird aus dem Zuckerrohr gezogen und giebt, nachdem die Grade des Siedens und der

Reinigung verſchieden ſind, verſchiedene Arten Zucker.

Die Pflanze, aus der er gezogen wird, heißt Zuckerrohr, Arundo Saccharifera *C. B. P.* 4 *Sloanes Hiſt. natur. inſul. Jamaic.* fol. 108. Tab. 66. Arundo Saccarina I. B. 2. 531. Arundo et Calamus Saccharinus *Tabern. Jcon.* 275. Canna mellea *Cæſalpin.* Vibu et Tacomuree *Piſon.* 108. Die Wurzel von ſelbigem läuft ſchief, iſt dick, knoticht, faſricht und ſaftig. Der Halm iſt knoticht, glatt, glänzend, acht oder neun Fuß hoch, und nach Beſchaffenheit des guten Bodens, in dem er wächſt, zween, drey und vier Daumen dick. Jeder Knoten iſt ohngefähr vier Finger von dem andern entfernet; und jemehr die Knoten von einander entfernet oder je länger die Zwiſchenräume ſind, deſto beſſer wird das Rohr gehalten.

Das Rohr fällt aus dem grünen ins gelbe: wird bey den Knoten auf der einen Seite weiß, auf der andern gelb, gleich als wenn zween kleine Ringe, ein gelber und ein weißer den Knoten umgeben, der erhaben iſt und weiß oder ſchwärzlich wird und ein ſchwammichtes, ſaftiges ſüßes weißes Mark hat. Aus jedem Raum, der zwiſchen den Knoten iſt, gehen lange Blätter, welche zugeſpitzt, zwo Ellen und drüber, gerade, enger als die Blätter des gepflanzten Rohrs, ſowohl der Figur als der Lage nach dem Rohrkolben (Typha) ähnlich, grün gelblich, rauch und der Länge nach geſtreift ſind und die Wurzeln umfaſſen. Der oberſte Theil des Halms iſt mit vielen Blättern geziert und trägt Kätzchen (Panicula)

welche

welche zween bis drey Fuß lang, äſtig, in viele kleine Aeſte oder Aehren getheilt ſind, welche dünne, zerbrechlich und knoticht zu ſeyn pflegen, auf deren Knoten wechſelsweiſe Blumen wachſen. (Dieſe haben keinen Kelch, allein jede hiervon iſt mit einer dünnen Wolle, ſo länger als die Blume ſelbſt iſt, eingeſchloſſen. Die Krone iſt zweyklappicht und beſteht aus lanzenförmigen, zugeſpitzten, geraden, hohlen gleichen Klappen. Der Staubfäden ſind drey an der Zahl, ſo haaröhricht und ſo lang als die Krone ſind, länglichte Staubfache tragen, und eine ſpitzige Frucht umgeben, welche zween haarichte Griffel trägt? Die Krone dient ſtatt eines Kelchs und enthält einen einzigen, länglichten, ſchmalen und zugeſpitzten Saamen.) Dieſe Pflanze wächſt in Indien, auf den Canariſchen Inſeln und in den heißen Ländern von America. Sie wird auch in vielen andern Orten gepflanzt. Sie wächſt gern auf einem fetten und feuchten Boden. Wie es nach dem Zeugniß des Piſo lautet, ſo ſoll in der Provinz Rio de la Plata das Zuckerrohr von ſelbſt wachſen, die Länge eines Baums bekommen, und durch die Sonnenhitze Zucker-Cryſtallen von ſich geben.

Es wird aber auf folgende Weiſe gepflanzet: Man ackert die Erde und macht vermittelſt eines Karſts gleichweit ſtehende Furchen; in dieſe Furchen werden die Röhre geſetzt, dergeſtalt, daß der Anfang des folgenden das Ende des vorhergehenden berühret: hierauf werden die Zweige mit Erde bedeckt. Dieſes gepflanzte Rohr treibt in jedem Raum, der ſich zwiſchen den Knoten befindet, ſeine

Augen,

Augen, dergeſtalt, daß jeder Raum ein neues Rohr giebt. Nachdem nun alſo das Rohr zu treiben angefangen, ſo muß es aller drey oder vier Monate, nach Beſchaffenheit des Bodens, von ſeinem überflüßigen Kraut gereiniget werden, damit es im Wachsthume nicht mehr als das Rohr zunehme: und dieſe Arbeit iſt ſo oft zu wiederholen, bis das Rohr einige Höhe erlangt hat. Das Rohr erlangt nach Beſchaffenheit des Erdbodens in acht, zehn oder zwölf Monaten die gehörige Größe, dergeſtalt, daß es alsdenn zur Bereitung des Zuckers geſchickt iſt.

Die Art und Weiſe, wie der Zucker gemacht wird, iſt folgende: Man ſchneidet die reifen Röhre bey der Wurzel und in dem Knoten ſelbſt ab, reiniget ſie von den Blättern, bindet ſie in Bündel und bringt ſie in die Mühle. Die Mühle beſteht aus drey ſehr ſchweren und geraden Walzen, welche aus einem ſehr feſten Holz gemacht und mit eiſernen Ringen umgeben ſind. Das Rohr, ſo zwiſchen dieſe Walzen, welche einander berühren, beſtändig hineingedrückt wird, giebt einen ſehr ſüßen Saft. Die Walzen aber werden entweder durch Waſſer oder Ochſen getrieben. Der ausgepreßte Saft, der hernach zu Zucker eingeſotten wird, kann nur vier und zwanzig Stunden erhalten werden, hernach wird er ſauer und zur Bereitung des Zuckers gänzlich ungeſchickt; wenn er aber länger aufbehalten wird, ſo entſteht ein ſehr guter Eßig. Die Walzen und Breter, über welche der Saft läuft, müſſen zweymal des Tages abgewaſchen werden; damit

nicht

nicht der Saft, welcher ſauer wird und womit ſie überzogen worden, den zufließenden Saft zur Säure geſchickt mache. Den ausgepreßten Saft, der durch hölzerne Canäle und Gänge in kupferne Keſſel geleitet worden, laſſen ſie, vermittelſt eines gelinden Feuers, einen ganzen Tag bald heftiger bald gelinder ſieden, und gießen von Zeit zu Zeit Waſſer zu, damit das heftigere Wallen gehemmt werde. Von dieſem Saft wird in dem erſten Keſſel der unreine und häufige Schaum weggenommen, welcher dem Vieh zum Futter und Getränke gegeben wird. Der abgeſchäumte Saft wird in den nächſten Keſſel gegoſſen, worinnen er durch ein ſtärkeres Feuer, ſo daß er heftig wallt, gekocht und vermittelſt eines ſehr großen durchlöcherten Löffels von den Unreinigkeiten befreyt wird. Damit er von der Unreinigkeit genauer geſchieden werde, ſo thun ſie eine aus Holzaſche und friſchen Kalch bereitete Lauge darzu, und ſchäumen ihn beſtändig ab: Hierauf wird er durch Tücher geſeigt. Einige machen auch aus ſelbigem Wein, indem ſie Waſſer einmiſchen. Der durchgeſeigte Saft wird in den dritten Keſſel gegoſſen durch ein ſtarkes Feuer zur gehörigen Dicke gekocht, und während dieſer Arbeit beſtändig mit Löffeln bewegt und abgeſchäumt.

Indem der Zucker gekocht wird und im Wallen iſt, ſo geben ſie fleißig Achtung, daß er nicht über den Rand der Keſſel läuft; welches ſie alſo verhüten. 1) Bewegen ſie mit ſehr breiten Löffeln den Saft, ſchlagen, heben ihn in die Höhe und gießen ihn wieder in die Gefäße: denn auf dieſe Weiſe

wird der allzu heiße Saft erkühlt und gemäßiget. 2) Tröpfeln ſie zu beſtimmten Zeiten etwas Butter oder Oel hinein: denn hierdurch wird das Aufſchäumen des Zuckers geſchwind geſtillet. Auch iſt es Anmerkungswerth, daß, wenn etwas weniges von Limonien oder einem andern ſauren Saft hinzugethan wird, der Zucker niemals eine feſte Conſiſtenz oder Körner erlangt.

Der gehörig geſottene Saft, das iſt, wenn man einen Theil von dem Saft nimmt, ihn in die Luft wirft und derſelbe ſogleich wie ein Geſpinſte oder zarte Feder wird, wird alsdenn aus dem dritten Keſſel in eine küpferne Pfanne gegoſſen, worinne er in einer gelinden Wärme erhalten wird, bis er anfängt, ſich in kleine Körner zuſammen zubegeben. Alsdenn wird er ſogleich, wenn er noch heiß iſt, in irrdene Gefäße ausgegoſſen. Dieſe Gefäße, ſo ſie Formen nennen, ſind wie ein Trichter geſtaltet, oben weit und laufen ſpitzig zu; ſie ſind von beyden Seiten offen, wovon die unterſte Oeffnung mit Stroh oder Holz verſtopft iſt; und daſelbſt wird er vier und zwanzig Stunden gelaſſen, damit er feſt wird. Hernach werden dieſe irrdenen Gefäße in großer Anzahl in ſehr weite Gebäude getragen, über andere irrdene Gefäße in einer Ordnung geſetzt, und nachdem bey einem jeden die unterſte Oeffnung aufgemacht worden, daſelbſt vierzig oder mehr und weniger Tage gelaſſen, damit der Syrup oder der honigartige Saft deſto leichter herauslaufe. Hernach wird ein aus Thon und Waſſer vermiſchtes dünnes Lutum auf den bereits verdickten Zucker gegoſſen,

ſo

ſo daß es drey bis vier Finger hoch darüber ſteht. Das Waſſer, ſo aus dem Luto nach und nach herabfließt und durch die Zuckermaſſe geht, ſpielt deſſen Körner ab und reinigt ſie von dem honigartigen, fetten, bräunlichen Saft, den es mit ſich durch die kleinen Löcher aus den Formen in das darunter geſetzte Gefäße nimmt: auf dem obern Theil der Formen aber bleibt die Erde trocken. Nachdem alle Feuchtigkeit abgelaufen, wird der trockne Zucker, ſo viel möglich, aus den Formen geſchlagen und in rothe, aſchgraue oder grau weißlichte Stücke geſchnitten, und rother oder grauer Moſcovat genennt. Er muß, wenn man ihn gut haben will, aus dem grauen ins weißliche fallen, trocken, nicht fett oder ſchmierig ſeyn, und, ſo viel möglich, keinen brenzlichen Geſchmack haben.

Dieſer rohe Zucker oder Moſcovat, vornehmlich wenn er röthlich iſt, wird nicht ſo ſehr gebraucht; ſondern iſt die Materie, aus der die übrigen Zucker-Arten alle gemacht werden.

Der dicke, fette, rothe oder bräunliche Saft, der aus den Formen herabtröpfelt, kann nicht weiter als bis zur Honigdicke gebracht werden; daher er Zucker-Syrup, Syrupus Saccharinus, Mel Saccharinum, Mellago, Remet und franzöſiſch Melaſſe und Douvette genennt wird, und in der Küche und Apotheke als unnütze wegzuwerfen iſt. Doch brauchen einige von den Zuckerbeckern dieſen gehörig gereinigten Syrup zum Einmachen der rothen Früchte; allein es iſt vergebens, weil ſein Geſchmack nicht angenehm iſt. Einige heben ihn zur Bereitung

des Brandweins oder Aquavit auf. Diejenigen, welche dieſen Zucker-Aquavit machen, gießen zu acht Theilen heißen Waſſer gemeiniglich einen Theil von dieſem Syrup nebſt etwas Bier-Schaum. Wenn alles genau gemiſcht worden, ſo laſſen ſie es in verſchloſſenen Gefäßen gähren, ſo lange bis die Vermiſchung einen ſubtilen, ſpirituöſen und weinhaften Geruch von ſich giebt. Hierauf deſtilliren ſie die Materie vermittelſt des Feuers, und alsdenn erlangen ſie den Brandwein.

Der Moſcovat wird entweder auf den Americaniſchen Inſeln gereiniget, oder nach Frankreich in die zur Reinigung beſtimmten Officinen gebracht; und hieraus entſteht der noch nicht gereinigte Zucker (Saccharum Miſcellaneum) der gereinigte oder rafinirte Zucker (Saccharum purgatum) und der feine, oder, wie ſie ſagen, Königszucker Saccharum finale aut Regium.

Der noch unreine Zucker, Saccharum Miſcellaneum, oder wie er heißt, Caſſonatum oder Caſtonatum, franzöſiſch Caſſonade oder Caſtonate iſt in kleine Stücken zerbrochener Zucker, ſo weiß und etwas fett iſt, einen nicht unangenehmen Honiggeruch hat, ſo in etwas dem Veilchengeruch ähnlich iſt, und in Anſehung des ſüßen Geſchmacks den Honig übertrifft. Die Apotheker nehmen ihn zu Syrupen, Latwergen und andern dergleichen Bereitungen, als den beſten, weil er ſowohl einen ſüßen Geſchmack hat, als auch, weil er die Confectionen weißer und ſchöner macht, und die aus ihm

berei-

bereiteten Syrupe die gehörige Dicke länger behalten, und auch nicht ſo leicht zu Cryſtallen, oder, wie ſie ſagen, zu Candis werden. Der weiße, trockne und der, ſo einen Geruch hat, iſt der beſte. Er wird aus dem Moſcovat folgendergeſtalt gemacht:

Man thut in einen kupfernen Keſſel eine beliebige Menge Moſcovat, und gießt, ſoviel zur Abſchäumung zureichend iſt, eine ſtarke Lauge zu; hierauf thut man nach und nach geſchlagenes Eyweiß darzu und ſchäumt ihn wechſelsweiſe ab, und gießt wieder anders hinzu, ſo lange bis der Syrup wohlgereiniget und klar wird: wenn die Feuchtigkeit noch nicht vergangen, ſo ſeigt man den Syrup durch, da er alsdenn die Spreu und die Unreinigkeiten zurück läßt. Hierauf wird er wieder von neuem vermittelſt des Feuers ins Wallen gebracht, bis alle überflüßige Feuchtigkeit verdampft iſt. Wenn der Syrup bis zur Härte eingeſotten worden und noch heiß iſt, ſo füllen ſie damit irrdene Gefäße an, nachdem ſie vorher mit Brunnenwaſſer angefeuchtet und das Loch verſtopft worden, und alsdenn ſetzen ſie ſolche erſt in Keller, hiernächſt in eine trockne und laue Stube.

Wenn der Zucker hart geworden, ſo gießen ſie auf die weite Oeffnung der in der Ordnung geſtellten Formen, ein Lutum, ſo aus Thon, der in Frankreich bey Rouen herausgegraben und zur Bereitung der Tobaks-Pfeiffen gebraucht wird, und aus Waſſer gemacht und ganz dünne iſt, ſo, daß es zween bis drey Finger hoch über dem Zucker ſteht. Wenn dieſe Maſſe durch die trockne Wärme des

Orts und des Zuckers trocken geworden, ſo nehmen ſie ſelbige ab, und thun wieder neue darauf: dieſes wiederholen ſie zwey bis dreymal. Allein bey jedesmaliger Veränderung ſtecken ſie die Spitze einer Spindel in die kleine Oeffnung, damit die dicke Materie, ſo ſie gemeiniglich Syrup nennen, leichter heraus fließe. Die pyramidenförmigen Maſſen oder Zuckerhüte, ſo aus den Formen herausgenommen worden und an Farbe ungleich ſind, theilen ſie gemeiniglich in drey Theile; nämlich in den unterſten, den mittelſten und oberſten Theil. Jeden von ſelbigem ſetzen ſie beſonders, davon der äußerſte, oder die Spitze, der ſchlechteſte iſt; hierauf wird dieſer Zucker auf großen leinenen Tüchern ausgebreitet, in der Luft getrocknet, hernach in Küſten gethan und zu uns geführt.

Wenn ſie aber den pyramidenförmigen Zucker noch reiner haben wollen, ſo nehmen ſie ihn aus der Forme heraus und zerlaſſen ihn zwey bis dreymal in Brunnenwaſſer, kochen und gießen ihn wieder in Formen; und nachdem ſie die zu unterſt ſich befindende Oeffnung aufgemacht, ſo ſetzen ſie das Lutum zu, und verfahren im übrigen, wie wir bey dem Caßonat geſagt haben; und auf dieſe Weiſe bereiten ſie den pyramidenförmigen Zucker, der, nachdem die Reinigkeit und Weiſe verſchieden iſt, verſchiedene Arten ausmacht. Der vortrefflichſte iſt, der die übrigen an Weiße, Reinigkeit, Glanz und Trockenheit übertrift; und der, wenn man mit dem Finger daran klopft, wie ein Marmor klingt. Feiner Zucker, franzöſiſch Sucre Fin, wird er genennt,

weil

weil er bis zur höchſten Reinigkeit gebracht worden, dergeſtalt, daß er auf keinerley Weiſe reiner und weißer kann gemacht werden; er wird auch wegen der Vortrefflichkeit Königs-Zucker genennt, franzöſiſch Sucre Royal.

In Anſehung der Länder, in denen ſie Zucker machten, wurde er vor dieſem in Zucker von Madera, Canarien, Braſilien u. ſ. f. getheilt. Jetzt aber hat alle der, den man nach Frankreich bringt, auf den Americaniſchen Inſeln, ſo Frankreich zugehören, ſeinen Urſprung, woſelbſt das Zuckerrohr in großer Menge gepflanzt wird.

Der Candis, Saccharum, Candium, Cantum oder Cantium *Off.* Κάνδι oder Κάνδιον *Nicolai Mirepſi;* franzöſiſch Sucre Candi, iſt ein harter, durchſichtiger und eckigter Zucker, daher auch ſein Name gekommen. Er iſt zweyerley; einer iſt dem Cryſtall ähnlich, der deswegen der cryſtalliniſche heißt, weil er von dem beſten gereinigten und feinen Zucker gemacht wird; der andere iſt röthlich, der niemals klar wird und der aus dem Moſcovat oder Caſtonat gemacht wird. Man muß denjenigen, ſo hart, trocken, durchſichtig und cryſtalliniſch iſt, ausleſen; wiewohl einige den röthlichen als den fettern zur Linderung der Lungenbeſchwerungen für vortrefflicher halten.

Der Zuckerkand wird alſo gemacht. Man zerläßt den feinſten Zucker in ein wenig Waſſer und und kocht ihn, damit es ein dicker Syrup wird, den man in einen irrdenen Topf thut, in welchem hölzerne Stöckchen gitter- und kreuzweiſe gelegt wor-

den. Der Topf wird an einem warmen Ort auf ein Bret geſetzt und daſelbſt funfzehn oder zwanzig Tage gelaſſen. Hierauf wird der Syrup, ſo nicht angeſchoſſen ab, und etwas warmes Waſſer zugegoſſen, damit die Fettigkeit vom Syrup abgeſpült werde; wenn dieſes wiederum abgegoſſen worden, ſo wird das Gefäße zur Austrocknung der Cryſtallen an einen warmen Ort geſetzt und den folgenden Tag darauf zerbrechen, da denn die Stöckchen mit Zuckerkand, wie mit einem durchſichtigen Cryſtall überzogen gefunden werden. Die durchſichtigen und cryſtalliniſchen Zuckerkandſtückchen werden von den Seiten des Gefäßes und den Stöckchen, denen ſie anhängen, geſchieden, wohl getrocknet und aufgehoben.

Der röthliche Zuckerkand wird auf eben die Weiſe aus dem noch nicht gereinigten Zucker oder aus dem Moſcovat bereitet.

Der rothe Zucker, Saccharum rubrum *Off.* franzöſiſch Chypre oder Sucre rouge, iſt ein röthlicher oder bräunlicher Zucker, der etwas fettig und aus den von der Reinigung des Caſtonats übriggebliebenen und ausgeſottenen Syrupen gemacht iſt: itzt wird er in den Apotheken ſelten und nur zum Clyſtiren gebraucht.

In der chemiſchen Unterſuchung ſind von zwey Pfund ſehr weißen Zucker eine Unze und ſechs und dreyßig Gran klares, nicht riechendes und unſchmackhaftes Waſſer; zwölf Unzen und ſechs Drachmen erſt klare, hernach röthliche und brenzlichriechende ſowohl ſaure als urinöſiſche Feuchtigkeit; ſechs Drachmen

men dünnes röthliches und zwo Unzen drey Drachmen und vier und vierzig Gran dickes Oel übergegangen. Die in der Retorte übriggebliebene ſchwarze Maſſe hat acht Unzen, eine Drachme und drey und ſechzig Gran gewogen, welche, nachdem ſie in einem Reverberirfeuer calcinirt geworden, eine Unze, eine Drachme und zehn Gran braune Aſche zurück gelaſſen, woraus durch das Auslaugen zwo Drachmen und ſechzig Gran fixes alkaliſches Salz gezogen worden. Der Verluſt der Theile hat in der Deſtillation acht Unzen und ſechs Drachmen, in der Calcination aber ſieben Unzen und drey und funfzig Gran betragen.

Der Zucker iſt ein weſentliches Salz, ſo aus einem ſauren Salze, Oel und Erde beſteht. Wenn er recht gut gereiniget iſt, wie in dem Zuckerkand, ſo ſchießt er in priſmatiſche Cryſtallen an, die aus acht platten Ueberflächen beſtehen, davon die zwo einander gegenüberſtehenden Grundflächen gleich und parallel die andern aber parallelogrammatiſch ſind. Er giebt keine Merkmaale weder eines ſauren noch alkaliſchen Salzes von ſich; er fängt Feuer und brennt helle: er löſet ſich in wäßrichten Auflöſungs-Mitteln ſehr leicht auf, ſchwerlich aber in ſpirituöſen und öhlichten: wenn er mit Waſſer verdünnt worden, ſo fängt er an zu gähren, und bekömmt alsdenn erſt einen weinhaften hernach einen ſauren Geſchmack.

Es wird demnach aus dem gehörig gegohrnen Zucker eine weinhafte Feuchtigkeit erlangt, wenn

nämlich ein Pfund Zucker in ſechs oder acht Pfund Waſſer aufgelöſt mit einem Löffel Bier-Hefen genau vermiſcht und in einem gehörig verſchloſſenen aber nicht ganz angefüllten Gefäße einer langſamen Wärme ausgeſetzt werden. Nach wenig Stunden wird er mit einer großen Heftigkeit zu gähren anfangen, und nach drey oder vier oder mehr und weniger Wochen, nachdem die Menge der Feuchtigkeit und die laue Wärme des Orts beſchaffen iſt, giebt er eine ſehr ſtarke weinhafte Feuchtigkeit, ſo dem Honigwaſſer nicht ungleich iſt. Aus dieſem wird durch die Deſtillation ein ſehr ſtarker brennender Spiritus herausgezogen. Wenn aber die ganze gährende Materie einer beſtändigen Wärme länger ausgeſetzt wird, ſo wird er in kurzer Zeit in einen ſehr ſtarken Eßig verwandelt, der dem Weineßig gänzlich ähnlich iſt.

Der Zucker, wiewohl er den Alten nicht unbekannt geweſen, iſt doch ſparſam von ihnen gelobt und gebraucht worden. Die letztern Jahrhunderte aber, haben dieſes ſo köſtliche Geſchenk der Natur in den Apotheken, Küchen, Geſundheit und Krankheit, in jedem Alter, Lande, Eſſen und Trinken ſehr gemein gemacht. Itzo wird er aus den Abendländiſchen Gegenden in ſo großer Menge nach Europa gebracht, daß er unter die vornehmſten Reichthümer deſſelben Welttheiles gezählet wird und der Handel mit ihm den übrigen, welche mit dem Oel, Wein, Salz, Seide und Wolle geſchehen, gleich iſt oder ſie übertrifft. Es iſt zu verwundern, wie viel Zucker in der Küche und

Medicin

Medicin verbraucht wird! Keine Speiſe iſt angenehm, welche nicht mit Zucker gemildert oder gewürzt iſt, vornehmlich bey den Nacheſſen. Daher die Zuckerbecker eine neue Art von Menſchen machen, ſo den Alten unbekannt geweſen. Es iſt keine Arzney ohne Zucker, die unangenehmen Mittel ſo wohl zu mildern als angenehmer zu machen, und dasjenige, was leicht verdirbt, zu erhalten, die heftigen zu mäßigen und zu verbeſſern; ſintemal er die ſcharfen mildert, die ſauren ſtumpf, die herben angenehmer macht und allem Geſchmack eine gröߧre Anmuth zuwege bringt. Der Zucker wird bey der Bereitung der Syrupe, des Eingemachten, der Lattwergen, der Morſellen und anderer gar ſehr gebraucht. Es werden auch aus ihm ſowohl zum guten Geſchmack als zur Medicin verſchiedene Arten Getränke mit Waſſer, Wein, ſpirituöſen Feuchtigkeiten, Säften von Früchten und unzähligen Decocten bereitet.

Die Alten pflegten ihre Arzneyen mit Honig einzumachen. Actuarius ſcheint unter den Aerzten der erſte zu ſeyn, der in ſeinen Bereitungen der Arzneyen ſtatt des Honigs den Zucker gebraucht und die mediciniſchen Säfte mit Zucker vermiſcht hat.

Der Zucker, wenn er mit den Speiſen mäßig genommen wird, giebt ein gar gutes Nahrungs-Mittel. Denn man verſichert, daß die Schweine von den zerriebenen und ausgepreßten Röhren zum Bewundern fett würden, und das Fleiſch von

ſelbi-

ſelbigen ſo zart und ſchmackhaft werde, daß man es dem Capaunen-Fleiſch vorziehe. Er befördert die Verdauung, wenn man nach einer reichlichen Mahlzeit ein kleines Stück nach Tiſche zu ſich nimmt.

Faſt alle Aerzte preiſen ihn in Bruſt- und Lungen-Beſchwerungen an. Man verſchreibt entweder weißen Zucker oder Zuckerkand, den man in Mund nimmt, den ſcharfen Schleim dadurch zu mildern, den Huſten zu ſtillen, und die Rauhigkeit des Halſes oder der Lungen zu verbeſſern: denn, wenn er durch den Speichel befeuchtet wird, ſo zerfließt er, und, indem er die Seiten dieſer Theile überzieht, ſo beſchützt er ſie wider den ſcharfen Schleim. Er befördert den Auswurf, vornehmlich wenn er bis zur Dicke eines Syrups gebracht und mit Lein- oder ſüßen Mandel-Oel vermiſcht wird. Ebenderſelbe ſtillt auch, wenn er auf gleiche Weiſe genommen wird, in der Colik die Schmerzen und bey Kindern das Bauchweh. Die mit Zucker gemachten Tränke reinigen die Bruſt, ſtillen den Huſten, indem ſie den Schleim abſpülen; heilen die Heiſcherkeit; reinigen die Lungen-Geſchwüre; treiben den Urin; öffnen den Leib und ſind im Seitenſtechen und Entzündung der Lunge heilſam.

Wenn aber der Zucker allein und in größerer Menge genommen wird, ſo ſchadet er und vornehmlich choleriſchen Perſonen. Denn er giert heftiger in dem Magen und Gedärmen, erregt Blähungen und macht die Galle, indem er ſie durch

durch die Gährung verdünnt, flüßiger: daher man ſagt, daß der Zucker und die ſüßen Sachen die Galle erzeugen. Die mit den Salz-Spitzen des Zuckers angefüllte Galle wird ſchärfer; daher er nicht allein in den Gedärmen, ſondern auch in dem ganzen Körper, indem er in die Blutmaſſe gebracht wird, Hitze erregt. Bey den Kindern erzeugt er Würmer. Für die Zähne wird er für das ſchädlichſte gehalten; denn er macht ſie ſchwarz und röthlich, wie auch wackelnd; daher die Verſtändigern nach deſſen Genuß den Mund und die Zähne fleißig mit Waſſer ausſpülen.

Doch dieſes ſind nur leichte Uebel, ſo von dem unmäßig genoſſenen Zucker kommen. Es werden ihm noch weit größere zugeſchrieben, wenn **Willis**, **Simon Pauli** und **Johann Rajus** ihm Schuld geben, daß die Urſachen des in England ſo gemeinen Scorbutes und der Schwindſucht von deſſen unmäßigen Gebrauch in Speiſe und Trank herrühren. „Und damit nicht jemand, ſagt **Rajus**, dieſe engliſchen Krankheiten vielmehr der „feuchten Luft zuſchreibt, ſo ſagt man, daß die „Schwindſucht in Portugall, welches ein heißes „Land iſt, eben deswegen epidemiſch geworden. „Denn die Portugieſen verbrauchen, außer den „Engländern, mehr Zucker als jedes andre Volk.„ **Willis** aber redet, in dem zehnten Kapitel ſeines Tractats vom Scorbut, folgender Geſtalt: „Die „mit Zucker eingemachten Dinge tadle ich deswegen, weil ich glaube, daß deſſen Erfindung und „unmäßiger Gebrauch in dieſem itzigen Jahrhun-

„dert

„dert den Scorbut unendlich vermehret. Denn „dieſe Subſtanz beſteht aus einem ſehr ſcharfen „und nagenden Salze, ſo mit Schwefel überzo- „gen iſt, wie aus der chemiſchen Unterſuchung „deutlich erhellet; indem der für ſich deſtillirte „Zucker eine Feuchtigkeit giebt, welche nicht ge- „ringer als das Königs-Waſſer (Aqua regia) iſt. „Wenn man ihn in eine Blaſe thut, viel Waſſer „darzu gießt und ihn, nachdem er gehörig gegoh- „ren, deſtilliret, ſo geht, wiewohl das fixe Salz „nicht ſo leicht aufſteigt, doch eine Feuchtigkeit „über, welche wie der ſchärfſte Brandwein brennt „und ſehr ſtechend iſt. Da nun der Zucker, ſo „faſt mit allen Speiſen vermiſcht wird, auf dieſe „Weiſe häufig von uns genoſſen wird; wie wahr- „ſcheinlich iſt es demnach, daß das Blut und die „Säfte von dem täglichen Genuß ſalzicht und „ſcharf und daher ſcorbutiſch werden. Ein be- „rühmter Schriftſteller (Theophilus de Garen- „cieres) hat in ſeinem Tractat de Tabe angli- „cana, die Urſache dieſer Schwindſucht auf den „unmäßigen Gebrauch des Zuckers bey den unſri- „gen geſchoben: ich weis aber nicht, ob man ihm „nicht vielmehr die Urſache des ſich immer mehr „und mehr ausbreitenden Scorbuts zuſchreiben „ſollte.„ So redet Williſius.

Jedoch Friedrich Slare, ein Arzt zu London und Mitglied der Königlichen Geſellſchaft, antwortet in ſeiner auf engliſcher Sprache geſchriebenen Vertheidigung des Zuckers auf dieſe Be-

weiſe

weiſe ſehr gut. 1) Wütete der Scorbut in den mitternächtlichen Ländern lange vorher, ehe der Zucker dahin gebracht wurde. Ueberdies ſo befällt dieſe Krankheit viel eher das gemeine Volk und die Armen, welche den Zucker ſehr ſelten gebrauchen, als die Reichen und Großen, die ſich deſſen öffterer bedienen. 2) Was die Schwindſucht anlangt, welche Theophilus de Garencieres die Geißel für England nennt, ſo iſt es ja offenbar, daß die Luft zu London, welche mit dem Steinkohlen-Dampf verunreinigt wird, die vornehmſte Urſache dieſer Krankheit iſt, welche im Anfange oft bald durch die Veränderung der Luft geheilet wird. Ueberdies würde dieſe epidemiſche Schwindſucht bey den Portugieſen nicht ſowohl auf den Mißbrauch des Zuckers und der mit ihm verfertigten Dinge, als auf den beſtändigen Genuß der ſauren Speiſen zu ſchieben ſeyn, woferne ſie nicht von eben dieſem Friedrich Slare einem gewiſſen veneriſchen Gifte zugeſchrieben würde.

Allein es werfen diejenigen, denen dieſe ſüßen Speiſen mißfallen, ein, daß zum wenigſten in dem Zucker ein ſaures ſehr nagendes und daher ſchädliches Salz enthalten ſey. Wir geſtehen zwar, daß die ſehr wirkſamen ſauren Spitzen in dem Zucker durch die Gährung entwickelt, oder durch die Deſtillation von den andern Beſtandtheilen geſchieden werden, ob ſie ſchon nicht in ſo großer Menge wie aus dem Salpeter und Vitriol herausgebracht werden; aber daher iſt auch nicht zu ſchließen, daß der Zucker durch dieſes Saure ſchäd-

lich

lich werde. Denn wenn dieſes gelten ſollte, ſo würde kein Menſch eine Speiſe ohne Nachtheil genießen: denn es iſt keine vermiſchte Subſtanz in den Speiſen, in der nicht dieſer ſaure Grundtheil ſollte gefunden werden. Iſt nicht eben dieſes Saure in dem Moſt und Wein häufig enthalten? Liegt es nicht in der Gerſte und dem Bier, in dem Rocken und Brodte und in allen Früchten verborgen, welches durch die Gährung oder vermittelſt des Feuers offenbar wird? Hält man deswegen dieſe Nahrungsmittel für ſchlimm und ſchädlich? Keinesweges. Aus dem Zucker wird durch die Gährung, wie aus andern Säften von Pflanzen, ein brennender Spiritus herausgezogen; aber deswegen iſt er kein ſchlechteres Nahrungsmittel: ja, mit eben dieſer ſpirituöſen Feuchtigkeit werden die ſtärkern und mehr nagenden Feuchtigkeiten gemäſſiget und gelinder. Es wird demnach in dem Zucker wie in der Milch und den übrigen Nahrungs-Mitteln, ſo von den Pflanzen genommen werden, das Saure mit den ölichten und erdigten Theilen ſo verwickelt, daß es ein ſehr angenehmes ſchmackhaftes und heilſames Nahrungsmittel und Gewürze, nicht aber eine nagende und ſchädliche Speiſe abgiebt, wie die Schriftſteller, ſo ſich ſonſt wohl um die Medicin verdient gemacht, etwas unbedachtſam geredet haben. Eben gedachter Friedrich Slare preiſet dieſes Indianiſche Salz vielfältig an und lobt es als ein Bruſt- Magen- Herz- und Kopfſtärkendes wie auch als ein Augen- Zahn- Nieß- und Wundarzney-Mittel. Er hat mit keinem

nem andern Pulver als mit ſehr weißem Zucker ſeine Zähne abgerieben und dieſelben viele Jahre geſund und ſchön erhalten, welches wider die Meynungen dererjenigen iſt, welche behaupten, daß die Zähne von ſelbigem angefreſſen und verdorben würden. Er ſchreibt ihm eine balſamiſche Kraft oder eine ſolche zu, welche die Eingeweide vor der Fäulniß bewahret, ſo wie er eine Kraft hat die Blumen, Früchte, Wurzeln und übrigen Theile von Pflanzen oder Thieren lange Zeit ganz und unverletzt zu erhalten. Dieſe ſo großen Kräfte beſtätiget er mit zwo vortrefflichen Bemerkungen; die eine betrifft einen vornehmen Engländer, den Herzog von Beaufort, der als ein ſiebenzigjähriger Mann an einem Fieber geſtorben und der, beynahe vierzig ganzer Jahr, alle Tage ein Pfund Zucker und drüber zu eſſen pflegte. Als ſein Körper geöffnet worden, hat man ſein Eingeweide geſund und unverletzt gefunden, die Zähne aber ſind ganz und geſund geweſen. Die andre Bemerkung betrifft den Groß-Vater des Friedrich Slare, mit Namen Malory. Dieſer hat hundert Jahr geſund und friſch gelebt, gerne Zucker und Honig gegeſſen und alle Speiſen Fleiſch und Früchte mit dieſen, vornehmlich mit Zucker, beſtreut.

Hieraus kann man ſchließen, daß man von einem mäßigen Gebrauch des Zuckers nichts zu befürchten habe: hingegen glauben wir, daß man mit dieſem Gewürze denen Speiſen einige Anmuth verſchafft, wodurch der Magen zur Vollbringung der gehörigen Verdauung geſchickt wird, daß er das

Ferment des Magens befördert, und die Speiſen zur gehörigen Gährung, ſo in dem Magen und Gedärmen geſchieht, geſchickt macht, und daher die Miſchung des Blutes und der übrigen Säfte des ganzen Körpers, welche von der erſten Verdauung abhängt, gut wird.

Man muß aber den Zucker nicht für die Urſache der Lungenſucht halten, vielmehr haben viele, in der Arzneykunſt ſehr geübte Männer, den Roſen-Zucker für die Schwindſüchtigen ſehr dienlich und ſelbigen gleichſam für ein ſpecifikes Mittel für dieſe Krankheit gehalten. Montanus, Valeriola und Foreſt bezeugen, daß ſie einige mit dem Roſenzucker geheilt geſehen, deſſen ſich die Kranken in großer Menge bedienet. Riverius hat einen Apotheker gekennt, der ein Schwindſüchtiger geweſen, der ſich eine überaus große Menge Roſen-Zucker ſelbſt bereitet und ſelbigen immerfort zu ſich genommen; und durch dieſes Mittel allein iſt er, wie er in dem Kapitel von der Schwindſucht meldet, geheilet worden.

Doch iſt nach aller Aerzte Meynung zu merken, daß ſich alle gallichten, melancholiſchen, ſcorbutiſchen Perſonen wie auch die hyſteriſchen Weiber von ſelbigem enthalten müſſen; denn er giert leichte und vermehrt die wallenden, oder gährenden und erhitzten Säfte und macht die Zufälle dieſer Krankheiten gefährlicher.

Aeußerlich iſt der Zucker ein vortreffliches Wundarzney-Mittel, er widerſteht der Fäulniß, vornehm-

nehmlich wenn er mit etwas Brandwein verdünnt wird. Die Türken, ſagt Ettmüller, pflegen alle Tage die friſchen Wunden mit Wein zu reinigen und nach der Reinigung pulveriſirten Zucker einzuſprengen; und auf dieſe Weiſe heilen ſie ſich ſelbſt und zwar auf keine ungereimte Art.

Wenn der Zucker im Brandwein oder nicht rectificirten Weingeiſt aufgelöſt wird, ſo nennen ihn einige Oel-Zucker, welcher zur Beförderung des Auswurfs angeprieſen wird: äußerlich wird er auch für nützlich gehalten, die Wunden zu ſchließen, die Geſchwüre zu reinigen und die Fäulniß zu hemmen.

Der zu Pulver geriebene Zuckerkand oder weiße Zucker, wenn er in die Augen geblaſen wird, löſet das weiße Augenfell auf. Eben dieſes thut er auch, wenn er in Augentroſt, Schwalbenkraut oder Fenchel-Waſſer aufgelöſt wird; er reiniget auch die Geſchwüre in der durchſichtigen Hornhaut und heilet ſie. Wenn man ihn auf Kohlen legt, ſo hemmt er durch den Rauch die Flüſſe des Kopfs.

Man bereitet aus dem Zucker den Peni-Zucker (Saccharum Penidium) den Gerſtenzucker (Saccharum hordeatum) den Roſen-Zucker, die ſo genannte Manus Chriſti perlata, das Julapium Alexandrinum u. ſ. f. Mit einem Wort man braucht ihn faſt zu allen innerlichen zuſammengeſetzten Mitteln, dergeſtalt, daß derjenige, dem das nöthige mangelt, ein Apotheker ohne Zucker verdient genennt zu werden.

Einige ziehen vermittelſt der Deſtillation einen Spiritum und ein brenzlichriechendes Oel aus dem Zucker, ſo aber keinen Nutzen haben.

Es giebt noch andre Zucker-Arten, ſo aus verſchiedenen Pflanzen ausgezogen werden, unter welchen dasjenige Rohr, von dem wir bereits Erwähnung gethan, und welches den Alten nicht unbekannt geweſen zu ſeyn ſcheinet, das vornehmſte iſt. Es heißt Arundo Mambu, *Piſon. Mantiſſ. aromat.* 185. Arundo arbor, in qua humor lacteus gignitur, qui Tabaxir *Avicennae* & *Arabibus* dicitur, *C. B. P.* 18. Ili, *Hort. Malabar.* I. 16. Die Wurzeln von ſelbigem ſind knoticht und faſricht. Die Stengel wachſen hoch, ſind rund, haben eine grüne Rinde und härtere Knoten, beſtehen aus holzichten und weißlichten Faſern, ſind bey den Knoten mit einer holzichten Zwiſchenwand verſchloſſen, treiben aus den Knoten neue Aeſte und Zweige, und ſind bey den Knoten mit einem, zween und mehr länglichten, ſteifen Dornen beſetzt, und innwendig röhricht. Sie wachſen zween bis drey Mann hoch, ehe ſie Aeſte treiben. Wenn ſie zart und jung ſind, ſo fallen ſie aus dem braunen ins grüne, ſind bey nahe feſt und haben ein glattes, ſchwammiges und flüßiges Mark, welches das gemeine Volk wegen des angenehmen Geſchmackes begierig ausſaugt. Die Aeltern fallen aus dem weißen ins gelbe und glänzen, ſind inwendig hohl und werden mit einer Art eines Kalchs überzogen: denn die Subſtanz, die Farbe, der Geſchmack und die Kraft des darinnen enthaltenen

Safts

Saftes wird verändert und nach und nach auswärts getrieben und in dem zwiſchen den Knoten ſich befindenden Raum durch Hülfe der Sonne oft verdickt und wie ein weißer Bimsſtein hart. So bald er ſeine natürliche Lieblichkeit verlohren, ſo erlangt er einen beſondern Geſchmack, der dem gebrannten Elfenbein gleich iſt, nebſt einer kleinen zuſammenziehenden Kraft, und wird bey den daſigen Einwohnern Sacar Mambu, Tabaxir *Garciae & Acoſtae* genennt, und je leichter und weißer er iſt, deſto vortrefflicher, je ungleicher er aber und grauer er wird, deſto geringer wird er gehalten.

Die Blätter ſtehen bey den Knoten auf ganz kurzen Stielen, ſind eine Spanne lang, nach dem Stiel zu einen Finger breit und gegen die Spitze zu enger, ſtreiſicht, am Rande rauch und grün. Die Blumen beſtehen in ſchuppichten Aehren und ſind den Waizen-Blüten ähnlich, aber kleiner; ſie ſitzen in großer Anzahl auf den kleinen Knoten der Stengel, haben nur Staubgefäße und beſtehen aus ſehr dünnen Staubfäden.

Einige von den Röhren, ſagt G. Piſo, haben eine ſo große Weite und Feſtigkeit, daß Kähne daraus bereitet werden; und zwar ſind dieſelben nicht ausgehöhlt, ſondern in der Mitten von einander geſchnitten, ſo, daß nur an beyden Enden die Knoten gelaſſen worden.

Die jüngſten Sprößlinge, welche ſehr ſaftig und ſchmackhaft ſind, werden in Indien hoch gehalten;

halten; weil ſie von der ſo berühmten Compoſition, ſo Achar genennt und daſelbſt wie auch in Europa für eine ſehr liebliche Speiſe gehalten wird, den Grund ausmachen.

Wiewohl alle dieſe Röhre im Anfang voller lieblichen Saft ſind, ſo erſcheint doch dieſer bey den Knoten verhärtete Saft nicht in jedem Rohr, noch in jedem Erdſtriche; ſondern er wird, nachdem die Kraft der Sonne und die Natur des Bodens iſt, beſſer oder ſchlimmer hervorgebracht. Allein obgleich der Werth dieſes Zuckers, nachdem die Fruchtbarkeit des Jahres iſt, verſchieden iſt, ſo meldet doch Piſo, daß er in Arabien allezeit mit gleich ſchwerem Gelde verkauft werde; und dies vornehmlich deswegen, weil nach dem einſtimmigen Zeugniß und Erfahrung der Aerzte, der Indianer, Araber, Mohren, Perſer und Türken bekannt iſt, daß er in innerlicher und äußerlicher Hitze und Entzündungen, wie auch in gallichten Rothenruhren zuträglich iſt, wenn er in Küchelchen oder in Form eines Tranks gegeben wird. Die Indianer ſelbſt brauchen ihn wider die Harnwinde, Gonorrhoe und Blutflüſſe.

Dieſe Zucker-Art iſt den Alten nicht bekannt geweſen, wiewohl man ſie mit dem aus dem Zuckerrohr gezogenen und hart gewordenen Saft verwirret hat. Die Perſer und Araber nennen ſie noch Tabarir, welches die griechiſchen und lateiniſchen Ueberſetzer Aſche oder Spodium gegeben. Weswegen alſo zu merken iſt, daß das Spodium

der Araber von dem Spodio der alten Griechen weit verſchieden ſey: denn unter dieſem wird Kupfer-Aſche; unter jenem aber Sacar Mambu oder auch gemeiner Zucker verſtanden.

Die andre Zucker-Art, ſo fett, röthlich und ſüße iſt, wird aus Canada, einer Provinz in dem nordlichen Amerika, zu uns gebracht, und aus einigen Arten Ahorn geſammlet.

Unter dieſen iſt diejenige die vorzüglichſte, welche Acer montanum candidum *C. B. P.* 430. Acer major multis, falſo Platanus, *I. B.* 1. 168. Acer major, *Dod. Pemptad.* 840. genennt wird. Es iſt ein ſehr ſchöner und langer Baum, der eine mäßig glatte Rinde und innwendig eine zarte Materie hat, welche ſich arbeiten läßt. Er breitet auf allen Seiten ſehr viel Aeſte aus, an welchen große, breite und eckichte Blätter hängen, ſo den Weinblättern ſehr ähnlich, aber glätter und weicher, obenher ſchwarzgrün, unten faſt weiß ſind und auf einem langen rothen Stiel ſtehen. Die Blumen, ſo aus dem weißen ins grüne fallen, hängen traubenweiſe herab. Die Früchte beſtehen aus zwo, bisweilen drey Kapſeln, welche ſich in ein dünnes Blättchen endigen, den innerſten Flügeln einer Heuſchrecke ähnlich ſind und rundliche weiße und kleine Saamen enthalten. Er wächſt eigentlich an feuchten Orten und auf den Bergen. Er blüht im May, und ſeine Frucht wird im September reif.

Wenn der Stamm von dieſem Baum zu Anfange des Frühlings, da die jungen Augen voller Saft ſind, und ehe ſie ſich in Blätter entwickeln, aufgeſchnitten wird, ſo giebt er einen häufigen ſüſſen Saft, der ſich trinken läßt, welches auch im Herbſt, gleich nachdem die Blätter abgefallen, und im ganzen Winter geſchieht. Dieſer Saft ſtellt dem Geſchmack nach ſehr genau den Zucker vor. Die Amerikaner in Canada fangen dieſen Saft aus den, zu Ende des Winters aufgeſchnittenen, Bäumen auf, um Getränke daraus zu machen, und sieden ihn wie den Saft aus den Zuckerröhren aus und machen Zucker davon, der dem aus dem Zuckerrohr nicht unähnlich iſt. Von acht Pfund dieſes Saftes bleibt ein Pfund brauner Zucker übrig, der auf eben die Weiſe wie der gemeine Zucker kann gereiniget und weiß gemacht werden.

Aus dieſem Zucker, wenn er gehörig abgeſchäumt worden, und aus den Canadenſiſchen Frauenhaar-Blättern (Adiant. Canadenſ. ſeu American. cornut.) macht man einen Syrup, den die meiſten auch in Frankreich in Bruſt-Beſchwerungen hoch ſchätzen.

Nicht die Erd-Pflanzen allein, ſondern auch die Meer-Pflanzen geben Zucker. **Olaus Borrichius** gedenket in den Actis Hafnienſibus Annor. 1671 & 1672 eines Meergraſes, welches Zucker hegt und an dem Isländiſchen Ufer gefunden wird. Es wächſt, ſagt er, in dem Isländiſchen Meer eine Art Meergras, welches, ſo viel ich weis, von keinem

keinem Schriftſteller beſchrieben worden, und das dem ſchmalblätterichten Meergras der Glaſer (Alga anguſtifolia vitriariorum) nicht gar ſo ungleich iſt, außer daß es ein etwas fetteres Blatt hat und durch die gelblichte Farbe zeigt, daß es eine verſchiedene Natur habe. Wenn dieſes Meergras von den Wellen des Meeres an das Ufer geworfen wird, und einige Zeit daſelbſt liegt, ſo wird es nach und nach durch die Sonnen-Wärme hier und da mit ſalzichten Klumpen überzogen; welche, da ſie einen ſehr angenehmen ſüßen Geſchmack haben, von den Einwohnern fleißig geſammlet werden, die ſich derſelben ſtatt des Zuckers bedienen. Ja, da dieſes Meergras den an dem Meer wohnenden Isländern ſehr bekannt iſt, ſo ſammlen ſie es oft eher, als die Natur ſolches werkſtellig macht; und ſetzen dieſes Meergras, wenn auch dieſer ſüße Saft in den Blättern noch nicht ſichtbar iſt, ſtatt eines Salats auf, der nicht unangenehm iſt.

Ehe wir dieſen Artikel endigen, ſo wird es uns erlaubt ſeyn, einige Muthmaßungen von dem Zucker, ſo Alhaßer oder Alhuſar bey den Arabern heißt, hervorzubringen; dem ſie bald den Namen der Manna bald des Zuckers gegeben, weil ſie nicht gewußt, zu was für einer Art ſie ſelbigen zählen ſollten.

Avicenna unterſcheidet den Zucker, der aus dem Zuckerrohr kömmt und den Zuccar Alhuſar. Der Zuccar Alhuſar, ſagt er, iſt eine Manna, welche auf das Alhuſar fällt und wie Salzkörner ſieht; er hat einen ſalzichten und bit-

tern Geſchmack und eine etwas reinigende und auflöſende Kraft. Er iſt zweyerley, der eine ſieht weiß und heißt Jamenum; der andre fällt ins ſchwarze und heißt Agizium. Er ſchärft das Geſicht, iſt der Lunge und in der Waſſerſucht dienlich, wenn man ihn mit Milch von einem Cameel, ſo nur geworfen hat, vermiſcht; er iſt auch dem Magen, der Leber, den Nieren und der Blaſe zuträglich, und macht, wie die übrigen Zucker-Arten, keinen Durſt, weil ſeine Süßigkeit gering iſt.

Wiewohl Avicenna dieſen Zucker Manna, ſo vom Himmel fällt, nennt, vielleicht, weil es wie Manna in ähnlichen Körnern zuſammenfließt, ſo kömmt es doch keinesweges aus dem Rohre; ſondern es fließt wie das Gummi und die Manna aus der Pflanze Alhuſar, wie Serapio mit folgenden Worten klärlich darthut:

Das Alhaßer, ſagt Serapio in dem Kapitel vom Zucker, hat breite Blätter und Zuccar ſo aus den Augen der Zweige und den Blättern fließt; wovon die Leute das, was gut iſt, ſammlen. Dieſer Zuccar iſt bitter. Dieſe Pflanze trägt Aepfel, welche wie die Hoden der Cameele ſind, aus denen eine brennende und zuſammenziehende Feuchtigkeit läuft, ſo zu beizenden Mitteln ſehr geſchickt iſt. Das Holz vom Alhaßer iſt leicht, dick, gerade und ſchön; und deswegen haben die Verliebten in ihren Liebesgedichten die Arme und Füße ihrer Liebſten mit dieſem Holze verglichen.

Dieſer Zucker vom Alhaßer wird heut zu Tage in den Apotheken nicht gefunden; dem ungeachtet aber iſt er in Aegypten und Arabien nicht unbekannt; denn es giebt Tropfen, ſo aus einer Aegyptiſchen Pflanze fließen, welche Beidel Oſſar. *Proſp. Alpin. de Plantis Aegypt.* 86. Apocynum erectum, incanum, latifolium Aegyptiacum, floribus croceis, *Hermann. Parad. Bat.* Apocynum Aegyptiacum lacteſcens, ſiliqua Aſclepiadis, *C. B. P.* 303. Beidelſar Alpini ſive Apocynum Syriacum, *I. B.* II. 136. genennt wird. Es iſt eine grüne Pflanze, welche wie ein Strauch wird; ſie hat viele Stengel, welche von der Wurzel an faſt zwo Ellen hoch gerade in die Höhe gehen. Die Blätter ſind breit, länglicht, rundlich, dick und weiß, aus denen, wenn man ſie zerſchneidet, eine Milch läuft. Die Blumen ſind ſafranfarbig. Die Früchte hängen herab und ſind zwo und zwo aneinander verbunden, länglicht und einer Fauſt groß, davon jede an einem Stiel hängt, der einen Zoll breit, dick, länglicht rund, hart und gekrümmt iſt. Die äußerſte Rinde iſt häuticht und grün; die innere aber ſafranfarbig und gleicht einem dünnen zubereiteten Leder. Beyde ſind mit einander durch Faden verbunden, welche den Faſern des Lungenkrauts (Muſcus arboreus) ähnlich ſind. Das Innerſte von der Frucht iſt ganz und gar mit einer Wolle angefüllt, welche ſo weich als die Seide iſt und eine weiße Farbe hat. Auch befindet ſich in ſelbiger Saamen, der die Form der Kürbis-Kerne hat, aber um die Hälfte kleiner, plat-

ter

ter und braun iſt und ein weißlichtes bitteres Mark enthält. Die Stengel und Blätter ſind weiß und mit einer Wolle bedeckt: ja, die ganze Pflanze ſcheint mit einem dicken Mehl beſtäubt zu ſeyn. Die Rinde der Stengel und die Ribbe der Blätter haben eine häufige bittere und ſcharfe Milch. Dieſe Pflanze wird in Aegypten gemeiniglich Oſzar genennt; die Frucht aber Beidel Oſzar das iſt das Ey aus dem Oſzar.

Honorius Bellius hat von dem Zucker, von dem man ſchreibt, daß er auf dieſer Pflanze gefunden werde oder aus ſelbiger fließe, nichts erfahren, weil er auf den jungen Pflanzen, welche er geſetzt, dieſes nicht wahrnehmen können. Dieſes hat er nur bemerket, daß die aus dem abgeriſſenen Blatte herauslaufende Milch mit der Zeit um die Wunde wie ein gewiſſes weißes Gummi, ſo dem Tragant ſehr ähnlich iſt, aber keine Süſſigkeit hat, verdicket. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Tropfen oder Zucker-Art nur in den heißen Ländern von ſelbſt herausläuft. Dieſe Pflanze wächſt, wie Alpinus meldet, in den feuchten Orten um Alexandrien in dem Arm von dem Nilſtrom, ſo Nili Calig heißt und um Cairo bey Mathare, einem Orte, der von dem aus dem Nilſtrom zurück gebliebenen Waſſer beſtändig feuchte und ſumpficht iſt.

Sie bedienen ſich, ſagt Alpinus, der ſowohl friſchen als im Waſſer gekochten und geſtoßenen Blätter wie ein Pflaſter in kalter Geſchwulſt und Schmerzen. Aus der Wolle machen ſie Betten

oder

oder Küſſen zu ihren Gebrauch. Sie bedienen ſich auch derſelbigen als eines Zunders, um das, aus dem Feuerſtein herausgeſchlagene Feuer, aufzufangen. Die ganze Pflanze iſt mit einer ſehr heißen und brennenden Milch angefüllt, welche viele in einige Gefäße ſammlen und zum Gerben des Leders gebrauchen; denn wenn ſie einige Zeit in dieſer Milch bleiben, ſo werden ſie von den Haaren entblößt. Auch öffnet die getrocknete Milch die Körper und bringt auch tödtliche Rotheruhren zuwege. Es iſt ein vortreffliches Mittel, den Ausſatz (Impetigo) und viele andre Zufälle der Haut oder Flecken zu heilen, wenn man die Theile damit beſtreicht. Ob die von ſelbſt herausfließenden Tropfen, ſo Zucker genennt worden, eben dieſe Schärfe beſitzen, wird uns vielleicht die Zeit lehren.

Zehnter Artikel.

Von dem Weinſtein und deſſen Bereitungen.

Der Weinſtein, Tartarus und Tartarum *Off.* franzöſiſch Tartre, iſt eine ſaliniſche, harte ſaure etwas herbe Subſtanz, welche ſich auf dem Boden und Seiten der Wein-Fäſſer anlegt und von ſelbigen losgebrochen wird. Es giebt

giebt zweyerley Weinſtein; einer iſt weiß, der andre roth.

Der weiße Weinſtein wird aus den Fäſſern, in denen lange Zeit weißer Wein aufbehalten worden, herausgebracht. Man bringt ihn aus Deutſchland; er iſt reiner als der rothe und hat weniger erdigte Theile. Der rothe Weinſtein wird aus den Fäſſern, in denen man lange Zeit rothen Wein aufbehalten, losgebrochen, iſt dicker und wird aus der Provence und Italien gebracht.

Man erwählt vornehmlich den weißen Weinſtein, der ſchwer und hart iſt und auf der Seite, wo er den Wein berührt, viele Spitzen, wie Cryſtallen hat, der, wenn er zerbrochen worden, nicht wie ein Schwamm oder Bimsſtein, porös oder mit Erde angefüllt iſt, ſondern eine dichte, feſte und glänzende Subſtanz hat.

Die Alten machen keinen Unterſchied zwiſchen dem Weinſtein und Weinhefen. In der That ſelbſt haben ſie einerley Urſprung und ſind nicht ſo ſehr von einander unterſchieden; indem der in den Fäſſern aufbehaltene Moſt nach vollendeter Gährung mit der Zeit eine doppelte heſichte Subſtanz abſetzt; die erſte, welche auf dem Boden des Gefäßes ſitzt, iſt flüßig, leimicht und trübe und hat eigentlich den Namen der Wein-Hefen; die andre iſt harte, dichte und hängt dem Boden und Seiten der Fäſſer wie eine ſteinigte Cruſte an und wird Weinſtein genennt. Die Wein-Hefen ſind nichts anders als der Weinſtein ſelbſt oder das

wesentli-

weſentliche Salz des Weins, ſo durch die fortgeſetzte Gährung dieſer Feuchtigkeit verdünnt und von der ſpirituöſen Feuchtigkeit aufgelöſet worden; dergeſtalt, daß man aus den Wein-Hefen eine größere Menge Weingeiſt, als aus dem Wein ſelbſt durch die Deſtillation erhält, der Weinſtein aber mehr Erde und weniger ſpirituöſe Theile bey ſich führt.

Man braucht den Weinſtein ſelten zum innerlichen Gebrauch, außer wenn er gereiniget iſt. Den alſo gereinigten nennt man Cremor Tartari oder Weinſtein-Cryſtallen; welche Namen aber vor dieſem verſchiedenen Bereitungen beygelegt, heut zu Tage aber verwechſelt und ohne Unterſchied gebraucht werden. Dieſe Reinigung wurde vor dieſem alſo gemacht. Der rohe Weinſtein wurde gröblich geſtoßen, mit ſchlechtem Waſſer etlichemal gewaſchen, hernach in ſehr klarem Waſſer eine Stunde lang gekocht. Alsdenn wurde das Decoct an einen kühlen Ort geſetzt, das darauf entſtandene Häutchen mit einem Schaumlöffel abgenommen, wie ein Pulver getrocknet und Cremor Tartari genennt. Andre goßen das ſiedende Weinſtein-Decoct in ein ſehr reines irrdenes Gefäß, in deſſen Mitten kreuzweiſe Stöckchen geſtellt waren, und ſetzten es der kühlen Luft aus, bis ſich ein Theil vom Weinſtein an die hineingeſteckten Stöckchen wie Cryſtallen anlegte, welche von ſelbigen losgemacht und Weinſtein-Cryſtallen genennt wurden. Heut zu Tage macht man die erſtere Bereitung nicht mehr, ſondern nur die letztere,

und was man dadurch erhält, wird ohne Unterſchied mit dem Namen der Weinſtein-Cryſtallen oder des Cremor Tartari belegt.

Es iſt noch eine andere Art, den Weinſtein zu reinigen, welcher man ſich in Languedoc bey Montpellier vornehmlich in Calvißon und Aniane bedient. Man ſeigt das heiße Weinſtein-Decoct durch einen Filß und thut es in gehörige Gefäße. Es werden ſogleich die Seiten der Gefäße mit Weinſtein-Cryſtallen überzogen, welche man mit klarem Waſſer abſpült, damit ſie von den ölichten Theilen befreyt werden; hernach bedient man ſich einer ſeifenartigen Erde, welche der Kreide in etwas ähnlich iſt, und bey dem Ort Merviel gefunden wird. Von ſelbiger verdünnen ſie eine Portion mit Waſſer, dem ſie eine Milchfarbe giebt, und thun ſie in einen Keſſel voll Waſſer. Unter den Keſſel machen ſie Feuer und die Weinſtein-Cryſtallen werfen ſie in heißes Waſſer, damit ſie von den übriggebliebenen Unreinigkeiten geſchieden werden. Auf dieſe Weiſe erlangen ſie einen weit reinern Cremor Tartari.

Der Weinſtein enthält viel ſaures Salz und ſowohl dünnes als dickes Oel: in der Deſtillation giebt er etwas flüchtiges urinöſiſches alkaliſches Salz, und in der zurückgebliebenen ſchwarzen Maſſe läßt er eine nicht mäßige Portion fixes alkaliſches Salz nebſt Erde. Allein das ſowohl flüchtige als fixe alkaliſche Salz ſcheint durch das Feuer erzeugt zu ſeyn; indem dieſe Subſtanzen weder in dem Weinſtein noch in andern gemiſchten Körpern ſich nicht anders als vermittelſt des künſtlichen Feuers in den chemi-

ſchen

ſchen Oefen oder des natürlichen in den Gährungen offenbaren. Der Weinſtein iſt alſo ein Mittel oder ſalzigtes Salz, ſo aus einem ſauren Salze, Oel und Erde beſtehet, in dem das ſaure Salz in weit gröſſrer Menge enthalten iſt, als daß ſeine Spitzchen von der Erde eingenommen oder eingehüllt werden könnten; daher ſein ſaurer Geſchmack den ſalzigten weit übertrifft. Er wird, wo das Waſſer nicht ſiedend iſt, ſchwer aufgelöſt, wegen der öhlichten Theile, womit die ſalzigten umhüllt werden. Dieſes ſaure Salz aber wird vermittelſt des Feuers oder der Gährung ſowohl in flüchtiges als fixes Alkali verwandelt; daher alſo verſchiedene Bereitungen entſtehen, um das fixe oder flüchtige alkaliſche Salz aus dem Weinſtein herauszuziehen oder vielmehr zu verfertigen.

Der Cremor Tartari enthält eine kleinere Portion Erde, als der Weinſtein.

Der Weinſtein und Cremor Tartari dämpfen die Hitze und Wallung der Galle; vermindern den Durſt in hitzigen Fiebern; ſtellen den verlohrnen Appetit wieder her; verdünnen die ſchleimichten und zähen Säfte, löſen ſie auf, führen dieſelben gelinde ab, und eröffnen die Verſtopfungen der Eingeweide; daher ſie in den Verſtopfungen der Leber, der Milz und des Gekröſes, in cachectiſchen und hypochondriſchen Zufällen angeprieſen werden. Man vermiſcht ſie als reizende Mittel mit ſchwachen purgierenden Arzneyen mit ſehr glücklichem Erfolg. Angelus Sala erzählt, in ſeinem Tractat vom

Weinſtein, von ſich ſelbſt, daß, als er ſehr oft mit der Kolik elende geplagt und viele andere Mittel vergebens verſucht worden, er ſechs Drachmen pulveriſirten Weinſtein genommen, welches ihn purgirt und von der Quaal befreyet, und nachdem dieſes Mittel etlichemal wiederholet worden, endlich ganz und gar geheilet hat.

Innerlich giebt man vielmehr den Cremor Tartari als den Weinſtein ſelbſt von einer halben bis zu zwo Drachmen, wenn man nur eröffnen will oder wenn man ihn mit andern purgirenden Mitteln ſtatt eines reizenden Mittels vermiſcht: wenn er aber ohne einen andern Zuſatz als ein Purgiermittel wirken ſoll, ſo wird er zu einer halben Unze, ſechs Drachmen oder einer ganzen Unze genommen.

Es iſt zu merken, daß der Cremor Tartari nicht im kalten, ſondern nur im heißen Waſſer aufgelöſt wird; und daher in heißen Brühen oder Tränken zu verſchreiben oder in Form eines Bolus oder der Pillen zu geben iſt.

Der Cremor Tartari wird mit gutem Nutzen mit den aus dem Eiſen verfertigten Arzneyen verbunden, und er befördert gar ſehr die Kraft des Eiſens, die Verſtopfungen zu heben; daher er öfters mit ſelbigem in Arzneyen gebraucht wird, welche man bey Verſtopfungen des Gekröſes und in cachectiſchen Zufällen giebt.

Nimm vom Cremore Tartari zwo Drachmen; vom Diagrydio vier Gran. Vermiſche ſie und mache

che ein Pulver daraus, welches in cachectiſchen Zufällen zum Purgieren dient.

Nimm Weinſtein-Cryſtallen und Senesblätter von jedem zwo Drachmen; Zimmet drey Drachmen; Nelken eine halbe Drachme; Vermiſche ſie und mache ein Pulver daraus. Es führt den Leib gelinde ab und hebt die Verſtopfungen. Die Doſis iſt eine halbe bis zwo Drachmen.

Nimm von dem durch den Maythau bereiteten Eiſenroſt funfzehn Gran; vom Cremore Tartari einen Scrupel; Saffran drey Gran; Zimmet einen Scrupel. Vermiſche ſie und mache ein Pulver daraus, welches in der Bleichſucht der Jungfern und der Cachexie zweymal des Tages zu geben.

Nimm China-Rinde eine Unze; vom Cremore Tartari eine halbe Unze; pulveriſirte Jalappe eine halbe Drachme; Wermuthſyrup eine ſattſame Menge. Vermiſche ſie und mache eine Lattwerge daraus, davon die Doſis eine bis anderthalbe Drachme iſt. Man giebt ſie drey bis viermal des Tages in Wechſelfiebern und Cachexie, wo eine Geſchwulſt und eine Leucophlegmatie iſt.

Nimm vom Cremore Tartari fünf Drachmen; pulveriſirte trockne rothe Roſen eine Drachme; Vitriol-Spiritus etliche Tropfen. Mache ein Pulver daraus. Die Doſis iſt eine halbe Drachme. Man giebt es zwey- bis dreymal des Tages in Wechſelfiebern, die gallichten Säfte, wenn

ſie in den Magen getreten und dem Speichel ſchädlich ſind, zu dämpfen, den Ekel und verlohrnen Appetit zu heilen, die Bitterkeit des Mundes zu verbeſſern und die Verdauung der Speiſen zu erregen.

Aus dem Weinſtein werden verſchiedene Subſtanzen herausgezogen und verſchiedene Arzneymittel bereitet. Man zieht erſtlich vermittelſt der Deſtillation einen Spiritus und ein ſtinkend Oel auf folgende Weiſe heraus.

Nimm geſtoßenen Weinſtein drey Pfund. Deſtillire ihn in einem nach und nach verſtärkten Reverberier-Feuer aus einer irrdenen Retorte. Erſt geht ein unſchmackhaftes und gänzlich unnützes Waſſer zu vier Unzen über; hernach ein röthlicher Spiritus in Geſtalt eines Nebels zu acht Unzen; und endlich drey Unzen ſowohl dünnes als dickes und ſehr ſtinkendes Oel. Auf dem Boden der Retorte bleibt eine ſchwarze Maſſe, zwey Pfund ſchwer übrig, welche, wenn ſie im freyen Feuer verbrennt, calcinirt, im Waſſer aufgelöſt durchgeſeigt und getrocknet worden, zwölf Unzen weißlichtes fixes alkaliſches Salz giebt.

Der Spiritus wird von dem Oel vermittelſt eines Löſchpapiers geſchieden; denn auf dieſe Weiſe geht der Spiritus durch und das Oel bleibt in dem Papier zurück. Der rectificirte oder der vom ölichten und rußichten Theilen gereinigte Spiritus wird durch eine neue Deſtillation aus dem Sandbade erhalten: er giebt Merkmaale einer ſauren und alkaliſchen

liſchen Feuchtigkeit, indem er mit dem Salzſauren und dem Weinſteinſalz oder flüchtigen Urinſalze efferveſciret. Es ſind hier in der That das Saure und das Alkali in einerley Feuchtigkeit verbunden, unverletzt und ohne Unruhe enthalten. Denn die mit den ölichten Theilen verhüllten alkaliſchen Salze lehnen die Kraft und Wirkung der ſauren Salze ab.

Der Weinſtein Spiritus iſt urin- und ſchweiß-treibend, und wird von den Chemiſten in Auflöſung der Verſtopfungen als eine Panace gehalten. Die Doſis iſt ein Scrupel bis zu einer Drachme. Aus dieſem Spiritus wird die Mixtura ſimplex *Paracelſi* oder das ſchweißtreibende Mittel in hitzigen Krankheiten gemacht. Man bereitet es folgendergeſtalt:

Nimm rectificirten Weinſtein-Spiritus ſechs Unzen; flüchtigen Vitriolgeiſt, zwo Unzen; vom Spiritu Theriacali Camphorato zehn Unzen. Digerire ſie mit einander in einem gläſernen Gefäße im Aſchenbade drey Wochen lang. Hebe die Feuchtigkeit zum Gebrauch auf. Die Doſis iſt eine halbe bis anderthalbe Drachme.

Das brenzlichriechende Oel wird weniger ſtinkend, ja es bekömmt einen nicht unangenehmen Geruch, wenn man es etlichemal mit oder über ungelöſchten Kalch deſtilliret. Wenn es innerlich genommen wird, erregt es Schweiß; äußerlich hat es eine ſtarke Kraft, die Beulen aufzulöſen. Es heilet die Flüſſe und Lähmung und wird in Zufällen der Haut angeprieſen.

Das fixe Weinſteinſalz wird entweder aus der ſchwarzen und nach der Deſtillation des Weinſteins übriggebliebenen und calcinirten Maſſe oder aus dem im freyen Feuer calcinirten Weinſtein ſelbſt gemacht. Der calcinirte Weinſtein wird im Waſſer aufgelöſt, die Auflöſung durch ein Löſchpapier durchgeſeigt, und bis zur Trockne abgeraucht, da denn eine weißlichte ſalzigte Maſſe übrig bleibt; welche, wenn ſie noch nicht genug gereiniget iſt, wiederum in einem Reverberirfeuer calcinirt wird. Man löſt ſie im Waſſer auf und trocknet ſie, und endlich calcinirt man ſelbige in einem Schmelztiegel bis ſie ins blauliche oder röthliche fällt. Hierauf wird ſie in einem ſehr wohl verſchloßenen Gefäße aufgehoben: denn ſie zerfließt ſehr leichte von der feuchten Luft.

Aus dieſem Salze wird das Weinſteinöl (Oleum Tartari per deliquium) bereitet, wenn man nämlich dieſes Salz der feuchten Luft ausſetzt, da es in kurzer Zeit in eine Feuchtigkeit zerfließt.

Das fixe Weinſteinſalz iſt ein ſcharfes und ſehr heftiges beizendes Mittel: daher es innerlich ſelten gebraucht wird, wiewohl einige ihm eine urintreibende Kraft zuſchreiben. Es dient zu ſehr viel chemiſchen Arbeiten, vornehmlich die Tinkturen aus den harzigten und ſchweflichten Subſtanzen herauszuziehen. Bisweilen wird es mit den Purgiermitteln vermiſcht, ſowohl ihre ſchweflichten Theile zu entwickeln, als auch ihre Wirkung zu befördern, weil es die dicken und zähen Säfte verdünnt. Man verſchreibt es von zwölf Gran bis zu einer halben

Drach-

Drachme. Es muß in einer großen Menge Waſſer aufgelöſt werden; damit es nicht die Häute der Kehle des Schlundes und des Magens durch ſeine Schärfe verletzt.

Man zieht vermittelſt des Weingeiſts eine Tinctur aus dem Weinſteinſalz, welche von einigen ſehr angeprieſen wird. Dieſe Tinktur wird alſo bereitet. Man nimmt ſehr wohl calcinirtes und heißes Weinſteinſalz, ſo, daß es dem Fluß nahe iſt, gießt auf ſelbiges, wenn es noch heiß iſt, Weingeiſt und digerirt ſie mit einander einige Tage lang. Der Weingeiſt bekömmt eine rechte Safranfarbe, hernach wird er von dem Salze geſchieden und aufgehoben. Es iſt zu merken, daß der Weingeiſt entweder gar keine oder eine ſehr ſchwache Tinktur auszieht, wenn das Weinſteinſalz weiß geweſen; hingegen ſehr gefärbt wird, wenn es röthlich oder nicht gar zu ſehr von der Lauge gereiniget iſt, oder wenn während der Calcination ſehr zartes Kohlengeſtübe oder Ruß zugeworfen wird, oder wenn der Weingeiſt etwas weniges von einem weſentlichen Oel z. E. Anis, Lavendel, Thymian oder ein anderes dergleichen Oel enthält. Denn die Tinktur entſteht von den ölichten Theilen, welche entweder in dem Salze oder in dem Weingeiſte verborgen ſind.

Dieſer Spiritus oder dieſe Tinktur enthält einige Theile von dem alkaliſchen Salze: daher es ein ſalzigt ölichtes Mittel iſt, ſo eine ſehr gute Kraft hat, die an den Seiten des Magens oder in den Nieren und Drüſen des Gekröſes anhängenden ſchleimich-

ten und zähen Säfte zu verdünnen. Man giebt ſie in einer bequemen Feuchtigkeit zu zehn bis dreyßig Tropfen. Auſſerdem dient ſie, die ſchweflichten und öhlichten Tinkturen aus den Mineralien, Pflanzen und Thieren herauszuziehen.

Die Chemiſten haben viele Mühe angewendet, das fixe Weinſteinſalz flüchtig zu machen. Man macht aber zwo Arten vom flüchtigen Weinſteinſalz; nämlich ein urinöſiſches und ſalzigtes.

Das flüchtige urinöſiſche Weinſteinſalz entſteht, wenn man den Weinſtein faſt bis zur Fäulniß gähren läßt, oder das fixe Weinſteinſalz mit einem Oel digeriret.

Das urinöſiſche flüchtige Salz, ſo aus dem gegohrnen Weinſtein entſteht, wird alſo gemacht: Man ſtößt den Weinſtein, befeuchtet ihn mit Waſſer und ſetzt ihn in Keller oder an einen lauen Ort, bis er einen etwas ſtinkenden Geruch von ſich giebt. Hierauf wird er der Luft ausgeſetzt, wohl getrocknet und aus einer Retorte deſtilliret, da man alsdenn keine geringe Menge eines urinöſiſchen Salzes bekömmt.

Dieſes urinöſiſche Salz wird aus den Weinhefen, welche nichts anders als der im Wein länger gegohrene Weinſtein ſind, häufiger herausgezogen. Die Weinhefen werden durch ein leinen Tuch gedrückt, völlig ausgetrocknet und endlich deſtilliret: ſie geben ein häufiges flüchtiges urinöſiſches Salz, deſſen Kräfte nicht geringer als die übrigen flüchtigen Salze, ſo man von den Thieren bekömmt, ſind, wie-

wohl

wohl es nicht höher zu ſchätzen oder eine ſo große Kraft und Wirkung hat, als die Chemiſten von dieſem Salze vorgegeben.

Das fixe Weinſteinſalz wird auch flüchtig, wenn es mit dem ſtinkenden Weinſteinöl ſelbſt oder mit einem andern digerirt wird: man nimmt nämlich einen Theil vom ſtinkenden Weinſteinöl, fixes Weinſteinſalz zween Theile. Man miſcht ſie gehörig und digerirt ſie einige Monate in einer gelinden Aſchenwärme. Hierauf deſtilliret man ſie, da alsdenn ein häufiges flüchtiges Salz übergeht, ſo dem urinöſiſchen ähnlich iſt.

Das andere Salz, ſo man das ſalzigte flüchtige Weinſteinſalz nennt, iſt nicht ſo flüchtig. Es wird das geblätterte Weinſteinſalz, (Terra foliata Tartari und Magiſterium Tartari Arcanum) genennt und alſo gemacht: Man gießt auf ſehr reines Weinſteinſalz eine ſattſame Menge deſtillirten Weineßig, bis es gehörig geſättiget worden. Die Vermiſchung deſtillirt man bis zur Trockne. Es geht eine unſchmackhafte Feuchtigkeit nämlich das Waſſer vom Eßig über. Auf das ausgetrocknete Salz gießt man von neuem Eßig und deſtilliret die Auflöſung; dieſes Zugießen mit Eßig nebſt den Deſtillationen werden ſo lange wiederholt, bis endlich die deſtillirte Feuchtigkeit ſauer übergeht, das iſt, bis der Eßig ſo, wie er aufgegoſſen worden, wieder überſteigt, denn alsdenn iſt das Weinſteinſalz mit einer ſattſamen Menge von der Eßigſäure geſättiget. Dieſe ſalzigte Maſſe wird in ſehr gutem Weingeiſt

aufgelöſt; die Auflöſung durch ein Löſchpapier geſeigt, deſtillirt und getrocknet; die getrocknete wird wieder im Weingeiſt aufgelöſt, durchgeſeigt und getrocknet: endlich wird ſie zum drittenmal im Weingeiſt aufgelöſt, und nachdem der Weingeiſt vermittelſt einer gelinden Aſchenwärme abgezogen worden, ſo bleibt eine ſalzigte Maſſe übrig, welche ſchwammicht und gleichſam halb flüchtig gemacht, etwas fettig, weiß, glänzend und wie Talk blättricht iſt, und geblättertes Weinſteinſalz, Terra foliata, heißt. Es zieht auf eine wunderbare Weiſe die Tinkturen aus den Metallen, worzu es die Chemiſten gar ſehr anpreiſen: überdieß preiſet man es, als ein ſehr vortreffliches Mittel, an, die Verſtopfungen der Eingeweide aufzulöſen und die dicken Säfte zu verdünnen; daher man es mit gutem Nutzen in cachectiſchen Zufällen, in Lähmung und Waſſerſucht verſchreibt. Es treibt den Urin, eröffnet den Leib, vermehrt und befördert die Wirkung der Purgiermittel gar ſehr. Die Doſis iſt eine halbe bis ganze Drachme.

Unter den aus dem Weinſtein bereiteten Mitteln ſind der leicht auflösliche Weinſtein, der Brechweinſtein und der eiſenhaltige Weinſtein am gebräuchlichſten. Von dieſen beyden letztern haben wir bereits gehandelt, als wir von dem Spießglaſe und Eiſen geredet.

Der leicht auflösliche Weinſtein, Tartarus ſolubilis, Sal vegetabilis *Officinarum* und Balſamum Samech *Paracelſi* wird alſo bereitet:

Nimm

Nimm Weinſtein-Cryſtallen acht Unzen; Weinſteinſalz vier Unzen. Vermiſche ſie und gieße vier Pfund ſiedend Waſſer darauf. Laſſe ſie mit einander ohngefähr eine halbe Stunde ſieden. Wenn die Auflöſung kalt geworden, ſo ſeige ſie durch einen Huthfilz und rauche ſie bis auf ein Häutchen ab. Hernach ſetze ſie an einen kühlen Ort, damit Cryſtallen anſchießen. Die Feuchtigkeit gieße von den Cryſtallen ab und verdunſte ſie wieder bis auf ein Häutchen, damit wieder Cryſtallen entſtehen; welches man ſo lange wiederholen muß, bis die allzu fette und ölichte Feuchtigkeit nicht mehr in Cryſtallen anſchießt. Die wohlgetrockneten Cryſtallen, ſo ohngefähr zwölf Unzen betragen, hebe zum Gebrauch auf. Es iſt ein eröffnendes und purgirendes Mittel. Es hat in cachectiſchen Krankheiten und Verſtopfungen der Eingeweide gar vortrefflichen Nutzen. Es vermehret die Kraft der purgierenden Mittel; daher man es in purgierenden Tränken öfters gebraucht. Die Doſis iſt ein Scrupel bis zwo Drachmen oder auch bisweilen zu ſechs Drachmen und zu einer Unze. Man verſchreibt es in zwey Pfund einer dünnen Brühe oder eines eröffnenden Trankes den Leib abzuführen: Denn alsdenn purgiert es ohne Beſchwerung.

Der vitrioliſirte Weinſtein, Tartarus vitriolatus oder Magiſterium Tartari entſteht, wenn man auf das Weinſteinöl (Ol. Tartar. per del.) eine ſattſame Menge Vitriolgeiſt bis zur gehörigen Sättigung

tigung gießt, die Feuchtigkeit durchſeigt und bis zur Trockne abraucht. Eben dieſes Salz kann auch aus dem Vitriol und Weinſteinſalz folgender Weiſe gemacht werden. Man löſt den Vitriol in einer ſattſamen Menge Waſſer auf, und gießt in dieſe Auflöſung Weinſteinöl. Die Feuchtigkeit wird durch die niedergeſchlagenen metalliſchen Theile trübe: wenn die Feuchtigkeit von dem zugegoſſenen Weinſteinöl nicht mehr trübe wird, ſo ſeigt man ſie durch ein Löſchpapier, und trocknet ſie in ein Salz ein, welches der wahre vitrioliſirte Weinſtein iſt. Er hat eben die Kräfte als das vegetabiliſche Salz, (Sal vegetabilis) und wird in eben der Doſi verſchrieben. Man gebraucht ihn oft in Arzneyen, welche in der Verſtopfung des Gekröſes dienlich ſind, ferner in eröffnenden und ſolchen, welche man wider die Cacherie braucht und endlich ſowohl in alterirenden als purgirenden Mitteln.

Neuntes Kapitel.

Von Erdſchwämmen und einigen Subſtanzen, ſo auf den Pflanzen wachſen.

Erſter Artikel.

Von den Hirſchſchwämmen.

Die Hirſchſchwämme,* Tubera cervina und Boleti cervini *Off.* Tuberum genus quibusdam cervi Boletus. *J. B.* III. 851. (Lycoperdaſtrum tuberoſum, arrhizon, fulvum, cortice duriore, craſſo et granulato, medulla ex albo purpuraſcente, ſemine nigro, craſſiore, *Mich. Nov. gen. p.* 220. *no.* 10. *Tab.* 99. *Fig.* 4.) Sie ſind eine Art Schwämme, welche die Größe einer Welſchen Nuß bisweilen einer Haſelnuß und noch kleiner haben; und rundlich, höckericht und uneben ſind, ihre Subſtanz iſt weder hart noch weich, ſchwarz purpurfarben, und mit einer Rinde bedeckt, ſo dem Leder gleich iſt, aus dem aſchgrauen ins gelbrothe fällt, und auf der Oberfläche mit Körnern beſprengt iſt, wovon das Mittel eine ſchwammichte Subſtanz ausmacht, welche aus dem weißlichen ins purpurfarbene fällt. Dieſe Subſtanz iſt in kleine Zellen getheilt, welche nicht glän-

glänzend, zähe, aber weich und wollicht und voller kleiner Saamen ſind, welche eine Maſſe ausmachen und an Fäden hängen. Dieſe Subſtanz zieht ſich, wenn ſie den reifen Saamen fallen läßt, in eine kleine Kugel zuſammen. Die Hirſchſchwämme, wenn ſie friſch ſind, haben einen ſtarken Geruch und Geſchmack, wie Salzlacke; wenn ſie aber trocken und lange Zeit aufbehalten worden, ſo haben ſie faſt keinen merklichen Geruch und Geſchmack.

Sie wachſen wie die übrigen Schwämme auf der Erde ohne merkliche Wurzeln. Man findet ſie auf gähen Bergen und in ſchattichten Wäldern in Deutſchland und Ungarn.

Die Alten haben von dieſen Erdſchwämmen keine Meldung gethan. Sie werden Hirſchſchwämme genennt, ſagt C. Bauhinus, weil ſie an den Orten, wo die Hirſche brunſten, gefunden werden: und Matthiolus erzählet, daß die Jäger verſichern, dieſer Schwamm wachſe wie die gemeinen Schwämme auf der Erde, wo der Saamen des Hirſches hingefallen. Allein es ſind bloße Fabeln, welche J. Bauhinus und andre verworfen haben. Wahrſcheinlicher aber iſt es, daß ſie dieſen Namen deswegen bekommen, weil die Hirſche nach dieſen Schwämmen ſehr begierig ſind, dergeſtalt, daß ſie, wenn ſie durch den ſtarken Geruch herzugelockt worden, die Erde, wo ſie verborgen ſtecken, nicht aufhören mit den Klauen zu ſchlagen, bis ſie ſelbige entdecket haben. Dieſe Schwämme ſind voll von einem flüchtigen Salze.

Obgleich dieſe Schwämme zun Speiſen nicht gebraucht werden, ſo erhebt man ſie doch gar ſehr: denn man gebraucht ſie in denenjenigen Mitteln, welche die veneriſche Luſt erregen; zu welchem Ende ſie getrocknet, zu Pulver gerieben und zu einer bis anderthalben Drachme in Wein gegeben werden. Auch ſagt man, daß ſie die Milch vermehren, wenn ſie in einer Ptiſane oder mit Weibermilch getrunken werden, welches noch mehr geſchehen ſoll, wenn man etwas langen Pfeffer darzu miſcht. Man giebt vor, daß ſie, wenn mit ſelbigen geräuchert wird, die Verſtopfungen der Gebährmutter heben und die Mutterbeſchwerung abwenden. Es fehlet nicht an abergläubiſchen Weibesperſonen, welche ſich derſelben in Liebestränken bedienen, nachdem ſie vorher einige Zauberworte gemurmelt haben. Allein Lonicerus und Cordus läugnen, daß ſie eine Kraft haben, die Liebe zu erregen. Und in der That kann man ihnen nichts zuſchreiben, als daß ſie nach Art aller Schwämme, einen dicken Saft erzeugen, Blehungen erregen, den Leib auftreiben und hierdurch den Reiz in den Geburtsgliedern befördern.

❀ ❀ ❀

Zweyter Artikel.

Von dem Hollunder-Schwamm.

Der Hollunder-Schwamm, Fungus Sambucinus oder Auricula Judæ *Off.* Agaricus Auriculæ forma. *Inſt. R. Herb.* 562. (Agaricum Auriculæ forma, *Mich.* p. 124. No. 1. *Tab.* 66. *Fig.* 1) Fungus membranaceus Auriculam referens ſive Sambucinus *C. B. P.* 372. Spongia Sambuci *Schrœder.* Gummi Sambuci *Dodon. Pemptad.* iſt eine ſchwammichte Subſtanz, welche zu unterſt an den alten Hollunderſtämmen wächſt. Sie iſt mit keinen kleinen Löchern durchbohrt und hat keine Zähne noch dünne Blättchen, ſondern iſt glatt. Dieſe Subſtanz iſt ſchwammicht, wie ein Leder und häuticht, hat wie ein Ohr Vertiefungen und Falten, iſt unterwärts weißlich und aſchgrau, oberwärts ſchwärzlich, hat keinen Geruch und einen erdigten tauben Geſchmack; ſteht auf einem ſehr kurzen oder vielmehr gar keinen Stiel, ſondern hängt entweder einfach oder doppelt an dem Stamme des Baums.

Man ſchreibt ihm eine zuſammenziehende und austrocknende Kraft zu. Innerlich wird er ſelten genommen. Wenn man Wein oder Waſſer auf ſelbigen gießt ſo purgirt er heftig und führt, wie Simon Pauli meldet, bey den Waſſerſüchtigen das Waſſer heftig ab. Man pflegt ihn mit Roſen oder

Wegebreit oder Geißblatt (Caprifol.) Waſſer zu kochen oder im Eßig einzuweichen und giebt ihn in böſen Hälſen und bey angehender Geſchwulſt und Entzündung des Halſes zum Gurgeln und den Mund auszuſpielen. Er heilt auch die Entzündung der Augen, wenn man Roſen, Kornblumen, Froſchlaich oder ein anderes Waſſer darauf gießt.

Nimm Hollunder-Schwamm ſo viel du willſt; gieſſe eine ſattſame Menge deſtillirtes Hollunderblüth-Waſſer darauf. Laß ihn eine Nacht weichen; das Waſſer ſcheide davon und hebe ihn zur Stillung der Augen-Entzündungen auf.

Nimm Hollunder-Schwamm zwo Drachmen; reine Gerſte und Süßholz von jedem eine halbe Unze; groſſe Pappelblumen zwo kleine Hände voll. Koche ſie in achtzehn Unzen Wegebreit-Waſſer bis auf zween Theile ein. Seige ſie durch und löſe darinne eine Drachme Salpeterkügelchen und zwo Unzen Roſenhönig auf. Mache ein Gurgelwaſſer daraus, welches in Entzündungen des Schlundes zu gebrauchen.

Dritter Artikel.

Von dem Lerchen-Schwamm.

Der Lerchen Schwamm, Agaricum und Agaricus *Off.* Ἀγαρικὸν *Græcorum.* Agaricus ſive fungus Laricis, *C. B. P.* 375. Agaricus *Dodon. Pemptad.* 486. franzöſiſch Agaric, iſt

eine ſchwammichte, rundliche, eckigte, unebene Subſtanz, ſo bald aus größern bald kleinern Maſſen beſteht, die Größe einer Fauſt und bisweilen eines Menſchenkopfs hat, ſehr leicht weiß und zerreiblich iſt, ſich durch das Reiben mit den Fingern in ein Mehl bringen läßt und einige eingewebte Faſern hat. Die Rinde, ſo man wegzunehmen pflegt, iſt ſchwülicht, aſchgrau und röthlich. Der unterſte Theil von dieſem Schwamm hat bisweilen große, bisweilen kleine Löcher, worinnen ſehr kleine Saamen hängen. Sein Geſchmack iſt anfangs ſüßlicht, bald darauf bitter, ſcharf und eckelhaft wie auch etwas zuſammenziehend. Er wächſt an dem Stamm des Lerchenbaums und wird ſelten auf den Aeſten gefunden. Wenn er auf dieſen Bäumen wächſt, ſo geben ſie alsdenn, wie Hermann meldet, keinen Terpenthin mehr.

Derjenige, der weiß, leicht und zerreiblich iſt, wird für den beſten gehalten; der aber ſchwer, ſchwärzlich und weniger zerreiblich iſt, wird verworffen: auch hält man den nicht für gut, welcher ganz nahe an dem Stamm iſt, weil er etwas von der ſchwarzen Farbe der Rinde an ſich nimmt; ja faſt flüßig und alſo weniger zerreiblich iſt. Die Rinde wird als etwas unnützes oder ſchädliches weggenommen.

Bey dem Dioſcorides und Plinius iſt der Lerchenſchwam zweyerley, einen nennen ſie den männlichen den andern den weiblichen. Der männliche iſt rund, ſich allenthalben gleich und nach dem Plinius raucher und bitterer: der weibliche hat inwendig

dig gerade laufende Adern wie ein Kamm, und die gleichſam Scheidewände ſind. Dieſer iſt nach dem Plinius auflöslicher, anfangs ſüße, bald darauf aber bitter. Dieſer wird vorgezogen, jener aber verworfen. Die Apotheken beobachten heut zu Tage dieſen Unterſchied nicht. Sie ſuchen den aus, der weiß und leicht iſt, und dieſen nennen ſie den weiblichen. Eine andere Art vom Lerchenſchwamm hingegen, ſo ſchwerer und ſchwärzlich iſt, wird der männliche genennet. Dieſer heißt auch Agaricus pedis equini facie *Inſt. R. H.* 562. Fungus in caudicibus naſcens unguis equini forma *C. B. P.* 372. Fungi igniarii *Tragi* 943. Dieſer wird in der Medicin nicht gebraucht. Er hat ſeinen Nutzen in der Farbekunſt. Er wächſt auf alten Nußbaum und Eichen-Stämmen, hat im Umfange eine ſchwülichte und holzigte Subſtanz, die mit geraden Faſern durchwebt, und in der Mitten weicher iſt, äußerlich eine aſchgraue Farbe hat, inwendig aber etwas dunkler iſt und ins braune fällt. Er wird weicher und fängt ſehr leichte Feuer, wenn er folgendergeſtallt zubereitet wird. Man kocht ihn in einer Lauge, trocknet und ſtößt ihn hernach; hierauf wird er wieder in Salpeter-Waſſer gekocht und getrocknet.

Unſer Lerchen-Schwamm iſt mit dem Lerchen-Schwamm der Alten einerley, wiewohl Salmaſius anderer Meynung iſt. Die alten Griechen haben nicht recht gewußt, ob er eine Wurzel oder ein Schwamm iſt, der aus den verfaulten Bäumen wächſt. Plinius und Meſue haben gemuthmaßet, daß er eine Art eines Schwammes ſey. Denn ſie

meynten, daß die Erzeugung der Lerchenſchwämme und der Erdſchwämme nicht ungleich ſey und glaubten, daß, wenn die großen Bäume anfiengen zu faulen oder alt zu werden, ſelbiger eine Frucht davon ſey. Daher meynten ſie, daß der Lerchenſchwamm nicht anders als ein Geſchwür aus der Fäulniß wachſe. Plinius hat gemeldet, daß der Lerchenſchwamm von den Bäumen in Frankreich, welche Früchte wie Tannenzapfen tragen, käme. Braßavolus und andre ſchreiben, daß ſie auf der Eiche, Steineiche, Tanne und Rothtanne (Picea) den Lerchenſchwamm angewachſen geſehen; Matthiolus aber und Bellonius verſichern, daß ſie den Lerchenſchwamm an keinem andern als dem Lerchenbaum geſehen; und in der That iſt es bekannt, daß es einzig und allein ein Schwamm von den Lerchenbaum ſey. Die Schwämme aber, welche andere an Eichen oder andern Bäumen gefunden, ſind Arten vom Lerchenſchwamm, ſo aber ſowohl der Farbe als der Form und den Kräften nach von dem ächten Lerchenſchwamm, der in den Apotheken gebräuchlich, verſchieden iſt.

Demnach iſt der Lerchenſchwamm eine Pflanze, welche auf andern Pflanzen wächſt und von derſelben Saft ernährt wird; deſſen Blumen und Früchte oder Saamen noch nicht ganz bekannt ſind.

Dioſcorides meldet, daß der Lerchenſchwamm in Agarien, einer Provinz in Sarmatien wachſe, daher er den Namen, Agaricus, bekommen habe. Heut zu Tage wird er in Frankreich in dem Delphinat,

phinat, auf den Alpen und andern Gebürgen auf dem Lerchenbäumen geſammlet.

In der chemiſchen Unterſuchung ſind von drey Pfund und eilf Unzen ſehr weißen Lerchenſchwamm ſechzehn Unzen, vier Drachmen und vier und dreyſig Gran anfangs blos wäßrichte, durchſichtige, hernach röthliche, ſaure, alsdenn braune, brenzlichriechende und wie Pfeffer brennende Feuchtigkeit; zwo Unzen, ſechs Drachmen und ſechs und dreyßig Gran röthliche und mit einem flüchtigen urinöſiſchen Salz begabte wie auch etwas ſaure Feuchtigkeit; ſechzehn Unzen, ſechs Drachmen und fünf und zwanzig Gran flüßiges Oel übergegangen. Die in der Retorte übriggebliebene ſchwarze dichte und harte Maſſe hat zwölf Unzen gewogen; welche, nachdem ſie neunzehn Stunden lang im Schmelztiegel calcinirt geworden, eine Unze und drey Drachmen braunröthliche Aſche zurückgelaſſen, woraus durch das Auslaugen zwo Drachmen fixes ſcharfes und blos alkaliſches Salz gezogen worden. Der Verluſt der Theile hat in der Deſtillation zehn Unzen, ſechs Drachmen und neun und funfzig Gran in der Calcination aber zehn Unzen und fünf Drachmen betragen. Aus dieſer Unterſuchung erhellet, daß der Lerchenſchamm aus einem weinſteinartigen und ammoniakaliſchen Salze, ſo mit häufigem Oel verbunden iſt, nebſt etwas wenigem Erde beſtehet: welche Beſtandtheile dergeſtalt mit einander vermiſcht ſind, daß ſie eine ſalzicht harzichte Subſtanz ausmachen; denn zwo Unzen Lerchenſchwamm haben vermittelſt des Wein-

geiſtes ſechs und eine halbe Drachme eines harzichten, ekelhaften, und unangenehmen Extracts gegeben: das Waſſer aber löſet ſehr wenig von dem Lerchenſchwamm auf, ſondern verwandelt ihn in ein ſchleimichtes Weſen. Daher es alſo klar iſt, wie wenig das Einweichen oder Kochen des Lerchenſchwamms in wäßrichten Auflöſungs-Mitteln nützlich ſey. Doch macht das Infuſum mit Waſſer das blaue Papier purpurfarben. Die vornehmſte purgirende Kraft dieſes Mittels ſcheint von demjenigen Spiritus oder dünnen, ſcharfen und brennenden Oel herzukommen, welches in der Deſtillation zuerſt übergegangen und wovon der ſcharfe Geſchmack dieſes Mittels herrührt.

Dioſcorides und Galenus haben mit den alten Griechen dieſes Mittel in verſchiedenen Zufällen, vornehmlich aber in der gelben Sucht, fallenden Sucht, Engbrüſtigkeit, Hüfftweh und Gliederreißen angeprieſen und nur mit ſehr wenigem ſeine purgirende Kraft berührt: dergeſtalt, daß ſich vermuthen läßt, die Alten haben den Lerchenſchwamm nicht ſowohl zum Purgiren als zum Verdünnen und Auflöſen gebraucht. Unter den Arabern lobt Avicenna den Lerchenſchwamm, wenn man etwas weniges gebraucht und mit etwas Mohnſaft vermiſcht, als ein verdünnendes und digerirendes Mittel. Man eignete ihm eine Kraft zu, die Würmer zu tödten, wie auch eine ſolche, ſo wider allerley Gift dienlich ſey. Deswegen wird er auch zum Theriac und dergleichen Zuſammenſetzungen genommen, wie man bey dem Scribonius Largus

gus ſehen kann; doch wird er auch von vielen Arabern zu den abführenden Mitteln gezählet. Heut zu Tage wird er von den Neuern unter die purgirenden Mittel gerechnet, und vornehmlich zur Abführung des Schleims angeprieſen, worauf ſie vielleicht deswegen gekommen, weil die Excremente von dem eingenommenen Lerchenſchwamm weiß zu ſeyn pflegen. Man braucht ihn als ein Purgir-Mittel zu vielen zuſammengeſetzten abführenden Arzneyen. Sie pflegen ihn auch zu geben, das Blutwaſſer, wenn es zur Verdickung geneigt iſt, flüßig und zur Abführung geſchickt zu machen. Daher glaubt man, daß er in catarrhaliſchen Krankheiten, Schnupfen, Engbrüſtigkeit, Huſten, Cacherie, weißen Fluß, weggebliebener Monatszeit, täglichen und ſchleichenden Fiebern, wenn ſie von aufgehäuften rohen Säften herrühren, nützlich ſey. Man giebt ihn nicht nur ſtarken ſondern auch ſchwachen, jungen und alten Perſonen wie auch ſchwangern Weibern; und dies ohne Gefahr, wenn es nur die Umſtände der Krankheit erfordern.

Einige geben nicht zu, daß er eine purgirende Kraft habe. Denn Maßaria verſichert aus eigener Erfahrung, daß das Infuſum von dem Lerchenſchwamm keine purgirende Kraft habe. Und in der That zieht das Waſſer ſehr wenig von dem Lerchenſchwamm aus, wie wir bereits angemerkt haben. Doch führt die Subſtanz von dem Lerchenſchwamm ſelbſt den Leib ab, wiewohl nicht heftig; und deswegen wird er mit andern purgiren-

den Mitteln verbunden, deren Kraft er ſehr befördert, indem er die dicken und zähen Säfte verdünnt.

C. Hoffmann glaubt, daß die Kraft, welche die Alten ihm wider allerley Gift zuſchrieben, entweder gar nicht oder ſehr geringe ſey. Wenn er aber ja in dem Theriak oder übrigen Arzneyen wider den Gift bey derſelben Wirkung etwas beyträgt, ſo glauben wir, daß er es deswegen thut, weil er verdünnt und reiniget.

Daß der Lerchenſchwamm auch Schaden anrichten und Gefahr bringen könne, zeigen viele Bemerkungen von Aerzten. Vornehmlich tadelt man dreyerley Fehler an ihm, daß er nämlich den Magen beſchwere und verletze, daher Ekel und Brechen kömmt; daß er die Eingeweide ausdehne, daher das Aufſchwellen und bisweilen Entzündung in den Weichen der Seiten und in dem Unterleib erfolgt; daß er endlich ſehr langſam wirke, daher die Kranken wenig Erleichterung von dieſer Arzney bekommen; deswegen verwirft ihn Daniel Ludovici aus ſeiner Apotheke. Allein man muß ein Mittel, das von den Alten ſo ſehr angeprieſen und von den Neuern oft und mit gutem Nutzen gebraucht worden, nicht verachten. Man muß ihn behutſam und zu gehöriger Zeit gebrauchen. Die catarrhaliſchen Zufälle, zu deren Heilung er vornehmlich angeprieſen wird, müſſen ohne Fieber und ſo beſchaffen ſeyn, daß das verdickte und zähe Blutwaſſer eines ſolchen Mittels bedarf, von dem es kann flüßig gemacht werden. Ein gleiches iſt

auch

auch von den Bruſt-Krankheiten, vornehmlich von der Engbrüſtigkeit und ſchwerem Odemholen, ſo von einer Verſtopfung der Lunge herkommen zu ſagen. Man muß ſich ſeiner in hitzigen Krankheiten nicht bedienen und in allen denen, wo die Galle die Oberhand hat oder in welchen das Blut allzuſehr in Wallung iſt, und wo die Eingeweide ſehr erhitzt ſind, dergleichen nicht wenig melancholiſche, gallichte und ſchwindſüchtige Perſonen und ſolche Frauens-Perſonen ſind, die mit Mutter-Beſchwerung behaftet ſind, wie der ſehr gelehrte und berühmte Doctor zu Paris Philipp Hecquet in ſeinem geſchriebenen Tractat von den Purgir-Mitteln ſehr wohl angemerket hat. Das Infuſum oder Decoct hat ſehr wenig Kraft. Die Subſtanz wirkt kräftiger. Man verſchreibt ihn entweder in Pulver allein oder in Form der Küchelchen zu einer halben bis anderthalben oder zwo Drachmen; das Infuſum aber oder das Decoct zu zwo Drachmen bis zu einer halben Unze.

Die Schädlichkeit des Lerchenſchwammes haben die Alten durch hitzige und aromatiſche Magen-Mittel, vornehmlich durch Ingwer und zertheilende Mittel, wie das Koch-Salz und der Honig-Eßig iſt, als wodnrch ſeine Schärfe benommen wird, zu verbeſſern geſucht. Von den Neuern wird er auf verſchiedene Weiſe verbeſſert. Viele ſcheuen ſich für die Leichtigkeit des Pulvers von dem Lerchenſchwamm, wenn er innerlich genommen wird, als wodurch er ſich an die Seiten des Schlundes und des Magens anhängt: daher machen

chen ſie alſo Küchelchen daraus und nehmen ihn auf ſolche Weiſe. Allein, wer mag wohl dieſes Pulver trocken und allein hinunterſchlucken? Wenn es aber mit einer Feuchtigkeit oder mit einem Syrup vermiſcht worden, ſo wird es nicht mehr, zum wenigſten nicht ſo leichte wegen ſeiner Trockenheit, den Häuten des Magens anhängen. Einige röſten ihn, damit ſeine ſchädliche und brechmachende Kraft gemäßiget oder weggenommen werde; allein auf dieſe Weiſe wird er vernichtet und in eine unwirkſame Erde oder Kohle verwandelt. Andre ſchlagen das harzichte Extract vor, ſo beſſer als das Pulver ſeyn ſoll; allein dieſes Harz iſt dem Geſchmack nach ſehr unangenehm und ekelhaft und verletzt den Magen und die Gedärme heftiger als die Subſtanz ſelbſt; und alſo iſt die Verbeſſerung ſchlimmer als das Mittel ſelbſt.

Es iſt keine Verbeſſerung ſicherer, als wenn man aus ihm Küchelchen macht, in denen der unangenehme und ekelhafte Geſchmack und die dem Magen ſchädliche Schärfe durch die Gewürze verbeſſert wird.

Einige glauben, die Kraft und Wirkung deſſelben nach dem verſchiedenen Zweck, wozu er beſtimmt wird, durch gehörige Mittel einzurichten. Damit z. E. ſeine Kraft beſſer in den Kopf gebracht werde, ſo ſetzen ſie Arabiſches Stechas, Muſcaten-Nuß, Paradies-Holz und Spick zu: vermittelſt eines Zuſatzes vom Frauen-Haar, Schwerdtlilien-Wurzel und Yſop ſuchen ſie ſeine

Kraft auf die Bruſt zu leiten; vermittelſt des Hindleufts, ſoll er in die Leber, vermittelſt der Tamarisken-Rinde und des Milzkrauts (Aſplenium) in die Milz; vermittelſt des Mutterkrauts und der Myrrhe in die Gebärmutter und vermittelſt der fünf eröfnenden Wurzeln in die Blaſe und Nieren wirken. Was hiervon zu halten ſey, werden diejenigen leicht darthun können, welche den Arabern nicht zu ſehr zugethan ſind. Den zu Küchelchen gemachten Lerchenſchwamm (Agaricus trochiſcatus) macht man in den Apotheken zu Paris auf folgende Weiſe:

Nimm geſtoßenen weißen Ingwer zwo Drachmen; weißen Wein vier Unzen. Laſſe jenen vier und zwanzig Stunden in der Kälte darinnen weichen und hernach ſeige ſie durch.

Nimm guten und auf einem Reibeiſen geriebenen und zu einem zarten Pulver gemachten Lerchenſchwamm ein halb Pfund; befeuchte ihn mit nur erwähnten Wein, damit eine etwas feſtere Maſſe daraus werde: mache alsdenn aus ſelbiger Küchelchen und trockne ſie im Schatten.

Nimm vom Odermennig und Pimpinell Decoct ſechs Unzen; löſe in ſelbigem von dieſen Küchelchen und dem Electuario de Citro ſolutivo von jedem zwo Drachmen; und Pfirſchblüten-Syrup eine Unze auf. Mache einen Trank daraus.

Nimm reine Senesblätter, Lerchenſchamm-Küchelchen und gummichtes Turbith von jedem

eine Drachme; geſtoßenen Zimmt einen Scrupel; Weinſtein-Salz funfzehn Gran. Gieße ſechs Unzen Fluß-Waſſer darauf und laſſe es eine Nacht ſtehen. In dem Durchgeſeigten löſe Kreuzbeer-Syrup (Syrup. de Rhamn. cathart.) eine Unze auf. Mache einen Trank daraus, welcher in der Waſſerſucht zu gebrauchen.

Nimm von dem auf dem Reibeiſen klein geriebenen Lerchenſchwamm vier Drachmen; Florentiniſche Schwerdtlilien-Wurzel zwo Unzen; getrocknete Tobacks-Blätter einen Scrupel; Yſop und Thymian-Blätter von jedem eine Handvoll. Koche ſie in drey Pfund gemeinen Waſſer bis auf zwey Pfund ein. In dem Durchgeſeigten löſe vom Honig-Eßig (Oxymel ſimpl.) vier Unzen auf. Laſſe den Kranken täglich dreymal ſechs Unzen warm davon trinken.

Nimm Lerchenſchwamm-Küchelchen (Agaric. trochiſc.) eine halbe Drachme; milden Mercurial-Sublimat (Mercur. dulc.) ſieben Gran; vom Diagrydio drey Gran. Vermiſche ſie und mache mit Pferſichblüten-Syrup purgirende Pillen daraus.

Nimm Lerchenſchwamm-Küchelchen eine Drachme; pulveriſirte Jalappa und gewaſchene Aloe von jedem zwölf Gran; milden Mercurial-Sublimat (Aquil. alb.) zehn Gran; deſtillirtes Bernſtein-Oel zween Tropfen; deſtillirtes Majoran-Oel einen Tropfen; Salbey-Blumen Conſerve

ſerve eine ſattſame Menge. Vermiſche ſie und mache Pillen daraus, welche bey Catarrhen zu gebrauchen.

Der Lerchenſchwamm wird äußerlich ſelten gebraucht, wiewohl er wider die vergifteten Biſſe und Stiche der Thiere von den Alten angeprieſen wird.

Man braucht ihn zur Theriaca, zum Mithridatio, zur Confectione Hamech, zur Hiera picra cum Agarico, zur Hiera diacolocynthidos, zum Syrupo roſato cum Senna & Agarico, zum Syrupo helleborato *Quercetani*, zun Pilulis de Agarico *Meſues*, zun Pilulis ſine quibus und den Pilulis mercurialibus, *Charas*.

Vierter Artikel.

Von den Galläpfeln.

Die Galläpfel, Gallae *Off.* Κηκίδες *Graecorum;* Haſs & Haſus *Arabum;* franzöſich Noix de Galle, ſind Körper, welche an den Eichen wachſen. Es giebt von ſelbigen viele Arten, welche der Größe, Farbe, der glatten oder rauchen Ueberfläche, der Schwere und Figur nach von einander unterſchieden ſind. Sie wachſen an den Eichen oder Bäumen, welche Eicheln tragen, aber nicht in allen Ländern; indem ſie in kalten Ländern nicht gefunden werden. Denn J. Rajus

jus merkt an, daß die Eichen in England niemals Galläpfel hervorgebracht haben; wovon er folgende Urſache vorgiebt; es würden nämlich diejenigen Inſecten, welche die Urſache von dem Urſprung der Galläpfel ſind, daſelbſt nicht gefunden.

Es ſind keine Früchte eines Baums, wie einige meynen; ſondern widernatürliche Erhöhungen, welche von den Biſſen und Stichen gewiſſer Inſecten entſtehen. Denn die Inſecten und vornehmlich gewiſſe Fliegen, welche die Augen, Blätter und zarten Zweige des Baums ſtechen, zerreißen die dünnen Gefäße; daher alſo ein Saft herausfließt, der wegen des verminderten Widerſtandes häufiger herzutritt, wodurch alſo die Gefäße mehr und mehr erweitert werden; daher alſo ſo mannigfaltige Erhöhungen entſtehen, welche, ob ſie wohl in Anſehung des Baums widernatürlich ſind, doch von der Natur beſtimmt werden, damit ſie die Behältniſſe für die Eyer derſelben Inſecten ſind, welche ſie beſchützen und zur Entwickelung und Nahrung der jungen Inſecten dienen. Wenn man die reifen und friſchen Galläpfel öffnet, ſo findet man in dem Mittelpunkt bald ein bald mehrere Würmerchen, welche ſich in eben ſo viel Zellen befinden und nach einiger Zeit in Fliegen von einer oder verſchiedener Art verwandelt werden. Bald darauf ſuchen ſie ſich einen Weg, indem ſie die Subſtanz der Galläpfel zernagen und endlich auf der Oberfläche ein Loch machen, durch welches ſie herausgehen und davon fliegen. Wenn die Galläpfel mit keinen Löchern durchbohrt ſind,

ſo

ſo trifft man in ihnen ein Würmchen oder eine Fliege an; wenn ſie aber offen ſind, findet man ſie leer oder mit andern Thierchen angefüllt, welche vielleicht von ungefähr durch das kleine Loch hineingekommen und ſich in dieſe kleine Höhle begeben.

In den Apotheken macht man einen zwiefachen Unterſchied von Galläpfeln; man theilt ſie nämlich in die morgenländiſchen Galläpfel, oder ſo von Aleppo ſind und lateiniſch Alapenſes oder orientales, franzöſiſch Noix de Galles d'Alep oder Alepines heißen, und in die innländiſchen ein.

Die morgenländiſchen ſind rundlich einer Haſel- oder kleinen Nuß groß, eckicht, bisweilen mit wenigen bisweilen vielen Erhöhungen begabt und daher rauch, ſchwer, weißlich, meergrün oder ſchwärzlich, innwendig dichte und harzicht, und zuſammenziehend und herbe. Die Innländiſchen ſind rund, röthlich, glatt, leicht, zerbrechlich, locker, ſchwammicht und bisweilen voller kleinen Höhlen. Sie ſind, ſowohl was die Färbekunſt als Medicin betrifft, nicht ſo gut wie jene und den Alten nicht unbekannt geweſen. Die erſtere Art iſt ἀμφακιτις die andre ὀνοκηκὶς gleichſam Eſels-Galläpfel genennt worden.

In der chemiſchen Unterſuchung ſind von fünf Pfund wohl getrockneten morgenländiſchen Galläpfeln acht Unzen und acht und eine halbe Drachme etwas gelblichte und ſäuerliche Feuchtigkeit; ſechs Unzen, ſieben Drachmen röthliche, ſaure etwas

was brenzlichriechende Feuchtigkeit; vierzehn Unzen und zwo Drachmen braune, etwas ſalzichte, ſcharfe, brenzlichriechende ſowohl ſaure als urinöſiſche Feuchtigkeit; zwo Unzen, fünf Drachmen und vier und funfzig Gran Oel, ſo eine zähe dicke und gleichſam pechichte Conſiſtenz nebſt einen ſchwachen und etwas ſtinkenden Geruch gehabt, übergegangen. Die in der Retorte übrig gebliebene ſchwarze Maſſe hat acht und zwanzig Unzen, fünf Drachmen und vier und funfzig Gran gewogen; welche, nachdem ſie calcinirt geworden, zwo Unzen und zween Gran braune Aſche zurückgelaſſen, woraus durch das Auslaugen ſieben Drachmen und funfzig Gran gezogen worden. Der Verluſt der Theile hat in der Deſtillation ein Pfund zwo Unzen und vier Drachmen, in der Calcination aber ſechs und zwanzig Unzen, fünf Drachmen und zween und funfzig Gran betragen. Aus dieſer Unterſuchung erhellet, daß die Galläpfel viel firen und dicken Schwefel enthalten, der mit einem ammoniacaliſchen Salze verbunden iſt.

Ueberdies iſt zu merken, daß die Galläpfel den aufgelöſten Vitriol ſchwarz oder vielmehr recht dunkelblau machen, indem nämlich das alkaliſche Salz der Galläpfel mit dem ſauren vitrioliſchen Salze verbunden und die metalliſchen Theile von ſelbigem getrennt werden; denn alsdenn fallen die metalliſchen Theile nicht zu Boden, ſondern werden mit den in der Feuchtigkeit ſchwebenden verbrennlichen Theilen vereiniget und von ſelbigen erhalten. Eben deswegen dient das Galläpfel Infuſum

fuſum oder Decoct den Chemiſten und Naturkündigern zur Unterſuchung der mineraliſchen Waſſer.

Denn wenn ſie ein vitrioliſches Salz oder etwas eiſen- oder kupferartiges enthalten, ſo werden ſie von dieſem Decoct ſchwarz, violett, purpurfarben gefärbet, nachdem ſie mehr oder weniger metalliſches Salz enthalten.

Die Galläpfel ziehen heftig zuſammen. Daher ſie von vielen in Rothen-Ruhren, Durchfällen und Blutflüſſen zum innerlichen Gebrauch angeprieſen werden. Ohnlängſt hat man in ihnen eine fiebervertreibende Kraft entdecket, welche von dem ſehr erfahrenen Arzte zu Paris D. **Michael Ludewig Reneaume** in den Memoires de l'Academie des Sciences de l'Année bekannt gemacht worden. Man giebt ſie von einer halben bis ganzen Drachme beym Anfall in Wechſel-Fiebern, vornehmlich denenjenigen, ſagt D. Reneaume, welche von einer ſchlappen Kraft der Faſern des Magens kommen.

Man braucht ſie auch äußerlich zum Zuſammenziehen und Zurücktreiben und die ſchlappen Theile zu ſtärken. Man braucht auch das Decoct derſelben bey Vorfällen der Gebärmutter und des Maſtdarms, wie auch bey denſelben Flüſſen.

Nimm Galläpfel- und Granatäpfel-Rinde von jedem eine Drachme; Salbey- Lorbeer- und Chamillen-Blätter und wilde Granaten-Blüten, von jedem zwo kleine Hände voll; koche ſie im herben Wein und Eiſen-Waſſer. Man

kann es zur Bähung bey einem Vorfall des Maſtdarms gebrauchen.

Man braucht es zum Emplaſtro ad herniam, ſo auch Emplaſtrum contra rupturam *Charas* heißt.

Bey den Färbern ſind ſie ſehr im Gebrauch, wie auch zur Bereitung der Tinte, davon die beſte Art folgende iſt:

Nimm Fluß-Waſſer vier Pfund; weißen Wein zwey Pfund; geſtoßene morgenländiſche Gallåpfel vier Unzen; weiche ſie vier und zwanzig Stunden ein und bewege ſie zum öftern. Hernach laſſe ſie eine halbe Stunde ſieden und ſchäume ſie mit einer Feder ab. Wenn das Gefäße von dem Feuer weggenommen worden ſo thue zwey und ein halb Pfund Arabiſches Gummi; zwo Unzen Ungariſchen Vitriol; eine halbe Unze gemeine Alaune und eine halbe Unze Zuckerkand darzu. Digerire ſie von neuen vier und zwanzig Stunden lang, hernach laſſe ſie eine viertel Stunde aufwallen. Das Decoct ſeige durch ein leinenes Tuch.

Fünf-

Fünfter Artikel.

Von den Scharlachbeeren und der Coccinelle.

Die Scharlachbeere, Kermes, Chermes, Granum Kermes, Granum infectorium, Coccum baphicum, Coccum infectorium, *Off.* Κοκκος βαφικὴ, *Dioſcoridis:* Kermes & Karmes, *Arabum;* franzöſiſch Graine de Kermes, Graine d'Ecarlatte, Vermillon; iſt ein häutiges Säckchen, in der Größe einer Erbſe, glatt, glänzend, rothbraun, wie die Pflaumen, mit einer ſehr dünnen Wolle oder aſchgrauen Staube bedeckt und voller rothen Eyerchen oder auch Thierchen, welche, wenn ſie zwiſchen den Fingern gerieben werden, eine ſcharlachrothe Feuchtigkeit geben, ſo einen etwas ſcharfen bitterlichen Geſchmack und nicht unangenehmen Geruch hat. Sie hängt an den Blättern und zarten Zweigelchen einer gewiſſen Eiche; ſie wird zwar nicht in allen Ländern ſondern nur in den heißen und auch nicht zu aller Zeit ſondern im May und Brachmonat und zwar in heißen Jahren gefunden.

Die Pflanze, der dieſe Beere anhängt, heißt Scharlachbaum, Ilex aculeata cocciglandifera, *C. B. P.* 425. Ilex coccigera *I. B.* 1. 106. Quercus foliis ovatis, dentato ſpinoſis, *Van-Rayen*

flor. Leyd. Prod. 81. 8. Es iſt ein Strauch. Seine Wurzel iſt holzicht, kriecht weit und breit herum und iſt mit einer, nach Beſchaffenheit des Erdbodens, verſchiedentlich gefärbten, bald ſchwärzlichen, bald rothen, dünnen, vier oder ſechs Linien dicken und bisweilen faſrichten Rinde bedeckt. Aus dieſer Wurzel gehen viele Sprößlinge heraus, welche drey oder vier queer Hände breit hoch, holzicht mit einer dünnen weißlichten oder aſchgrauen Rinde bedeckt und in viele Aeſte getheilt ſind. Die Blätter, ſo auf ſelbigen ſtehen, halten keine Ordnung, haben Vertiefungen und ſind am Umfange faltig und mit Dornen beſetzt, dem Stechbaum (Aquifolium) Blättern ſehr ähnlich aber kleiner, acht oder zehn Linien lang, ſechs oder ſieben breit, auf beyden Seiten glatt, ſchön und beſtändig grün, ſo auf einem ungefähr eine Linie langen Stiele ſtehen. Er trägt männliche und weibliche Blumen zuſammen. Die männlichen Blumen, ſo ſich an einem ſchlappen Kätzchen (Amentum) befinden, haben einen einblättrichten Kelch, der vier oder fünffach getheilt iſt, nebſt dem zweyfach getheilte ſpitzige Faſern und keine Krone; ſie haben viel ungefähr acht ſehr kurze Staubfäden, deren Staubfache groß und zwiefach ſind. Die weiblichen Blumen aber, ſo auf einem Auge ſitzen und auch ohne Kranz ſind, beſtehen aus einem einblättrichten, häutichten, halbrunden, rauchen und ganzen Kelche, der kaum zu ſehen iſt. Auf der jungen Frucht, welche eyförmig und ſehr klein iſt, ſitzen zween oder fünf Griffel, welche dünn und länger

als der Kelch ſind, und Spitzen tragen, ſo einfach und beſtändig ſind. Die Frucht iſt eine eyförmige Nuß, welche eine häutigte Rinde hat, deren Grund einklappicht iſt; ſie hängt an einem kurzen und gleichſam ſtachlichten Kelch, iſt länglicht rund und glatt. Dieſer Strauch wächſt auf ſteinichten Hügeln um Montpellier, Niſmes, Avignon und andern Orten in Languedoc, allwo die meiſten Galläpfel herkommen; ſie kommen auch aus der Provence, Spanien und Italien.

Außer dieſen natürlichen Früchten, ſo Eicheln ſind, ſieht man im May an verſchiedenen Theilen von dieſem Strauch gleichſam ein Säckchen, ſo ſehr bekannt iſt und Scharlachbeer genennt wird, von deſſen Urſprung lange Zeit unter den Schriftſtellern ein Streit geweſen. Denn einige haben es für eine Frucht, andre für einen gewiſſen Unrath, der aus der Wunde, ſo ein Inſect dem Baum zuwege gebracht, gewachſen, noch andre haben es für etwas anderes gehalten. Allein der fleißige Naturforſcher **Reaumur** *) hat endlich entdecket, daß die Scharlachbeere eine Art eines Inſects ſey, ſo zu denenjenigen gehöre, welche er Gall-inſectes nennt.

Er unterſcheidet mit dem Herrn **Emeric**, einem Arzt zu Aix **) drey Zeitpunkte bey dem Wachsthum der Scharlachbeere.

*) Memoires pour ſervir à l'Hiſtoire des Inſectes, Tom. IV. Mem. 1.

**) Hiſtoires des Plantes, qui naiſſent aux environs d'Aix par M Garidel.

1) Zu Anfange des Märzes hängt ſich an den Stamm, Aeſten und Blättern des Scharlachbaums ein Thierchen, welches kleiner als ein Hirſenkorn, und wie ein Kellerwurm länglicht rund, nach dem hinterſten Theil zu ſpitzig, an dem obern gewölbt, roth und mit vielen glänzenden Punkten beſprengt iſt. Es hat einige Runzeln, ſo der Queere laufen, ſechs Füße und zween Fühl-Hörner, ſo leicht beweglich und faſt ſo lang als der ganze Körper ſind; nebſt dem iſt es mit ſchwarzen Augen und einem doppelten Schwanz begabt, der unbeweglich und ſo lang als der Körper iſt. Dieſes Würmchen nun wird an gedachtem Baum träge und unbeweglich und ſchwillt nach und nach auf. Wenn man zu der Zeit, indem das Thierchen aufſchwillt, den Körper deſſelben vermittelſt eines Vergrößrungs-Glaſes betrachtet, ſo erſcheint es ſcharlachroth, hat glänzende Goldpunkte und iſt mit einer weißlichten Wolle bedeckt, die an einigen Orten des Rückens, unter und an dem Bauch ſich in Flocken aufrichtet, und eine Art eines Neſtes vorſtellt. Der Rücken ſchwillt gar ſehr in eine runzlichte Halbkugel auf, und an dem vorder Theile des Körpers wird man ſtatt des Kopfes drey Erhöhungen gewahr, wovon die mittlere am dickſten und rundlich, die andern beyden aber, ſo zur Seite ſtehen, kleiner und nach der mittlern zu gebogen ſind.

2) Der andre Zeitpunkt im Wachsthum iſt um den April; alsdenn iſt das Thier gänzlich verändert und hat die Größe und Figur einer Erbſe.

Die

Die Haut von ſelbigem iſt feſter und die Wolle, welche im Anfange nur bündelweiſe auf deſſen Haut wuchs, bedeckt nunmehr die ganze Fläche des Korns wie ein dünnes Pulver; und alsdenn ſcheint es kein Thierchen ſondern ein mit blaßem und wäſſerichten Blute erfülltes Säckchen zu ſeyn.

3) Um die Mitte oder zu Ende des Mayes iſt der dritte Zeitpunkt, da man in dem innerſten Theil des Säckchens unter dem Bauch des Thierchens kleine eyförmige Körner findet, welche ungefähr um die Hälfte kleiner als der weiße Mohnſaamen, blaßroth und mit Gold-Pünctchen bezeichnet ſind. Sie beſtehen aus einer dünnen, weißen durchſichtigen Haut und einer blaßrothen Feuchtigkeit. In jedem Säckchen ſind ungefähr zweytauſend enthalten. Es ſind die Eyerchen von dem erſtern Thierchen, aus denen, wenn ſie aufgebrochen, eben dergleichen Thierchen herauskommen, welche auf den Aeſten und Blättern des Scharlachbaums herumſchweifen, bis ſie endlich auf den folgenden Frühling ſich an die Fügungen des Stammes und der Aeſte feſt ſetzen, um daſelbſt ihre Jungen zu erzeugen.

Indem dieſes Thierchen bis zur gehörigen Größe aufſchwillt, ſo erhebt ſich der unterſte Theil des Bauchs und begiebt ſich nach dem Rücken zu und hinterläßt zwiſchen dem Bauch und der Wolle, auf der es ſaß, einen Raum; und hierdurch wird es einem halbzuſammengewickelten Kellerwurm ähnlich. In dieſen leeren Raum legt es ſeine Eyer-

chen; wenn dieſes geſchehen, ſo ſtirbt das Thier und trocknet aus.

Wenn die Eyerchen aufgeſchloſſen ſind, ſo liegen die Thierchen noch einige Zeit unter der todten Mutter verborgen; hernach kommen ſie zum Vorſchein, ſuchen auf den Blåttern ihre Nahrung, welche ſie nicht, wie die Raupen, zernagen, ſondern den Saft von ſelbigen mit ihrem Růſſel einſaugen.

Reaumur unterſcheidet ein doppeltes Geſchlecht von ſelbigen, nåmlich ein weibliches, von dem bisher gehandelt worden und ein månnliches, ſo von jenem verſchieden iſt. Denn es ſind, wie Emeric meldet, kleine Fliegen, ſo den Můcken in etwas åhnlich ſind und ſechs Fůße haben, davon die vier vörderſten kurz und die beyden hinterſten lang ſind, vier Gelenke und drey krumme Någelchen haben. Die beyden Fůhl-Hörner an dem Kopfe ſind anderthalbe Linien lang, beweglich, ſchief geſtreift und mit Gelenken verſehen. An dem hinterſten Theil befindet ſich ein Schwanz, der eine halbe Linie lang und in zween Theile getheilt iſt. Der ganze Körper wird mit zween durchſichtigen Flůgeln bedeckt. Sie ſpringen, wie die Flöhe, ziemlich ſtark und ſind zur Befruchtung der Weiberchen beſtimmt.

Das Einſammlen dieſer Wůrmerchen iſt mehr oder weniger, nachdem der Winter gelinder oder heftiger geweſen. Die Weiber kratzen vor der Sonnen Aufgang die Scharlachbeeren mit den Någeln ab, und damit ſie nichts durch das Aus-

kriechen

kriechen der kleinen Inſecten verlieren, ſo beſprengen ſie ſelbige mit Eßig, und trocknen ſie hernach an der Sonne aus; daher ſie eine rothe Farbe bekommen.

Einer andern Art Scharlachbeeren, ſo weißlicht iſt, gedenket Garidell und Emeric, welche, wie ſie ſagen, die Bauren die Mutter des Würmchens nennen. Allein ſie verſichern, daß dieſe Art weißlichte Eyer lege, aus denen auch weißlichte und mit ſilber Flecken beſprengte, nicht aber, wie Quiqueranus erzählet, rothe Thierchen auskriechen, dergeſtalt, daß es nach ihrer Meynung eine andre Art Scharlachbeeren iſt, welche von den rothen wenig unterſchieden iſt.

Eine andre Art Scharlachbeeren, ſo ſchwärzlich iſt, hat Hyacinthus Ceſtani in Italien um Livorno auf den kleinen Scharlachbäumen (Ilices pumilae) bemerkt, welche denjenigen, die man zum Färben braucht, ähnlich ſind. Wenn ſie die gehörige Reife erlangt haben, ſo ſind ſie voller weißlichten Saft und Eyerchen; aus ſelbigen kriechen Thierchen, welche den Scharlach-Thierchen nicht unähnlich aber weißlich ſind; wovon man die Beſchreibung weitläuftig in den Werken des Anton Valiſnier leſen kann. Hieraus läßt ſich alſo ſchließen, daß es ſehr viel Arten von dieſen Thierchen giebt, welche nur der Farbe nach verſchieden ſind, und wovon die rothen allein zur Medicin und Färberey gebraucht worden.

Die meiſten Kräuterkenner haben gemeynt, daß die Scharlachbeeren, ſo man zur Färberey braucht,

auf dem Scharlachbaum (Ilex) allein wüchſen. Allein der gelehrte Martin Liſter hat, wie J. Rajus meldet, bemerket, daß dergleichen Beeren auch in England auf den jungen Zweigen der Kirſch- und andrer Bäume hängen.

Die Scharlachbeeren haben einen doppelten Nutzen; man braucht ſie nämlich zur Medicin und die Wolle und Seide damit zu färben.

Was den mediciniſchen Gebrauch anlangt, ſo ſtößt man die friſch geſammleten und recht reifen Scharlachbeeren in einem ſteinernen Mörſel: die geſtoßenen digerirt man an einem kalten Orte ſieben oder acht Stunden, damit die Zähigkeit des Saftes in etwas vermindert werde; hierauf drückt man den Saft aus, ſetzt ihn einige Stunden bey Seite, damit die dickern Theile auf den Boden des Gefäßes fallen. Die Feuchtigkeit gießt man nach und nach ab und ſcheidet ſie von den gröbern Unreinigkeiten. Dem gereinigten Saft ſetzt man gleiche Theile weißen Zucker zu und kocht ihn bey einem gelinden Feuer bis zur Conſiſtenz eines dickern Syrups. Dieſe Vermiſchung nennt man Scharlach-Conſerve, oder Saft oder Syrup, woraus die ſo berühmte Confectio Alkermes gemacht wird. Andre machen eben dieſen Saft ohne Feuer auf folgende Weiſe: Man ſetzt einem Theil von geſtoßenen Scharlachbeeren drey Theile Zucker zu, und läßt ſie einen ganzen Tag an einem kalten Orte weichen. Der ausgepreßte und durchgeſeigte Saft erlangt die Dicke eines Syrups. Man hält ihn

für

für beſſer als den erſtern, als welchem das Feuer nicht eine geringe Portion von flüchtigen Theilen entzogen hat. Dieſer auf dergleichen Weiſe bereitete Saft wird unter dem Namen des Scharlach-Saftes oder Syrups aus Languedoc zu den ausländiſchen Völkern in großer Menge geführt.

Wenn ſie aber die Beeren ganz erhalten wollen, ſo ſammlen ſie dieſelben, wenn ſie friſch ſind und ſetzen ſie in einer allenthalben offnen Kammer auf leinenen Tüchern der freyen Luft aus. Anfangs, ſo lange ſie an Feuchtigkeit einen Ueberfluß haben, wenden ſie ſelbige zwey bis dreymal des Tags um, damit ſie ſich nicht allzuſehr erhitzen. Wenn aber die kleinen Thierchen wegen der erregten Wärme hervorkriechen und ſich, zu fliehen, beſtreben, ſo werden ſie alsdenn von einem Hüter, der beſtändig dabey ſitzt, vermittelſt einer Bewegung des Tuchs in die Mitten geworfen, bis ſie ſterben. Hierauf werden die Thierchen unter der Geſtalt eines Scharlach-Pulvers vermittelſt eines Siebes von dem Säckchen geſchieden, hernach mit den Fingern gelinde ergriffen, zuſammengedrückt und in Bälle oder Küchelchen gebracht, welche an der Sonne ausgetrocknet werden. Man nennt ſie Scharlach-Küchelchen, franzöſiſch Paſtel d'Ecarlatte oder Ecarlatte de graine. Die halbleeren Säckchen aber werden beſonders getrocknet und aufgehoben.

Was die Färberey anlangt, ſo werden die Scharlachbeeren zu dieſem Gebrauch auf eben die oben-

beſchrie-

beſchriebene Weiſe bereitet, nur mit dem Unterſchiede, daß die leeren Säckchen in Körbe gethan und zwey bis dreymal des Tags in den ſchärfſten Eßig eingetaucht und endlich auf leinene Tücher ausgebreitet und getrocknet werden; daher ſie eine rothe und mehr glänzende Farbe bekommen. Das rothe Pulver oder die Thierchen, ſo bald als ſie ſich anfangen zu bewegen, werden mit ſtarken Eßig befeuchtet, bis ſie zu einer dicken Maſſe werden, woraus man Küchelchen oder kleine Maſſen macht, welche man gut austrocknen läßt und zu den ausländiſchen Völkern ſchickt. Heut zu Tage bedienen ſich die Färber in Frankreich derſelben ſelten, ſeit dem die Coccinelle dahin gebracht worden.

In der chemiſchen Unterſuchung ſind von einem Pfund friſcher Scharlachbeeren viel Waſſer, ſo erſt ohne Geruch und Geſchmack hernach brenzlich riechend geweſen; ſechs Drachmen feſtes flüchtiges Salz; ein wenig citronfarbig Oel; und endlich eine ziemliche Portion dickes, ſchmieriges, röthliches, brenzlichriechendes, doch nicht ſo gar ſtinckendes Oel, ſo keine Merkmaale eines ſauren Salzes gegeben, übergegangen. Aus der nach der Deſtillation übergebliebenen ſchwarzen Maſſe iſt durch das Auslaugen kein fixes Salz ausgezogen worden; daher es ſcheint, daß die Scharlachbeeren von den Thieren herzukommen ſcheinen.

Die alten Griechen haben, wie Dioſcorides und Galenus melden, in den Scharlachbeeren nur eine zuſammenziehende Kraft angenommen;

wes-

weswegen ſie dieſelben alſo mit Eßig abgerieben auf die Wunden und verletzten Nerven legten. Die Araber ſind die erſten, welche einer herzſtärkenden Kraft gedenken. Meſues hat ſie bey Herzklopfen, Ohnmacht, Verwirrung des Verſtandes und Melancholie angeprieſen. Itzo aber lobt man das Pulver von ſelbigen, wenn es im Wein oder einem herzſtärkenden Waſſer oder in einem weichen Ey genommen wird, zur Erhaltung und Wiederherſtellung der abgematteten Kräfte in ſchwerer Geburt, zur Stillung des Brechens und zur Stärkung des Magens. Man giebt ſie mit gutem Nutzen den verletzten ſchwangern Weibern, oder welche zum unzeitigen Gebären geneigt ſind, ſolches zu verhüten. Ja, es ſchlucken auch die ſchwangern Weiber, wenn ſie eine unzeitige Geburt befürchten, oft mit Scharlachbeeren gefärbte Seide hinunter. Das Pulver giebt man zu einem halben Scrupel bis zu einer halben Drachme; den Syrup aber von einer halben bis zu einer ganzen Unze. Ich habe Weiber gekennt, welche niemals den letzten Zeitpunkt der Schwangerſchaft erreicht, ohne zu zeitig zu gebähren, die aber durch den neun Monat langen Gebrauch nachfolgender Pillen ohne einzigen Schaden ſchwanger gegangen und endlich ein munteres Kind glücklich zur Welt gebracht.

Nimm von friſchen pulveriſirten Scharlachbeeren und der Confectione de Hyacintho von jedem eine Drachme; von den in dem Ey ſich befindenden getrockneten und pulveriſirten jungen

In-

Inſecten einen Scrupel; Scharlachbeer-Syrup eine ſattſame Menge. Vermiſche ſie und mache neun Pillen daraus, welche auf dreymal zu nehmen.

Diejenigen Weiber, ſo durch einen Fall verletzt worden oder einer andern Urſache wegen eine unzeitige Geburt befürchten, müſſen ſo gleich drey Pillen nehmen und einen Trunk guten und mit Waſſer verdünnten Wein oder eines gehörigen herzſtärkenden oder wundheilenden Waſſers darauf trinken. Eben dieſe Doſis muß in ſechs Stunden wiederholt werden, und eben dieſelbe nach ſechs Stunden zum drittenmal, dergeſtalt, daß binnen zwölf Stunden neun Pillen genommen werden. Hernach müſſen ſie alle Monat in den drey letzten Tagen des abnehmenden Monds früh nüchtern drey dergleichen Pillen auf jedesmal nehmen und hiermit bis zur Zeit der Geburt nebſt der gehörigen Behutſamkeit fortfahren.

Nimm pulveriſirte Scharlachbeeren eine Drachme; roth Sandel-Holz und Drachen-Blut von jedem eine halbe Drachme; zubereitete rothe Corallen anderthalbe Drachme; von den in dem Ey ſich befindenden jungen getrockneten und pulveriſirten Inſecten einen Scrupel; von der Confectione de Hyacinthis zwo Drachmen; Granaten-Syrup eine ſattſame Menge. Vermiſche ſie und mache ein Opiat daraus, davon täglich früh eine Drachme neun Tage lang zur Verhütung der unzeitigen Geburt zu nehmen iſt.

Nimm Scharlachbeer-Syrup drey Unzen; Zuckerkand eine Unze; von dem Pulvere laetificante *Galeni* zwo Drachmen; deſtillirtes Muſcatennuß-Oel vier Tropfen; Zimmt-Waſſer vier Unzen; Roſen-Waſſer zwo Unzen; Alicanten-Wein ein halbes Pfund. Vermiſche ſie. Man giebt hiervon zwo Unzen früh und Abends bey unzeitiger und ſchwerer Geburt, oder zur Wiederherſtellung der Kräfte, welche durch eine langwierige Krankheit abgemattet worden oder Alterswegen ſinken.

Einige läugnen, daß die Scharlachbeeren eine herzſtärkende Kraft beſitzen, und ſchreiben ihnen nur eine zuſammenziehende zu. Allein, wenn ſie auf die Auflöſung derſelben Acht haben wollen, ſo werden ſie in der That wahrnehmen, daß die Scharlachbeeren voller flüchtigen Salze ſind und daher der, von den ſpirituöſen Theilen entblößten, Blutmaſſe wirkſame Theile darbringen können.

Garidell merkt in der Geſchichte der Pflanzen von Aix an, daß die Tauben die Scharlachbeeren begierig ſuchen und ihren Jungen geben; daß ſie ihnen aber auch ſchädlich ſind, dergeſtalt, daß die Jungen ſterben, die Alten aber mit einem rothen Durchfall befallen werden. Aus dieſer Bemerkung könnten wir zwar ſchließen, daß die Scharlachbeeren nicht ganz unſchädlich wären, woferne nicht das Gegentheil durch den öftern Gebrauch derſelben ſattſam bewieſen würde. Allein es kann den Tauben ſchädlich ſeyn, was den Menſchen bey

gewiſſen

gewiſſen Umſtänden heilſam iſt. Was aber Simon Pauli nach dem Rondelet meldet, daß einer wegen des allzu häufigen und öftern Gebrauchs der Confectionis Alkermes eine Rotheruhr bekommen, das, glauben wir, iſt nicht den Scharlachbeeren ſondern vielmehr dem Laſur-Stein, der zu derſelben Confection genommen wird, zuzuſchreiben.

Der Scharlachbeer-Syrup hat eben die Kräfte wie die Scharlachbeeren. Man braucht ihn zu der ſo berühmten Confectione Alkermes.

Man braucht die Scharlachbeeren zur Confectione de Hyacinthis, zum Pulvere diamargariti frigidi u. ſ. f. Außer den Scharlachbeeren giebt es noch andre ähnliche Beeren, welche an den Wurzeln verſchiedener Pflanzen gefunden werden, dergleichen ſind die Polniſchen Scharlachbeeren, deren ſich die Polen, die ſeidenen oder wollenen Tücher ſcharlachroth zu färben, bedienen. Sie hängen an den Wurzeln einer gewiſſen Pflanze, welche Knavel genennt wird. Man findet auch dergleichen an den Steinbrech, Wegebreit, Tag und Nachkraut, Maus-Oehrlein, (Piloſella) und andern Wurzeln. Dieſe braucht man niemals oder ſehr ſelten zur Medicin.

Da die Coccinelle und die Scharlachbeeren eine große Verwandſchaft unter einander haben, ſo wollen wir ſelbige von dieſen nicht trennen.

Die Coccinelle, Cocchinella, Cochinilla & Cocciniglia *Off.* Cochenilla *Hiſpanis*, *Breyn.* *Hiſt.*

Hiſt. Coc. 6. Cochinille ſive Fici Indicæ grana, *Park. Theat.* 1498. Ficus Indicæ grana. *C. B. P* 458. Nocheznopalli ſeu Nopalnochaztli, id eſt, Coccus Indicus in Tunis quibusdam naſcens, *Hernand. Hiſt. Mexican. Pant.* 78. Scarabeolus hemiſphæricus, Cocbineeliſer, *Gaz. Petiv.* 1. *fig.* 5. et *Sloane Hiſt. Jam.* 2. 208. franzöſiſch, Cochenille.

Die indianiſche Coccinelle, dergleichen in den Apothecken zu finden, hat keine regelmäßige Figur; bald iſt ſie gewölbt, bald platt, bald auch etwas hohl und auf beyden Seiten mit queerlaufenden Strichen oder Runzeln bezeichnet; ſie iſt inwendig purpurfarben, äußerlich aber ſchwarzroth, und bisweilen aſchgrau, wobey etwas rothes mit untergemiſcht iſt. Diejenigen, ſo dieſe Farbe haben, werden für die beſten gehalten. Man bringt ſie aus dem Mexicaniſchen Reiche, wo ſie ſehr häufig iſt.

Man hat ſie lange für eine Frucht gehalten; allein endlich haben die Bemühungen der Neuern entdecket, daß es eine Art eines Inſectes ſey, ſo auf der indianiſchen Feige, (Opuntia,) ſitzt, von dem der berühmte Reaumur glaubt, daß es zu den Progallinſacten zu zehlen ſey.

Die Coccinelle iſt alſo ein Inſect, welches eyförmig, ſo groß als eine kleine Erbſe, und lebendig gebährend iſt, ſechs Füße und einen Rüßel hat, mit dem es den Saft der Pflanzen einſaugt und ſich nährt; deſſen Körper aus kleinen Ringen beſteht, und welches ſich an die Pflanzen, von denen es

ſich nährt, unbeweglich hängt, und, wenn es ſich einmal feſt geſetzet, keiner Veränderung unterworfen iſt.

Man unterſcheidet von ſelbigen gemeiniglich zwo Arten; eine iſt zahm und die beſte, ſo franzöſiſch Cochenille mesteque heißt, eine reinere und häufigere Farbe giebt und theurer iſt; die andere aber wild, welche eine ſchlechtere Farbe giebt; allein es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man keinen zwiefachen Unterſchied von ſelbigen zu machen hat. Denn derjenige Unterſchied, der ſich zwiſchen ihnen befindet, ſcheint daher zu kommen, daß dieſe Art von ſelbſt und ohne einige Bemühung der Leute die ungebauten Bäume abzehrt; jene aber mit vieler Sorge, und zu geſetzter Zeit auf die mit allem Fleiß gezogenen Bäume gebracht wird, daher dieſelbe einen reinern und beſſern Saft in ſich zieht. Denn diejenigen, denen die Beſorgung der Coccinelle anvertraut iſt, ſtellen die Indianiſchen Feigen oder Opuntien nach einer gewiſſen Ordnung, warten ſie mit allem Fleiß und beſchützen ſie wider alle Inſecten; und wenn welche darauf gefallen, ſo treiben ſie ſelbige fleißig ab, indem ſie die Bäume mit Fuchs-Schwänzen abſtreichen, damit ſie nicht zugleich den jungen Saamen der Inſecten verletzen.

Außerdem halten einige nicht ohne Wahrſcheinlichkeit davor, daß dieſer Unterſchied von der verſchiedenen Zeit der Einſammlung, wie auch von der verſchiedenen Beſchaffenheit der Coccinelle, nachdem nehmlich das Inſect trächtig oder entlediget geſammelt wird, herkommen könne, dergeſtalt, daß

diejenige, welche zu einer bequemen Zeit geſammelt worden, für die beſte zu halten ſey.

Zu Ende des Jahrs, wenn die dieſen Thierchen ſehr ſchädlichen Regen und Kälte bevorſtehen, brechen ſie die Aeſte oder Blätter (denn es verſchlägt nichts, wie man ſie nennt) von den Indianiſchen Feigen, welche mit der Coccinelle, ſo noch nicht den letzten Grad des Wachsthums erreichet, beſetzt ſind, ab, dieſe zu Hauſe aufbehalten, bis der Winter vergangen iſt. Unterdeſſen ernähren ſie ſich von den Saft, mit dem dieſe Blätter häufig angefüllt ſind. Wenn die Witterung wieder gelinder geworden, und die Thierchen nunmehro ihre Jungen zur Welt bringen wollen, ſo machen die Indianer aus dem auf den Bäumen wachſenden Moos, oder weichen Heu, oder aus der Cocus-Nuß Wolle kleine Neſter, ſo den Vogel-Neſtern ähnlich aber kleiner ſind: in jedes Neſt legen ſie zwölf oder vierzehn Inſecten, bringen die Neſter an die Indianiſchen Feigen, und hängen ſie an die Stacheln. Nach drey oder vier Tagen bringen die Coccinellen ihre Jungen zur Welt, welche nach wenig Tagen aus den Neſtern kriechen, ſich an die Bäume hängen, hier und da auf den Aeſten herum laufen, und ſich endlich feſtſetzen, da ſie denn wachſen, und den Saft einſaugen, und woſelbſt die von den Männchen befruchteten Weiberchen ihre Jungen hinſetzen.

Man ſammelt des Jahrs dreymal die Coccinelle, wenn die Zeit bequem iſt.

Erſt werden die todten Körper, welche, nachdem die Alten ihre Jungen erzeuget, in den Neſtern zurückgeblieben, geſammelt; hernach geſchieht nach drey oder vier Monaten, die zweyte Einſammlung, wenn nehmlich die Inſecten, welche auf die Blume gleichſam geſäet ſind, ihr Wachsthum erreicht haben. Denn alsdenn ſtreichen die Indianer ſelbige, ehe ſie ihre Jungen erzeugen, ganz gelinde mit einem kleinen Pinſel ab,

und

und laſſen einige zurück, welche wieder Junge erzeugen und die dritte Einſammlung ausmachen.

Wenn die Indianer die Coccinelle geſammelt, ſo tödten ſie ſelbige, oder thun ſie in Körbe und tauchen ſie in ſiedend Waſſer, welche ſie hernach an der Sonne austrocknen laſſen oder ſie auf Decken in einen geziemend erwärmten Ofen bringen, oder auch auf erwärmte Bleche legen. Von dieſer verſchiedenen Art, die Coccinelle zu tödten, ſind die verſchiedenen Farben herzuleiten. So lange ſie leben, ſind ſie mit einem weiſſen Pulver beſprengt: diejenigen, welche im heißen Waſſer getödtet werden, verlieren dieſes Pulver und erlangen eine ſchwarzbraune Farbe: die aber im Ofen getödtet werden, behalten dieſes Pulver und haben eine glänzende aſchgraue Farbe; uud welche endlich auf Blechen gedörrt werden, bekommen eine ſchwarze Farbe.

Die Coccinelle hat eben die Kräffte, wie die Scharlachbeeren. Man hält ſie für ein vortreffliches herzſtärkendes ſchweißtreibendes, und ein ſolches Mittel, welches wider allen Gift dient und allerley bösartige Fieber heilt; daher es alſo in der Peſt und Fleckfiebern gegeben wird. Hernandez verſichert, daß ſie, wenn ſie mit Eßig abgerieben worden, zuſammenzieht, und wenn man ſie in Form eines Pflaſters auf die Wunden legt, bey ſelbigen gut ſey, ferner das Herz, den Kopf und den Magen ſtärke, und die Zähne ſehr wohl reinige. Allein ſie wird ſelten in der Medicin gebraucht. Sie kömmt zur Confectione Alkermes. Sie nutzt vielmehr den Malern und Färbern, welche nicht allein eine Purpur-Farbe, ſo Lack genennt wird, ſondern auch eine blutrothe Farbe, ſo gemeiniglich Scharlach heißt, herausziehen, und, wenn ſie mit blau vermiſcht wird, eine violett Farbe hervorbringen.

Ende des zweyten Theiles.

Geoffroy, Etienne-François, 1672-1731 / Arnault de Nobleville, Louis
Daniel, 1701-1778 / Salerne, François

Stephan Franz Geoffroy, der Arzneygelahrheit Doctor, der Königlichen
Akademie der Wissenschaften zu Paris, und der Königlichen Gesellschaft zu
London Mitglied, wie auch Professor der Chemie in dem Königlichen Garten,
und der Medicin in dem Königlich-französischen Collegio, Abhandlung von
der Materia Medica, oder von der Kenntniß, der Kraft, der Wahl, und dem
Bd.: 2

Leipzig 1761

M.med. 353 b-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10286580-5
VD18 80512518